GOETHE







Ludwig Geiger

Goethe



Goethe

Sein Leben und Schaffen

Dem deutschen Volke erzählt

von

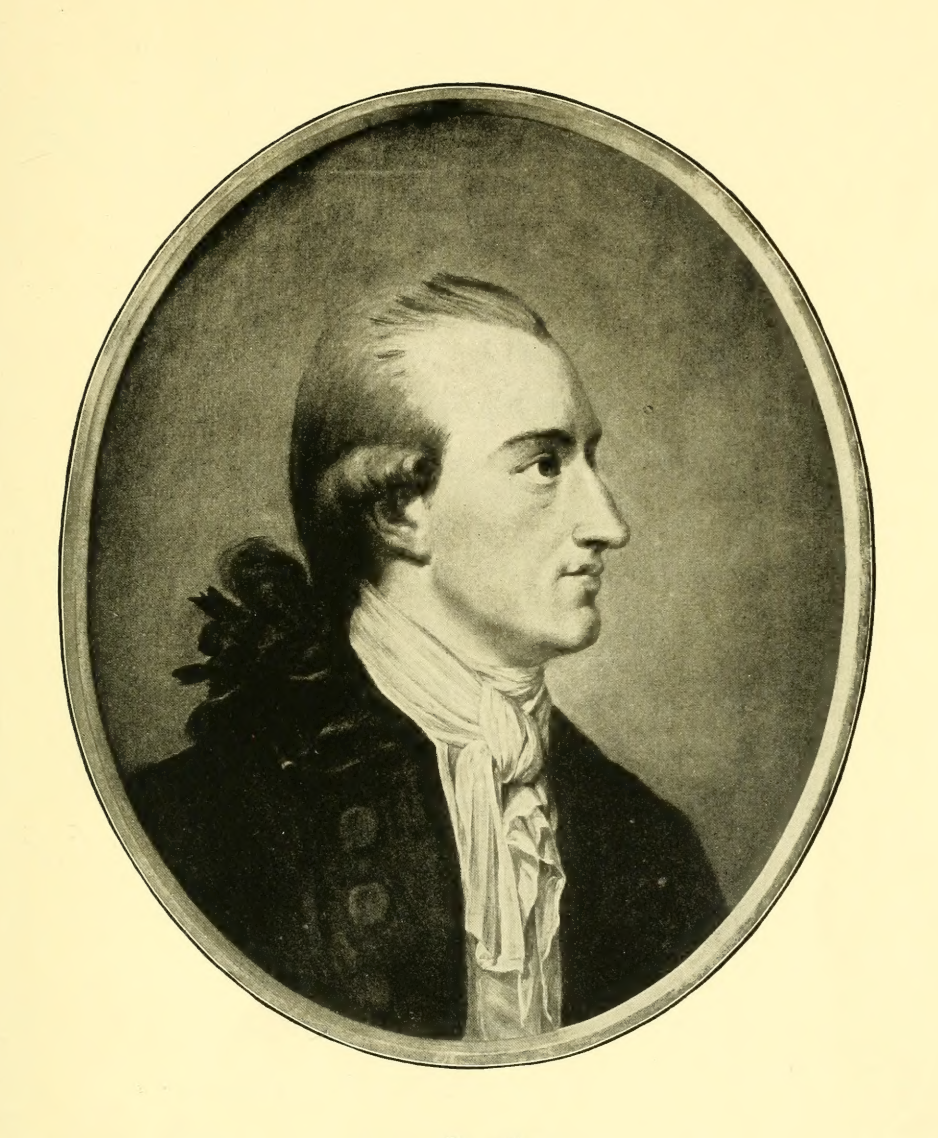
Ludwig Geiger



1910

Ullstein & Co

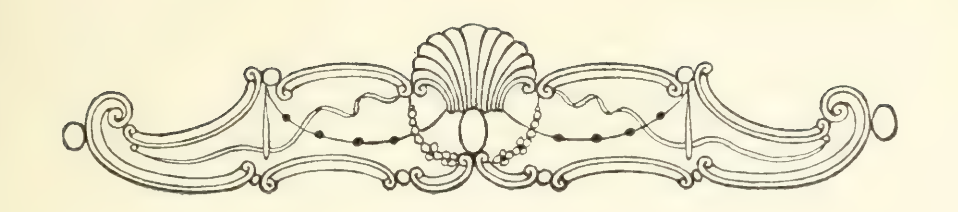
Berlin-Wien



Goethe

Nach einem Gemälde von
Georg Oswald May 1799

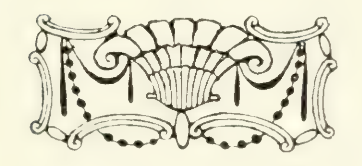




Inhalts-Verzeichnis

Kapitel: Seite

Kapitel: Seite







Goethes Taufanzeige
Nach der im Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. aufbewahrten Urkunde

Vorwort

Dieses Buch, das seine Entstehung der Anregung des Verlegers verdankt, will in keinen Wettkampf mit vielen trefflichen Gesamt- und Einzelarbeiten über unseren größten Schriftsteller treten. Es will ein Volksbuch sein, das dem Kenner vielleicht eine nicht unnütze Wiederholung dessen, was er schon weiß, dem Nichtkenner eine Einführung in Leben und Schaffen Goethes bietet.

Aus diesem Grunde ist durchaus auf Anmerkungen und Literaturangaben verzichtet worden. Der Verfasser der seit 30 Jahren das Goethe-Jahrbuch herausgibt und schon aus diesem Grunde die Goethe-Literatur aufmerksam verfolgt, darf wohl den Anspruch erheben, ein Kenner dieser Literatur zu sein, wenn er sie auch nicht besonders anführt. Freilich bin ich

keineswegs so kühn, zu meinen, alles, was ich hier sage, als Erster auszusprechen. Darum habe ich, wenn ich mich wohl auch rühmen darf, über jedes Werk Goethes aus eigener Kenntnis zu sprechen, die Briefe von und an Goethe, die ich erwähne, selbst den Quellen entnommen zu haben, auch die über Goethe handelnden Schriften eifrig benutzt, die Einleitungen zu den neuen großen Ausgaben der Werke, der Säkularausgabe und der des Bibliographischen Instituts verwertet, aus vielen einzelnen Abhandlungen und Werken von K. von Bardeleben, M. Bernays, K. Burdach, W. Bode, Georg Brandes, K. Büsgen, H. Düntzer, M. Ehrlich, E. Filtsch, J. Goebel, G. v. Grävenitz, O. Harnak, M. Hacker, A. Koster, R. Magnus, R. M. Meyer, M. Morris, O. Pniower, G. Roethe, W. Scherer, E. Schmidt, K. Schüddekopf, Ph. Stein, L. Stettenheim, B. Suphan, J. Wahle, O. F. Walzel, G. Witkowski, viele Einzelheiten geschöpft. Da ich im Laufe einer jahrzehntelangen Schriftstellertätigkeit selbst viel über Goethe geschrieben, zwei biographische Einleitungen zu Ausgaben seiner Werke verfaßt, Einführungen zu fast allen dramatischen Arbeiten Goethes einer jener Ausgaben vorangestellt, manche Briefwechsel herausgegeben, ein Buch „Goethe und die Seinen" veröffentlicht habe, so mußte ich notgedrungen, da ich dieselben Dinge zu behandeln hatte, denen ich mich schon einmal oder öfters zugewandt, mich in demselben Sinne äußern, soweit ich nicht etwa zu anderen Überzeugungen gelangt war. Ich konnte es dabei nicht immer unterlassen, wenn ich dies auch tunlichst vermied, mich gelegentlich der gleichen Worte zu bedienen.

Meine Schilderung trennt nicht, im Gegensatze zu manchen anderen Lebensbeschreibungen, auch zu denen, die ich selbst früher veröffentlichte, Leben und Werke, sondern sucht in möglichst kleinen Zeiträumen die Ereignisse und die Schriften zu vereinigen. Während ich aber in den früher von mir veröffentlichten Einleitungen und ebenso in den von mir wiederholt gehaltenen Universitätsvorlesungen den Inhalt der Werke als bekannt voraussetzte, mußte ich mich in diesem für ein großes Publikum bestimmten Buche dazu verstehen, den Inhalt der Hauptwerke darzulegen. Dagegen vermied ich es, aus den Dramen und Romanen größere Proben zu geben. Eine derartige Mitteilung hätte mir die Arbeit sehr erleichtert, sie hätte aber leicht den Eindruck erwecken können, als wollte ich den Leser dieses Buches von der Pflicht befreien, Goethe zu lesen. Aber die Aufgabe des vorliegenden Werkes besteht gerade darin, den Lesern die Pflicht aufzuerlegen, sich in die Werke des Schriftstellers zu vertiefen. Nur bei der Lyrik machte ich eine Ausnahme, weil bei den Gedichten eine bloße Darlegung des Inhalts leicht platt und nichtssagend wird. Erst die Wiedergabe bedeutender Proben vermag den ganzen Zauber dieser

Dichtungen anzudeuten, aber auch solche Stücke sollen nur dazu dienen, auf die Kenntnis des Ganzen begierig zu machen.

Die Anordnung ist streng der Zeitfolge gemäß, infolgedessen konnte weder ein besonderer Abschnitt über die Lyrik, noch ein solcher über das Drama im allgemeinen gegeben werden, sondern die einzelnen Gedichte und Dramen waren nach der Zeit ihrer Entstehung einzuordnen, weil sie oft die beste Erläuterung bilden für die Vorgänge, denen sie entkeimt sind. Bei der Besprechung der einzelnen Werke suchte ich alles Gelehrte möglichst auszuschalten: Stiluntersuchungen konnten ebensowenig angestellt werden, wie Betrachtungen über das Nachwirken der einzelnen Schriften; auch die Darlegung der Quellen, die der Dichter benutzt hat, mußte auf das bescheidenste Maß zurückgeführt werden. An den verschiedenen Fassungen, in denen einzelne Werke Goethes vorliegen, mußte ich stillschweigend vorbeigehen. Der Kenner mag vermissen, daß die Unterschiede der ersten und zweiten Bearbeitung des „Götz" kaum berührt, daß die Fortsetzung der „Natürlichen Tochter", die Fragmente zur weiteren Ausarbeitung der „Achilleis" — um nur einzelne Beispiele hervorzuheben — nicht erwähnt sind, daß die sogenannten Paralipomena (hinterbliebenen Stücke aus dem Nachlaß) zum Faust, daß die Lücken dieser gewaltigen Dichtung und deren versuchte Ausfüllung nicht vollständig aufgezeigt werden; der gewöhnliche Leser hat für das Verständnis der Schriften solche Angaben nicht nötig, die dem tiefer Eindringenden unentbehrlich sind, sie konnten also ruhig an dieser Stelle wegbleiben.

Eine Vollständigkeit konnte ich bei dem verhältnismäßig geringen Umfange des Buches nicht anstreben. Daher blieb manches Gedicht, blieben viele Besprechungen, zahllose Entwürfe und kleine Aufsätze unerwähnt, die ich recht wohl kenne, aber in das Gefüge dieses Buches nicht hineinbringen konnte. Ebenso mußten viele weniger belangreiche Werke sich mit ihrer Nennung oder einer ganz kurzen Besprechung begnügen, um mir die Möglichkeit zu gewähren, bei den Hauptpunkten länger zu verweilen. Aber so sehr ich auch den Spruch würdige „das Kind ist des Mannes Vater", d. h. daß aus der Jugendbildung heraus die Entwicklung eines großen Menschen zu verstehen sei, so glaubte ich doch, mich von der Art mancher Lebensbeschreiber entfernen zu müssen, die bei den Anfängen ungebührlich lange verweilen und die letzten Teile überhasten. Ich war vielmehr bestrebt, die einzelnen Abschnitte möglichst gleichmäßig zu gestalten, daher auch den letzten Teilen keine wesentlich geringere Ausdehnung zu geben, als den ersten.

Zu der Volkstümlichkeit, die ich zu erreichen mich bemühte, gehört keineswegs eine Häufung von kleinen unterhaltenden Geschichten. Ein Werk über Goethe soll mit Ernst genossen werden und verlangt die ganze

1*

Aufmerksamkeit des Lesers. Doch durfte andrerseits, da schon in dem Titel dieses Buches von Leben und Schaffen die Rede ist, nicht der Hauptnachdruck auf die Werke gelegt werden. Infolgedessen war mein Streben darauf gerichtet, außer den einzelnen Vorgängen in dem Leben des Schriftstellers, auch diejenigen Persönlichkeiten hervortreten zu lassen, die zu seiner Umgebung gehörten. Nicht nur die Frauen, denen er zarte Empfindungen entgegenbrachte, sondern auch die Männer, mit denen er freundschaftlich verbunden war.

In weitesten Kreisen ist die Meinung verbreitet, Goethe gehöre nur den Älteren und Auserwählten: für die Jugend und für die Menge sei er nicht da. Diese Ansicht ist nur zum Teil berechtigt. Die Tatsache, daß der erste Band von Bielschowskys Goethebuch etwa zwölf Jahre nach seinem Erscheinen in 65000 Exemplaren verkauft, also mindestens in der doppelten, vielleicht in der drei- oder vierfachen Zahl gelesen wurde, ist eher ein Beweis für das große Interesse, das von weiten Kreisen Goethe entgegengebracht wird. Auch andere Zeugnisse für die große Beliebtheit, deren sich unser Held erfreut, lassen sich beibringen. Die billigen Ausgaben, wie sie z. B. neuerdings in Max Hesses Klassiker-Verlag erschienen sind, haben eine außerordentliche Verbreitung erfahren, vier oder fünf Neuveröffentlichungen von Eckermanns Gesprächen, der Briefwechsel mit Zelter, eine billige Auswahl aus Briefen und Gedichten begegnen einem vielseitigen Interesse: von den billigsten Auswahlen sind Hunderttausende gekauft worden. Ja selbst eine der neuesten Gesamtausgaben mit ihren stattlichen vierzig Bänden, der zahlreiche Bangemacher einen großen Mißerfolg verkünden zu müssen glaubten, wurde von vornherein in 4000 Exemplaren gedruckt, weil, wie ich aus sicherer Quelle weiß, diese sehr achtunggebietende Zahl für das erste Bedürfnis nötig war. Alles was über den „Faust“ erscheint, findet ein großes zahlendes Publikum. Bücher mit Bildern, die Goethes Persönlichkeit und Leben schildern, sind nicht nur zur Weihnachtszeit ein stehender und sehr begehrter Artikel. Nun, das sind doch alles vollgültige Beweise, daß das große Publikum durchaus nicht, wie man glauben machen will, ganz teilnahmlos Goethe gegenübersteht.

Früher beschuldigte man die Gelehrten einer gewissen Verdrängung des Altmeisters. Denn es gab eine Zeit — sie ist aber glücklicherweise jetzt ziemlich vorbei — da diese meinten, sie hätten ausschließlich Goethe gepachtet. Sie umgaben ihn mit einem fast undurchdringlichen Wall von Erklärungen und Untersuchungen sie stritten sich um Äußerlichkeiten, um Worte und Zeichen und vernachlässigten darüber das Innere. Durch solche Bemühungen, die für Einzelnes ungemein förderlich waren: für eine zuverlässige Feststellung des Textes, eine zutreffende Erklärung mannigfacher einzelner Stellen, wurde doch die Beschäftigung mit Goethe

vielen verleidet, ja auch die Bekanntschaft mit seinen Werken manchem verkümmert. Aber der Schaden, den eine solche Kleinarbeit anrichtete, ist keineswegs ein allgemeiner, ja man könnte im Gegenteil beweisen, wie solche an und für sich unbedeutenden Untersuchungen das allgemeine Interesse erregen und dadurch gerade die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf Goethe hinlenken. Nur zwei Beispiele, die der letzten Zeit entnommen sind, sollen hier angeführt sein. Das eine ist eine Studie, die den Nachweis erbringen wollte, daß die in Hermann und Dorothea gegebene Stadtschilderung auf das Thüringer Städtchen Pößneck passe, das andere eine Untersuchung, ob die eiserne Hand des Götz von Berlichingen die rechte oder die linke gewesen sei. Ich bin nun gewiß der Letzte, der solche Betrachtungen für übermäßig wichtig hält, glaube vielmehr mit sehr vielen, daß die Lösung der erstgenannten Frage zum Verständnis des herrlichen Gedichtes herzlich wenig beitrage. Das eine aber kann ich mit manchem Beweise belegen, daß gerade die beiden genannten Fälle ein außerordentliches Aufsehen erregten, die nicht etwa nur in großen deutschen Zeitungen, sondern auch in vielen kleinen Blättern erwähnt und besprochen wurden und dies nicht mit Seitenhieben auf die Kleinkrämerei, sondern mit wirklichem Interesse, das Kunde gab von der Teilnahme gerade des großen Publikums.

Trotz dieser Tatsachen und Beweise wird häufig die Behauptung ausgesprochen, Goethe könne weder volksmäßig sein, noch werden. Für diese Behauptung führt man drei Sätze ins Feld. Der eine ist der Hinweis auf ein Goethesches Wort, daß er nicht volksmäßig sein wollte, weil er die Menge verachtete, und es nicht sein könnte, weil seine Werke über das Begriffsvermögen des großen Haufens hinausgingen. Der andere sagt, daß Goethe in den großen Nöten des Vaterlandes und in den Zeiten seiner glorreichen Befreiung sich teilnahmlos der nationalen Bewegung gegenübergestellt und wegen dieser gegen das Volkstum gerichteten Gesinnung sich die Zuneigung des großen Haufens verscherzt habe. Der dritte meint, daß Goethe durch sein Leben in vornehmen Kreisen, durch sein höfisches Wesen, durch seinen Hochmut, durch seine wahrer Sittlichkeit entgegenstehende Lebensweise kein Beispiel und Muster für das Volk sein kann.

Was zunächst den zweiten Einwand betrifft: die Teilnahmlosigkeit gegen vaterländische Pflichten und volkstümliche Gesinnung, so ist er durchaus nicht stichhaltig. Goethe war gewiß kein Hurraschreier, ja kleinmütig genug, um dem Wiedererwachen des Volkes nicht recht zu trauen, er war ein Verehrer Napoleons, als eines großen Einzelmenschen, der ihm Bewunderung abzwang, aber er besaß echtes Deutschtum zu den Zeiten, da andere ihre vaterländische Gesinnung verloren hatten oder geschickt zu verbergen suchten. Denn er hat nicht nur in seinem Drama

„Des Epimenides Erwachen" die beredteste Lobpreisung, eine laute Verklärung des Freiheitskrieges geschrieben, sondern auch in den Zeiten der schwersten Not einen Kongreß deutscher Männer geplant (1807), ein poetisches und prosaisches Volksbuch entworfen (1808), Bücher, die dazu bestimmt waren in den Zeiten tiefster Schmach, elender Kopflosigkeit an die volkstümlichen Schätze zu gemahnen, zur Selbstbestimmung aufzurufen und eine neue große Zukunft vorzubereiten.

Aber auch der Grund will nicht verfangen, daß Goethes Leben nicht vorbildlich genug sei. Das Gerede von seiner Fürstenknechtschaft ist doch zumindest stark übertrieben. Denn es beruht nur auf allzu höflichen, unterwürfigen Redensarten, auf einem demütigen Sichneigen vor Prinzen und Hochgeborenen, nicht aber auf einer wirklichen Entäußerung der Selbstachtung und des Selbstbewußtseins. Die wenigen Stimmen, die von Goethes Hochmut, seiner Kälte und Steifheit zu melden wissen, werden übertönt durch die herzerquickenden Lobpreisungen seiner Milde, durch die strahlende Begeisterung vieler, ob seiner freundlichen Leutseligkeit, durch die aus dem Herzen strömende Dankbarkeit für seine Güte, Wohltätigkeit und rührende Menschlichkeit. Wer verstand wie er in seiner Jugend, das bewunderte, vielleicht gefürchtete und geliebte Haupt eines großen Kreises zu sein? Und wer wie er, im Alter Freundschaft zu spenden und zu wahren? Wer hat wie er, Leidenschaft gefühlt und besungen, das höchste Glück noch im hohen Alter besessen, und vielen, wenn auch nur auf Augenblicke, Seligkeit gewährt? Wenn man aber immer wieder seine Abneigung vor der Ehe als lasterhaft bekämpft und in der Frau, die er zwei Jahrzehnte ohne den Segen der Kirche, weitere zehn Jahre nach priesterlicher Einsegnung die Seine nannte, eine Unwürdige sehen will, so macht man aus der guten, von steter Heiterkeit und Liebenswürdigkeit beseelten Frau ein Zerrbild, und vergißt, daß dieser schwer mit anderen zu messende Mann mit keiner anderen geistig und seelisch hochstehenden Frau ein gleich ruhiges und behagliches Leben geführt hätte.

Was endlich die Schriften anbetrifft, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß Goethes Werke nicht so beliebt sind und so allgemein gelesen werden, wie die Schillers. Sie setzen, und damit soll Schiller in keiner Weise gekränkt werden, eben ein gebildeteres Publikum voraus. Die Schuljugend — und sie ist es ja, die den Grund zu dem Urteil des reifen Menschen legt — ist leider für die meisten Werke Goethes nicht vorbereitet und wird es nie werden. Sie und die große Menge des Volkes wird eine wirklich reine Freude stets nur an einzelnen wenigen Gedichten, mit ihren wunderbaren Natur- und Liebesschilderungen und an einem größeren Werke, dem Epos „Hermann und Dorothea" haben, vielleicht noch an „Götz von Berlichingen", weil hier das bewegte Bild des ritterlichen Treibens, das

Volksmäßige und vielleicht besonders auch einige Kraftstellen die Lockmittel abgeben. Alles andere setzt wohl einen geläuterten Geschmack, ein tieferes Verständnis und eine freiere sittliche Anschauung voraus, als die Jugend und als die große Menge sie besitzen kann. Züchtige Mädchen sind nun einmal nicht reif zum Verständnis von Klärchens und Gretchens freier und voller Hingabe. Ungebildete Menschen sind durchaus unfähig, die tiefen Gedanken des Tasso und die erhabene Schönheit der Iphigenie zu würdigen; es gehört weit mehr als bloßes Lesen von Buchstaben dazu, um in das Wesen der Faustdichtung einzudringen; die sittlichen Probleme, die in Werthers Leiden, in Wilhelm Meisters Lehrjahren und in den Wahlverwandtschaften vorgetragen werden, bedingen zu ihrem Verständnis eine Reife, über die weder der ganz junge Mensch, noch die breite Masse des Volkes verfügt.

Damit aber komme man nicht, daß diese Werke unsittlich seien und deswegen nur kleinen Kreisen zugänglich sein sollten. Denn diese Anklage der Unsittlichkeit, die schwerste und zugleich wirksamste, die man gegen einen Autor erheben kann, entbehrt jeder Berechtigung. Mögen Goethes Werke auch dem widerstreben, was man manchmal unter bürgerlicher Moral und Sittlichkeit versteht, so vertreten sie in Wirklichkeit die hohen Grundsätze der echten und wahren Kunst.

Man muß es offen aussprechen, daß diese gänzlich falsche Warnung vor Goethe, als vor einem Verführer, von den geistlichen Heißspornen aus beiden Lagern, von Protestanten und Katholiken, herrührt. Sie haben schon bei Goethes Lebzeiten ihn als den Gefährlichen hingestellt. Er erkannte diese Gefahr und suchte sich dagegen zu wehren. In einem wenig bekannten Gedicht, in dem er sich mit dem alten würdigen Gelehrten Johann Reuchlin, verglich, rühmte er dessen Verdienste, beklagte das böse Schicksal, das ihm von den Pfaffen bereitet worden sei und schloß mit heftigen Worten gegen die „obskuren Kutten, die ihm zu schaden sich verquälen".

Das Leben konnten sie ihm nicht verbittern, seinem Andenken aber haben sie gründlich geschadet. Sie, die protestantischen und katholischen Hetzer haben den „Faust" als ein unreligiöses und verderbliches Buch mit Kot beworfen, sie haben den „großen Heiden" für einen unsittlichen Menschen ausgegeben und nicht nur vor seinen Schriften gewarnt, sondern vor der Verehrung seiner menschlichen Eigenschaften, sie haben mit ketzerrichterlichem Gebaren Werke und Briefe durchschnüffelt, die einzelnen Vorgänge seines Lebens durchsucht und Wehe geschrieen über jedes Verhältnis, mochten diesem auch die zartesten Lieder, die innigsten Worte entspringen. Sie haben ein völlig falsches Bild von Goethes religiösen Überzeugungen entworfen und dadurch viele irregeführt. Sie haben in

weiten Kreisen ein allgemeines Vorurteil geweckt, dessen Besiegung schwer, ja unmöglich ist, solange der Einfluß der Pfaffen dauert.

Gegenüber solchen Ausstreuungen, die niemals aufhören und vielfach in weiten Kreisen des Volkes eine gläubige Menge finden, soll hier versucht werden, das Leben des großen Dichters und des einzigen Menschen schlicht zu erzählen. Nicht mit gelehrtem Rüstzeug, nicht durch geistreiche Betrachtungen und überraschende Wendungen, sondern in möglichst allgemein verständlicher Weise, in einfachem Tone soll hier von dem großen Manne die Rede sein, der manchem früheren Geschlechte Lebensführer war und es manchem späteren bleiben soll.

Berlin, 5. Juni 1909

Ludwig Geiger





Frankfurt a. M. von der Abendseite. Goethemuseum, Frankfurt a. M.
Radierung von J. J. Koller

Erstes Kapitel

Kindheit (1749–1765)

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 in Frankfurt a. M. geboren. Frankfurt war damals eine kleine Stadt mit etwa 33 000 Einwohnern, stark befestigt, mit altertümlichen Häusern, von zahlreichen Gärten mit „lustigen Gartenhäusern“ umgeben. Es war eine reiche Handelsstadt, deren jährlich zweimal stattfindende Messen berühmt waren und viele Fremde nach der Stadt zogen. Es war eine freie Stadt, deren Regierung jedoch nichts von republikanischer Freiheit merken ließ, sondern durchaus nach aristokratischen Grundsätzen geleitet wurde. Die auf ihre Stadt stolzen Bewohner, zumeist Kaufleute, waren von einem starken religiösen Empfinden erfüllt und besaßen einen gewissen Sinn für Höheres. Es gab in Frankfurt seit 1736 eine gelehrte Zeitung und mehrere Lokalblätter, die allgemein politische und lokale Nachrichten enthielten. Aber im ganzen war die Bildung, die man in den Schulen empfing, rechtmäßig; die Gelehrten mußten sich außerhalb Frankfurts die Vorbereitung zu ihrem Berufe holen und waren vielfach gezwungen, ihre Tätigkeit nach außen zu üben. Musik und Theater wurden einigermaßen gepflegt, in der Literatur herrschte der französische Geschmack vor.

Es war eine bewegte Zeit, in der der Knabe aufwuchs. Ein Ereignis, das die Menschen erschütterte, auch den kleinen Wolfgang zum Nachdenken anregte und die ersten religiösen Zweifel in ihm wachrief, war das Erdbeben von Lissabon. Unter den öffentlichen Ereignissen standen die Kriege des Preußenkönigs Friedrich II. obenan, die viel besprochen wurden; eine kleine preußische Partei, zu der der Knabe sich zählte, stand einer größeren österreichischen entgegen, der die Alteingesessenen angehörten. Auch die umliegenden Ortschaften erlebten bisweilen ein blutiges Scharmützel; manche Truppenteile zogen durch Frankfurt; französische Soldaten waren viele Monate dort einquartiert und der Königsleutnant Graf Thorane, der in Goethes Haus seinen Sitz hatte, brachte Leben in das stille Gebäude, konnte sich aber bei dem Herrn des Hauses nicht dieselbe Zuneigung erwerben, wie bei dem Sohne. Dieser ging bei dem kunstfreundlichen Gaste ein und aus, besonders zu der Zeit, da von dem französischen General einige Frankfurter Maler beschäftigt wurden, die auf ihren biblischen und Landschaftsbildern den schönen Knaben häufig darzustellen sich bemühten.

Die Soldaten bedurften der Unterhaltung; ein französisches Theater sorgte für leichte Kost, die auch dem Knaben um so mehr mundete, als die Darbietungen der deutschen Bühne sehr unbedeutend waren. Denn in Frankfurt hatte Shakespeare kaum eine Stätte gefunden und die Lessingschen Dramen waren wenig beliebt; hauptsächlich nährte sich das deutsche Theater von den Brosamen, die aus der französischen Küche herübergeworfen wurden.

Eine gedeihlichere Nahrung gewährte die Literatur der Zeit. In dem schweren Kampf zwischen englischem und französischem Geschmack waren die Engländer Sieger geblieben. Die nach dem englischen Vorbilde gedichteten ersten Gesänge des Messias waren ein Jahr vor Wolfgangs Geburt erschienen. Hauptsächlich blühte jedoch um diese Zeit die Lyrik. Teils wurde in ihr die schwärmerische Freundschaft besungen, teils machten sich der muntere und scherzhafte Ton, die Lobpreisung der Lebenskunst geltend; es erklangen Kriegslieder, die, wenn auch nicht von einem Soldaten gesungen, dennoch das frische, fröhliche Treiben des Feld- und Lagerlebens aussprachen; andrerseits wurde eine Verherrlichung der Natur laut, mit der sich das Lob des friedlichen, erträumten schäferlichen Lebens verband.

Ernste Arbeit tat sich auf dem Gebiete der Kunst und Philosophie kund. Das erste deutsche grundlegende Werk über Ästhetik war 1750 erschienen; Winckelmann, dessen Arbeiten über die Kunst des Altertums von so großem Einfluß auf Goethe werden sollten, war 1755 aufgetreten. Auf dem Felde der Literatur war man eifrig bestrebt, die Grundlinien

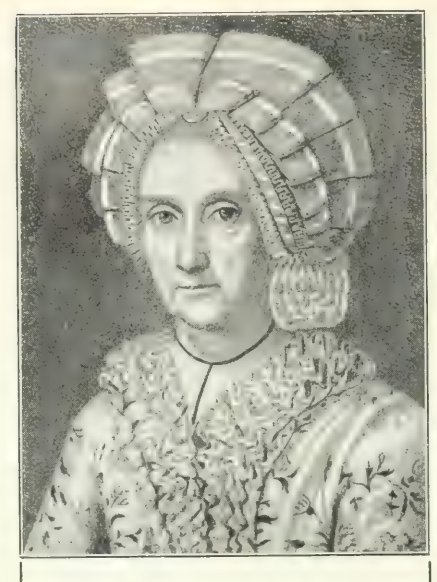


Goethes Großvater Textor
Nach dem Scheppemschen Gemälde lith. von Vogel

einer gesunden Kritik zu ziehen. Nach Nicolais „Briefen über den jetzigen Zustand der Wissenschaften" und der wenig späteren „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" kündeten die „Literaturbriefe" in ihrer frischen, witzigen, mitunter boshaften Art eine neue Zeit kritischer Beurteilung an.

Wolfgangs Eltern waren Johann Caspar Goethe (27. Juli 1710 bis 25. Mai 1782) und Katharina Elisabeth Textor (19. Februar 1731 bis 13. Dezember 1808). Der Vater war Jurist, hatte in Gießen und Straßburg studiert und die Stadt lieben gelernt, in die er später seinen Sohn entsandte, war längere Zeit in Italien gewesen, hatte hier nach seiner Weise mehr gelernt als genossen, empfing am 16. Mai 1742 den Titel eines Kaiserlichen Rats, zog sich aus kleinlichen Veranlassungen von öffentlichen Ämtern zurück und verbrachte ein stilles Leben. Er war ein

vielseitig gebildeter Mann, der aber nicht das geringste Verlangen empfand, nach außen hervorzutreten. Ein eifriger und glücklicher Sammler von Büchern und Bildern, durch die er sich die schönste Zeit seines Lebens, den Aufenthalt in Italien, zu vergegenwärtigen suchte, ein Mann strengster Ordnung, der nur für sein Haus lebte, in dem er unbedingter Herr war. Da er selbst ohne Genußfreudigkeit war und daher kein Verlangen nach Genüssen hatte, vermochte er die Lust anderer an Vergnügungen nicht zu begreifen. So gesetzmäßig sein eigenes Dasein verlief, so gradlinig sollte auch das Leben anderer sich gestalten.



Goethes Großmutter Textor
(Gemälde im Textorschen Besitz lith. von Vogel)

Er machte der Frau, die er in seiner Weise wohl liebte, das Leben nicht zum Himmel und das Haus nicht zum Paradiese, und zeigte den beiden Kindern, die ihm von vielen geblieben waren, trotz der Zärtlichkeit, die er für sie wohl empfand, nur den strengen, nicht den liebenden Vater. Darum erlangte er auch von den Kindern nur Gehorsam, nicht inniges Zutrauen und zärtliche Neigung; das grausame Wort Wolfgangs (1772) „er wird immer irdischer und kleiner" zeugt von schonungsloser Beurteilung, und die Empfindungen, die der Sohn bei dem Tode des Vaters hegte, sind nicht die des kindlichen Schmerzes, sondern die der Befreiung von einer schweren, drückenden Last. Und doch bekannte der Sohn dankbar, daß er von dem Vater, dessen „Statur" er besaß, „auch des Lebens ernstes Führen" habe; die peinliche Ordnung, die Sorgfalt in allen Geschäften, die auf das kleinste sich erstreckende Sauberkeit der Buchführung: das sind Eigenschaften, die der Sohn vom Vater angenommen hatte und während seines ganzen Lebens behielt.

Vom Mütterchen aber gewann er außer „der Lust zu fabulieren" hauptsächlich die „Frohnatur".

Wie man sich Herrn Rat auch in den Zeiten, da er im besten Mannesalter stand, nur alt vorstellen kann, so kann man sich Frau Rat, obgleich sie zu hohen Jahren kam, nur jung denken. Solange der Eheherr kraftvoll war, konnte sie ihr fröhliches Wesen nicht voll äußern, und in den langen Zeiten seines Siechtums wurde sie, die ihre häuslichen Pflichten und die

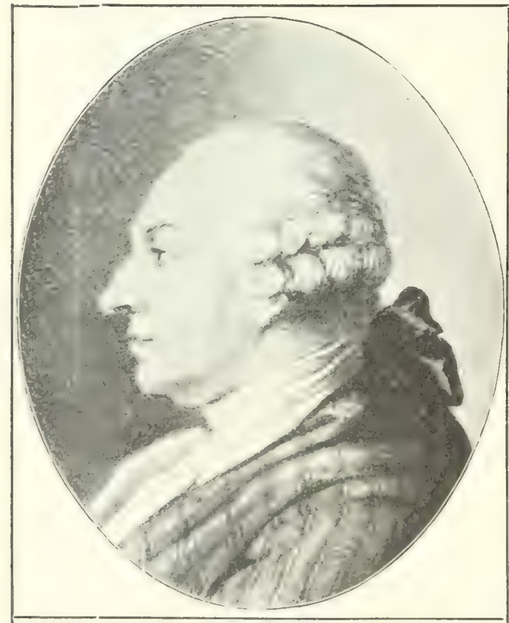


Goethes Mutter in jungen Jahren
Gemälde eines unbekannten Meisters im Besitz von Antiquar Weigel, Leipzig

Pflege des Kranken sehr ernst nahm, in ihrer Stimmung gedrückt; ihr wahres Wesen entwickelte sich erst in den letzten 25 Jahren ihres Daseins, in den Zeiten ihrer Freiheit. In ihren köstlichen Briefen tritt ihr urwüchsiger Humor, ihre Freude am Leben und dessen kleinen und großen Genüssen, ihr Stolz auf ihren Sohn, ihr Verständnis für seine Schriften und seine Lebensführung, ihre herzliche Freude an leichtem Lese-

stoff und an munterer Theaterunterhaltung, ihr Selbstbewußtsein, selbst hochgeborenen oder geistig hochstehenden Frauen gegenüber, dabei ihre tiefe Frömmigkeit, anmutend und erquicklich, ja erhebend hervor.

Mehr dem Vater als der Mutter glich äußerlich und innerlich die Schwester Cornelie. Sie führte ein höchst arbeitsames Leben, zu dem sie nicht durch inneren Trieb, sondern nur durch den Zwang des Vaters kam. Sie heiratete in ziemlich jungen Jahren den Amtmann Schlosser, mit dem sie nach Karlsruhe, später nach Emmendingen zog, und starb schon 1777, nachdem sie dem Gatten zwei Kinder geboren hatte. Sie selbst empfand selten Freude und wußte auch anderen wenig Freude zu spenden. „Aus Liebe und Gefälligkeit wollte sie sich zu nichts bequemen" sagte die Mutter einmal von ihr. Es ist ein trauriges Bekenntnis, wenn die Achtzehnjährige einmal die Worte niederschreibt: „Diese achtzehn Jahre sind mir wie ein Traum verflossen, und ebenso wird mein weiteres Leben vorübergehen, nur mit dem Unterschied, daß ich noch mehr Leiden als bisher zu ertragen haben werde. Ich sehe sie vor mir." Der Bruder aber, der in der Schwester lange eine Vertraute, eine Anregerin zu schriftstellerischen Arbeiten, eine verständnisvolle Leserin und Beurteilerin gehabt hatte, zeichnete sie mit den unerfreulichen Worten, sie sei „eine wundersame Natur" gewesen, „man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe, Hoffnung".



Goethes Vater
Kolor. Handzeichnung der Familien Fidei Kommiß-Bibliothek, Wien

In dem väterlichen Hause, das nicht von Jugendlust erbrauste, sondern fast wie in stiller märchenhafter Einsamkeit verloren dalag, galt es eifrige vielseitige Arbeit, denn der Unterricht wurde lange im Hause von Privatlehrern erteilt; nur kürzere Zeit besuchte Wolfgang eine Schule. Die umfassende Ausbildung des Knaben ist aber eine geradezu erstaunliche. Denn zu den gewöhnlichen Kenntnissen, die etwa dem Lehrstoff unserer höheren Lehranstalten gleichen: den Sprachen des Altertums, der Geographie und Ge-

schichte sowie den Anfängen der Naturwissenschaften traten hier die neueren Sprachen hinzu, unter denen neben dem Französischen und Englischen auch das Italienische seinen Platz hatte; ja auch das Hebräische, das sonst nur den angehenden Theologen aufgehalst wird, mußte erlernt werden, und selbst das Jüdisch-Deutsche, das christlichen Knaben sonst durchaus verschlossen bleibt, fand in diesem vielgestaltigen Unterricht seinen Platz. Der Vater, der in dieser fast überreichen Weise für den Geist seines Sohnes sorgte, vernachlässigte darüber den Körper doch nicht. Wenn auch das eigentliche Turnen wenig gepflegt wurde, so nahm das Tanzen einen hervorragenden Platz ein.



Goethes Schwester Cornelie
Handzeichnung Goethes

Zu den Kenntnissen trat dann auch die Erweckung des Sinnes für Kunst. Schon das Anschauen der Bilder, die in den Zimmern und an den Wänden des väterlichen Hauses verteilt waren, erregte den offenen Sinn des Knaben, und äußerlich wenigstens wurde Wolfgang schon in seinen Kindheitsjahren durch den Vater auf die Poesie hingelenkt. Freilich war dieses Dichten auf Befehl in ähnlicher Weise wie das Nachschreiben der am Sonntag gehörten Predigten mehr eine äußere Übung und eine Last, als eine wirkliche Vorbereitung für den dichterischen Beruf. Denn wie der Knabe lateinische und deutsche Gespräche niederschrieb, die er mit seinen Gefährten oder mit dem Vater gepflogen hatte — also Übungsstücke, in denen er seine Kenntnis des Lateinischen und seine Gewandtheit in deutschem Ausdruck bekunden sollte — so mußte er auch über alles Mögliche Gedichte machen, um seine Befähigung, Reime zusammenzubringen und Verse nach rechtem Maß zu bilden, dem Vater zu bezeugen.

Doch fehlte es in diesem übermäßig angestrengten Leben auch nicht an Freuden. Solche boten sich bei den Großeltern, dem Stadtschultheißen Textor und seiner Frau, besonders in dem Hause einer jüngeren Schwester seiner Mutter, Johanna Maria, die sich 1751 mit einem Kaufmann Melber verheiratet hatte; sodann aber im Verkehr mit Jugendgenossen und mit einzelnen älteren Frankfurter Gelehrten und Künstlern.

Der frühreife Knabe besaß, wenn ihm auch der kindliche Sinn nicht fehlte, doch mehr Freude am Umgang mit Älteren, als an dem mit seinesgleichen.

Von angesehenen Männern suchte er gern den Juristen J. D. von Olenschlager auf, dessen geschichtliche Belehrungen er freudig anhörte und auf dessen Aufforderung er mit jugendlichen Gefährten manchmal Theater spielte; den verbitterten Geh. Kriegsrat von Reineck, dessen grimmige Laune er erheiterte und dessen gediegene Kenntnis der Vergangenheit er sich zu Nutzen machte; den Juristen F. W. Hüsgen, der dem fröhlichen Knaben seine trübe Weltanschauung aufzupfropfen suchte und ihn einmal mit dem Trumpf überraschte, „auch in Gott entdeck' ich Fehler“. Alle, auch die Frankfurter Maler, die seit dem Eintritt des Königsleutnants in Goethes Vaterhaus dort aus- und eingingen, suchten Goethe in ihrer Weise zu bilden: der erste zum Hofmann, der zweite zum Geschäftskundigen,



Das Goethehaus vor dem Umbau vom Jahre 1755
Zeichnung von Reiffenstein

der dritte zum Rechtsgelehrten; die Maler, die ihn gelegentlich als Modell benutzten, brachten ihm manches von ihrer Technik bei.

Auch junge Leute gehörten zu seinem Kreise. Schon damals traten ihm die Brüder Schlosser, Hieronymus Peter und Johann Georg, nahe, von denen der letztere später sein Schwager wurde, außerdem J. J. Griesbach, der in den folgenden Jahrzehnten als gelehrter Theologe eine Hauptstütze der Universität Jena wurde. Die eigentlichen Spiel- und Jugendgefährten waren: Johann Ad. Horn, in seinen Mannesjahren Gerichtsschreiber, gestorben 1806, der mit dem Gespielen auch in Leipzig zu-



Das umgebaute Goethehaus, Frankfurt a. M.
Zeichnung von Delkeskamp. Phot. Held, Weimar

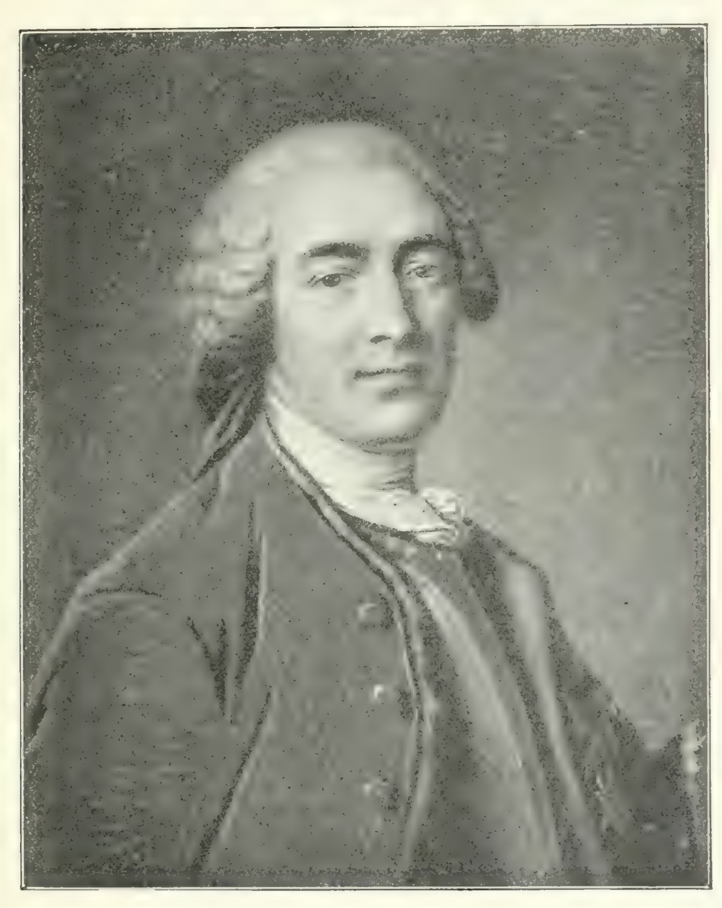


Das Goethesche Familienbild
von J. K. Seekatz, 2. Entwurf, Goethemuseum, Weimar, Phot. Held

sammen und dort in seine Liebeshändel eingeweiht war; Friedrich Max Moors, Sohn eines Bürgermeisters, zwei Jahre älter als Wolfgang, als Advokat in seiner Vaterstadt früh verstorben (1782); Joh. Jak. Riese, als „Kastenschreiber" in Frankfurt ein sehr angesehener Mann, auch später noch mit Goethe in freundlichem Verhältnis, gestorben 1827.

Der Umgang des Knaben blieb jedoch nicht auf Frankfurt beschränkt, sondern erstreckte sich schon damals, wie auch später, auf die benachbarten Städte Offenbach und Darmstadt. Er versuchte den Eintritt in eine Gesellschaft „Philandria" zu erlangen, die, 1759, gestiftet durch den jungen (geb. 1749) Ludw. Ysenburg von Buri, der als unumschränkter Herrscher waltete, eine gewisse Bedeutung erlangte und sich aus einem literarischen in einen freimaurerischen Bund verwandelte. Der Fünfzehnjährige meldete sich am 23. Mai 1764 zum Eintritt und entwarf bei dieser Gelegenheit folgende

Selbstschilderung: „Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin, Sie kennen ja die cholerischen Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter ein Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben lassen ... Gleich in dem Anfange meines Briefes werden Sie meinen



Graf von Thoranc
der „Königsleutnant", Quartiergast des Goetheschen Hauses 1759 61

dritten Fehler finden, nämlich, daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon 100 Jahre kenne ... Noch eins fällt mir ein, ich habe auch den Fehler, daß ich sehr ungeduldig bin und nicht gern lange in der Ungewißheit bleibe."

Auf diesen Brief bekam er zunächst eine ausweichende Antwort. Die jungen Herren erkundigten sich nach dem Kandidaten bei einem Gewährs-

2*

mann, Karl Schweitzer, der in dem Bunde den Namen Alexis führte. Die Auskunft war sehr ungünstig. Nachdem die briefliche Mitteilung durch ein Gespräch zwischen Schweitzer und Buri ergänzt worden war, richtete Buri an Goethe einen überaus schmeichelhaften Brief, der den Tatsachen nicht entsprach und dem Bewerber Aussichten gewährte, die nicht erfüllt werden sollten. Infolgedessen entschloß sich Goethe zu einem Dankschreiben, 6. Juli, in dem er um eine Unterredung mit dem „Herrscher“ bat und tat durch Johann Andreae in Offenbach Schritte, um mit jenem „Herrscher“ zusammenzutreffen. Die Wirkung dieses Schrittes war jedoch nur die, daß Buri den Mittelsmann warnte, „Goethe sei der Ausschweifung und vielen anderen, mir unangenehmen Fehlern ergeben.“ Sein und der übrigen Mitglieder ungünstiges Urteil wurde durch Andreaes Bericht über eine mit Goethe über Theater und Musik geführte Unterhaltung bestärkt, „er hat mehr ein gutes Klapperwerk als Gründlichkeit“, so daß der Vorsitzende dem schon früher erwähnten Mittelsmann gegenüber sein Urteil über den Bewerber, „den lästigen Herrn“, „eine solche untugendhafte Person“ in die Worte zusammenfaßte: „Er soll nun nicht in die Gesellschaft kommen, er mag es anfangen wie er will“. Aber die definitive Ausschließung ließ auf sich warten. Noch am 24. Juli berichtete Buri: „ich sinne jetzo beständig auf ein Mittel, den Herrn Goethe ganz abzuweisen.“ Eine solche endgültige Ablehnung scheint jedoch nicht erfolgt zu sein, man begnügte sich mit Schweigen. Denn noch am 1. September äußerte sich Buri: „Ich hoffe, daß sich Goethe nicht weiter melden wird. Sollte er aber doch so unverschämt sein, sich noch einmal zu melden, so habe ich mir bereits vorgenommen, ihn nicht einmal einer Antwort zu würdigen.“ — Der Jüngling verzichtete wohl darauf, sich weiter in den Kreis der anspruchsvollen jungen Herren zu drängen; mit einzelnen verkehrte er auch noch später, ohne ihre Berichte und Gesinnungen zu kennen; sie selbst mögen in der Folgezeit, als jener zu immer größerem Ruhme gelangte, sie selbst aber im Dunkeln blieben, stark bereut haben, sich mutwillig einer solchen Zierde beraubt zu haben.

Der Vorwurf der Unsittlichkeit, der von den jugendlichen Strafrichtern erhoben wurde, war wahrscheinlich begründet durch den Umgang des Knaben in einer etwas anrüchigen Gesellschaft. Er war in einen Kreis junger lüderlicher Burschen aus niederen Kreisen geraten, die, ohne gerade Verbrecher zu sein, leichtsinnige Streiche trieben und den schönen Knaben aus gutem Hause, der ihnen auch seiner poetischen Fähigkeiten wegen bekannt und nützlich war, verlockten, auch wohl in ihre Vergehungen hineinzogen. Was Wolfgang in ihren Kreis zog, das war außer der Ungebundenheit, die in der munteren Gesellschaft herrschte, die Person Gretchens. Sie war Kellnerin in einem gewöhnlichen Wirtshaus „Zum

„Puppenschenkelchen", ein munteres Mädchen, dessen Lieblichkeit den Knaben erfreute und ihm die ersten erotischen Gefühle einflößte. Allerdings, die an sie gerichteten Gedichte sind nicht erhalten; vielleicht spiegeln manche Verse der folgenden Zeit, die einen jugendlichen Liebhaber im Verkehr mit der Geliebten darstellen, der von der sorgsamen Mutter überwacht und gestört wird, das lockende Bild dieser traulichen Stunden wieder. Das kleine Abenteuer hätte übel enden können, denn Wolfgangs Gefährten wandelten auf schlimmen Wegen. Glücklicherweise wurde er mit Gewalt diesen Kreisen entzogen; ein kurzer Hausarrest beendete den Verkehr und dessen Gefahren.

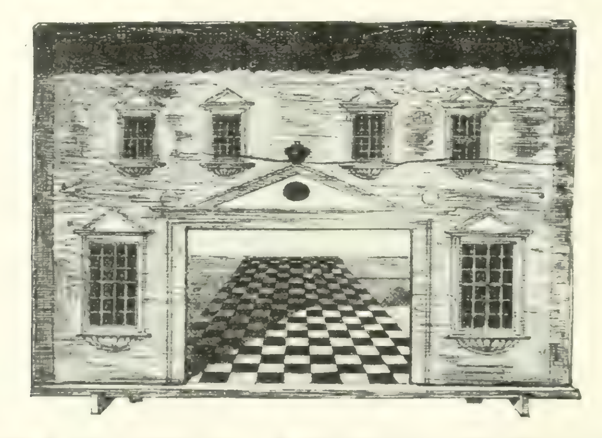


Gretchen, die Freundin Goethes aus den Knabenjahren
Tuschzeichnung im Goethemuseum zu Frankfurt a. M.

Die Erzeugnisse des jugendlichen Dichters, die uns erhalten sind, erheben sich kaum über das Mittelmaß. Seine poetischen Glückwünsche an Großmutter und Großvater sind frostige Redewendungen eines versgeübten Knaben; eine fromme Inschrift in ein Erbauungsbuch der Mutter ist nichts mehr als eine Umschreibung bekannter Redensarten und landläufiger Gesinnungen; höher steht ein „auf Verlangen entworfenes" Gedicht: „Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi", das 1766 in einer Frankfurter Zeitschrift „Die Sichtbaren" gedruckt wurde. Mit Anlehnung an Klopstock und einzelne seiner Nachfolger entwirft der jugendliche Dichter ein Bild von dem Erscheinen des Heilands bei den verurteilten Sündern, und findet angemessene Ausdrücke, um die Pein der Sünder zu verdeutlichen und die strahlende Herrlichkeit des Gottmenschen zu schildern. Alle aus der Kindheit erhaltenen Zeugnisse sind kaum imstande, den Eindruck zu vergegenwärtigen, den Wolfgang auf seine Altersgenossen und die älteren Mitglieder seines Kreises machte. Viel deutlicher wird dieser, wenn man das Wort hört, das einer der Jugendgenossen Goethes später brauchte: „wir waren doch alle nur seine Trabanten", und wenn man den an die Mutter gerichteten Ausspruch einer älteren Freundin erwägt „wenn Dein

Wolfgang nach Mainz reist, so sieht er mehr, als wenn andere nach Rom gehen".

Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt blieben sein ganzes Leben hindurch bestehen. Der ältere, ja noch der alte Mann liebte die von Jugend auf gewohnte Kost, und wie er von der Mutter gern die in Weimar nicht zu erlangenden Kastanien erbat und erhielt, so freute er sich, wenn ihm Artischocken und Mirabellen von Frankfurter Freunden dargereicht wurden. Auch in Rede und Dichtung erhielt sich der Zusammenhang mit der Heimat. Gleich anderen echten Frankfurtern bewahrte der in Thüringen Weilende die heimische Sprechweise, so daß er, namentlich bei gemütlichem Plaudern, in den Dialekt seiner Heimatsgenossen verfiel, ja, er zeigte auch in Briefen und Werken, nicht nur der Jugendzeit, sondern teilweise in jenen des höheren Alters, Anklänge an die Frankfurter Art des Redens und gebrauchte noch als alter Mann Ausdrücke, die ihm von seiner Kindheit her geläufig waren. Nicht minder gern pries er die Gegend seiner Jugendfreuden: die lachenden Hügel, die grünenden Ufer, den lieblichen Strom, der sich durch die Täler windet, die alte Stadt mit ihren Mauern und Türmen; alle die Stätten, die sich seinem Gedächtnis tief eingeprägt hatten, kehrten in seinen Dichtungen immer wieder. Nur dem politischen Gemeinwesen entfremdete er sich: den Antrag, ein städtisches Ehrenamt zu bekleiden, lehnte er 1792 ab, so hoch er auch das Vertrauen seiner Mitbürger zu schätzen wußte. Und als nach dem Tode seiner Mutter die ihm zugemutete Abgabenlast zu drückend wurde, verzichtete er auf sein Bürgerrecht — ein Verzicht, der ihm von vielen Eingesessenen der schönen Mainstadt, die ihr Frankfurtertum als höchste Ehre betrachteten, sehr verdacht wurde und noch heute von manchem Heißsporn nicht verziehen wird.



Goethes Puppentheater. Goethemuseum, Frankfurt a. M.



Kätchen Schönkopf, Goethes Leipziger Freundin
Kupferstich von Auguste Hüssener

Zweites Kapitel

Leipzig (1765—1768)

Am 29. September 1765 verließ der vielseitig unterrichtete, dem Knabenalter kaum entwachsene Jüngling seine Vaterstadt. Er durfte nicht, wie es sein Wunsch war, nach Göttingen gehen, um Sprach- und Altertumswissenschaft zu studieren, d. h. um die Grundlage einer allgemeinen Geistesausbildung zu erwerben, sondern mußte sich nach Leipzig begeben, um sich dem Rechtsstudium zuzuwenden, das leichter zu einem Amt führte, mit welchem ein Broterwerb verbunden war. Insoweit, nämlich in der Wahl der Hochschule und in der äußerlichen Annahme eines Studiums, mußte Goethe den Befehl des Vaters ausführen, aber die Art, wie er seine Zeit in Leipzig verbrachte, entsprach den Wünschen des Vaters in keiner Weise. Denn Rechtsstudien trieb er durchaus nicht ausreichend, so daß

er den ununterbrochenen dreijährigen Aufenthalt nicht, wie der Vater gehofft hatte, mit einem Abschluß, einem Examen krönen konnte. Zwar hörte Wolfgang Fachvorlesungen, aber ohne innerliche Teilnahme und daher nicht mit besonderem Gewinn. Er hörte Staatengeschichte bei Böhme, ließ sich von Winckler über das philosophische System Wolffs unterrichten, von Ernesti über Ciceros Bücher vom Redner und besuchte die physikalischen Vorlesungen von Winkler. Den größten Teil seiner Zeit widmete er aber einer vielseitigen Lektüre, der Übung Sprachen, der Kunstbetrachtung und den Versuchen, sich in den einzelnen Künsten auszubilden, dann dem Verkehr mit Freunden, Liebeshändeln und der Dichtung.

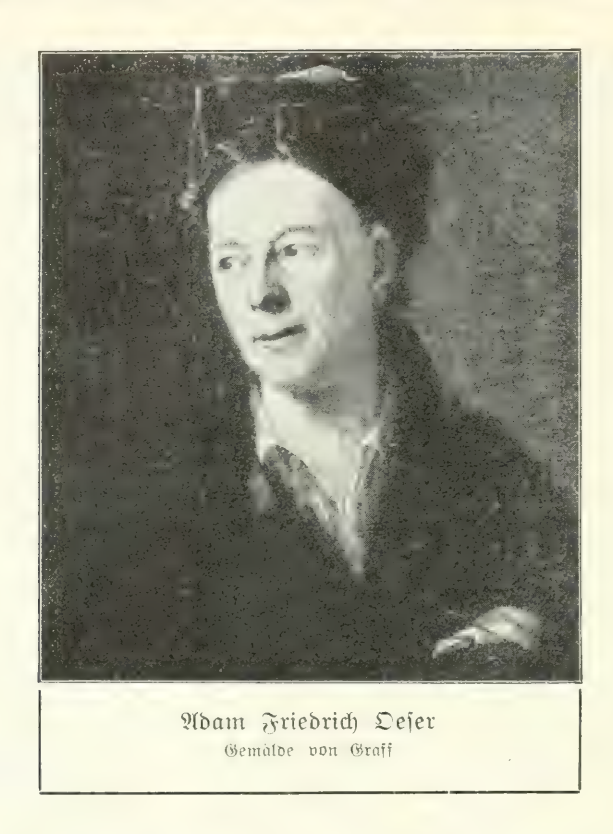
Aus den Briefen, die Goethe an seine Schwester Cornelia schrieb, wird sein fleißiges Lesen kund: französische und englische Romane, daneben ernste Werke, unter denen auch eine Blütenlese aus Shakespeare und vielleicht des großen Briten Werke selbst Platz hatten, Geschichtliches und Wissenschaftliches in großer Menge, z. B. auch die ersten Schriften Winckelmanns und Lessings Laokoon. Aber das Dichterische wog vor, wobei freilich viel Minderwertiges Beachtung fand. Allerdings sind die Briefe an die Schwester, fast die einzigen Zeugnisse über die Leipziger Studienjahre, im wesentlichen Übungsstücke im deutschen, französischen und englischen Stil, Übungsstücke, die weder offenherzige Stimmungsberichte, noch aufrichtige Chroniken genannt werden dürfen, weil sie Aufgaben darstellen, die von dem strengen Vater dem Sohne auferlegt waren und die auch der väterlichen Beurteilung zuerst unterbreitet wurden.

Vermutlich war der mannigfach unterrichtete alte Herr, der seinen Kindern ja in so viele Gebiete Eingang zu verschaffen gesucht hatte, nicht unzufrieden, wenn er hörte, daß Wolfgang die freien Künste bei dem Kupferstecher Stock trieb oder sich bei Adam Friedrich Oeser in die Geheimnisse seiner Kunst einweihen und über die Grundsätze der Kunstgeschichte unterrichten ließ, ferner dessen Umgang benutzte, um die Grundsätze der Ästhetik und der Kunsttheorie zu erlernen. Der Vater hätte wohl auch seine Zustimmung gegeben, wenn er darum angegangen worden wäre, dem Sohne eine Reise nach Dresden zu ermöglichen, wo dieser sich, zumal an den köstlichen Werken der Holländer in der dortigen Galerie erbaute und Menschenstudien in einer Schusterwerkstatt machte. Mehr als dreißig Jahre später wurde von Goethe in Erinnerung an den ersten Eindruck die Dresdener Sammlung so beschrieben: „Mit welchem Entzücken, ja mit welchem Taumel durchwandelte ich das Heiligtum der Galerie! Wie manche Ahnung ward zum Anschauen! Wie manche Lücke meiner historischen Kenntnis ward nicht ausgefüllt! Und wie erweiterte sich nicht mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunst!“ Auch die lieblichen Kinder des Kupferstechers hätten dem sorgsamen Alten



Promenade in Leipzig

Stich von Rosmäsler, 1777



Adam Friedrich Oeser
Gemälde von Graff

keine Furcht eingeflößt, denn Dora Stock, die spätere Malerin, war 1765 erst fünf und Minna, Jahrzehnte nachher die Gattin des wackeren Körner, erst drei Jahre alt. Eher hätte der bedenkliche Herr Rat seinen Sprößling vor Friederike Oeser gewarnt, wahrlich mit Unrecht, denn dies gescheite, talentvolle, aber äußerlich reizlose Mädchen war mehr eine Kameradin des jungen Kunstschülers als eine Geliebte, und wenn sie vielleicht auch selbst von wärmeren Gefühlen für den schönen Fremdling beseelt war, so wurde sie von ihm nur als eine Vertraute behandelt, die Bekenntnisse empfing, welche nicht ihr, sondern anderen galten.

Ganz nach dem Herzen des Vaters war es, wenn Wolfgang in den Kreisen der Professoren verkehrte. Frau Hofrat Böhme, die Gattin des Juristen, wurde für den Jüngling eine mütterliche Freundin; der Umgang mit dieser wohlunterrichteten feinen Dame gab ihm auch den geselligen Anstrich, den er bisher nicht besessen hatte. Bei den Schriftstellern, deren Werke in der Bibliothek des Vaters geprangt hatten: C. F. Weiße, G. W. Rabener und einzelnen anderen sprach er wohl vor, ohne mit ihnen in nähere Verbindung zu kommen und sich ihnen innerlich übermäßig anzuschließen.

Noch weniger war dies der Fall mit den Vertretern des Faches, das ihn trotz der Verbote des Vaters am meisten lockte: der Literatur und der Dichtung. Bei einem dieser Professoren, die Praxis und Theorie verbanden, über Stil und Dichtung Vorlesungen hielten und sich selbst als Dichter versuchten, dem Professor Chr. A. Clodius, hörte Goethe Stilübungen, mußte sich eine scharfe Beurteilung eines für Frankfurt bestimmten Gedichtes gefallen lassen, das mit zahlreichen mythologischen Anspielungen gefüllt war und rächte sich an dem Beurteiler dadurch, daß er eines von dessen Gedichten, das in den von ihm getadelten Fehler gleichfalls verfallen war, durch die Satire „An den Kuchenbäcker Hendel" lustig verspottete. Der gewichtigste Mann der Leipziger Hochschule war gewiß J. C. Gottsched, der Führer der Vernünftigen, der geschworene Feind aller Phantasie, ein fleißiger Gelehrter, dessen Sammlungen noch heute schätzbar sind, der aber doch ein höchst mittelmäßiger und nüchterner Dichter war. Goethe hat später mit hübschem Humor geschildert, wie dieser eitle Herr einen Diener, der ihm nicht rechtzeitig und nicht peinlich genug seine Perücke überreichte, mit einer Ohrfeige bedachte; und schon damals bewies Goethe geringen Respekt vor dem Gewaltigen, indem er in einer Epistel an einen Frankfurter Kameraden ihn also schilderte:

Gottsched, ein Mann, so groß, als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes, der, zu Gad im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus, und seines Körperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze Parisische Schuhe.
Wollt' ich recht ihn beschreiben, so müßt' ich mit einem Exempel
Seine Gestalt dir vergleichen: doch dieses wäre vergebens.
Wandeltest du, Geliebter, auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Aufgang herauf bis zu dem Untergang nieder,
Würdest du dennoch nicht einen, der Gottscheden ähnlichte, finden.
. . . Ich sah den großen Mann auf dem Katheder stehn,
Ich hörte, was er sprach, und muß es dir gestehn:
Es ist sein Fürtrag gut und seine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch steht er gleich den Riesen
Auf dem erhab'nen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.
Genug, er sagte viel von seinem Kabinette,
Wie vieles Geld ihn das und jen's gekostet hätte.

Auch zu Chr. F. Gellert, dem innigen geistlichen, dem anmutigen erzählenden Dichter, besaß der junge Goethe kein wirklich vertrauliches Verhältnis, vielmehr wurde der Student durch die etwas äußerlichen und peinlichen Vorschriften des Lehrers eher abgestoßen als angezogen.

Einen größeren Teil der Zeit als in Hörsälen verbrachte der Leipziger akademische Bürger in der freien Natur mit Freunden in froher Geselligkeit. Er rühmte die prächtigen Gärten in Leipzig und hatte, während die

Stadt an der Pleiße an landschaftlicher Schönheit gewiß hinter der Mainstadt zurückstand, an ihren Naturschönheiten ein größeres Behagen, als er es im Süden empfangen hatte, weil er sich frei ergehen und über seinen Aufenthalt keine Rechenschaft zu geben brauchte. Unter den Freunden befanden sich einzelne der schon erwähnten Frankfurter Genossen; manche später berühmt gewordenen Männer, wie der Staatskanzler Hardenberg, und viele Unbekannte. Einige der letzteren hat der junge Studiosus lebenswahr, aber nicht gerade freundlich also gekennzeichnet (es handelt sich um die Gesellschaft, mit der er zu Mittag speiste): „Dr. Ludwig unser Wirt. Ein Mann, dem 50 Jahre, vieles ausgestandene Elend und die große Menge seiner Geschäfte nichts von der Munterkeit, die er mit 20 Jahren gehabt, wegnehmen können. Er ist ohne Fasson, schwätzt schrecklich viel von Mädchen und ist ein außerordentlich leutseliger und wohltätiger Mann.. Seine Liebe zur Gesellschaft hat ihn bewogen, ein ziemlich großes Haus zu mieten, wo er eine Menge Magister und andere Leutchen beherbergt. Eben dies ist auch die Ursache seines Tisches, den er hält. Magister Morus, ein Theologe, ein sehr artiger und geschickter junger Mann, er redet wenig, allein sieht immer freundlich aus. Magister Hermann, ein Mediziner, sein Nachbar, ist gleichfalls keiner der Beredetsten, aber macht immer ein verdringliches Gesicht. Aber sonst ist er ein sehr schöner Mann. Ich will Dir ihn freien. Hier hast Du sein Portrait, es schmeichelt gewiß nicht. Ungefähr 4½ Fuß hoch. Vom Gesichte zu reden: es besteht wie das Gesicht anderer Menschen aus Augen, Nase usw., aber die Zusammensetzung davon, ach, wie



Johann Joachim Winckelmann,
dessen Kunsttheorien auf Goethe einen großen Einfluß ausübten
Gemälde von Maron

entzückend. Finstere schwarze Augen, die von den herabhängenden Augenbrauen beschattet werden, keine sonderlich schöne Nase, die durch das eingedrückte der Wangen sehr erhöht wird, ein aufgeworfener Mund, der so wie das Kinn, mit einem schwarzen stachligen Barte besetzt ist, sonst ist eine ziemlich starke Röte über sein ganzes Antlitz verbreitet. Seine Reisen haben ihn nicht klüger gemacht, er flieht die Welt, weil sie sich nicht nach ihm richten will."



Christian Fürchtegott Gellert
Stich von Bause nach Gemälde von Graff

Den hauptsächlichen Umgang fand Wolfgang jedoch in einigen älteren Kameraden, besonders in E. W. Behrisch. Dies war ein mannigfach unterrichteter Mann, der den Genuß liebte und auch den jungen Genossen, der sich begeistert an ihn anschloß, in sein Treiben hineinzog. Ein belesener urteilsfähiger Mann, der auf die geglättete Form, auf das zierliche Aussehen der Handschrift besonderen Wert legte, voll Abneigung gegen die Öffentlichkeit und daher auch bestrebt war, seinen jungen Freund davon zurückzuhalten, mit seinen Geistesprodukten zu früh hervorzutreten. Der verständige Rat, den Behrisch erteilte, war für Wolfgang von großem Nutzen. Weniger förderlich war es wohl für ihn, daß er durch jenen älteren Führer auch in die Gesellschaft geleitet wurde, die keinem jungen Mann ganz unbekannt zu bleiben pflegt, in die Welt, der Leipzig seinen Ruf als Klein-Paris verdankt, in die Welt leichter Mädchen und williger Frauen.

Aber in diesem Kreise versumpfte der Jüngling nicht, sondern er erhob sich zu reineren Empfindungen, zu wirklicher Leidenschaft. Der Gegenstand seiner Huldigungen war Katharina Schönkopf, die Tochter eines

Weinwirts, bei dem er zu speisen pflegte. Keine Kellnerin, wie das Frankfurter Gretchen, sondern eine zurückhaltende Dame, die, wenn überhaupt, so höchstens auserwählten Gästen zierlich den Trank reichte. Sie war zu dem jungen Frankfurter freundlich, ließ sich seine Huldigungen gefallen, ohne ihn doch völlig ernst zu nehmen, sie wendete sich schon damals einem ernsteren Bewerber, dem Arzt Dr. Kanne zu, den sie später heiratete. Der Jüngling aber war voll feuriger Leidenschaft. Er machte Behrisch, der inzwischen Leipzig verlassen hatte und nach Dessau als Prinzenerzieher gegangen war, zu seinem Vertrauten. Während er seiner Schwester Cornelie, etwas von oben herab von der kleinen Schönkopf schreibt, die sich sorgsam um seine Wäsche kümmere und die er deshalb sehr gern habe, spürt man in den Bekenntnissen an Behrisch das Leidenschaftliche seiner Empfindung. Namentlich in einem Briefe vom 10. Oktober 1767, den man gewiß nicht als eine Komödie auffassen darf, die Wolfgang sich und dem Freunde vorspielte, tritt dieser feurige, durch eifersüchtige Empfindung gestachelte Gefühlsüberschwang deutlich hervor. „Ha, Behrisch! Das ist einer von den Augenblicken! Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen deine Arme. Oh Gott, laß mich nur erst wieder zu mir kommen, Behrisch, verflucht sei die Liebe". Er findet in dem Gestammel, das nun folgt, kaum den richtigen Ausdruck für sein Gefühl. Er beschreibt kleine Eifersuchtsszenen in ihrem Hause und in dem einer Freundin. Er ist im Fieber, bald vom Frost geschüttelt, bald in Hitze, daß sein Blut zu Feuer wird. Während eines Unwohlseins erfährt er, daß seine Geliebte, obgleich sie von seinem Leiden weiß, in das Theater gegangen ist. Er eilt ihr nach, erblickt sie in einer Loge, hinter ihr einen Mann in sehr zärtlicher Stellung. Er muß mit ansehen, wie jener zu ihr spricht, wie sie über seine Worte lächelt. Er muß nach Hause eilen, weil dieser Anblick ihn zur Verzweiflung bringt, sein Fieber ihn aufs neue packt, und er klagt dem Freunde vor: „Kennst Du einen unglücklicheren Menschen bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen als mich, so nenne mir ihn, und ich will schweigen. Ich habe den ganzen Abend vergebens zu weinen gesucht, meine Zähne schlagen aneinander, und wenn man knirscht, kann man nicht weinen — ... Aber ich liebe sie. Ich glaube, ich tränke Gift von ihrer Hand". Und er weiß, daß er die Nacht schlaflos zubringen wird, und ist doch überzeugt, daß er trotzdem morgen wieder zu ihr gehen, ihr verzeihen, ihr wünschen wird, daß ihr Gott alle die Jahre schenke, die sie seinem Leben raube, „mich freuen, daß ich halb und halb glauben kann, daß sie mich liebt und wieder gehen".

Doch gab ihm dieses Verhältnis auch manche freundliche Stunden; die Liebe machte den Jüngling zum Dichter. In Leipzig hatte er bald

erkannt, daß er bisher noch ein rechter Stümper gewesen. In einer poetischen Epistel vom 28. April 1766 schildert er seine Empfindung:

Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wieviel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhab'ner Flug
Wie er mir schien, nichts war als das Bemüh'n
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen, und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt im Staub. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch noch einmal zieht der Wind
Den Odem ein. Es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

Diese Erkenntnis hatte er selbständig gewonnen, seine Lehrer konnten ihm den rechten Wege nicht weisen. An seine Schwester schrieb der Achtzehnjährige: „Man lasse doch mich gehen; habe ich Genie, so werde ich Poete werden und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts".

Die Leipziger Gedichte enthalten zunächst freundliche Begrüßungen der Mutter. Ihr, von der die Briefe des Studenten sonst so wenig sprechen, werden zärtliche poetische Grüße übersendet. Einmal in einem langausgesponnenen, etwas künstlichen Vergleiche mit Fels und Meer, ein anderes Mal mit den einfachen und herzlichen Worten:

Grüß mir die Mutter, sprich, sie soll verzeihen.
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag' ihr,
Das, was sie weiß, daß ich sie ehre. Sag's,
Daß nie mein kindlich Herz von Liebe voll
Die Schuldigkeit vergißt und ehe soll
Die Liebe nicht erkalten, ehe ich selbst
Erkalte.

Andere Gedichte sind der Freundschaft gewidmet: Behrisch und der Dichter Zachariae werden in Oden besungen, deren Versmaß, wenn auch dem Altertum entnommen, doch wahrhaftes Gefühl durchleuchten läßt. Die meisten aber gelten der Liebe. Ihr Gegenstand ist Käthchen Schönkopf, die unter dem Namen Annette verherrlicht wird; ihren Namen preist — wenn auch der Inhalt ihr nicht ausschließlich gewidmet ist — ein Büchlein, das Behrisch mit sauberer Hand abschrieb und das, nachdem es länger als ein Jahrhundert verschollen war, ein günstiger Zufall wieder ans Tageslicht gebracht hat. Die Liebe zu ihr verkündet gleichfalls das „Leipziger Liederbuch". Was in beiden Sammlungen von Über-

setzungen und Gelegenheitsdichtungen sich findet, ist wenig bemerkenswert; die Liebesdichtungen aber zeigen den werdenden Poeten. Sie bekunden ihn trotz mancher ersichtlichen Nachahmungen, trotz vieler schablonenhaften Ausdrücke und trotz eines gelegentlich erborgten Gefühls. Ein Dichter spricht aus der Widmung:

An Annette.

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern
Nach Musen und nach Freunden,
Doch keiner nach der Liebsten:
Warum sollt' ich Annette,
Die du mir Gottheit, Muse
Und Freund mir bist und alles,
Dies Buch nicht auch nach deinem
Geliebten Namen nennen?

ein Dichter auch aus den Versen, mit denen die Lieder entlassen werden:

Seid, geliebte kleine Lieder,
Zeugen meiner Fröhlichkeit:
Ach sie kommt gewiß nicht wieder,
Dieser Tage Frühlingszeit.
Bald entflieht der Freund der Scherze
Er, dem ich Euch sang, mein Freund.
Ach, daß auch vielleicht dies Herze
Bald um meine Liebste weint!
Doch wenn nach der Trennung Leiden
Einst auf Euch ihr Auge blickt
Dann erinnert sie der Freuden,
Die uns sonst vereint erquickt.

Freude am Genuß klingt aus dem sinnlich schwülen „Hochzeitslied". Der Spötter, der seine eigene Untreue vergessen machen will durch scherzhafte Klagen über die geringe Zuverlässigkeit der Mädchen, spricht in ebenso vielen Versen wie der Altkluge, der an der Liebe zu verzweifeln vorgibt, und der ganze Leichtsinn des frühreifen Jünglings, der im Genuß nach Begierde schmachtet, tritt in dem musikalisch wohllautenden Gedichte „Unbeständigkeit" hervor.

Im spielenden Bach da lieg' ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust.
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder,
Schon naht sich die zweite und streichelt mich wieder,
Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

O Jüngling, sei weise, verwein' nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens,
Wenn flatterhaft je dich ein Mädchen vergißt.
Geh, ruf' sie zurücke, die vorigen Zeiten,
Es küßt sich so süße der Busen der zweiten,
Als kaum sich der Busen der ersten geküßt.

Dieselbe Luft wie in den Gedichten, atmet man auch in den kleinen Dramen der Leipziger Zeit. Den Verlust des fünfaktigen Trauerspiels

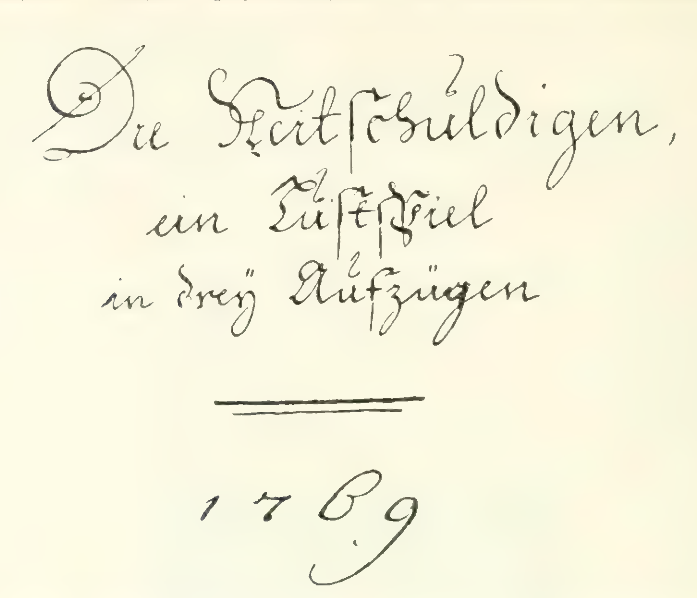
„Belsazar" wird man kaum mehr bedauern dürfen, als den der biblischen Dramen aus der Knabenzeit, etwas stärker das Verschwinden des Lustspiels „Der Tugendspiegel", wenn auch die erhaltenen Proben uns keinen rechten Begriff des Stückes zu gewähren vermögen. Recht bedauerlich dagegen bleibt es, daß von dem Romeo-Plan, der aus Unzufriedenheit mit dem Weißeschen Stücke gleichen Namens entstand, gar nichts aufbewahrt geblieben ist.

Aber die beiden erhaltenen Dramen der Leipziger Zeit, die freilich erst in den nächstfolgenden Frankfurter Jahren ihre endgültige Gestalt erlangt haben, führen den Leser ein in des Jünglings Liebesspiele und Lebenserfahrung.

Das eine dieser Dramen „Die Laune des Verliebten", eine Umarbeitung des verloren gegangenen Schäferspiels „Amine", ist ein in



Denkmal des jungen Goethe auf dem Naschmarkt in Leipzig.
Von Professor Seffner



Titel der Originalhandschrift des Lustspiels „Die Mitschuldigen“

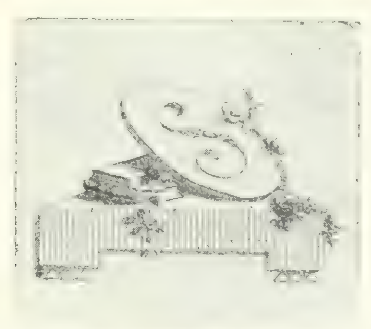
hübschen Alexandrinern gedichtetes, aber technisch ungeschicktes Spiel, das viele Verwandtschaft mit Gellerts Schäferstück „Das Band“ zeigt. Zwei Paare treten vor uns auf, ein glückliches, Eglé und Lamon, ein unglückliches, Amine und Eridon. Das Unglück des letzteren Paares besteht in der schrecklichen, völlig unbegründeten Eifersucht des Mannes. Eglé will ihre Freundin lehren, den Eridon dadurch gefügiger zu machen, daß sie ihm weniger Liebe zeigt, aber diese bringt das nicht über ihr Herz und regt ihn zu immer stärkerer Eifersucht an. Da schreitet Eglé zu dem Äußersten, sie sucht den Eridon in ihre Bande zu ziehen, und erreicht es, so daß er sie wirklich küßt, Amine, die das Paar in seiner Vertraulichkeit überrascht, hofft nun sicheres Spiel bei dem Eifersüchtigen zu haben.

Das Stückchen erregt besonderes Interesse dadurch, daß man in den Personen Porträts zu erblicken das Recht hat. Denn in Eridon und Amine darf man Goethe und Kätchen, in Lamon und Eglé, Joh. Adam Horn und Constance Breitkopf sehen und so führt uns das niedliche kleine Drama aus der künstlich gewählten Schäferepoche in die traulich-süße Zeit der Leipziger Jugend.

Größere Tiefe zeigen die „Mitschuldigen“, deren Veranlassung wir ebensowenig kennen als die Personen, die hier als Quelle gedient haben. Man müßte denn etwa die Kameraden des Frankfurter Gretchens und die Geschichten, in die sie verwickelt waren, als Anlaß zu unserem Drama betrachten.

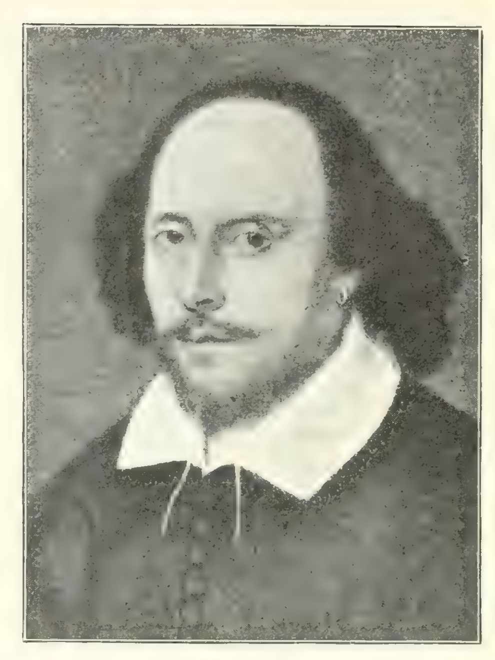
Während die „Laune des Verliebten“ in eine harmlose Schäfergesellschaft führt, wie sie niemals existierte und doch Menschen gestaltet, die der

Dichter sehr wohl kannte, geleiten uns die „Mitschuldigen“ in schlechte Gesellschaft, die sich der Jüngling doch meist nach seiner Phantasie bildete. Keine Verbrecher, aber unlautere Gesellen, und doch alle zum mindesten nahe an der Grenze des Vergehens. Ein wirklicher Schuft ist nur eine einzige Persönlichkeit der Komödie, Söller, der Mann der Sophie, zwar ein liebenswürdiger Schwerenöter, sonst aber ein Kerl, der sein Weib betrügt, ein Säufer und Spieler, der sich die Mittel zu seinem tagediebischen Treiben aus der Kasse des vornehmen Alceſt nimmt. Der Wirt, ein neugieriger Schnüffler, nach dem so oft nachgeahmten Muster des Wirtes in „Minna von Barnhelm“, der, um den Inhalt eines ganz gleichgültige Sachen behandelnden Briefes zu erkunden, Schleichwege geht; endlich sein Töchterlein, eben jene Sophie, die man wegen ihres leichtsinnigen Gatten bemitleiden mag; eine leicht veranlagte Schöne, die nahe daran ist dem Drängen des Alcest nachzugeben, der ältere Rechte an sie zu besitzen vorgibt und der wirklich ein klein wenig in ihrem Herzen thront. Ein echt französisches Stück, das mit seinen gut gebauten Alexandrinern, seiner geschickten Mache, den leicht hingeworfenen Charakteren eher an Groß-Paris gemahnt, als an das Leipziger Klein-Paris. Aber es ist doch mehr als ein lustiges Gesellschaftsspiel aus dem Seine-Babel, es bezeugt vielmehr für einen jungen Autor von nicht zwanzig Jahren einen überraschenden, fast erschreckenden Einblick in die sittlichen Schäden und beweist Geschicklichkeit und Kühnheit, diese Überzeugung mit dreister Deutlichkeit vorzutragen. Es will einer großen Zahl Menschen, nicht etwa nur den Niedriggestellten, sondern der ganzen sogenannten guten Gesellschaft einen Spiegel vorhalten. Es soll nicht nur den Tugendbolden zurufen: „Wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein auf sie“, sondern es soll die direkte Anklage wider sie erheben: in euren schönen Häusern gibt es manch brüchiges Gewissen; eure Moral, auf die ihr so stolz seid, steht auf tönernen Füßen.



Exlibris für Kätchen Schönkopf
Radiert von Goethe

3*



Shakespeare
Nach einem unbekannten Meister

Drittes Kapitel

Frankfurt-Straßburg 1768—1771

Der Jüngling, der so herbe Anklagen gegen einen Teil der Menschen schleuderte, den er zu kennen meinte, kam sicher nicht als Unschuldsengel ins väterliche Haus zurück, wenn er auch nicht gerade, wie manche ärztliche Schriftsteller annehmen, eine schwere ansteckende Krankheit bei seinen Liebesfreuden davon getragen und lange an ihren Folgen zu leiden hatte.

Die Zeit, die er in seiner Vaterstadt verlebte, Herbst 1768 bis Frühjahr 1770, ist keine Epoche der Umwandlung, höchstens eine der Sammlung und Selbstbesinnung, in der der Kränkliche und an der Zukunft fast Verzagende nur allmählich äußerlich und innerlich gesundete. Sie bot für ihn und die Seinen wenig Schönes. Die einzige vielleicht, die ungemischte Freude empfand, war die Mutter, die stets in dem Sohne ihr Glück fand und an ihm ihre unterdrückte oder nur halbgenossene Jugend wieder auffrischte. Eine etwas eigennützigere Freude genoß Cornelie, da sie beim Nachlassen der väterlichen Strenge, die drei Jahre lang ausschließlich

gegen sie angewendet worden war und nun sich einigermaßen dem Bruder zuwandte, im geteilten Leid nur halbes Leid zu erleben hoffte. Der Vater war durchaus unfreudig, erzürnt über den Sohn, der durch den Abbruch der juristischen Studien seine Hoffnungen getäuscht hatte und ärgerlich über den Kranken, der sorgsame Pflege beanspruchte, statt durch seine gesunde Kraft Befriedigung zu gewähren, und eher wie ein abhängiges Kind erschien, denn als ein werdender Mann. Aber auch der Kranke fühlte sich recht unbehaglich; es dauerte lange genug, bis er überhaupt so weit war, sich einer geordneten Tätigkeit hinzugeben.

Merkwürdigerweise bestand diese weniger in Vorbereitungen zu einem juristischen Examen, als in chemischen Übungen, und — soweit nicht die Vollendung der angefangenen oder die Umarbeitung der halbfertigen Leipziger literarischen Arbeiten seine Kraft in Anspruch nahm — in vielfältigem Lesen. Sein krankhafter Zustand, die Schwäche, die daraus hervorging, machte ihn religiösen Betrachtungen geneigt und dem Umgang mit frommen Personen, unter denen Susanne von Klettenberg schon damals einen starken Einfluß gewann.

Mit den Freunden aus Leipzig verkehrte er brieflich. Zunächst mit Kätchen, deren Briefe er zunächst wie ein hochmütiger Schulmeister verbesserte, von der er sich aber abwandte, nachdem er erfahren hatte, daß sie gebunden sei. „Geduld, Zeit und Entfernung werden das tun, was sonst nichts zu tun vermag, sie werden jeden unangenehmen Eindruck auslöschen und unserer Freundschaft mit dem Vergnügen das Leben wiedergeben, das wir uns nach einer Reihe von Jahren mit ganz anderen Augen, aber mit eben dem Herzen wiedersehen werden." Er bittet sie, nicht mehr zu antworten, „ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören möchte, es ist mir leid genug, daß meine Träume so geschäftig sind".

Viel wichtiger indessen als solche Briefe, in denen die Phantasie des getäuschten Liebhabers allzu geschäftig ist, wichtiger auch als die Zuschriften an einige Leipziger Kameraden sind die Episteln an Friederike Oeser, die gerade in dieser Epoche seine Beichtigerin wurde. Freilich auch in den an sie gesandten Berichten ist er wohl nicht ganz offen. Zwar die Absicht, die er hier äußerte, nach Frankreich zu gehen, um französisch zu lernen, wobei er einmal ausdrücklich bemerkt, er wünsche Paris aufzusuchen, mag ihn schon damals zeitweilig erfüllt haben, lange bevor der Vater für Straßburg entschied, wo er selbst sich vor Jahrzehnten wohl gefühlt hatte. Und auch der Ausspruch, den Wolfgang einmal an Friederike richtet, „ich leide viel der Kunst wegen", mag den Umständen entsprechen, weil die Lehren, die er von Vater Oeser empfangen hatte, und mit dem Eifer eines gelehrigen Schülers in Frankfurt zu verbreiten suchte, der Hinweis auf Lessing

und Winckelmann, den Kunstsammlern alten Schlages und den nach sorgsamer Beobachtung schaffenden Malern nicht gefiel. Mit Dankbarkeit wiederholte er die Lehren des Meisters, „Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers ... Sie wissen, was ich war, da ich zu Ihnen kam und was ich war, da ich von Ihnen ging, der Unterschied ist Ihr Werk ... Ich sah ganz anders, ich sah mehr als sonst und was über alles geht, ich sah, was ich noch zu tun habe, wenn ich was sein will."

Keineswegs jedoch wird man den Ausspruch gelten lassen können, den Wolfgang an seine Leipziger Freundin richtete, „es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu sein", denn das, was ihm wirklich mangelte, das war weniger er selbst, als ein Mensch, der ihn ganz verstand, vielleicht ein wenig seine Schwächen liebkoste, hauptsächlich jedoch durch den Eindruck einer ganzen Persönlichkeit ihn aufrichtete. Das war Friederike Oeser in Leipzig gewesen und gerade deshalb sind die an sie gerichteten Briefe, namentlich eine poetische Epistel, von so außerordentlichem Werte. Sie weihen uns in die Stimmung des Schreibers ein, sowohl in den literarischen Plaudereien, die von einem etwas übertriebenen Zorn erfüllt sind, als in den Charakteristiken des weiblichen Geschlechts, die beweisen, daß die alten Narben noch immer schmerzten, als endlich in einer Schilderung ihres Wesens:

Ich kam zu dir, ein Toter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt,
Und wem er nur einmal recht nah ums Haupt geschwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß, so lang er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machtest du mit deiner süßen Gabe;
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe;
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß dein selig Leben sei
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil du's besaß'st, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort, und was noch mehr ist, froh,
Und ganz war meine Reise so.

Aus der Stimmung heraus, die oben bezeichnet wurde, empfanden es alle Familienglieder, vielleicht die Schwester ausgenommen, wie eine Erlösung, als Wolfgang nach Straßburg ging: die Mutter, weil sie dem Sohn, den ganz zu besitzen sie damals nicht vermochte, ein froheres Leben gönnte, der Vater, weil er hoffte, daß Straßburg dem Jünglinge die Grillen austreiben, die Gesundheit wieder verschaffen und dauerhaft be-



Friederike Oeser
Nach der Zeichnung ihres Vaters

scheren würde, und Wolfgang, der für die Enge des väterlichen Hauses selbst Schlimmeres eingetauscht hätte, als die elsässische Hauptstadt ihm zu werden verhieß.

Aber der Aufenthalt in Straßburg wurde für ihn von weit größerem Werte, als er erwartet hatte, von unendlicher Bedeutung für seine ganze Zukunft.

Schon Stadt und Gegend boten Einiges. Die Natur stieß ihn nicht ab, wenn sie ihn auch nicht sonderlich reizte. Das französisch-deutsche Wesen mußte ihm, der nie ein Deutschtümler war, vielmehr für französische Sprache und Literatur große Zuneigung hegte, außerordentlich behagen. Er fühlte sich ebenso sehr zu der leichten Muse hingezogen, in der gerade die französischen Dichter jenes Jahrhunderts Vollkommenes leisteten, als zu den ernsten und gewichtigen Schriften der französischen Aufklärungsepoche. Er beachtete mit Aufmerksamkeit die Vertreter eines fast abgestorbenen Standes, wie die Ludwigsritter, er bestaunte die Kunstwerke, die man für die aus Österreich stammende französische Königin aufgestellt hatte, er ließ sich die ungelenken Glieder bei einem französischen Tanzmeister geschmeidig machen, dessen Töchter mit echt Pariser Lebhaftigkeit und starker Gefallsucht in dem hübschen Frankfurter mehr als den Schüler ihres Vaters zu sehen wünschten.

Aber Straßburg ward für ihn eine wirklich hohe Schule.

Es bedeutete viel, daß er dort die Grundlagen zu seinem staunenswerten, allgemeinen Wissen legte. Er beschäftigte sich eifrig mit Medizin, hörte Vorlesungen und nahm an Übungen teil, wendete sich in Fortsetzung früherer Arbeiten der Chemie zu und betrieb alle diese Arbeiten, die seinem eigentlichen Gebiete fern lagen, so, als wenn er es gerade in ihnen zur Vollkommenheit bringen wollte. Eine solche Hingabe war um so schwieriger und verdienstvoller, als er bisher stets einen Ekel vor dem kranken und toten Körper empfunden hatte und sich nun, durch den Zwang, den er gegen sich übte, von solchen Stimmungen ein für allemal befreite.

Neben dieser allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung, die freilich kein Vertiefen in die verschiedensten Sondergebiete zuließ, jedoch keineswegs als bloßes Naschen aus mannigfachen Schüsseln aufgefaßt werden darf, versäumte er den besonderen Zweck nicht, seine juristischen Studien zum Abschluß zu bringen.

Nicht als Doktor, wie der Vater gewünscht hatte, sondern nur als Lizenziat der Rechte (als einer, der zwar seine Studien abgeschlossen hatte, aber doch nicht mit dem höchsten Grade geschmückt war) kehrte er von Straßburg zurück. Um den Doktorgrad zu erreichen, mußte man eine Abhandlung übergeben und drucken lassen; für die Würde eines Lizentiaten genügte die Aufstellung von Behauptungen (Thesen), über die man mit den Gegnern öffentlich zu streiten (disputieren) bereit war. Sicher ist, daß die Doktorabhandlung zurückgewiesen wurde wegen religiöser Bedenken; möglich, daß auch von den Behauptungen (Thesen) einzelne beanstandet wurden. Die Arbeit sollte den Satz ausführen, daß der Gesetzgeber den religiösen Kultus selbstständig bestimmen dürfe, und schloß sich somit an eine Behauptung an, die schon der Großvater, J o h a n n L. T e x t o r in seiner Doktorarbeit ausgesprochen hatte. Wie in dieser Entscheidung Wolfgang sich den freisinnig-weltlichen Gedanken seiner Zeit anschloß, so zeigte er in einer seiner Thesen, daß die menschliche Richtung jener Zeit, die auch in Dramen seiner Genossen behandelt wurde, ihn beherrschte; er äußert nämlich seinen Zweifel an der damals üblichen Rechtsprechung mit den Worten: „Es ist fraglich, ob eine Mutter, die ihr Kind tötet, zu bestrafen ist." Die Angelegenheit der Doktorarbeit, die Goethe, der mehr als 50 Jahre später von der Universität Jena den juristischen Ehrendoktor erhielt, in seiner Lebensbeschreibung andeutete, muß in Straßburg viel Aufsehen gemacht haben; es gibt eine Anzahl schriftlicher Berichte darüber, die um so bemerkenswerter sind, weil Goethe, um den es sich handelt, damals eben nur durch seine Persönlichkeit auffiel, nicht aber durch seine Leistungen. Ein der Wahrheit am nächsten kommende, unmittelbar nach dem Ereignis erstattete Bericht des Mediziners M e t z g e r an einen Herrn R i n g vom



Straßburger Münster
::zur Zeit Goethes::

7. August 1771 lautet: „Es gibt hier einen Studenten namens Goethe aus Frankfurt a. M., der, wie es heißt, in Göttingen und Leipzig sehr fleißig studiert hat. Dieser junge Mensch, von seinem Wissen, hauptsächlich aber von einigen Bosheiten des Herrn Voltaire aufgeblasen, wollte eine These, die den Titel führen sollte ‚Jesus autor et judex sacrorum' (Jesus der Urheber und Richter der Heiligtümer) aufstellen, in der er u. a. behauptete, nicht Jesus Christus sei der Gründer unserer Religion gewesen, sondern einige andere weise Männer hätten sie unter seinem Namen verfaßt. Die christliche Religion sei nichts weiter als eine vernünftige politische Einrichtung usw. Aber man hatte die Gewogenheit, ihm den Druck seines Meisterwerkes zu verbieten. Darauf reichte er, um seine Verachtung ein wenig fühlen zu lassen, die simpelsten Thesen ein, z. B.: ‚Naturrecht ist, was die Natur alle Geschöpfe lehrte.' Man hat sich über ihn moquiert und er war der Sache ledig."

Die juristischen Kenntnisse, die sich der Jüngling während seiner Studienjahre erworben hatte, reichten eben hin, um ihm einen praktischen Beruf möglich zu machen. Sie erfüllten ihn freilich nicht ganz; die geringe Begeisterung, die er für sie empfand, ließ es nicht zu, ihn zu einer Leuchte der Rechtsprechung oder zu einem Schöpfer großer fruchtbringender Gedanken zu machen.

Vielleicht durch seine Lehrer, wahrscheinlicher durch die Offenheit seines Blickes, wurde er zu dem ehrwürdigen Denkmal aus Straßburgs Vergangenheit, dem Münster, geführt. Er begnügte sich nicht, wie jeder flüchtige Besucher und jeder Einwohner der elsässischen Hauptstadt dieses großartige Denkmal des Mittelalters anzustaunen, wenn er auch, wie so viele Neugierige, die Kunstdenkmäler und Sonderbarkeiten der Kirche ansah, mit fröhlichen Genossen den Turm bestieg und gleich ihnen seinen Namen in die Plattform einkratzte, sondern er studierte gewissenhaft Grundrisse und Zeichnungen und gelangte dadurch zu einer genauen Kenntnis des herrlichen Bauwerks. Er gewann durch diese sorgfältige Beobachtung eine Teilnahme für die mittelalterliche Kunst, die ihm auch später treu blieb, und gelangte zu einer Würdigung des trefflichen Meisters Erwin von Steinbach, die er in einer begeisterten, poetisch angehauchten Ansprache an die Manen jenes bedeutenden Künstlers zum Ausdruck brachte.

Mehr bedeu tetefür den empfänglichen Jüngling, daß er, einen alten Spruch bewahrheitend, in höherem Grade als von seinen Lehrern, von seinen Genossen lernte. Am meisten, daß er in Straßburg ein Mädchen fand, das ihm köstliche Liebe gab und ihn zum Dichter weihte.

Gerade in engem Anschluß an einige Genossen, nicht in der Wahl — denn diese wurde durch den Zufall bestimmt — machten sich zwei Um=


Johann Heinrich Jung-Stilling
Stich von Henne

stände bemerkbar, die auch später noch häufig in seinem Leben sich kundtaten. Er wollte nämlich nicht in den Kreisen Gleichalteriger eine bequeme Rolle spielen, oder Jüngere befehligen, so gern sie sich auch von ihm beherrschen ließen, sondern fand, wie er dies ja auch schon als Knabe gezeigt hatte, besonderes Wohlgefallen an dem Umgang mit Älteren und an dem Verkehre mit Männern, die sich in schlichter Lebensstellung befanden und in kleinen Verhältnissen zu leben gezwungen waren. In Straßburg waren dies Salzmann, Jung-Stilling, Herder.

Salzmann (1722—1812), ein älterer Junggeselle, der in manchen Besonderheiten an Behrisch erinnert, aber sich durch eine ernstere Lebensauffassung und -führung von jenem Leichtsinnigen unterschied, kein hervorragender Schriftsteller, aber ein eigenartiger Denker, „der glücklichste empfindsame Philosoph mit dem echtesten Christentum gepaart", führte Goethe in die deutsche Gesellschaft ein und bot durch seine, in den Vorträgen und Gesprächen dieses Kreises hervortretende vaterländische Gesinnung ein heilsames Gegengewicht gegen die Vorliebe des Jünglings für französische Literatur und Sprache. Kein schöpferischer Geist, aber durch Kenntnisse und Geschmack zum Führer und Urteiler wohl geeignet und durch echt menschliches Wesen zum Vertrauten geboren, wurde er der Mitwisser von Wolfgangs süßen Geheimnissen und kannte seine literarischen Pläne, die er in seiner Weise zu fördern sich bemühte.

Heinrich Jung, genannt Stilling, ein geschickter Arzt, der sich unter großen Entbehrungen mit ungemeiner Kraft zu einer angesehenen Stellung erhoben hatte und sich gediegene Kenntnisse erwarb, gewann durch seinen Charakter mehr als durch sein Wesen Einfluß auf den jungen Mann, der sich gern durch Tüchtige bestimmen ließ. Der Zug zum Geheimnisvollen, Frommen, der Jung-Stilling später in den Sumpf ungesunder Frömmelei versenkte, machte auf Wolfgang, der von seiner traurigen Frankfurter Zwischenzeit her eine Neigung für religiöses Innenleben besaß, einen starken und bestimmenden Eindruck. Imponierte der scheue Jung-Stilling, der infolge seiner Zurückhaltung in der Gesellschaft keine Rolle zu spielen vermochte, durch die Gediegenheit seines Wissens, so empfing er wieder durch die Selbständigkeit des weltfrohen, selbstbewußten Jünglings einen großen

Eindruck, den er durch folgende Worte zum Ausdruck brachte: „(Ein junger Mann) mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs kam muthig ins Zimmer. Stillings Begleiter sagte: das muß ein vortrefflicher Mann sein ... Goethe wälzte zuweilen seine Augen herüber: er saß Stilling gegenüber und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte ... Jung-Stilling wurde von den Anwesenden wegen seiner Perücke und wegen seiner Tracht gehänselt. Nachdem ging er selbst gegen die Spötter los; Goethe, der nicht unter den Lachenden gewesen war, brach in die Worte aus: ‚Probier' erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei! Es ist teufelsmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum besten zu haben!' Seit jener Zeit nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen."

Den bedeutendsten Einfluß aber auf den Straßburger Kandidaten übte J. G. Herder (1741—1803), der damals als Erzieher eines vornehmen jungen Mannes in Straßburg weilte. Während Salzmann, der nur dazu geschaffen war, in seinen beschränkten Kreisen zu wirken, seine Macht verlor, sobald sich Goethe äußerlich von ihm getrennt hatte, während Jung-Stilling infolge der immer stärkeren Ausbildung seiner Eigenart dem Weltkinde widrig wurde und auch seine Zuneigung zu ihm später in Abneigung verkehrte, wurde Herder trotz aller Gegensätze dauernd für Goethe bedeutsam und blieb ihm, nicht ohne Goethes Verdienst, zeitlebens persönlich nahe. Nicht als Theologe allein gewann und behielt er Einwirkung auf den jüngeren Freund, vielmehr wurde er für ihn der große Anreger, er, der stärker war im Beginnen als im Vollenden, bedeutender in den Wirkungen, die er durch sein Gespräch als in denen, die er durch seine Schriften übte. Goethe gegenüber zeigte er sich in jenen Straßburger Tagen als der Eroberer, der kühn so manches Gebiet sich unterjochte, als der Kampffrohe, der eine Wonne darin fand, die anerkannten Größen anzugreifen und von dem Throne, den sie unrechtmäßig lange Zeit inne gehabt, zu entsetzen, als der Allgemeingebildete, der Altertum, Deutsches und Ausländisches mit gleichem Geist behandelte, wenn auch vielleicht nicht vollkommen beherrschte, als eine hervorragende Natur, fähig, die etwaigen Mängel seiner Kenntnisse durch geistreiche Gedanken zu ersetzen oder wenigstens zu verdecken. Mit diesen Vorzügen, durch die der wenig ältere Mann den gelehrigen Jüngling bestach, verbanden sich freilich auch Nachteile, die der Schüler erst später erkannte: das Rechthaberische in seinem persönlichen und schriftstellerischen Gebaren, die Verachtung seiner Gegner, die Lust in jedem nicht Gleichdenkenden einen Feind oder mindestens einen Unfähigen zu sehen, der Hohn, mit dem er selbst den redlich Stre-



Johann Gottfried Herder
Nach einem Gemälde von Tischbein, gestochen von Pfeiffer

benden überschüttete. Auch seine menschlichen üblen Eigenschaften, eine gewisse Kleinlichkeit seiner Natur, die allzu große Bedachtnahme auf seinen Vorteil, die Ausnutzung seiner Gönner und Freunde traten später störend in das Verhältnis beider Männer ein. Damals aber zeigten sich um so mehr als durch Herders Kränklichkeit und Verstimmung Wolfgang zum Tröster und Helfer sich berufen fühlte, den Blicken des Jüngeren mehr die glänzenden Eigenschaften des gefeierten Mannes. Die Wirkung, die Herder auf Goethe übte, bestand hauptsächlich darin, daß er seinen Blick schärfte gegenüber den Erscheinungen des Tages, daß er ihn nach-

drücklich auf das Altertum hinwies, in ihm die Bewunderung für Homer weckte und ihm die Herrlichkeit Pindars erschloß, daß er ihn entschiedener als der Jüngling schon in Leipzig geahnt, auf die unvergleichliche Größe Shakespeares hinwies, so daß der Jünger in seiner von Begeisterung erfüllten Rede zum Shakespearetage die Worte brauchen konnte: „Die ersten Seiten, die in ich ihm las, machten mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt". Endlich predigte Herder dem Schüler das Wichtige und Bedeutsame der Volksliteratur.

Die scharfe Kritik, die Herder übte, ahmte der Zögling in einzelnen bitteren Bemerkungen nach, die er gelegentlich einer vielseitigen Lektüre in seinen „Ephemeriden", dem ersten Beginn tagebuchartiger Aufzeichnungen niederschrieb. Homer blieb ihm sein Leben lang ein Vertrauter, dessen Versmaß er oft, wenn auch nicht immer glücklich anwendete, aus dessen Gestalten er Begeisterung für eigene Dichtungen schöpfte; in Pindar lebte er manchen Monat und suchte einzelne von dessen Oden nachzudichten; Shakespeare gewann auf ihn einen bestimmenden Einfluß, wovon schon in der Straßburger Zeit das Fragment einer Tragödie „Cäsar" ein bemerkenswertes Zeugnis ablegte; die Neigung zur Volksliteratur überdauerte das Zusammensein mit Herder um viele Jahrzehnte. Sie ward später Ursache, daß Goethe im Morlakischen, Serbischen, Neugriechischen sich umsah, daß er der Nürnberger und Straßburger Mundart sich liebend und teilnahmsvoll zuwandte; damals veranlaßte sie ihn aus dem Munde alter Mütterchen, herumziehender Gesellen, in dem Kreise von Landleuten und Zechgenossen Volkslieder zu sammeln. Die Zusammenstellung der Lieder, die er von seinen Streifereien heimbrachte, ist erhalten. Die Lieder sprechen von Liebe, Glück und Mißgeschick, Treue und Untreue. Sie wurden für ihn wichtig als Anregung für Dramen, als bestimmend für die Art seiner Lyrik. Jene zeigte sich darin, daß er das Lied vom „Herrn und der Magd", eine Schilderung wie der Graf bei der Beerdigung des von ihm verführten und bei der Geburt eines Kindes verstorbenen Mädchens „sich in das Herze sticht", für seinen Clavigo verwertete. Die lyrische Anregung tritt dadurch hervor, daß Goethe dem Volksliede manches für seine eigene Dichtung entnahm. Er lernte von ihm die häufigen Wiederholungen einzelner Schlagworte am Ende der einzelnen Strophen, die Kühnheit in der Bildung neuer Worte, die Kürze, die Auslassung von End- und Vorsatzsilben. Manchmal arbeitete er seinen dichterischen Anschauungen gemäß Volkslieder um, benutzte volkstümliche Elemente und Stoffe in seinen lyrischen und erzählenden Gedichten, schloß sich in der Form an das Volkslied an und scheute sich nicht, da er das Gute be-

nutzte, wo er es fand, aus Volksliedern geradezu einzelne Stellen für seine Lieder zu entnehmen.

So hoch bedeutsam nun auch Herders Einfluß genannt werden muß, das wichtigste Ereignis der Straßburger Zeit ist doch die Bekanntschaft mit Friederika Elisabetha Brion (1751—1813), der Tochter des wackeren Pfarrers Johann Jakob Brion und seiner Gattin Magdalena Salomea in Sesenheim. Der Verkehr in dem abgelegenen stillen Pfarrhause ist eine der lieblichsten Idyllen, die an ihrem Reiz gewiß nichts verliert, wenn ihre Schilderung in Dichtung und Wahrheit



Das Pfarrhaus zu Sesenheim
Handzeichnung Goethes

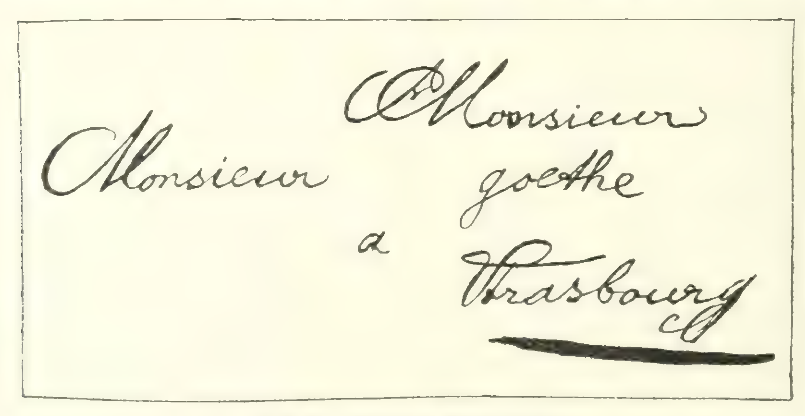
auch mannigfach an ein literarisches Vorbild, den „Pfarrer von Wakefield" erinnert.

Goethe kam zuerst als junger Theologe verkleidet mit seinem Freunde Weyland in das Pfarrhaus von Sesenheim, das von Vater, Mutter, zwei Töchtern und einem jüngeren Sohne bewohnt war. Bei diesem Besuche trat ihnen Friederike entgegen. „Ein kurzes, weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe

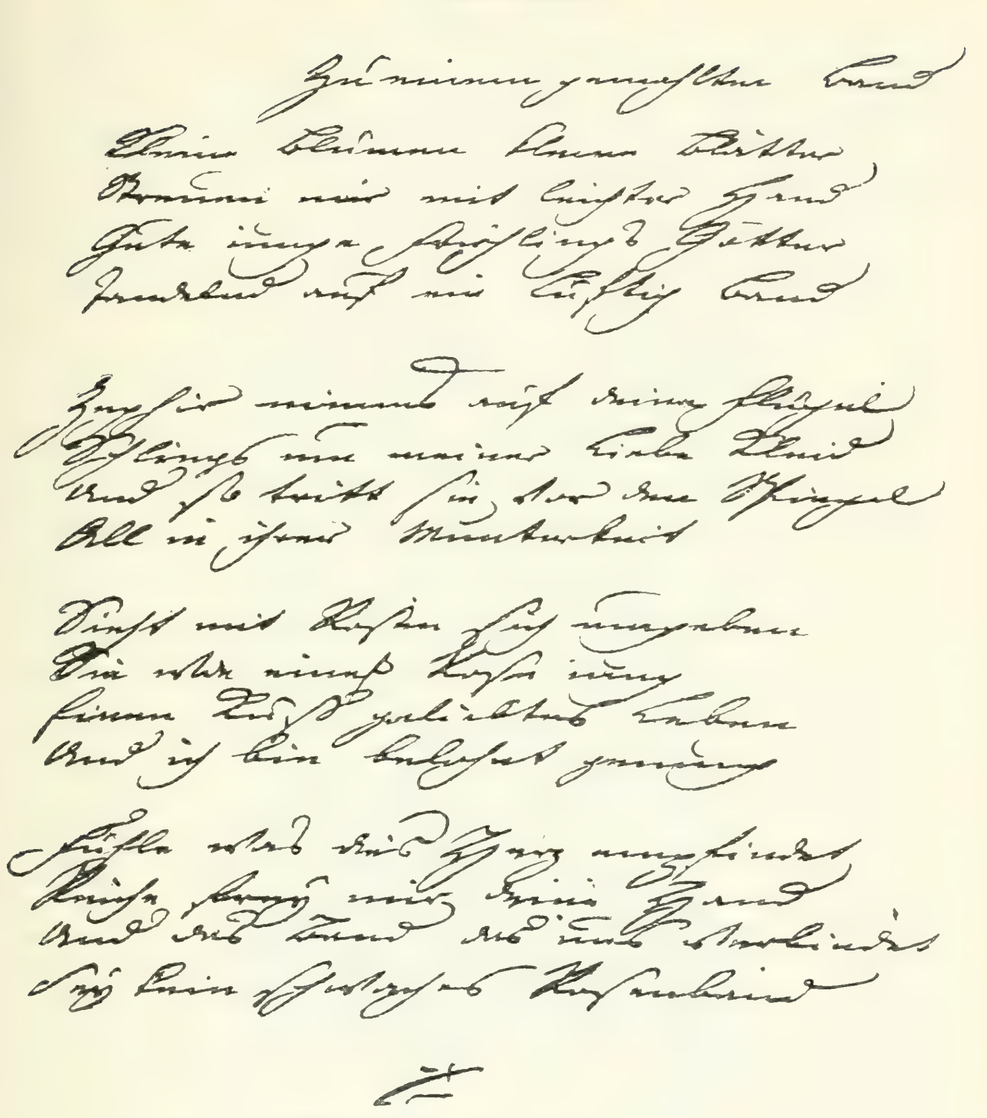
des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen."

Sie wirkte durch ihre musikalische Fertigkeit, er unterhielt die Gesellschaft mit anmutigen Gesprächen, Erzählungen und Scherzen. Die kleine List, die er sich erlaubt hatte und bald auflöste, gab zu niedlichen Neckereien und Scherzen Veranlassung. Der Besucher blieb einige Tage. „Ich wiederholte mir", so schilderte er später, „die Vorzüge, die sie soeben aufs Freieste entwickelte: besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehen, Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Äußeres gar hold bezeichnen."

Er wurde sich seines Gefühles bald bewußt, bekämpfte jedoch die aufkeimende Neigung nicht, sondern ließ ihr freien Lauf. Die Besuche in dem stillen Pfarrhause wiederholten sich: Zärtlichkeiten wurden ausgetauscht. Einmal kamen auch die Schwestern in die Stadt, und wenn auch der Zustand für die Mädchen unbehaglich war, der verliebte Student fühlte sich in ihrem Umgange wohl. „Der Stadtbesuch sollte nicht lange dauern, aber die Abreise verzögerte sich. Friederike tat das Ihrige zur geselligen Unterhaltung, ich ließ es auch nicht fehlen: aber die reichen Hilfsquellen, die auf dem Lande so ergibieg sind, versiegten bald in der Stadt, und der Zustand ward um so peinlicher, als die ältere nach und nach ganz außer Fassung kam. Die beiden Schwestern waren die einzigen in der Gesellschaft, welche sich deutsch trugen. Friederike hatte es sich niemals anders gedacht und glaubte, überall so recht zu sein, sie verglich


Monsieur
Monsieur
goethe
a
Strasbourg

Die Handschrift Friederikes


Zu einem gemahlten Band

Kleine Blumen kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings Götter
Tändelnd auf ein lüftig Band

Zephir nimms auf deine Flügel
Schlings um meiner Liebe Kleid
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit

Sieht mit Rosen sich umgeben
Sie wie eine Rose jung
Einen Kuß geliebtes Leben
Und ich bin belohnt genung

Fühle was dies Herz empfindet
Reiche frey mir deine Hand
Und das Band das uns verbindet
Sey kein schwaches Rosenband

G

Widmung Goethes an Friederike
(Zu einem gemalten Band)

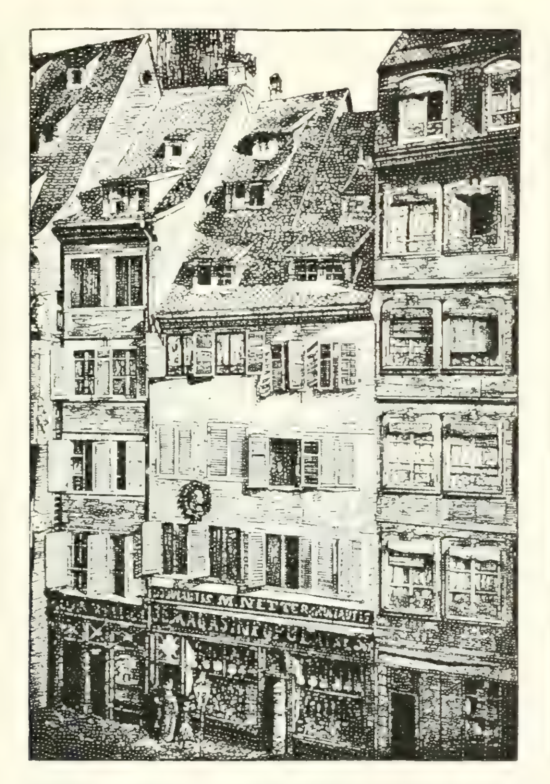
sich nicht, aber Olivien war es ganz unerträglich, so mägdehaft ausgezeichnet in dieser vornehm erscheinenden Gesellschaft einherzugehen." Und nachdem er den verzweifelten Zustand der älteren Schwester ausführlich geschildert, fährt er fort: „Friederike im Gegensatz mit ihrer Schwester zu loben, enthielt ich mich nicht; ich sagte ihr, wie sehr ich mich freue, sie unverändert und auch in diesen Umgebungen so frei wie den Vogel auf den Zweigen

zu finden. Sie war artig genug, zu erwidern, daß ich ja da sei, sie wolle weder hinaus noch herein, wenn ich bei ihr wäre."

Gerade dieser Stadtbesuch, das feine Benehmen Friederikens, ihre Gewandtheit, sich in alle Lagen zu versetzen, ihre unverwüstliche Heiterkeit hatte das Feuer des leidenschaftlich Liebenden zur lodernden Flamme gebracht. Trotzdem wußte er, daß das Ganze nur ein Liebesgetändel sei: Friederike dagegen „schien nicht zu denken, noch denken zu wollen, daß dieses Verhältnis sich so bald endigen könnte". Und nun kam der Abschied. „In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg wieder zu Pferde entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen. Es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten: das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich dem Taumel des Lebewohls endlich entflohen, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder."

Bei keiner weiblichen Figur, die Goethe Liebe schenkte, oder für die er Neigung zu empfinden meinte oder vorgab, hat man so sehr das Gefühl des Unbefleckten und Frühlingsmäßigen wie bei Friederike. Das Frankfurter Gretchen war gewiß schon durch manche Hände gegangen, ehe der Knabe sie liebkosen durfte; Käthchen Schönkopf, wenn sie sich auch den täppischen Antastungen der weinseligen Gäste ihres Vaters geschickt zu entziehen wußte, zeigte ihre Sprödigkeit mehr aus Berechnung als aus jungfräulicher Reinheit; selbst Lotte Buff ist als Braut eines anderen nicht das völlig unentweihte Mädchen. Sie stammen aus oder wohnen sämtlich in großen oder mittleren Städten, die alle geeignet sind, den Schmelz mädchenhafter Keuschheit abzustreifen. Friederike Brion dagegen, auf dem Lande geboren, in einem Dorfe großgezogen, strömt etwas wie erquickende Landluft aus, der priesterliche Segen eines wahrhaften Gottesmannes scheint unsichtbar auf ihr zu ruhen. Und doch hat

man auch sie in das Bereich des Gewöhnlichen, ja des Gemeinen herabzuziehen versucht. Man hat Goethes Äußerungen gepreßt, ein Wort, das er gelegentlich braucht, „mein nicht des Rechten bewußter Geist" auf einen gegen sie begangenen Fehl gedeutet, das „Unrecht", dessen er in seinem Betragen gegen sie sich Schuld gab, auf geschlechtliche Vergehungen bezogen. Aus dem Tagebuch eines protestantischen Pfarrers wollte man herauslesen, daß sie das gewohnheitsmäßige Schätzchen junger, wandern-



Goethes Studentenwohnung in Straßburg

der Theologen gewesen sei, die in dem gastlichen Hause des Vaters einsprachen. Elsässische Klatschbasen wurden aufgeboten und deren Gerede, sie sei die uneheliche Mutter eines Zuckerbäckers gewesen, schien dadurch an Glaubwürdigkeit zu gewinnen, daß man wirklich in den Straßburger Akten einen solchen Gewerbsmann aufstöberte, der keinen Vater nachweisen konnte, dadurch glaubt man ein Zeugnis für ihre Schuld und zwar für ihr Liebesverhältnis mit einem katholischen Pfarrer gefunden zu haben. Ja, selbst in Goethes Dichtungen meinte man die Bestätigung dieser Schuld

4*

nachweisen zu können. Denn weil, wie man wohl annehmen darf, Gretchen im Faust, „das holde Kind“, Züge ihres engelgleichen Wesens trägt, und weil auch Faust, wie so viele Personen Goethescher Dichtungen gar manches von dem Dichter an sich hat, ist man so weit gegangen, nicht nur die freie Liebe von Faust und Gretchen, sondern auch deren verhängnisvolle Folgen auf das Verhältnis von Goethe und Friederike zu übertragen, und wenig hätte gefehlt, daß man Friederike sogar zur Kindesmörderin gestempelt hätte.

Solchen Anklagen gegenüber, die oft in zuversichtlichstem Tone ausgesprochen wurden und die bei der Menge schnell Eingang finden, weil diese immer geneigter ist Schlechtes anzunehmen, als das Gute zu glauben, muß man an der wirklichen Jungfräulichkeit Friederikens, der zarten Liebe zweier frischer Menschenkinder festhalten. Man braucht nicht in einseitiger Hochschätzung Goethes sich zu der Versicherung zu versteigen, daß er nicht so elend sein konnte, eine holde Mädchenblüte zu pflücken, aber man darf aus Friederikens fernerem Leben, aus der Schilderung jener wunderbaren Episode in „Dichtung und Wahrheit“, aus der Tatsache, daß der angeblich Schuldige fast ein Jahrzehnt später (1779) frank und frei den Schauplatz seiner Liebe wieder aufsuchte und harmlos mit dem Mädchen und in dessen Familie verkehrte, was ein wirklich Schuldiger gewiß nie zu tun gewagt hätte, besonders aber aus seinen herrlichen Liedern, die unverwerflichsten Zeugnisse für ihre unentweihte Lieblichkeit entnehmen.

Die Friederikenlieder — gar manche, die unter diesem Namen gehen, stammen freilich von J. M. R. Lenz, einem hochbegabten Dichter, einem unglückseligen Menschen, der im Wahnsinn endete und gewiß schon früh den Keim der Geisteskrankheit in sich trug, einem Manne, der, wie er in Goethes dichterischen Wegen ging, so auch im Leben ihm nachzustreben suchte, freilich wie ein Plumper die Fußtapfen eines leicht Dahinschreitenden ausweitet — diese Lieder sind die Bekenntnisse einer reinen Liebe. Friederike ist das „Haidenröslein“, das zu stechen weiß, wenn der trotzige Knabe es zu brechen versuchen sollte. In den humoristisch gefärbten Gesellschaftsliedern empfängt sie als Königin ihres Kreises anmutige Huldigungen („Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“); ihre Lieblichkeit wird gefeiert bei der Übergabe kleiner Geschenke, die der Huldin dargeboten werden („Mit einem gemalten Bande“: „Kleine Blumen, kleine Blätter“). Durch ihre Reinheit und Schönheit wirkt die Natur, die mit ihrem Zauber den Knaben Jüngling, Mann und Greis bestrickt und umfangen hält, bezaubernder und erfrischender („Mailied“). Ihm, dem Liebenden und dem Dichter leuchtet sie herrlich, die Sonne glänzt, Blüten und Stimmen dringen ihm zu:

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust,
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n . . .

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

Kein Schuldbewußtsein, sondern die Verklärung froher Gemeinsamkeit und herzlichen Dankes für die, die ihm Jugend, Freude und Mut gewährt, spricht aus dem Wunsche:

Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Aber auch ernstere Empfindungen wurden in dem Dichter laut, der sich von vornherein bewußt war — und das ist seine einzige und wirkliche Schuld — daß es sich hier nur um eine liebliche Idylle handelte, die mit roher Hand zerstört werden mußte, nicht um ein dauerndes Lebensglück, wie vielleicht das Mädchen, wenn es solcher Gedanken fähig war, wähnte und wie deren Anverwandte erwarteten. („Willkommen und Abschied.")

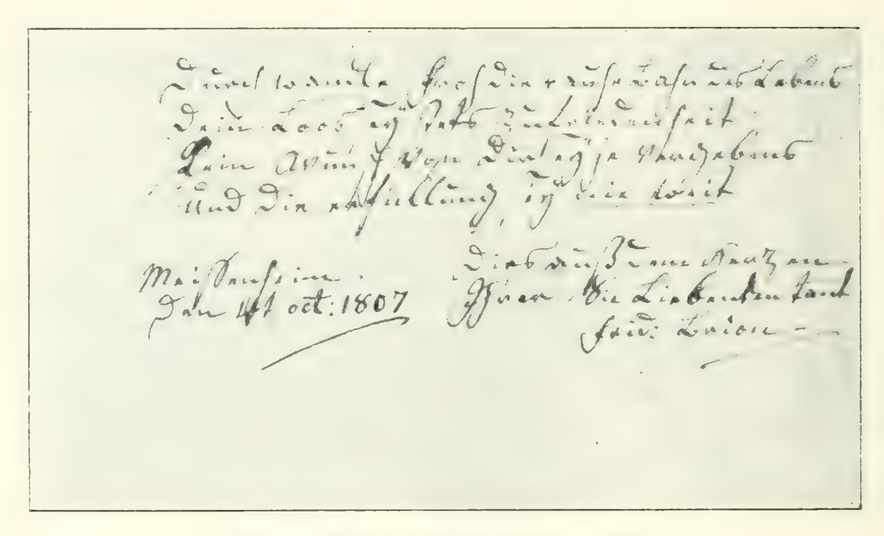
Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Und fort! Wild, wie ein Held zur Schlacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der leidenschaftliche, in verzehrendem Feuer glühende Jüngling wird dem süßen, milden, lieblichen Mädchen gegenübergestellt, das dem Geliebten größere Zärtlichkeit widmet, als er verdient und der Dichter schließt:

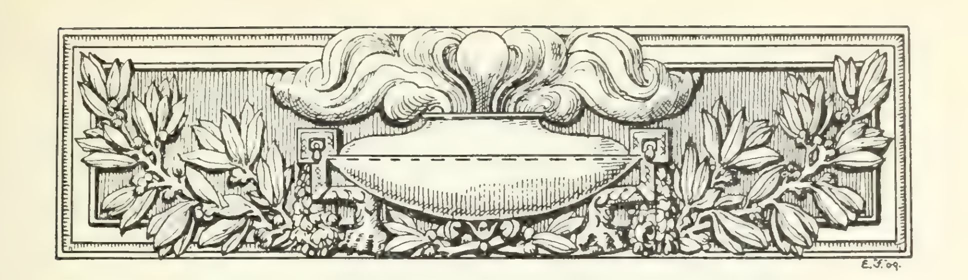
Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz,
In deinen Küssen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! Geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Als Wolfgang von Leipzig fortging, oder als er in Frankfurt die so reichen Leipziger Jahre überdachte, sprach er mit Verzicht auf die Jugend: „es sei zwar Frühling. Aber leider Herbst für mich“.

Im Vollgefühl der süßen Straßburger Zeit durfte er schreiben: „Die Welt ist so schön, so schön, wer's genießen könnte“. Und schon damals mochte er die Empfindungen hegen, wie er sie dem liebestrunkenen Jungen in seinem ersten Drama in den Mund legte: „So fühl' ich denn im Augenblick, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz“.



Stammbuchvers Friederikes von 1807



Viertes Kapitel

Frankfurt, Rechtsanwalt und Journalist
Götz v. Berlichingen

Statt der wenigen Stunden, die der moderne Reisende braucht, um die Fahrt von Straßburg nach Frankfurt zurückzulegen, verwendete unser Lizentiat der Rechte mehrere Tage dazu. Er hatte keine Eile, sich ins Joch zu begeben, das seiner in der Vaterstadt harrte. Er bedurfte einiger Zeit, um aus den großen Eindrücken der letzten ungebundenen Jahre sich in das Einerlei einer ungeliebten Tätigkeit hineinzufinden.

In Mannheim machte er Halt, um im dortigen Antikensaal, der von kunstsinnigen Fürsten mit trefflichen Abgüssen der herrlichen Werke des Altertums erfüllt war, sich zu erlaben. Er sah dort nicht nur die von ihm erwähnten Gruppen und Statuen, z. B. den Apoll von Belvedere und den Laokoon, sondern unter anderem den borghesischen Fechter, Antinous, die Venus von Medici und konnte ferner viele Köpfe römischer und griechischer Götter, Helden und Gelehrten bewundern. Dort erkannte er zum ersten Male lebendig die Kunstwahrheit und erlangte die Überzeugung, „daß jedes einzelne dieser großen versammelten Masse faßlich, ein jeder Gegenstand natürlich und in sich selbst bedeutend sei“.

Die Erinnerung an die dortigen Schätze und deren Nachwirkung auf seinen Geist blieb ihm so lebendig, daß er sie noch 15 Jahre später segnete, daß er die von ihm ausdrücklich genannten Werke beständig als Höhepunkte der Kunst erklärte. Die Anschauung der Werke hoher Kunst, wenn auch in Nachbildung, mag aber auch dem Betrachter den Anstoß zu einer sittlichen Umwandlung gegeben haben, und zwar in der Art, daß wie der Künstler in Ausübung seiner Kunst die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur zu mäßigen und zu bändigen verstehe, so auch der Mensch im Leben sich zu meistern und zu zügeln trachten müsse.

Da eine besondere Staatsprüfung in damaliger Zeit nicht nötig war, so richtete der junge Rechtsbeflissene bald nach der Ankunft in Frankfurt (an seinem Geburtstage, 28. August 1771) an den Rat „die gehorsamst



Goethe in seinem Arbeitszimmer
Handzeichnung Goethes

geziemende Bitte, daß Hochdieselben ihn in den Numerum (Zahl) dahiesiger advocatorum ordinariorum (regelrechter Verteidiger) an und aufzunehmen hochgefälligst geruhen wolle, um sich dadurch zu den wichtigen Geschäften vorzubereiten, die einer hochgebietenden und verehrungswürdigen Obrigkeit ihm dereinst hochgewillet aufzutragen gefällig sein sollte". Darauf wurde er zur Rechtsanwaltschaft zugelassen und betrieb sie, beraten von seinem späteren Schwager Schlosser und unterstützt von dem Vater, der froh war, ein neues Feld für seine Geschäftigkeit zu erlangen.

Einzelne Prozeßschriften sind erhalten, sie behandeln eben nicht sehr merkwürdige Sachen, unterscheiden sich aber von ähnlichen Ausarbeitungen durch ihre schlagenden drastischen Bilder, durch das lebhafte Selbstbewußt-

sein, durch persönliche Anteilnahme, die jede von dem Advokaten geführte Sache zu der des eigenen Herzens macht, durch ihre Abneigung gegen den handwerksmäßigen Schnickschnack. Es sind die Reden eines geistreichen, frischen, poetisch gebildeten Mannes. Ein paar Proben mögen diese in einem Gerichtssaal gewiß noch niemals gehörte Redeweise illustrieren. „Der Mantel der Unwahrheit ist überall durchlöchert; je mehr man auf einer Seite ihn zur Bedeckung ausspannt, desto mehr läßt er auf der anderen unverhofft alle Blöße sehen." „Wie konnte oder sollte ich bei so bewandten Umständen das Feuer schüren, woran ich gebraten werde?" „Ist nun der mit so vielem Jauchzen gefundene Grund nichts als ein zugefrorenes Wasser, so muß das darauf errichtete Gebäude durch das geringste Frühlingslüftchen in ein baldiges Grab versinken." „Nachdem sich die verhüllte tiefe Rechtsgelehrsamkeit lange Zeit in Geburtsschmerzen gekrümmt, springen ein paar lächerliche Mäuse von Compendien-Definitionen hervor und zeugen von ihrer Mutter. Sie mögen laufen."

Man spürt ordentlich in diesen und ähnlichen Wendungen den Einfluß Herderschen Stils, seine Kühnheit, seine Lust, die Gegner anzugreifen und mit ihnen zu spielen.

Ähnliche Töne erklingen auch aus den journalistischen Arbeiten jener Jahre. „Er war zu unserer Zeit in Leipzig und ein Geck, jetzt ist er noch außerdem ein Frankfurter Zeitungsschreiber." Mit diesem Wort, das nach der Gesinnung des Schreibers eine tiefe Verachtung ausdrücken sollte, schilderte der junge Jerusalem, der Sohn des Braunschweiger Propstes, der uns später noch zu beschäftigen haben wird, den jungen Goethe, als dieser nach Wetzlar kam. Wirklich war Goethe Hauptmitarbeiter der Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772, einer alten kritischen Zeitschrift; freilich nur in dem genannten Jahre, als unter des Buchhändlers Deinet Leitung Herder, Merck, Schlosser, Höpfner und andere sich mit dem jungen Frankfurter Rechtsanwalt vereinigten, erhob sie sich über die gewöhnlichen Zeitschriften und hatte infolge ihrer verwegenen Angriffe, die auch die Theologen nicht verschonte, Verfolgungen seitens der geistlichen Behörde zu erleiden.

Nicht nur der Ton von Goethes Besprechungen, sondern auch ihre Vielseitigkeit war durch Herder bestimmt. Denn wenn auch der Anteil Goethes trotz vielfältiger stilistischer und anderer Untersuchungen nicht ganz genau festgestellt werden kann — er hat in seine Werke, eine Zusammenstellung Eckermanns gutheißend, manches aufgenommen, was ihm nicht angehört und einzelnes ausgelassen, was vermutlich von ihm herrührt — vieles ist von ihm geschrieben, was Herderschen Geist atmet. In kurzen Schlagworten werden die Lehren der politischen Freiheit verkündet, vom Glück des Volkes wird in bedeutenden Ausdrücken gesprochen,

Natur und Wahrheit werden gepriesen, Shakespeare gerühmt und Voltaire mit Achtung behandelt.

Der Zeitungsschreiber besitzt eine große Ähnlichkeit mit dem Rechtsanwalt. Wenn er auch gelegentlich die lobt, deren Sache er führt, so ist sein Streben mehr darauf gerichtet, die Gegner zu Paaren zu treiben. In diesem Kampfe stehen ihm Ernst und Scherz zu Gebote: bald verletzt er mit leichtem Stich, bald vernichtet er mit grobem Geschütz. Wie in der Art des Angriffs, so ist Goethe auch in der Ausdehnung des Gebietes, in dem er herrscht, ein Schüler Herders: er spricht über Literatur und Kunst, über mannigfache Zweige der Wissenschaft, besonders über Geschichte und Theologie. Man kann dieses kühne, durch Lessing vorbereitete Aussprechen selbständiger Urteile mit wenigen Proben kaum andeuten, trotzdem mag einzelnes hervorgehoben werden. Ein Kunstblatt hebt er in den Himmel: „ein Blatt, das weder Künstler noch Liebhaber entbehren können. Das Beisammensein in einem Geist dreier durch brüderlichste Mannigfaltigkeit charakterisierter menschenfreundlicher alter Köpfe, solch eine Seelenruhe durch eine dämmernde Haltung drüber gehaucht. Es ist das empfindendste Kunstwerk, das uns seit langer Zeit vor die Augen gekommen. Auch lallen wir nur eine Anzeige, um jeden wahren Liebhaber einzuladen, mit uns die Freuden der Empfindung und Erkenntnis zu genießen, die eine anhaltende Betrachtung solch eines Werkes einer fühlenden Seele reichlich gewährt." Einen englischen Roman und eine deutsche Rede dagegen weiß er mit zwei Worten abzutun. Über den Roman — er heißt: „Der Bruder" — schreibt er „wir wünschen, daß dieser Bruder der einzige Sohn seines Vaters bleiben möge, denn das Werk ist unter der Kritik", und von der deutschen Rede „das Lob der Mode eine Rede gehalten und gedruckt nach der Mode" werden nur die Worte gebraucht „und auch geschrieben nach der Mode, das ist herzlich schlecht".

Die Beurteilungen sind aber noch in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: sie predigen Duldung auch gegen Andersgläubige, widersprechen dem Übereifer der Bekehrungssucht, verteidigen Mendelssohn gegen ungerechte Angriffe und preisen in dichterischen Worten Glück und Wert der Liebe.

Besonderes Aufsehen machte die Besprechung einer kleinen Schrift J. G. Jacobis über eine Biographie des Geheimrats Klotz. In ihr heißt es: „Herr Jacobi und sein gutes Herz, das gute Herz und der Herr Jacobi, die ein großer Teil des Publikums von Herzen satt ist. Konnte er nicht lieblicher Dichter sein, ohne sich überall anliebeln zu wollen? Nicht ehrlicher Mann ohne diese ängstlichen Protestationen? Was ist sie auch nur im geringsten wert diese Bußfertigkeit, mit der er auf sein Rezensentenleben zurücksieht? Bekennt, er habe zwar unvermeidliche Sünden begangen,

wolle sie aber als Schwachheitssünden angesehen wissen, da ihm bekanntlich nicht die geringste Bosheit, nicht die mindeste Fähigkeit zu tadeln von der Natur mitgeteilet worden. Und das versichert er einer Frau, da doch die Trefflichste des anderen Geschlecht im Männerzwist weder zeugen noch richten kann ... Wir wünschten, Herr Jacobi unter seinen Zweigen accompagnierte seine Vögel und ließe uns nur mit seinen Tugenden unbehelligt."

Herder hat einmal in einem Briefe an Merck, diesen, sich selbst und den jungen Freund folgendermaßen gekennzeichnet: „In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Goethe meistens ein junger, übermütiger Lord, mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen und wenn ich einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche." Die Betroffenen mochten entrüstet klagen, der junge Mann nehme sich zu viel heraus und verwundert fragen, wieso denn dieser Dreiundzwanzigjährige, der noch nichts geleistet habe, so energisch zu tadeln wage. Der einzige Trost, den sie fanden, war der, daß sie sich sagen mußten, hier spreche ein Genie, das keine Rücksichten kenne und das seine eigenen Wege wandele.

Das Verwunderlichste bei diesen Besprechungen ist wohl die Vertrautheit mit theologischen Fragen. Sie erklärt sich einigermaßen, wenn man auf den langjährigen innigen Umgang hinweist, den der junge Goethe seit 1768 mit Susanne v. Klettenberg hatte und nach seiner Rückkehr von Straßburg erneuerte. Diese merkwürdige Frau (1723 bis 1774), eine Freundin der Frau Rat, gehörte zu den „Stillen im Lande". Sie war aus einer peinigenden inneren Unruhe befreit worden durch ihren innigen Anschluß an Christi Person, durch eine lebendige Beziehung zu dem Erlöser, der ihr wie ein Freund erschien, der sie beruhigte und erquickte. Sie ward keine eifervolle Priesterin, sondern be-



Susanne von Klettenberg
Gemälde von Leibold

gnügte sich damit, in Briefen, z. B. an Trescho, Hamann, vor allem an Lavater und in herzlich gefühlten Gedichten ihre innige Überzeugung auszudrücken, höchstens warb sie Anhänger für ihre Gedanken in einem kleinen Kreise und gewann auch auf Goethe Einfluß. Wahrscheinlich im Hinblick auf ihn durfte sie 1769 schreiben: „Der Herr ist auch in unserer Stadt nicht stille und bläst auf tausendfache Weise die Fünklein auf, ein ganz neues und großes Exempel, so ich davon vor Augen habe, ist mir ein wichtiger Beweis, wie teuer er seine Kreuzesleute schätzt und wie mächtig er ist, den Lohn seiner Schmerzen einzusammeln.“ Doch war ihr Einfluß nicht von der Bedeutung, wie Susanna hoffte. Goethe bezeugte ihr zwar eine sehr starke persönliche Verehrung, er benutzte auch nach ihrem Tode ihre Aufzeichnungen im 6. Buch seines Wilhelm Meister, so daß die Mutter triumphierte: „Das ist der seligen Klettenberg wohl nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken grünen, blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du mein lieber Sohn, warst von der Vorsehung bestimmt zur Verbreitung und Erhaltung dieser unverwelklichen Blätter.“ Wie er aber nach ihrem Tode trotz seines Bekenntnisses, „wie viel, wie lieb“ sie ihm gewesen, das Manneswort brauchte: „Das picht die Kerls und lehrt sie die Köpfe strack halten. Für mich noch ein wenig will ich bleiben“, so hatte er auch bei ihrem Leben von ihr mehr das Versenken in theologische Geheimnisse angenommen, als ihren starken Christenglauben und ihr persönliches, echt weibliches Verhältnis zum Heiland.

Am besten hat Goethe selbst, der freilich vor Straßburg eines geistlichen Zuspruchs bedürftiger war, als nachher, den Einfluß der Freundin mit den Worten geschildert: „Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus und verhehlte mir ihre Überzeugung nicht, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja, bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hilfe kommen können.“

Ein eigentümliches Zeugnis dieser religiösen Gesinnung sind zwei theologische Schriften. Die eine führt den Titel: „Zwo wichtige bisher unerörterte Fragen zum ersten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben“ (1773). Die Fragen lauten: „Was stund auf den Tafeln des Bunds?“ und „Was heißt mit Zungen reden?“ Die Antworten auf beide Fragen verfochten die Grundanschauung, daß der Geist Gottes allein die richtige Auffassung der Heiligen Schrift verleihe;

die erstere bestritt, daß die zehn Gebote auf den Tafeln gestanden hätten und wollte statt dessen die Auffassung geltend machen, daß es die allgemeinen Gesetze gewesen seien, in denen Gott seinen Bund mit den Israeliten erklärt habe. Die zweite Schrift: „Brief des Pastors zu ††† an den Pastor zu ††. Aus dem Französischen" (1771), ist ein Bekenntnis der Innerlichkeit des Glaubens, der Anhänglichkeit an Jesus, der Notwendigkeit Toleranz zu üben, der Verehrung Luthers, der Hochhaltung der Bibel. Beide Schriften erregten nicht nur in theologischen Kreisen, sondern auch außerhalb dieser Interesse, ja Bewunderung; über die erstere schrieb Lavater:„ Ich kann nur zittern, glühen, schweigen, aber nicht aussprechen, wie sehr ich wünsche, mehr große Winke, ausgedachte Ahndungen meiner Seele von Ihnen zu sehen und zu empfangen und wie sehr ich in Sonderheit nach einem Christusideal von Ihrer Erfindung und Ihrer Hand schmachte."

Götz von Berlichingen

mit der

eisernen Hand.

Ein

Schauspiel.

1773.

Titel der ersten Ausgabe des „Götz"

Trotz dieser lebhaften Hinneigung zur Theologie blieb der junge, frische Mann auch im Vaterhause ein Weltkind. Aufs Innigste schloß er sich an die Schwester Cornelie an, die er zu sich heraufzuheben verstanden hatte. Mit ihr tauschte er Bekenntnisse aus, ihre Freundinnen, z. B. Katharina Gerok, gehörten zu seinem nahen Umgang. Die Schwester wurde Teilnehmerin an seinen Arbeiten und an seinen Freuden: in Gemeinschaft mit ihr wurde in der Wohnung am Hirschgraben eine Shakespearefeier veranstaltet, bei der die früher erwähnte Rede gehalten wurde, eine Feier, die durch stattliche von dem Vater gewährte Summen zu einem großen Feste sich gestaltete.

Der guten Cornelie verdankt man auch, daß damals Goethes erstes größeres Werk entstand: „G ö t z v o n B e r l i c h i n g e n". —

„Ich hatte mich davon, sowie ich vorwärts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüt teilnahm und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, daß sie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, sondern endlich einmal das, was mir so gegenwärtig wäre, auf das Papier fest zu bringen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing ich eines Morgens zu schreiben an, ohne daß ich vorher einen Entwurf oder Plan aufgesetzt hätte. Ich schrieb die ersten Szenen und abends wurden sie Cornelien vorgelesen. Sie schenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem sie zweifelte, daß ich so fortfahren würde, ja sie äußerte sogar einen entschiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieses reizte mich nur um so mehr, ich fuhr den nächsten Tag fort und so den dritten. Die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mitteilungen. Auch mir ward alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen ans Werk, das ich geradesweges verfolgte, ohne weder rückwärts, noch rechts noch links zu sehen, und in etwa sechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuskript geheftet zu erblicken."

Die erste Form des Dramas „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" entstand 1771; nicht diese Fassung, sondern das im einzelnen mannigfach veränderte Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" (1773) wurde gedruckt. Diese letztere, allgemein bekannte Fassung wird der nachfolgenden Besprechung zu Grunde gelegt, also nicht die erste Form von 1771, noch die später mehrfach in den Jahren 1803/04, sowie 1819 unternommenen Veränderungen, die Rücksicht auf die Bühne nahmen und die Altersanschauungen des Dichters zum Ausdruck brachten.

Götz von Berlichingen, ein deutscher Ritter des 16. Jahrhunderts, nimmt seinen Jugendfreund Adelbert von Weislingen, der sich von ihm getrennt hatte und zur fürstlichen Partei übergegangen war, gefangen, läßt ihn aber auf sein Ehrenwort frei, obgleich er ursprünglich schwerere Bedingungen im Sinn hatte. Diese Freilassung geschieht, nachdem Weislingen seines Gastfreundes Schwester, die holde Maria, zur Braut begehrt und erhalten hatte. Weislingen aber wahrt die Treue nicht, teils infolge seiner Schwäche, teils auf Grund der Lockungen des Bischofs von Bamberg, teils durch die unwiderstehlichen Reize der schönen und reichen Witwe Adelheid v. Walldorf gefangen; er fällt ab, vermählt sich mit Adelheid und wird Haupt der Gegenpartei, die den entscheidenden Schlag gegen Götz zu führen unternimmt. Maria, unglücklich über diesen Treubruch, gewährt mehr aus Gehorsam gegen den Bruder und in Anbetracht der schweren Zeitläufte dem trefflichen Bewerber Franz v. Sickingen

ihre Hand und zieht, trotz oder gerade wegen der Gefahr, in der ihr Bruder schwebt, mit ihrem Gatten in dessen Schloß. Denn Götz, von den kaiserlichen Truppen angegriffen, von seinem Freunde Selbitz, ungeachtet dessen persönlicher Tapferkeit, schwach unterstützt, muß, wenn er auch in Lerse, einem ehemaligen Gegner, einen wackeren Mitstreiter und in seinem Knappen Georg einen aufopfernden Helfer findet, und wenn er auch selbst im Felde Wunder der Tapferkeit verrichtet, während das jämmerliche Reichsheer und die eiligst zusammengebrachten Fähnlein der Gegner sich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit offenbaren, sich auf sein Schloß zurückziehen. Dort sieht er der Belagerung der Feste und seiner Vernichtung entgegen. Da winkt ihm ein Hoffnungsstrahl: die Feinde bieten ihm anständige Bedingungen. Aber die Gegner verderben den Vertrauensseligen. Nach einem Abschiedsschmaus zieht er mit den Seinen aus, sich verlassend auf die von den Feinden gewährte Bedingung freien und ehrenvollen Abzugs. Jedoch die Feinde machen durch Wortbruch das Maß ihrer Jämmerlichkeit voll. Götz wird gefangen gesetzt und soll Urfehde schwören: er würde, wenn er auch gegen die nichtswürdigen Bedingungen und das übermütige Benehmen der Heilbronner Ratsherren sich wie ein Held verteidigt, seinen Gegnern schmachvoll erliegen müssen, wenn nicht sein Schwager Sickingen ihn durch einen kühnen Handstreich befreite. Seine glänzende Rolle jedoch ist ausgespielt. Auf seinem Schloß Jaxthausen, wo er nur in der treuen Gattin, die sich als Pflegerin, Trösterin und Mitarbeiterin bei seinen Lebensaufzeichnungen bewährt, die wackerste Gesellschaft hat, während er an seinem verzärtelten Muttersöhnchen keine Freude findet, muß er der erzwungenen Ruhe pflegen. Während er, von dem Gefühl seiner Unfreiheit geplagt, schmerzlichen Gram über Weislingens Verrat empfindet, ist auch dieser nicht glücklich. Denn seine Gattin Adelheid, von glühendem Ehrgeiz erfüllt, immer neue Liebesfreuden begehrend, quält ihn durch ein von ihm mehr geahntes als wirklich erkanntes Verhältnis zu dem künftigen Kaiser Karl, sowie durch ihre Liebelei mit dem Pagen Franz, der, von der Macht ihrer Reize gepackt, zum Schurken an seinem Herrn wird. Sie läßt durch diesen Burschen, den sie zu wahnsinnigen Hoffnungen aufstachelt, dem Gatten, der ihr zu befehlen wagt, Gift reichen. Weislingen selbst stirbt, vor seiner Todesstunde durch die rührende Erscheinung Marias ebenso gepeinigt wie beruhigt, Adelheid wird durch das Femgericht zum Tode verurteilt (in der ersten Fassung wurde der an ihr vollzogene Mord in einer grausigen Szene vorgeführt). Maria war zu dem ehemaligen Geliebten geeilt, um von diesem, der als Oberrichter das Schicksal ihres Bruders zu entscheiden hatte, Milde zu erflehen. Denn Götz, entsetzlich gemartert durch das erzwungene Nichtstun, aber doch entschlossen, seinem Worte getreu in

der ihm auferlegten Einsamkeit zu verharren, war durch fürchterliche Drohungen der empörten Bauern gezwungen worden, an ihre Spitze zu treten, und hatte sich diesem Zwange unterworfen, in der Hoffnung, ihrem mörderischen Treiben Einhalt zu tun und sie zu menschlichen Regungen zu bestimmen. Er hatte versucht, seine Scharen zu ordnen, in regelmäßigem Kampfe ihre Sache zu führen, mußte aber schließlich, zumal da die Unbotmäßigkeit der Untergebenen seine Reihen erschütterte, der Übermacht weichen. Er wird gefangen, entgeht jedoch der schmählichen Bestrafung durch seinen Tod. Die Ermordung seines getreuen Georg kann ihm nicht verschwiegen werden; von der Gefahr, in der sein Schwager Sickingen lebt, ahnt er nichts: in den Armen seines Weibes, umgeben von seiner Schwester und dem treuen Lerse, deren Anhänglichkeit ihn trösten, stirbt er, den Ruf „Freiheit" auf den Lippen.

Mit dieser kurzen Angabe ist der reiche Inhalt des Dramas nur angedeutet, nicht erschöpft, denn der Stamm ist von üppigen Ranken umgeben: liebliche Kinderszenen, Darstellungen des bewegten Zigeunerlebens, einer Bauernhochzeit, die die Mitglieder erbitterter, durch langjährige Prozesse einander entfremdeter Familien eint, drastische Darstellungen der empörten Bauern, wildbewegte Kämpfe, in denen Heldentaten und feiges Zurückweichen abwechseln, werden uns vorgeführt, weiter das bewegte Treiben des Augsburger Reichstags, aus dem Kaiser Maximilians liebenswerte Gestalt sich hervorhebt, glänzende Episoden des Hoflebens, in denen scharfe Wortgefechte zwischen einem geistreichen Narren (Liebetraut) und einem geistlosen, aufgeblähten Gelehrten (Olearius), von anmutigen Gesellschaftsbildern (ein Schachspiel zwischen dem Bischof und Adelheid) abgelöst werden; brünstige Liebesgespräche zwischen Adelheid und Weislingen und zwischen Adelheid und dem begehrlichen Knaben Franz bilden einen wunderbaren Gegensatz zur traulichen Unterhaltung Weislingens und Marias, die durch den Segen der würdigen Hausfrau gekrönt wird und unter Zustimmung Götzens mit der männlichen Werbung Sickingens um Maria endigt.

Götz ist ein Ritterdrama und eine in Shakespeares Geist geschriebene Dichtung. Aber es darf nicht verantwortlich gemacht werden für die unzähligen schauerlichen Ritterspiele und Romane, die seitdem mit bewußter und unbewußter Anlehnung an dies Stück erschienen. Und so viel es auch von Shakespeare entnimmt: das freie Schalten mit Ort und Zeit, die bunte Szenenfolge, — so daß der Schauplatz fast unaufhörlich wechselt, viele Auftritte nur wenige Zeilen einnehmen, was ein für die Aufführung sehr störendes Moment ergibt, — die Kühnheit, selbst Derbheit im Ausdruck, die Gegenständlichkeit der Schilderung, das unmittelbare Aufeinanderfolgenlassen von Ursache und Wirkung, so daß die Kunde von Weis-


J. H. Merck
Stich von Carl Mayer nach Zeichnung von Lips

lingens Zug nach Bamberg Götz sofort zukommt, gleich nach dem Entstehen des Planes, einer Reichsunternehmung gegen Götz die Ausführung dieses Plans erfolgt, sofort nach dem Einzuge Sickingens in Heilbronn die Meldung davon auf Adelheids Schloß eintrifft, augenblicklich nach Weislingens Tod das über die Mörderin und alle näheren Umstände der Schandtat bereits unterrichtete Femgericht sich versammelt, — so darf das Drama doch keineswegs als eine bloße Nachahmung des britischen Dichters verworfen werden. Denn es ist viel mehr: ein einheitliches Stück, eine Tragödie, ein deutsches Drama und ein Selbstbekenntnis.

Ein einheitliches Stück; denn Götz steht im Mittelpunkt; um ihn dreht sich alles: ihm, dem Urbild des wahren Ritters gegenüber, der nur für die Sache eintritt, der er dient, die gegensätzlichen Figuren: der Haudegen Selbitz und der Politiker Sickingen, die ihren Vorteil, nicht das Allgemeine bedenken; und im Gegensatz zu seiner, ihm ebenbürtigen Gattin die weichliche Maria und die üppige Adelheid.

Eine Tragödie. Denn wenn der Dichter es selbst auch irrigerweise als Schauspiel bezeichnet, es ist ein Trauerspiel. Nicht etwa nur aus dem Grunde, weil der Held stirbt, sondern weil er als Vertreter überlebter Anschauungen sich einer ganzen Welt entgegenstellt, die stärker ist als er, und weil er in seiner Verblendung, in der Meinung, den rechten Weg zu gehen, ungerechte Mittel wählt und Taten verübt, die den Keim des Verderbens in sich tragen.

Ein deutsches Stück. Denn im Gegensatz zu so manchen Versuchen aus jener und aus früherer Zeit, die ein Scheinbild deutschen Lebens vorführten, sucht es in echtester Weise das 16. Jahrhundert vor uns aufleben zu lassen. Kein Phantasiebild, sondern in treuer Anlehnung an

Götzens in spätem Alter geschriebene Selbstbiographie, gibt das Werk trotz sehr vieler Abänderungen im einzelnen (Götz ist z. B. nicht nach dem Bauernkrieg, sondern fast vierzig Jahre später gestorben, er war mehrere Male verheiratet, seine Schwägerschaft mit Sickingen ist ebenso frei erfunden wie die Verlobung Weislingens mit seiner Schwester und vieles andere), eine zutreffende Schilderung eines bewegten Zeitabschnittes. Kein schwächlicher Versuch der Nachahmung der Sprache jener Zeit, sondern eine in ihren Grundzügen echte, mit dichterischer Freiheit umgestaltete Vorführung der Vergangenheit.

Ein Selbstbekenntnis, wie eigentlich alle größeren und auch viele kleinere Werke des Dichters es sind. Nicht etwa in dem Sinne, daß die Vorgänge des Dramas völlig die Ereignisse des eigenen Lebens widerspiegeln, wohl aber in dem Sinne, daß einzelne Vorfälle daraus benutzt werden: die Erscheinung des Kometen; die langwierige Prozeßführung am Reichs- und Kammergericht; der Name Lerse, vielleicht auch sein Charakter, ist der eines Straßburger Gefährten; die wackere Hausfrau in ihrer tüchtigen Wirtschaftlichkeit trägt Züge von Frau Aja an sich, wie Frau Rat im Kreise der Vertrauten genannt wurde, auch die Liebhaberei für Geschichtenerzählen war eine Eigenschaft der vortrefflichen Frau. Ein Selbstbekenntnis bieten ferner einzelne Figuren: in der lieblichen Maria ist das Ideal der Weiblichkeit dargestellt, wie der Straßburger Student es in Friederike gesehen hatte. Ferner verteilte der Dichter auf die zwei Hauptfiguren seines Dramas manche seiner Eigenschaften: auf Götz die Redlichkeit, die Wahrheitsliebe, die echte Menschlichkeit, auf Weislingen sein Schwanken und unmännliches Betragen. Denn wenn auch Goethe aus den Armen der anmutigen Friederike nicht alsbald zu einer stolzen Kokette wie Adelheid eilte, so ist die Zeichnung des unmännlich schwankenden Weislingen doch ein reumütiges Bekenntnis seiner eigenen Schwäche und der Schuld, die er gegen das holde Sesenheimer Mädchen begangen hatte.

Götz ist kein Idealbild, er hat neben seinen großen Vorzügen manche Schwächen. Wenn der Dichter auch auf seinen Helden das Wort anwendet: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen" und den Leser mit dem Ausruf entläßt: „Edler Mann, weh dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!", so legt er den ersteren Ausdruck einem schlichten Menschen, den letzteren einem liebenden Weibe in den Mund. Götz ist kein Heros, sondern ein Mensch mit vielen Tugenden, aber manchen Fehlern: denn es ist übertriebener Edelmut, wenn er, im Gegensatz zu seinem ursprünglichen Verlangen, der Bischof von Bamberg solle zunächst seinen Knecht herausgeben, Weislingen frei läßt, ohne daß diese Bedingung erfüllt ist; es ist eine übertriebene Entsagung, wenn er seinen

treuesten Verbündeten, Sickingen, nach dessen Vermählung aus seinem Schlosse treibt und sich so seiner sichersten Stütze beraubt: es ist eine zu große Vertrauensseligkeit, wenn er den verächtlichen Gegnern glaubt, sie würden ihr Versprechen halten, ihm freien und ehrenvollen Abzug zu gewähren: es ist eine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit, daß er wähnt, die empörten Bauern beherrschen und sie auf dem Wege der Mäßigkeit halten zu können. Trotz alledem ist er eine Lichtgestalt. Gütig gegen seine Knechte, leutselig gegen Fremde, die ihm begegnen; mild, aber ohne Verzärtelung gegen seinen Knaben, unverändert in seiner Treue gegen den Gefährten, dessen Schwanken er kennt, auf den er aber seinen angeborenen Biedersinn überträgt; energisch, voll Stolz und Entschiedenheit seinen Richtern gegenüber; fest beharrend bei dem einmal gegebenen Ehrenwort, wenn auch das Halten seines Versprechens ihm die bitterste Pein bereitet. Goethe hat ihn vielleicht selbst am besten charakterisiert, indem er von ihm oder dem Stücke die Worte schrieb: „Auf seine gute Natur verlasse ich mich, er wird fortkommen und dauern. Es ist ein Menschenkind mit vielen Gebrechen und doch immer der Besten einer."

Das Drama ist ein Jubelruf der Freiheit. Als Götz sich zum letzten, entscheidenden Kampfe rüstet, den er dann nicht zu beginnen braucht, da ihm das heuchlerische Versprechen des freien Abzugs gewährt wird, trinkt er, mit dem letzten Tropfen Wein seinen Getreuen eine Lebehoch der Freiheit zu, und „Freiheit" ist der letzte Ruf, der sich dem Sterbenden entringt. Nicht für die Freiheit seines Standes allein, obgleich er in seinen Genossen den Hort der Sicherheit sieht, kämpft er, sondern für die Befreiung des Volkes, der Niederen und Armen. Wie er den Vertretern des untersten Standes echte Leutseligkeit zeigt, so sind gerade die Männer und Knaben aus den niederen Schichten mit ganz besonderer Anmut gezeichnet: der liebenswürdige Georg in seiner Kampfeslust und seiner unentwegten Treue; der wackere Lerse, der dem ehemaligen Gegner seine Dienste anbietet, weil er in ihm das Ideal der Männlichkeit verehrt; der einfältige, schlichte Bruder Martin, der trotz seines friedlichen Gewerbes zu Götz als einem Gottesmann aufsieht. Für das Volk schlägt des Dichters Herz, obgleich er auch dessen Wildheit und Roheit vorführt, die freilich durch Jahrhunderte langen unmenschlichen Druck erklärt, wenn auch nicht entschuldigt wird. Das besagt das Motto aus einem Hallerschen Roman, das der ersten Bearbeitung vorangestellt wurde: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig."

Im Gegensatz zu dem edlen Ritter, dem nach Freiheit ringenden, wenn auch zu Ausschreitungen geneigten braven Volke, dem liebens-

5*

würdigen Kaiser, der das Beste will, aber nicht die Kraft besitzt, es durchzuführen, und der auch bei denen, auf die er sich verlassen zu können meint, keine rechte Unterstützung findet, erscheinen die Vertreter der übrigen Stände in ihrer vollen Verderbtheit: die Ritter, sobald sie sich von ihrem Berufe entfernen, Helfer der unterdrückten Menschheit, Streiter für die Autorität des Kaisers zu sein, und sich den Lockungen des Hoflebens ergeben (Weislingen); die wohlgenährten, gemästeten Pfaffen, die, statt ihren geistlichen Pflichten nachzukommen, weltliche Macht ersehnen, dem Genusse frönen und an eitler Pracht Gefallen finden; die Gelehrten, die nichts von dem Wehen der neuen Zeit empfinden, die Bedürfnisse der Nation verachten, in einer abgestorbenen Vergangenheit leben und selbst die heimische Sprache verschmähen; die Weiber, die, unzufrieden mit dem Berufe der Hausverwalterin, eine Rolle in der großen Welt zu spielen trachten und aller weiblichen Zucht vergessend den Männern in Begehrlichkeit und Sinnenlust gleich zu werden oder zuvorzukommen bestrebt sind.

Ein gewaltiges Stück, urkräftig in seiner Sprache, voll stets erneuter Spannung, den Leser unwiderstehlich mit sich fortreißend. In seiner Urform bietet es der Bühne allerdings Schwierigkeiten, und doch wird man das Urteil des Dichters, daß ein Stück, das nicht für die Bühne gedichtet worden, nicht geeignet sei, gespielt zu werden, als zu hart verdammen. Denn mit geschickter Zusammenziehung der einzelnen zu lose aneinandergereihten Szenen machte das Werk alsbald nach seinem Erscheinen und macht es noch heute unauslöschlichen Eindruck. Als es erschien, war der Name des Dichters so wenig bekannt, daß Claudius fragen konnte: „Wer hat den Götz von Berlichingen geschrieben? Hier sagt man, ein Advokat aus Frankfurt." Kaum war es bekannt, so war der Name des Verfassers in aller Munde. Freilich erfuhr das Stück auch Widerspruch; die französisch Gebildeten, König Friedrich der Große voran, erklärten es als eine unerträglich platte Nachahmung Shakespeares und wendeten sich mit Schauder von seinen Roheiten ab; aber die deutsche Jugend erblickte in dem kraftvollen Werk eine Erlösung von den schwächlichen Erzeugnissen der dramatischen Literatur, und die Nachwelt dankte nach dem Beispiele Herders dem Dichter für seinen „einigen und ewigen Götz" und spricht ihm die schönen Worte nach: „Gott segne dich, daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig!"





Zeichnungen Benedicts aus der Wertherzeit

Fünftes Kapitel

Darmstadt und Wetzlar. Werther

Der Kreis, in dem der junge Dichter des Götz in Frankfurt verkehrte, war vor allem der seiner Schwester, der sich durch manche Kameraden der Knabenzeit erweiterte. Reiten, Fechten, im Winter Schlittschuhlaufen wurde mit den Genossen geübt, das „Wandern" deshalb aber nicht aufgegeben. Das Ziel dieser Wanderungen war häufig Darmstadt. „Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel „‚Wanderers Sturmlied", übrig ist; ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Unwetter unterwegs traf, dem ich entgegengehen mußte." Man wird diese Verurteilung durch den Dichter selbst indes nicht völlig gelten lassen. Das Gedicht, das die Einwirkung Pindars erkennen läßt, ist höchst bemerkens-

wert durch den nahen Zusammenhang, in den sich der Dichter mit der Natur stellt, durch das stark ausgedrückte Bewußtsein, ein Dichter zu sein.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingen,
Wie die Lerche, Du da droben. . . .

Umschwebet mich, Ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wasser und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Die von dem Dichter öfters aufgesuchte hessische Residenz, die sich damals ebensowenig wie heute durch Lebendigkeit auszeichnete, übte auf ihn besondere Anziehungskraft durch die Menschen, die er dort fand. Denn das bleibt kennzeichnend für Goethe sein ganzes Leben lang: so mächtig er die Einwirkung fremder Orte empfindet, mit so offenem Auge er alles Bemerkenswerte aufnimmt, das die von ihm aufgesuchten Plätze bieten, er kann der Menschen nicht entbehren; zu den Personen aber, die ihm nötig sind, gehören neben den ernsten Männern, deren Gespräch ihn belehrt, auch anmutige Frauen, deren Anblick und Umgang ihn erfüllt. Beides fand er in Darmstadt. Unter den Männern der wichtigste war J. H. Merck (1741—1791). Dieser bot eine glückliche Mischung von Behrisch und Herder: er vereinigte des ersteren harte, bisweilen höhnische Kritik mit des letzteren Vielseitigkeit. Aber er besaß eine weit feinere Bildung als jener und größere Selbständigkeit, sein Urteil hatte häufig echt menschliches Wohlwollen zur Quelle, und wenn auch keineswegs so gelehrt wie Herder, so gebot er, was jenem versagt war, über eine achtungswerte Kenntnis der Naturwissenschaften und war ein eifriger glücklicher Sammler auf manchem Gebiete der Kunst. Gerade dadurch wurde er ein erfolgreicher Anreger des jungen Freundes.

Unter den Frauen ragen drei hervor. Psyche = Karoline Flachsland, die Braut Herders, Urania = Fräulein von Roussillon, Hofdame der Pfalzgräfin von Zweibrücken, Lila = Fräulein von Ziegler, Hofdame der Landgräfin von Hessen. Schon die Manier, statt der bürgerlichen Namen solche aus Romanen oder aus dem Altertum zu wählen, bezeugt eine gewisse Weltflucht, ein Hinausstreben aus dem gewöhnlichen Leben in ein eingebildetes Reich. Noch klarer wird dies Bestreben durch folgende Schilderung, die eine Zeitgenossin von einer dieser Damen ent-



Karoline Flachsland, die Braut und spätere Gattin Herders
Nach einem Gemälde im Besitz des Oberstleutnant Bal'er Darmstadt. Goethe-Museum, Frankfurt a. M.

wirft: „Sie ist ein süßes, schwärmerisches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenn's Sommer ist, und ihr Schäfchen, das mit ihr ißt und trinkt. Sie lebt sehr einsam, und das macht ihr Herz so gepreßt und voll, daß sie sich an jeder guten Seele, die sie findet, ordentlich wie anklammert." Die übertriebene Empfindsamkeit, die schon in diesem Ausspruche hervortritt, zeigen auch die Gedichte, die Goethe jenen drei Frauen gewidmet hat, von denen Karoline ihn durch ihren lebhaften Geist bestach, Fräulein von Roussillon in ihm vielleicht etwas wärmere Empfindungen erweckte, sentimentale Gefühlsschwärmereien, die dem sonst so gesunden Dichter übel anstehen.

Der Vater, der dem Sohne das Rechtsstudium aufgenötigt, Leipzig, statt Göttingen, und Straßburg statt Paris ihm als Studienorte bestimmt hatte, der zur Ausübung der Rechtsanwaltspraxis den entscheidenden Anstoß gegeben, nötigte auch den eben erst in die berufliche Tätigkeit Eingetretenen, nach Wetzlar zu gehen, um an dem dortigen Kammergericht den Gang der Prozesse und die verschlungene Praxis kennen zu lernen. Einen solchen Vorschlag, der freilich mehr ein Befehl war, nahm Wolfgang um so lieber an, als er hoffen durfte, damit wieder für einige Monate der väterlichen Aufsicht los zu werden, wenn diese nun auch minder streng war, als in vergangenen Jahren.

Genau entsprach er freilich den väterlichen Anordnungen nicht. Es war ihm nicht ausschließlich darum zu tun, zu lernen: der Wetzlarer Aufenthalt wurde wichtiger für seine seelische Entwicklung, als für seine berufliche Ausbildung. Statt der verknöcherten alten Herren, die er fürchtete, fand er eine lebenslustige Gesellschaft. Er verkehrte mit manchem Gleich-



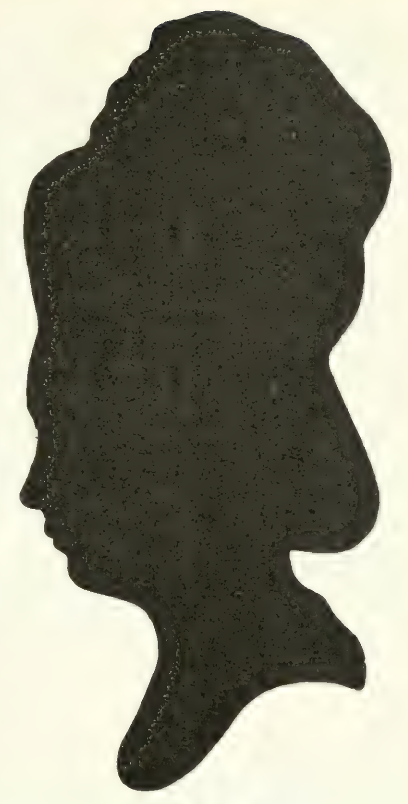
Johann Christian Kestner

alterigen, dem jungen Jerusalem, Kestner, den Dichtern Gotter, Goué u. a.; von letzterem ließ er sich in einen seltsamen Orden einführen, in dem allerlei Spielereien mit komischem Ernst behandelt wurden.

Besonders wohl fühlte er sich aber in dem Hause des Amtmanns Buff, dem sogenannten „Deutschen Haus", dem nach dem frühen Tode der Frau die älteste Tochter Lotte vorstand, ein frisches, anmutiges Mädchen, das es mit seinen Hausfrauenpflichten ernst nahm, aber nicht nur pflichtmäßig, sondern liebevoll Vater und Geschwister betreute und dabei Zeit genug behielt, die edle Geselligkeit zu pflegen und ihr Interesse für unterhaltende und belehrende Lektüre zu betätigen. Ihrem Bräutigam, J. C. Kestner, Hannöverschen Gesandtschaftssekretär, einem ernsten, gediegenen Manne, brachte sie feste, freundliche, wenn auch nicht überströmende Neigung entgegen. In einem Briefe an den letzteren hat Goethe einmal den ganzen Kreis ganz lustig geschildert:

Wenn dem Papa sein Pfeifchen schmeckt,
Der Doktor Hofrat Grillen heckt.
Und sie Karlinchen für Liebe verkauft,
Die Lotte herüber, hinüber lauft,
Lenchen treuherzig und wohlgemut
In die Welt hinein lugen tut:
Mit dreckigen Händen und Honigschnitten,
Mit Löchern im Kopf nach deutschen Sitten
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf
Türein, Türaus, Hofab, Hofauf.
Und ihr mit den blauen Äugelein
Gucket so ganz gelassen drein,
Als wäret ihr Männlein von Porzellan,
Seid innerlich doch ein wackerer Mann,
Treuer Liebhaber und warmer Freund. —
So laßt des Reichs und Christen Feind
Und Russ' und Preuß' und Belial
Sich teilen in den Erdenball
Und nur das liebe deutsche Haus,
Nehmt von der großen Teilung aus
Und daß der Weg von hier zu euch
Wie Jakobs Leiter sei, sicher und gleich.

Das Wesen des Mädchens, das diesem Hause Sonnenschein war, zeichnete der dankbare Besucher, wie man vermuten möchte, in einer


Lotte Buff

der Besprechungen der Frankfurter gelehrten Anzeigen, bei der Beurteilung der Gedichte von einem polnischen Juden in folgender Weise: „Wenn ihn (den zum Dichter geweihten Jüngling) heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich im stillen Familienkreis häuslicher, tätiger Liebe glücklich entfaltet hat: die Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebewirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgeborenen Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahnete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich lebender Liebe fest angeschlossen hinstrebte!"

In diesem Kreis verlebte der junge Advokat seine schönsten, freilich nicht ungetrübten Stunden. Schön waren sie, weil er hier seine Sehnsucht nach einem harmonischen Familienleben befriedigt fand und seine herzliche Neigung zu Kindern entfalten konnte, weil er in neckischem Geplauder mit dem liebenswürdigen Mädchen sich ergehen, hier auch rührende und erhebende Stücke, etwa aus Klopstock und Ossian vorlesen, weil er mit älteren Männern, dem Vater und dessen Genossen, sich unterreden und mit dem würdevollen Kestner ernste Gespräche führen konnte. Von solchen Gesprächen hat uns Kestner ein merkwürdiges Zeugnis überliefert, das von besonderer Wichtigkeit ist, weil es eine der frühesten und genauesten Schilderungen des Wesens unseres Helden gibt. Aus dieser Schilderung mögen nur einige Sätze mitgeteilt werden, die schon deshalb besonderen Wert haben, weil sie merkwürdige Anklänge an eine Szene des Faust verraten. Kestner schreibt:

„Bei Frauenzimmern ist er wohl angesehen ... für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung... seine Denkungsweise ist edel ... stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen ... von Vorurteilen so viel frei, handelt er wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es anderen gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt ... vor der christlichen Religion hat er Hochachtung ... er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl ... er haßt den Skeptizismus, strebt nach Wahrheit und nach Determinierung über gewisse Hauptmaterien, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von der Demonstration ... Er drückt sich meist in Bildern und Gleichnissen aus; wenn er älter werde, hoffe er die Gedanken selbst wie sie wären zu denken und zu sagen."

So gern auch Kestner mit dem gleichgesinnten Fremden plauderte, in seinem vertrauten Kreise sah er ihn nicht ohne Bangigkeit, da er sowohl für seine eigene Sicherheit als für die Ruhe seiner Verlobten Gefahren witterte. Deshalb warnte er Lotte in folgendem merkwürdigen Schreiben:

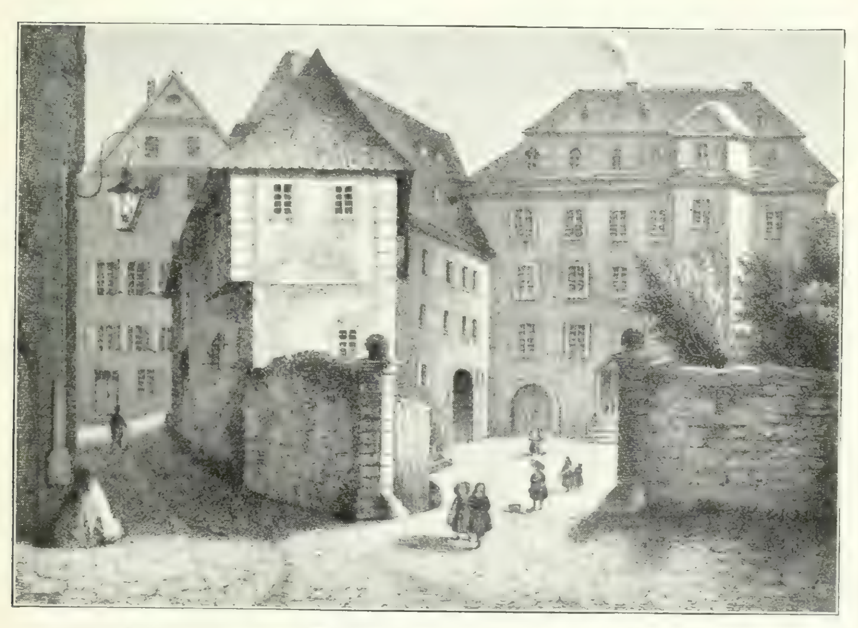
„Jedoch muß ich Ihnen als Freund (denn Sie wissen, daß ich nicht bloß Ihr Liebhaber, sondern auch jenes bin und ewig beides sein werde), als Freund muß ich Ihnen sagen, daß nicht alles Gold ist, was da glänzt; daß man sich auf die Worte, welche vielleicht aus einem Buche nachgesagt oder nur darum gesagt werden, weil sie glänzend sind, nicht verlassen kann und daran das Herz oft keinen Teil haben kann; daß es von einer Mannsperson schwer wird sie ganz kennen zu lernen, wenn man sie nicht in einer ziemlichen Zeit und in mancherlei Situationen und Begebenheiten handeln gesehen hat, denn auf das Handeln kommt es an, nicht auf die schönen Worte; daß eine Mannsperson, welche man nur selten gesehen hat, vielleicht in denen von dieser selbstgewählten, ihr vorteilhaften Stunden darum noch nicht vorzüglich erscheinen kann; daß bei einer Mannsperson schwer zu entscheiden ist, wann sie keiner Veränderung, keinem Wankelmut mehr unterworfen ist, zumal wenn sie noch an keine gewisse Lebensart oder Beschäftigung gebunden ist; daß es keine Kunst ist, munter und unterhaltend zu sein, wenn man völlig sein eigener Herr ist, wenn man tun und lassen kann, was man will, daß jenes sich aber in ein mürrisches Wesen verändern kann, wenn diese wegfällt und eine vielleicht unangenehme Beschäftigung gewählt werden muß."

Man erkennt aus dieser breiten pedantischen Auseinandersetzung recht wohl eine Art Selbstschilderung und eine Darstellung des Nebenbuhlers, eine kleine Lobpreisung des eigenen Wertes und eine Herabsetzung des Gegners, der sich zwar einstweilen von seiner besten Seite zeige, aber ganz anders wirken könne, wenn er näher gekannt würde.

Und doch durfte Kestner ruhig sein, denn Lotte, bei aller Bewunde-



Das Zimmer Lottes



Teutschordenshaus in Wetzlar, in dem die Familie Buff wohnte.

rung des genialen jungen Mannes, blieb ihrer Pflicht treu, Goethe aber, obgleich sich eine mächtige Leidenschaft seiner bemächtigt hatte, wußte den Besitz des Freundes zu achten. Wirklich war es eine starke Leidenschaft, an der die Sinnlichkeit mehr beteiligt war, als bei seinen früheren Beziehungen zu Frauen. Friederiken gegenüber hatte diese sich nicht hervorgewagt, die Darmstädter Spiele waren gänzlich unsinnlicher Natur. Gerade eine Verlobte, die ihrem Bräutigam wenig weigert, bereit, ihm bald alles zu gewähren, reizt des feurigen Bewerbers Leidenschaft mehr, als daß sie sie ertötet. Aber Goethe, der sich in Straßburg zurückgezogen, freilich nachdem er Friederikens Ruhe gestört hatte, erkannte es als seine Pflicht, sich loszureißen, ehe die Gefahr für ihn zu groß wurde, ehe er dem geliebten Wesen Ungemach bereitete. Wie tief aber die Neigung, ja die Leidenschaft für Lotte in ihm vorhanden war, das bezeugen die Zeilen, die er von Frankfurt aus nicht lange nach seinem Abschied von Wetzlar schrieb, nachdem er von der Vermählung Kestners erfahren hatte, Zeilen, die fast wörtlich auch im Werther zu finden sind. „Gott segne Euch, denn Ihr habt mich überrascht. Auf den Karfreitag wollte ich Heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl, grüßt mir Euren Engel, ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und Euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich. Ich gehe nicht in die Schweiz und unter und über Gottes Himmel bin ich Euer Freund und Lottens." Er war der Verzweiflung nahe, das Leben hatte seine Reize für ihn verloren und wenig fehlte, daß er das Dasein aufgegeben hätte, das ihm eine Last dünkte.

Wohin die ungebändigte Leidenschaft führt, das erkannte er mit Schrecken, in Wetzlar oder bald nachdem er das liebliche Städtchen verlassen. Einen seiner Kameraden, den jungen J e r u s a l e m, trieb eine unglückliche Leidenschaft in den Tod. Es war ein ernster stiller Mann, philosophischen Grübeleien mehr ergeben als seinen Amtsgeschäften, in den Kreisen, in die sein Beruf ihn zwang, unglücklich, da er als Bürgerlicher durch die adligen Genossen manche Zurücksetzung erlitt und durch seinen Vorgesetzten in seinem Ehrgefühl gekränkt wurde. Er verliebte sich unglücklich in die Frau eines Kollegen, Frau von Heerdt, von der ein Zeitgenosse folgende Schilderung entworfen hat: „Sie ist eine schöne, ohne Widerspruch die allerschönste Frau aus allen Gesellschaftskreisen, außerdem hat sie fast alle Eigenschaften einer vollkommenen Frau, ist wissenschaftlich gebildet, spricht französisch und italienisch, hat Geist, ein gutes Herz, einen treuen Charakter und ist außerdem trotz ihrer Schönheit so tugendhaft, daß kein Vorwurf sich an sie heranwagt. Ihr Mann ist äußerst eifersüchtig, ob-

gleich man ihm nicht die geringste Veranlassung dazu gibt." Der arme Jüngling, der, sonst durchaus nicht empfindsam, nun zum ersten Male glühend liebte und durchaus keine Gegenliebe erweckte, griff zur Mordwaffe, die er von Kestner, mit dem er oberflächlich bekannt war, sich entlehnt hatte, und schied aus dem Leben. Über diesen Selbstmord schickte Kestner dem Frankfurter Freunde (2. November 1772) folgenden Bericht, der fast wörtlich in den Werther übergegangen ist:



Wetzlar um 1800
Zeichnung und Stich von Heinemann

„Es scheint sitzend im Lehnstuhl, vor seinem Schreibtisch geschehen zu sein. Der Stuhl hinten im Sitz war blutig und die Armlehnen. Darauf ist er vom Stuhle heruntergesunken. Auf der Erde war noch viel Blut. Er muß sich auf der Erde in seinem Blute gewälzt haben, erst beim Stuhle war eine große Stelle von Blut; die Weste vorn ist auch blutig, er scheint auf dem Gesichte gelegen zu haben, dann ist er weiter um den Stuhl herum nach dem Fenster hingekommen, wo wieder viel Blut gestanden und er auf dem Rücken entkräftet gelegen hat. Er war in völliger Kleidung, gestiefelt, in blauem Rock mit gelber Weste. Die Glieder alle wie gelähmt, weil das Gehirn lädiert, auch herausgetreten ist; zum Überflusse hatte der Arzt ihm eine Ader am Arm geöffnet ... Das Gerücht von dieser Begebenheit verbreitete sich schnell, die ganze Stadt war in Schrecken und Aufregung. — Er ward auf das Bette gelegt, die Stirne bedeckt, sein

Die Leiden

des

jungen Werthers.

Erster Theil.



Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1774.

Titel der ersten Ausgabe des Werther 1774

Gesicht schon wie eines Toten, er rührte kein Glied mehr, nur die Lunge war noch in Bewegung und röchelte fürchterlich, bald schwach, bald stärker, man erwartete sein Ende. Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Hin und wieder lagen Bücher und von seinen eigenen schriftlichen Aufsätzen. Emilia Galotti lag auf einem Pult am Fenster aufgeschlagen ... gegen 12 Uhr starb er. Abends ¾ 11 Uhr ward er auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben, in der Stille mit 12 Laternen und einigen Begleitern. Barbiergesellen haben ihn getragen, das Kreuz ward vorausgetragen, kein Geistlicher hat ihn begleitet."

Diese Vorgänge und die Personen, die an dem erschütternden Drama beteiligt waren, prägten sich tief in Goethes Herz. In seiner Phantasie aber vereinigten sich die Menschen, die er teils aufmerksam betrachtet, teils innig geliebt hatte, mit anderen, die ihm wohl gefielen, wenn sie ihn auch in eine andere Welt geleiteten.

Am 11. September 1772 war er aus Wetzlar fortgegangen und weilte einige Tage in Ehrenbreitenstein bei der Familie La Roche: der Mann G. M. La Roche ein tüchtiger Diplomat, die Frau, Sophie, eine Führerin der Empfindsamen, ihr Haupt umstrahlt von dem Glanze, den Wielands Freundschaft um sie gebreitet, eine bekannte Schriftstellerin und doch dabei eine treffliche Hausfrau und Mutter. So sehr der Gast von der Mutter angezogen wurde, die mit ihren vierzig Jahren vermöge ihrer Eleganz

anmutig anzuschauen war und durch ihre Ruhe und Würde sich zur „Mama“ wohl eignete, mit Entzücken gewahrte er eine liebliche Mädchenknospe, Maximiliane, von der Mutter geliebt, im Wesen eher dem Vater ähnlich, die mit ihren sechzehn Jahren wie der junge Morgen erschien, der einen herrlichen Tag versprach. Sie verheiratete sich, kaum ein Jahr später, mit Peter Brentano in Frankfurt, einem ehrsamen, begüterter, aber kleinlichen Kaufmann, der für das Wesen seiner Gattin kein Verständnis besaß, ganz seinem Berufe hingegeben war, auch vielleicht vom strengen, katholischen Standpunkt aus die Literatur nicht liebte und deren Vertreter, zumal wenn sie sich in sein Haus drängten, seine Abneigung spüren ließ. „Mein früheres Verhältnis zur jungen Frau“, so äußerte sich der Dichter vierzig Jahre später, „eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirat fortgesetzt: meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch den Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unseren Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte,

Die Leiden
des
jungen Werthers.

Zweyter Theil.



Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1774.

Titel der ersten Ausgabe des Werther 1774

und, obwohl mit Glücksgütern gesegnet, aus dem heiteren Tal Ehrenbreitenstein und einer fröhlichen Jugend, in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen sollte. In so viel neue Familienverhältnisse war ich ohne wirklichen Anteil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man miteinander zufrieden, so schien sich das von selbst zu verstehen, aber die meisten Teilnehmer wendeten sich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Teilnahme mehr zu verschlimmern als zu verbessern pflegte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand ganz unerträglich, aller Lebensverdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehen pflegt, schien doppelt und dreifach auf mir zu lasten und es bedurfte eines neuen, gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien.“

In dieser Stimmung wurde der Roman „Die Leiden des jungen Werthers“ geschrieben, der freilich erst 1774 herauskam.

Der „Werther“ ist in Briefform verfaßt. Diese Form, durch den überaus wirksamen Roman des Engländers Richardson Mode geworden, entnahm Goethe der „Neuen Heloise“ Rousseaus. In diesem Werk wird ein Paar geschildert, dem es durch die Verhältnisse nicht gegönnt war, sich in Liebe zu einen. Aber der französische Roman ward dem jungen deutschen Meister nicht nur Vorbild in der Form, sondern auch in mancher Anschauung: in der Begeisterung für die Natur, dem Kampf wider die Ungleichheit der Stände, der Behandlung des Selbstmordes, der nicht als feiges Entrinnen aus dem Leben, sondern als eine kraftvolle Tat dargestellt wurde, ein unnützes Dasein abzuschließen. Entgegen den langatmigen Auseinandersetzungen des Vorbildes, das breite Abhandlungen ausschließlich durch die Form zu Briefen zu stempeln sucht, stehen aber in dem deutschen Werke kurze, leidenschaftliche Ergüsse, unterbrochen durch lebhafte Schilderungen; während dort trotz der Mehrzahl von Briefschreibern, nämlich der beiden Liebenden und verschiedener Freunde, eine starke Eintönigkeit herrscht, waltet hier in den Aufzeichnungen des einzigen Briefschreibers, von denen die meisten an einen Freund, Wilhelm, und nur wenige an Lotte und deren Bräutigam gerichtet sind, — dazu kommen einige Tagebuchaufzeichnungen — das mannigfachste Leben. Das Werk schließt mit einer ausführlichen Nachschrift: „Der Herausgeber an den Leser“, die teils vollendete, teils angefangene Briefe Werthers und sonstige Niederschriften mitteilt und benutzt und das endliche Geschick des Helden erzählt.

Werther, ein junger Mann aus wohlhabendem bürgerlichen Hause, lebt in halbem Müßiggang in einem lieblichen Orte (Wetzlar). Von einer großen Leidenschaft erst halb genesen, lernt er Lotte, die Tochter eines höheren Beamten, kennen und lieben. Er weiß, daß sie mit Albert verlobt

ist, kann aber seiner aufkeimenden Neigung doch nicht gebieten. Er sieht sie in ihrem eigenen Hause, im munteren Verkehr mit den Geschwistern, denen sie eine zweite Mutter ist, auf Spaziergängen, auf einem Ball, bei gemeinschaftlichen Besuchen, bei der Pflege einer kranken Freundin. Überall bewundert er ihre Tüchtigkeit, Zartheit und Sorglichkeit, er findet sich mit ihr zusammen im Enthusiasmus für Klopstock und Ossian. Die Erscheinung des Bräutigams Albert, der trotz seiner Nüchternheit und bloßen Geschäftstätigkeit den stürmischen Hausfreund nicht verdrängt, weil er seines Mädchens sicher ist und von dem Fremden keine Gefahr fürchtet, unterbricht äußerlich die Seelenfreundschaft nicht, aber der Feuerkopf spürt die Qual seiner Lage und sucht ihr, da er einstweilen noch am Leben hängt, dadurch zu entgehen, daß er den Schauplatz seiner Freuden und Leiden verläßt.

Aber die Ortsveränderung vermag seine Gefühle nicht zu ändern. Seine Stimmung wird dadurch noch verbitterter, daß sein Vorgesetzter, ein Gesandter, ihn durch Peinlichkeit quält, daß eine zarte, nur halb erwiderte Neigung zu einem adligen Fräulein ihm mehr Schmerz als Freude bereitet und daß die persönlich freundschaftliche Aufnahme bei einem vornehmen Herrn, einem Grafen, ihn vor einer dem bürgerlichen Eindringling offen bezeugten Verachtung der kleinlichen, in Standesvorurteilen befangenen adligen Gesellschaft nicht zu schützen vermag. Um sich aus diesem peinlichen Zustande zu retten, kommt er um seinen Abschied ein, reist, nachdem er diesen erlangt hat, in seine Vaterstadt, kämpft auch dort vergeblich gegen die Anziehungskraft, die von Lotte ausgeht, und eilt nach ihrem Wohnort. Freilich nur, um statt der erhofften Ruhe und des erträumten Glücks sein Unglück zu finden und zu besiegeln. Umsonst sucht Lotte, die, mit ihrem Albert verheiratet, im behaglichen Einverständnis mit dem Gatten lebt, gleich fern von hausbackenem Nebeneinandergehen wie von stürmischem Verliebtsein, den liebeskranken Jüngling zur Ruhe und zum Verzicht zu mahnen. Durch ihr Gebot, eine längere Pause in seinen Besuchen eintreten zu lassen, vor Weihnachten nicht wieder bei ihr zu erscheinen, facht sie die glimmende Flamme zur hellen Glut an; es kommt, da der Liebende das Verbot übertritt, zu stürmischen Szenen, in denen sich Lotte mehr aus Mitleid, denn aus Liebe nachgiebig zeigt; Werther erkennt, daß er, infolge seines Mangels an Selbstzucht, das Unglück der Geliebten werden müßte, daß daher seines Bleibens in der Welt nicht mehr sei; er gibt vor, eine längere Reise zu unternehmen, entfernt seinen Bedienten und erschießt sich mit der Pistole, die er von Albert entliehen hat.

Man kann leicht sehen, mit welcher Kunst die vorhandenen Motive und Personen zu diesem Dichtwerk benutzt sind. Goethe verwertet die amtlichen Verhältnisse Jerusalems, dessen Liebeshändel und Selbst-

mord, gibt Lotte, deren Namen er beibehält (auch Haus und Stand des Vaters, Zahl und Art der Geschwister sind gewahrt), Züge des geliebten Mädchens, die er mit der Empfindsamkeit und Liebesseligkeit Maximilianens verwebt, und mischt für Albert in ungleichen Dosen Kestners Bravheit und Gediegenheit mit Peter Brentanos Kleinlichkeit, Pedanterie und Eifer-



Sophie von La Roche
Stich von E. Schule 1787

süchtelei. Dem nach dem Vorbild Jerusalems gezeichneten Helden, dem er eine größere Partie Schwächlichkeit und Empfindsamkeit zumißt, als sie dem Urbild zukam, gab er manche Züge seines eigenen Wesens. Selbst in Äußerlichkeiten weist Goethe auf sich hin, indem er den 28. August, seinen Geburtstag, als den des Helden bezeichnet, ihm auch die Tracht gibt, die er in Wetzlar getragen; aber auch seine Eigenschaften und Neigungen überträgt er auf den Romanhelden: seine Liebe zu den Kindern und die Geschicklichkeit, mit ihnen zu spielen; seinen Drang, der weit mehr ist als bloße Leutseligkeit, Menschen aus niederen Kreisen an sich heran zu ziehen,

nicht nur neugierig zu befragen, sondern sie in ihren Kümmernissen zu unterstützen; seine leidenschaftliche Hingabe an die Natur; seine Lust und Fähigkeit, die Landschaft, in der er lebt, durch Zeichnungen festzuhalten; sein Leben und Weben in den Alten, besonders in Homer, und seine aufkeimende Sehnsucht, die Alten durch Ossian verdrängen zu lassen.

Dieselbe Kunst wie in der Bearbeitung des Materials, ja womöglich noch eine größere, bewies er in dem Aufbau des ganzen Romans. Denn auch für die, welche nicht wissen oder nicht wissen wollen, ob der Dichter Modelle benutzt und wie er nach ihnen seine Figuren gezeichnet hat, ist das Werk an sich selbst in höchstem Maße verständlich. Alle Figuren haben ihr eigenes Leben, sie entwickeln sich mit höchster Folgerichtigkeit. Man sieht das Verderben schrittweise herankommen, bis es als ein Unabweisbares dasteht. Der Jüngling, eben aus den Banden einer holden Geliebten befreit, ist für eine leidenschaftliche Empfindung doppelt empfänglich; gerade die Mittel, die er zu seiner Loslösung ergreift: die Entfernung von dem Orte der Geliebten, das Anknüpfen einer neuen, zarten Neigung bestärken nur seine Leidenschaft, statt sie zu schwächen; der Widerstand, der ihm durch die pflichtbewußte Freundin entgegengesetzt wird, der schon durch ihr Gebundensein notwendig gemacht wird, drängt ihn nur vorwärts, entflammt ihn, statt ihn zu ernüchtern. Und mit welch künstlerischer Steigerung wird das Wesen Lottens dem Leser gezeigt! Keine ausgeführte Charakteristik, weder bei ihr, noch bei den übrigen Personen des Romans; sie wirken nicht durch die Beschreibung des Dichters, sondern durch die Weise, in der sie reden, durch die Art, wie sie handeln. Lotte besonders wird dem Leser lebendig in all den kleinen Situationen, in denen sie vorgeführt wird: in ihrer Wirtschaftlichkeit, in dem eifrigen, selbstverständlichen Sorgen für das Haus, im Verkehr mit den Geschwistern, in ihrer Weltlichkeit, ihrer freudigen Mädchenhaftigkeit, in dem herzlichen Vergnügen am Tanz, ihrer Selbstbeherrschung in der Art, wie sie, die Furchtsame, während eines Gewitters, sich selbst und die Gefährten zur Ruhe zwingt, ihrer Harmlosigkeit, in dem anmutigen Geplauder mit Jünglingen und Mädchen, ihrer lebendigen Anteilnahme an Freundinnen, in ihrer tatkräftigen, selbstvergessenen Pflege kranker Freundinnen, ihren sentimentalen Anwandlungen bei der Lektüre dichterischer Werke, ihrer pflichtmäßigen, leidenschaftslosen Hingabe an den Gefährten ihres Lebens, ihrer Milde und Tröstungskraft gegenüber dem stürmischen Liebhaber.

Mit bewundernswerter Geschicklichkeit sind in die Haupthandlung Episoden eingeschaltet, die auf den ersten Blick unnütz erscheinen: die Geschichte des Bauernburschen aus Wahlheim (in Wirklichkeit: Garbenheim), der seine von ihm geliebte Herrin ermordet, weil er sie keinem anderen gönnt, wird eingefügt, um eine lebendige Gegensatzwirkung

6*

hervorzubringen: dort der ungebändigte Naturmensch, der seinem ursprünglichen Triebe nach Rache folgt, weil er seinem Verlangen nicht zu wehren versteht; in Werther der Kulturmensch, der es über sich bringt, statt Rache an anderen zu üben, das Gericht an sich selbst zu vollziehen. Wer so selbstherrlich in das Geschick eingreift, die natürliche Ordnung zu stören wagt, ist kein Vollkommener; in schwierigen Lagen entbehrt er der Männlichkeit und zeigt Schwäche statt Kraft, er läßt die Empfindsamkeit über sich Herr werden, statt durch Vernunft und Tatkraft dem Grübeln und Schwärmen zu gebieten. Aber wie unendlich liebenswerter ist er gegenüber den Alltagsmenschen, die ihre Pflicht üben, die aber doch nur, weil ihnen auf ihren gut gebahnten Wegen Leiden erspart sind, die quälenden Sorgen der anderen nicht begreifen.

Wie die Darstellung, entspricht auch die Form den höchsten Anforderungen. Statt, wie man erwarten könnte, zu ermüden, unterhalten diese Briefe und regen an. Bald sind es kurze, leidenschaftliche Ausrufe, bald Erwägungen und Betrachtungen, die immer der Lage angemessen sind, bald wieder Erzählungen, in denen Ernstes und Heiteres mit weiser Berechnung verteilt ist. Echt künstlerisch fügt sich den beiden Büchern, in die die Briefmasse verteilt ist, der Schluß des Ganzen an. Nach dem letzten, leidenschaftlichen Aufschrei, dem Fortissimo, das keine Steigerung mehr zuläßt, tritt der Herausgeber in seine Rechte. Ruhig und sachlich, etwa wie der Führer des Chors oder wie der Bote im Trauerspiel der Alten, und doch um so ergreifender endet er den Bericht.



Maximiliane (Maxe) von La Roche
Nach dem im Goethe-Museum in Weimar befindlichen Gemälde

Das Werk erregte das ungeheuerste Aufsehen. Der Dichter des Werther war mit einem Schlage ein berühmter Mann. Die Werthertracht, blauer Frack und gelbe Weste, wurde allgemein Mode. Die Silhouette Lottens kam in aller Hände. Jubelnde Zurufe in Briefen und Zeitungen verkündeten den

Ruhm des Dichters und bewiesen, wie treu und wahr er die herrschende Stimmung gezeichnet. Alle Kulturländer beeiferten sich, durch Übersetzungen das Werk auch den des Deutschen Unkundigen zu übermitteln; selbst der Chinese „malte Werther und Lotte ängstlich aufs Glas". Der Dichter hatte später Mühe, mit neuen Werken Anklang zu finden, weil man immer nur Erzeugnisse verlangte, die der Art des Werther entsprachen. Vielfache Nachahmungen, selbst Parodien, Bänkelsängerlieder und dergleichen bewiesen, wie mächtig der Roman die weitesten Kreise ergriffen hatte.

Gegenüber der Begeisterung der Jugend — der Mädchen, die sich in Lotte mit Wohlgefallen wiedererkannten oder sich danach sehnten, in ähnlicher Weise geliebt zu werden, der Jünglinge, die gern mit Werther schwärmten, sich aber zutrauten, erfolgreicher zu sein, — fehlte es nicht an tadelnden Stimmen. Die Älteren wandten sich befremdet von diesem Gefühlsüberschwang ab. Ihrer Gemächlichkeit, ihrem Ruhebedürfnis widerstrebte dieses Unmaß von Leidenschaft. Kein Geringerer als Lessing erklärte die Hauptfigur für ein Zerrbild des jungen Jerusalem, dessen philosophische Tiefe er schätzte. Die Seinen, wenn sie nicht in derben Satiren, wie der ehrliche, aber plumpe Nicolai, gegen das zarte Dichtergebilde losfuhren, konnten sich mit dieser gar zu mächtigen Verherrlichung der Liebe, die alles besiegte, nicht befreunden. Empört war Kestner, der sich in dem „elenden Geschöpf" von Albert nicht wiedererkennen wollte und seine Gattin vor der ganzen Welt geschändet nannte. Nur schwer konnte er versöhnt werden und es kam zwischen Kestners und Goethe später nur zu einem leidlichen Verhältnis. Unversöhnt jedoch blieben die Theologen unter der Führung J. M. Gözes, des alten Feindes Lessings, der sich mit dem von ihm Befehdeten auf diesem Kampfplatz zusammenfand. Sie gingen so weit, den Dichter zu verketzern, in dem Roman eine Verklärung des Selbstmordes zu erblicken, und erwirkten auch, daß das Buch an manchen Orten beschlagnahmt wurde.

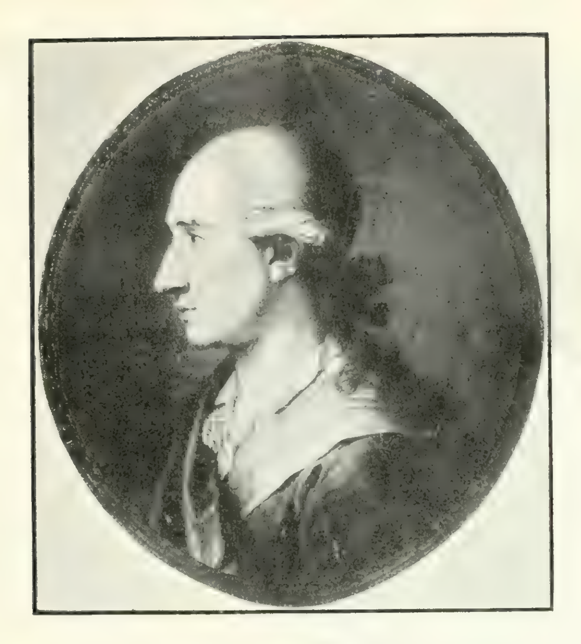
Und doch ist der Roman weder eine Verteidigung der Unsittlichkeit, wie übereifrige Sittenwächter vorgaben, noch eine Verteidigung des Selbstmordes. Jenes nicht, weil der nach dem Herzen einer Verlobten begehrende Jüngling schmählich zugrunde geht; dieses nicht, weil der Dichter den Helden als einen haltlosen, zerfahrenen und unreifen Menschen darstellt, nicht als ein Vorbild in den Kämpfen des Lebens. Mochte auch mancher, vielleicht durch das Lesen des Romans beeinflußt, infolge wirklichen oder vermeintlichen Liebesgrams in theaterhafter Stellung — Werthers Leiden vor sich, statt Emilia Galotti — sich selbst ein Ende bereiten, der Dichter, der sich durch dieses Werk mit kühner Hand aus schmerzhaften Qualen befreit und ein großartiges, wahrhaftiges Zeit-

bild geschaffen hatte, darf nicht verantwortlich gemacht werden für solche unheilvollen Folgen. Und so stellte er auch zur Warnung an schwächliche Lebensmüde der zweiten Ausgabe des Werkes die Verse voran:

> Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
> Rettest sein Gedächtnis vor der Schmach;
> Sieh dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
> Sei ein Mann und folge mir nicht nach.



Titelblatt zu „Werthers Leiden“ mit Lottes Bildnis,
gestochen von Chodowiecki, 1775; Himbergischer Nachdruck der Werke



Der junge Goethe,
Porträt von Klaur in der K. K. Fidei-Kommiß-Bibliothek, Wien.

Sechstes Kapitel

Frankfurt 1773—75. — Clavigo, Kampfspiele

Die Zeit von 1773 bis 1775 ist eine der bewegtesten im Leben des schnell berühmt gewordenen Dichters. In diese wenigen Jahre fällt eine solche Fülle von Schriften, daß der Biograph sich bei manchen mit bloßer Nennung bescheiden muß. Es tauchen so viele Ereignisse und Menschen auf, daß sie nur flüchtig an dem Leser vorüberziehen können.

Als Goethe von Wetzlar nach Frankfurt heimkehrte fand er sich bald wieder in dieselben Kreise eingespannt wie früher. Vater und Mutter zeigten wenig Veränderung, obgleich sich bei dem ersteren die Jahre bemerkbar machten; Cornelie verlobte sich bald mit J. G. Schlosser und folgte diesem zuerst nach Karlsruhe, dann nach Emmendingen, wo sie jung starb. Sie verschwand durch ihre Entfernung aus dem Gesichtskreise des Bruders, der doch früher, solange sie neben ihm lebte, so viel von ihr gehabt hatte. Kein lebhafter Briefwechsel fand zwischen den Geschwistern statt; eine wirkliche Einwirkung der grämlichen, immer mehr der Welt abgewandten Cornelie auf den weltfrohen Bruder ward nicht geübt. Ihr Kreis löste sich nach ihrer Entfernung aber nicht gleich auf. Zu den Frankfurter Gefährten kam F. M. Klinger, ein junger befähigter Mensch aus niedrigem Stande,



Johann Caspar Lavater
Gezeichnet von J. H. Lips, gestochen von Nürnberg

der, durch Goethes Mildtätigkeit und Empfehlung gefördert, ihm zeitlebens herzliche Dankbarkeit bewahrte, die er gelegentlich mit kühnem Mute zu betätigen wußte.

Zu den Jüngeren, die sich um den berühmten Landsmann scharten, gehörte H. L. Wagner, der sich Stoffe, deren Verarbeitung Goethe vorhatte, zunutze machte. Aus der Reihe der Gleichaltrigen mag als einziger K. L. von Knebel genannt werden, ehemals preußischer Offizier, damals Erzieher des Prinzen Konstantin von Weimar; er führte dem Frankfurter Rechtsanwalt den jugendlichen Erbprinzen von Weimar Karl August zu und brachte dadurch einen Bund zustande, der länger als ein halbes Jahrhundert dauerte. Die Jünglinge, der Fürst und der Dichter, fanden sich in ernsten Gesprächen zusammen und hatten großes Wohlgefallen aneinander. Knebel blieb einige Tage länger in Frankfurt als seine prinzlichen Reisegenossen, um „den besten aller Menschen" zu genießen.

Unter den Älteren verdienen Erwähnung H. A. Salis, ein tüchtiger, schweizerischer Erziehungsmann, J. G. Sulzer, der Ästhetiker, der „das junge Originalgenie" im Umgang angenehm und liebenswürdig, in seinen Urteilen noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt fand; J. G. Zimmermann, der berühmte Arzt und Philosoph, der durch seine Schriften über die „Erfahrung" und über die „Einsamkeit" sich einen großen Namen erworben hatte und durch seine Persönlichkeit einen bedeutenden Eindruck machte. Vor allem Klopstock, für dessen Dichtungen der Jüngling von Kindheit an die höchste Begeisterung gefühlt hatte und der nun als kräftiger Mensch ihm wohlgefiel, auch die Lust zum „Schlittschuhlaufen" in ihm erweckte.

Die berühmtesten Besucher, außer Klopstock, waren zwei Männer sehr ungleicher Art, J. C. Lavater und J. B. Basedow. Der erstere, ein kraftvoller Theologe, von einem wunderbaren Eindruck auf ernste Männer und gefühlvolle Frauen, der viele Jahrzehnte hindurch in den

weitesten Kreisen als Priester und Prophet galt, um später ungerechterweise als Schwindler betrachtet zu werden, übte einen großen Einfluß auf Goethes religiöse Ansichten aus; außerdem erweckte er dessen lebhaftes Interesse für physiognomische Studien, d. h. für die Lehre aus Kopfbildung und Gesichtszügen des Menschen sein Wesen zu erkennen, so daß der junge Schriftsteller ein eifriger Mitarbeiter an einem größeren Werke Lavaters wurde. Der letztere stieß durch seine Unmanieren ab und konnte für seine großen erzieherischen Pläne, die einen sehr heilsamen Einfluß auf die Jugendbildung übten, nur eine geringe Aufmerksamkeit bei Goethe erwecken, machte auch durch sein Bestreben, die Bibel rein vernünftig zu erklären, bei dem ungeduldigen Zuhörer einen üblen Eindruck. Eine Rheinreise, die Goethe mit diesen beiden seltsamen Propheten, er in der Mitte als Weltkind, unternahm, hat er lustig in dem Gedicht „Diner zu Coblenz" geschildert und seine eigene Tätigkeit, während der gewaltigen Leistung der beiden Gegner in den Versen beschrieben:


Joh. Georg Schlosser,
der Schwager Goethes, nach einer kolorierten Handzeichnung im Goethe-Museum

> Ich war indes nicht weit gereist,
> Hatte ein Stück Salmen aufgespeist . . .
> Und ich behaglich unterdessen
> Hatt' einen Hahnen aufgefressen.

Auf dieser Reise lösten sich auch die früher zum lebhaften Ausbruch gekommenen Mißhelligkeiten, mit den Brüdern F. H. und J. G. Jacobi; der erste war ein ernster, aber oft unklarer Weltweiser, der zweite ein begabter, aber tändelnder, in Freundschaftssehnsucht schwelgender Dichter, Gegen beide war ein verlorenes, in dramatischer Form verfaßtes Spottgedicht, „Das Unglück der Jacobis" gerichtet — ein vermutlich auf des zweiten Freundschaftsspielereien sich beziehendes Gedicht, „Mädchens Held"

(„So ist der Held, der mir gefällt"), hat sich erhalten. Mit beiden bis dahin verkannten und verspotteten Brüdern wurde ein inniges Freundschaftsbündnis geschlossen. Freilich erhielt sich auch dieser nicht lange. Johann Georg entschwand bald Goethes Gesichtskreis, die Freundschaft mit Friedrich Heinrich erhielt 1779 einen Riß, als Goethe in Weimar an dem Roman „Woldemar" eine lustige Hinrichtung vollzog. Aber auch später nach wieder hergestellten jahrzehntelangem freundlichen Verkehr richtete der Dichter gegen die ihm widrige Philosophie des Freundes eine Absage in der Satire: „Groß ist die Diana der Epheser".

Das Verdienst, die Brüder Jacobi mit Goethe geeint zu haben, gebührt Johanna Fahlmer, die gleich Auguste v. Stolberg unter den Frauen, mit denen Goethe damals in brieflicher Verbindung stand, die erste Stelle einnimmt.

Johanna wurde die Vertraute, die Beichtigerin, die über Goethes Liebesschmerzen die offensten Berichte erhielt, Auguste, die „Niegesehene" empfing merkwürdige Aufschlüsse über des Jünglings Seelenleben und die religiösen Kämpfe, die er zu bestehen hatte.

Der Eindruck, den Goethe auf die Besucher und auf die, mit denen er in Briefwechsel kam, machte, war zumeist der eines Genies: ein schöner Jüngling, der für das Altertum schwärmte und der sich doch in den Strudel des Lebens stürzte, der, einem unverwundbaren Fechter gleich, sich kühn mit seinen Gegnern maß und der von dichterischem Feuer erglühend, Gedichte und Dramen in ununterbrochener Reihe schöpferisch gestaltete. Dabei ein guter Junge, ein trefflicher Mensch, mild mit seinesgleichen, höhnisch gegen seine Feinde, achtungsvoll gegen Ältere, freundlich und gütig, fast im Übermaß, so daß er arme Kinder auf der Straße aufgriff und sie in das Haus seiner Eltern brachte, wohltätig gegen Elende und Bedürftige. Ein Götterjüngling, das ist die Bezeichnung, die manche für ihn wählen, ein Unsterblicher, vor dem sie sich demütig beugen und den sie doch herzlich lieben.

Unter den Stätten, in denen er sich wohlfühlte, war besonders beliebt das Haus des späteren Archivrats Crespel, in dem er lustig übermütige Verse in ein Stammbuch des Jahres 1680 schrieb. Crespel hatte sich zum Vorsteher eines aus jungen Männern und Mädchen bestehenden Kreises aufgeschwungen; in diesem war vor der Straßburger Zeit ein Liebesspiel eingerichtet gewesen, bei welchem durchs Los Paare gezogen wurden, die sich als Liebende aufführen sollten. An Stelle des früheren Spiels richtete Crespel nun ein Heiratsspiel ein. Die unserem Helden mehrfach durch das Los bestimmte Gefährtin war ein sechzehnjähriges Mädchen, Anna Sibylla Münch, hübsch, in ihrem Wesen gleichmäßig, häuslich, voll natürlichen Verstandes, das dem Partner wohlgefiel, auch der

Mutter als Schwiegertochter angemessen dünkte, so daß im Ernst erwogen wurde, die durch den Zufall erzeugte Gemeinschaft zu einer dauernden zu gestalten. Aber dieser Plan wurde ebenso schnell aufgegeben, als er gefaßt worden war. Dagegen verdanken wir diesem Mädchen ein dramatisches Werk, das Trauerspiel „Clavigo“.

Als in dem geselligen Kreise, in dem nicht nur scherzhaft geplaudert, sondern auch ernste Bücher gelesen wurden, Beaumarchais „Denkschriften“ zur Vorlesung gelangten, forderte Anna Sibylla ihren Partner auf, ein Stück daraus zu machen. Der Dichter entledigte sich in acht Tagen (Mai 1774) des ihm gewordenen Auftrages. An die Vorgänge, die in der vierten Denkschrift erzählt waren, sich anlehnend, aber frei mit dem Stoff umgehend, behandelte der Dichter folgenden Vorgang: Clavigo, ein wohlgestalteter, liebenswürdiger, hochbegabter spanischer Schriftsteller liebt die in Madrid weilende Französin Marie Beaumarchais und wird von ihr wiedergeliebt. Jedoch unmittelbar vor dem angesetzten Hochzeitstag verläßt er sie; die unglückliche Verlassene, verfällt in schwere Krankheit. Mariens Bruder, Beaumarchais, der nach Spanien geeilt ist, um den Wortbrüchigen zur Rechenschaft zu ziehen, zwingt diesen, allerdings erst nach längerem Sträuben, in Gegenwart seiner Dienerschaft, eine Erklärung seiner Schuld und der Unschuld des Mädchens zu unterschreiben. Durch diese ihm angetane Schmach wird aber nicht, wie sein Freund Carlos, sein böser Geist, gehofft hatte, seine Rachelust entzündet, sondern die Sehnsucht nach dem stillen Glück, das er sich selbst zerstört, erwacht wieder; er eilt zu Marie, die durch Schwester, Schwager und ihren Freund Bueneo, der dem hübschen, leidenden Mädchen liebevoll ergeben ist, erfolglos zur Milde überredet, den stürmischen Selbstanklagen und den Beteuerungen des immer noch von ihr heiß Geliebten nicht zu widerstehen vermag. Aber die Standhaftigkeit des Zurückgekommenen währt nicht lange. Sie wird vielmehr zum Wanken gebracht durch die Einflüsterungen des Carlos. Dieser weiß ihm einzureden, daß er sich durch eine solche Heirat mit einer unbekannten, kränklichen Ausländerin um seine Stellung und um seine Aussichten bringe: Clavigo läßt zu, daß Carlos einen Verhaftsbefehl gegen Beaumarchais auswirkt und willigt ein, sich eine Zeitlang zurückzuziehen und zu verbergen. Beaumarchais und Marie, unruhig über das lange Ausbleiben des eben erst Wiedergewonnenen geraten in die höchste Aufregung, jener, da er durch den französischen Gesandten vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt wird, diese, da sie die Flucht Clavigos erfährt. Schon scheint Beaumarchais geneigt, sich der Gefangennehmung durch die Flucht zu entziehen, da stirbt die Schwester als Opfer ihrer grenzenlosen Aufregung und der Bruder bleibt zurück, um ihr die letzten Ehren zu erweisen. Bei der Beerdigung

trifft Clavigo den Leichenzug; von Gewissensbissen gefoltert, hält er die Leiche an, um in ihrem Anblick sich zu reinigen; er wird von Beaumarchais im Kampfe erstochen und stirbt, nachdem er Verzeihung erlangt und gewährt hat.

Der „Clavigo“ ist ein Stück voll dramatischen Lebens, eine einheitliche Handlung von keinem Nebenwerk unterbrochen, auf ein paar Tage verteilt, ohne ängstliche Wahrung der Einheit des Ortes, doch nur auf wenige Schauplätze beschränkt, mit folgerechter Benutzung von Ursache und Wirkung. Man staunt die geschickte Mache an und die Leichtigkeit, mit der der Dichter den gegebenen Stoff benutzt und umgestaltet hat, die Klarheit und Sicherheit in der Darstellung der Charaktere. Außer den durch die Quelle gegebenen Tatsachen verwendete der Dramatiker auch manches von seinem Innenleben, denn er lieh der Marie manche Züge der Friederike und wie er einzelne edelmütige Eigenschaften, die er selbst besaß, für die Zeichnung Beaumarchais' verwendete, so schilderte er seine eigene Schwäche und Haltlosigkeit in Clavigo. Mit großer Kunst werden diese Gegner einander gegenübergestellt, wird Haß gegen den Verführer, Zuneigung zu dem Rächer und das innigste Mitleid mit dem unschuldigen Opfer des Verrates erweckt. Aber die größte Geschicklichkeit ist bei der Zeichnung des Carlos aufgeboten, von dem auch die bedeutendste schauspielerische Wirkung ausgeht: ein Schurke, der im Stiften von Unfrieden die höchste Freude empfindet und doch ein Mann, für dessen Verstand, Willenskraft und Entschlossenheit man eine gewisse Hochachtung fühlen muß.

Schloß sich der Dichter in diesem Werke — wenn er auch bei manchen Persönlichkeiten eigene Charaktereigenschaften, für Carlos vielleicht auch einige seines Genossen Merck verwendete, — an eine bestimmte Vorlage an, und zeigte er sich bemüht, vergangene und fremde Geschichten zu beleben, so ließ er in derben Possen die Gegenwart erstehen und kämpfte mit Kühnheit wider seine Gegner.

Im Pater Brey („ein Fastnachtsspiel wohl auch zu tragieren nach Ostern vom Pater Brey, dem falschen Propheten“, Ostern 1774) traf er die Empfindsamkeit und einen ihrer Hauptvertreter. Denn mit diesem Pfaffen, der sich die Abwesenheit des Hauptmanns, des Bräutigams der Leonora, zunutze macht, um diese in seine Netze zu ziehen, zur rechten Zeit aber von dem Rückkehrenden verjagt und zu einer Schweineherde geschickt wird, ist gewiß Leuchsenring gemeint, ebenso wie in dem Hauptmann und Leonore Herder und dessen Braut ein wenig gekitzelt werden sollten.

Vielleicht ist Herder, allerdings viel bösartiger, im „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“ gezeichnet (August, September 1773).

Satyros, der elend und verwundet zu einem Einsiedler einkehrt und von diesem liebevolle Pflege erhält, zeigt sich undankbar gegen seinen Wohltäter, liebelt in verwegener Weise mit den Mädchen des Volkes, macht durch seine Verherrlichung des Naturzustandes großen Eindruck auf die Menge, die in seinen Ruf: „rohe Kastanien, ein herrlicher Fraß" einstimmt, und weiß durch seine hohen Reden das Volk so zu betören, daß der Einsiedler mit dem Tode bestraft und er, der Fremdling, zum Gotte erhoben werden soll. Als er sich nun aber in seiner Gier, seiner geradezu tierischen Roheit gegenüber der Frau des Priesters Hermes zeigt, wird er in seiner Gemeinheit erkannt, entzieht sich aber der drohenden Vertreibung durch freiwilligen Weggang, den er mit verächtlichen Reden begründet.

Wenn in dem eben behandelten geistvollen, frechen Stück die Wendung gegen Herder zweifelhaft ist — denn solcher Undankbarkeit, Unsittlichkeit, Selbstvergötterung war Herder trotz aller selbstischen Äußerungen und hochmütigen Neigungen seiner Jugendzeit nicht fähig, — so ist eine andere Posse, wie schon der Titel besagt, sicher gegen Wieland gerichtet. In der Farce „Götter, Helden und Wieland" (September 1773), sollen Wieland und seine Oper Alceste verspottet werden. Aber die groben Schimpfereien, die sich hier Wieland in der Unterwelt von Herkules und Euripides gefallen lassen muß, wegen seiner Unkenntnis des Altertums, sind gewiß unbegründet. Der jugendliche Angreifer schoß über sein Ziel hinaus und es ehrt Wieland, daß er die plumpen Angriffe nicht erwiderte, sondern das Genie des jungen Dichters anerkannte.

Ging Goethe in einzelnen dieser witzigen Kleinigkeiten zu weit, so hatte er durchaus das Recht auf seiner Seite, wenn er mit Entschiedenheit gegen den handwerksmäßigen Kunstbetrieb loszog („Künstlers Erdenwallen") und die Not des wackeren Meisters darstellte, in die dieser durch solches Treiben geriet; im Gegensatz dazu wußte er die Verklärung des wahrhaft bedeutenden, von der Nachwelt anerkannten Meisters zu schildern in: „Künstlers Vergötterung", einer kleinen Skizze, die mehr als ein Jahrzehnt später unter dem Titel: „Künstlers Apotheose" aufgeführt wurde.

Nicht minder gerechtfertigt war der Spott gegen den Theologen C. F. Bahrdt, „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes" (Januar, Februar 1774). Bahrdt war ein Schriftsteller, der mit allzu großer Nüchternheit und abschreckender Hohlheit die Schriften des Neuen Testaments zu erklären unternommen hatte.

Gewiß hat man auch Angriffe gegen die damaligen geistigen Strömungen und deren Vertreter und zwar höchst wohlgelungene Angriffe in dem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, ein Schönbartspiel" (März 1773), zu sehen. Denn in diesem höchst belebten, mit vieler

Laune geschilderten, munteren Jahrmarktstreiben, zu dessen Vergnügungen auch ein Puppenspiel „Esther“ gehört, sind gewiß so in dem Zigeuner, im Doktor, in der Gouvernante, im Marktschreier, im Zitherspielbuben und anderen Persönlichkeiten und Richtungen jener Tage verspottet: die Verfasser törichter Kinderbücher, die Empfindsamen, die Nachahmer des Französischen und andere. Vielleicht hat der Dichter auch sich selbst als treuen Gefolgsmann Herders gezeichnet und diesem, den er sonst in den Spielen jener Tage nicht eben glimpflich behandelte, ein kleines Ehrendenkmal gestiftet.

Wie in Dramen, so bewies der Dichter seine Keckheit und Treffsicherheit auch in Gedichten. Er begnügte sich nicht mehr, die Natur zu verherrlichen, sondern wandte sich nun lebhaft gegen die, welche nur schwärmten und in der Natur nicht die besänftigende Macht wilder Triebe, die heilige Trösterin anerkennen mochten. Er pries die Kunst und die Künstler, feierte den, der an ihren Gebilden sein Gemüt erquickte, fuhr los gegen die sogenannten Kenner, die den Künstler zurechtzuweisen, die Natur zu verbessern sich unterfingen und dadurch die Freude und den wahren Genuß sich raubten und anderen störten, wollte sich nicht durch ewig gültige Vorbilder bestimmen lassen, sondern erklärte die Empfindung als einzige Führerin:

Nicht in Rom, in magna Graecia
Dir im Herzen ist die Wonne da.

Man kann bei solchen Versen die Form tadeln, eine wenig strenge Beobachtung der Regeln bemängeln, aber man ist erstaunt darüber, wie in ihnen der Geist des Altertums hervortritt. Und sodann, welcher Dichter vereint in gleichem Maße das Gefühl für die Wirklichkeit, die Kunst, das Geschehene vor dem Leser erstehen zu lassen, mit der Fähigkeit verborgene, fast unaussprechliche Gefühle zum Ausdruck zu bringen, allgemeine Vorstellungen durch greifbare Schilderungen deutlich zu machen.

Der junge Stürmer und Dränger, der sich eine geistige und künstlerische Selbständigkeit errungen hatte, suchte auch sonst der Führer zu entraten. Susanne von Klettenberg, seine ehemalige Meisterin, die in ihm einen starken Gottesstreiter erhofft hatte, mußte sich schon in den letzten Jahren ihres Lebens überzeugen, daß ihre Erwartung nicht erfüllt wurde. Er löste sich von der Gemeinschaft der streng kirchlich Gesinnten, warf ihnen in seinen Fetzen vom „ewigen Juden“, der dichterischen Behandlung jenes Schusters Ahasverus, der Christus auf seinem Leidenswege verächtlich behandelt hatte, den Fehdehandschuh hin und erkor als Führer den Weltweisen Spinoza, dessen Werke ihn schon in Straßburg gefesselt hatten. Statt eines lebendigen, persönlichen Gottes verehrte Goethe die Natur, die ihm ganz von Gott erfüllt zu sein schien (Pantheis-

mus), und hatte Augenblicke, da er sich denen zuneigte, die jedes führenden Herrn entbehren zu können glaubten (Atheismus).

Ein Zeugnis der ersteren Stimmung sind die Bruchstücke, in denen er „Mahomet" feierte, das der letzteren Stimmung sein Drama „Prometheus".

Die Bruchstücke des ersten Dramas sind sehr gering: ein Gesang und eine kurze Szene, in der Mahomet mit einzelnen Gefährten vorgeführt wird. Aber jene pantheistische Gesinnung wird klar aus einem Ausspruche Mahomets: „An jeder stillen Quelle, unter jedem blühenden Baum begegnete mir Gott in der Wärme seiner Liebe. Wie dank ich ihm, er hat meine Brust geöffnet, die harte Hülle meines Herzens weggenommen, daß ich sein Nahen empfinden kann". Ebenso auch erhellt sie uns der Antwort, die er auf die Frage des Gefährten: „Wo ist seine Wohnung?" erteilt: „überall".

In dem „Prometheus", in dem unter anderem dichterisch geschildert wird, wie die Menschen den Tod kennen lernen, und mit einem unsagbaren Grauen dieses ihnen bisher unbekannte Aufhören der Persönlichkeit empfinden, tritt kühn und trotzig der Mensch, der sich Gott dünkt, den Göttern entgegen und leugnet ihre Macht.

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert je des Beladenen,
Hast du die Tränen gestillet je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrin und deine?
Wähntest du etwa
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften.
Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
zu genießen und zu freuen sich —
Und dein nicht zu achten wie ich.

In diesen Versen und in der ganzen Dichtung, der sie entnommen sind, liegt eine Wucht, die kaum noch gesteigert werden konnte. Es ist dieselbe Erhabenheit, die den jungen Dichter auf die Faustfabel wies. Auch in der Ausgestaltung dieses alten Stoffes rang er nach dem Höchsten. Nicht den Zauberer wollte er darstellen, der andere in Staunen setzte und sich unermeßlichen Reichtum, sowie die köstlichsten Genüsse zu verschaffen wußte, sondern einen Menschen, der das Höchste zu erkennen sich vermaß und durch die Liebe eines reinen Mädchens die größte Glückseligkeit erfuhr, aber sich und anderen das herbste Leid bereitete.



Goethes Lili
Nach dem im Besitz der Schönemannschen Familie befindlichen Gemälde

Siebentes Kapitel.

Lili. — Schweizerreise. — Übergang nach Weimar.

Schwebte so der Dichter in erhabenen Gefilden, so war der Mensch ein Weltkind, das die irdischen Freuden nicht verachtete.

Die Tändeleien mit Anna Sibylla Münch hatten nicht zu einer Lebensverbindung geführt, wie sie von der guten Mutter herbeigesehnt wurde, aber bald gestaltete sich ein neues Verhältnis. Durch einen Freund wurde der Dichter (Anfang 1775) in das Haus der Bankierswitwe Schönemann geb. d'Orville eingeführt. Vielleicht hatten schon vorher gefällige Vermittler auf den Rechtsanwalt hingewiesen, der, von jungem Dichterruhm umstrahlt, oft ein Behagen darin fand, die Gesellschaft zu meiden, oder wenn er in ihr auftrat, als Weltabgewandter zu erscheinen. Jedenfalls wurde der plötzlich Auftauchende, den zu begrüßen man kaum vermutet hatte, freundlich empfangen und zum Wiederkommen ermuntert.

Er erschien häufiger, da die Tochter des Hauses, Anna Elisabeth (Lili), geboren am 23. Juni 1758, ihn anzog und fesselte. Sie war ein



Goethe
im 26. Lebensjahre nach
einem Gemälde von Kraus



hübsches, kunstbegabtes Mädchen, verwöhnt im Hause, verhätschelt von der Gesellschaft, gebildet, ohne geistreich zu sein, von jener Anmut, die dem jungen Mädchen etwas Frauenhaftes gewährt und von der Mischung aus Zurückhaltung und Hingabe, die den Bewerber in hellste Glut zu versetzen vermag. Sie war in der Art junger Mädchen aus guten Familien auferzogen, ohne besonderen Ernst und ohne Hinneigung zu einer bestimmten Tätigkeit; denn wenn sie auch später in den Zeiten der Not und Gefahr sich als mutig und tüchtig erwies, so hatte das Mädchen kaum Gelegenheit, solche Tugenden zu erproben.

Aber ihre äußeren Reize, das angeregte Leben ihres Kreises waren derart, daß Goethe nicht unempfindlich blieb; er verlobte sich mit Lili im April 1775, wobei Demoiselle Delf aus Heidelberg, eine langjährige Freundin der Schönemannschen Familie, die Zaudernden unterstützte.

Der junge Bräutigam fühlte sich in dem neuen Zustand, dem er bisher, so oft man ihn dazu hatte nötigen wollen, sich zu entziehen gewußt hatte, sehr glücklich. Er liebte und wurde geliebt. Gewiß fehlt es in den Briefen und in den Gedichten nicht an Beteuerungen des ungetrübten Glücksgefühls:

> Wo du Engel bist, ist Lieb' und Güte,
> Wo du bist, Natur.

Und auch als er, wie gleich erzählt werden muß, sich von Lili getrennt hatte und Liebe und Leben auch außerhalb ihres Kreises finden wollte, entringt sich ihm das Geständnis:

> Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
> Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
> Und doch wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
> Wär', was wär' mein Glück?

Indessen schon die wunderbarste Verklärung seiner Liebe birgt den Keim der Unzufriedenheit in sich. Es ist das herrliche Lied: „Neue Liebe, neues Leben“:

> Herz mein Herz, was soll das geben?
> Was bedränget dich so sehr,
> Welch ein fremdes neues Leben!
> Ich erkenne dich nicht mehr.
>
> Weg ist alles, was du liebtest,
> Weg, warum du dich betrübtest,
> Weg dein Fleiß und deine Ruh —
> Ach! wie kamst du nur dazu?
>
> Fesselt dich die Jugendblüte,
> Diese liebliche Gestalt,
> Dieser Blick voll Treu und Güte
> Mit unendlicher Gewalt?
>
> Will ich rasch mich ihr entziehen,
> Mich ermannen, ihr entfliehen,
> Führet mich im Augenblick,
> Ach! mein Weg zu ihr zurück.
>
> Und an diesem Zauberfädchen,
> Das sich nicht zerreißen läßt,
> Hält das liebe, lose Mädchen
> Mich so wider Willen fest.
>
> Muß in ihrem Zauberkreise
> Leben nun auf ihre Weise.
> Die Veränderung, ach, wie groß!
> Liebe! Liebe! laß mich los.

Denn man kann die letzten Zeilen und auch den in der Mitte des Gedichtes stehenden Zuruf des Dichters an sich selbst, sich zu ermannen und zu entfliehen, nicht wie man es getan, so auffassen, als wenn diese Stellen sich auf die Qualen jeder starken Liebe und auf die durch des Dichters Erfahrung gestützten Zweifel beziehen, daß auch dies Verhältnis kein bleibendes werden sollte. Man muß vielmehr diese Stellen dahin deuten, daß Goethe trotz aller Beseeligung, die er in guten Stunden zu empfinden meinte und wirklich empfand, auch von Schmerz und Unbefriedigung nicht frei blieb. Die ganze Unbehaglichkeit dieses Zustandes schilderte er in Briefen an Johanna Fahlmer und gab ein wahrheitsgetreues, wenn auch humoristisch gefärbtes Bild der Umgebung, in die er eingezwängt war, in dem Gedichte: „Lilis Park". Und so muß man auch das Wort als unrichtig oder mißverständlich zurückweisen, das man, auf Eckermanns Gewährschaft hin, Goethe zugeschrieben hat (es soll 1830, also 55 Jahre nach diesen Ereignissen gesprochen worden sein): „sie war in der Tat die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen, denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich". So konnte der Mann nicht sprechen, der mit jugendlicher Leidenschaft Friederike und Lotte in sein Herz geschlossen und der später nicht etwa nur für Christiane, sondern für so manche andere Frauen, denen er sich zuwandte, wahrhaft erglühte.

Es war trotz aller scheinbaren Seligkeit ein qualvoller Zustand. Der Liebhaber wurde von eifersüchtigen Empfindungen gehetzt, die durchaus nicht immer grundlos waren, wenn man auch nicht so weit zu gehen braucht, Lili eine herzlose Kokotte zu nennen. Er quälte mit seiner Empfindlichkeit, durch die Stimmungen, denen er sich mehr als billig hingab, das junge Mädchen, das gewohnt war, Huldigungen von allen Seiten zu empfangen.

Äußere Umstände kamen hinzu. Vielleicht war die Kunde von Goethes früheren Beziehungen der sittenstrengen Schönemannschen Familie zu Ohren gekommen und hatte einen höchst verstimmenden Eindruck gemacht; auch die Religionsverschiedenheit — die Braut war reformiert, der Bräutigam lutherisch — kam in Betracht; endlich stimmten die Familien nicht recht zusammen: auf der einen Seite die der reichen und vornehmen Gesellschaft angehörenden Bankiers, auf der anderen die Familie des zwar wohlhabenden, aber nur gut bürgerlichen Herrn Rat. Lili wurde gedrängt, das Verlöbnis zu lösen, sie verstand sich dazu nach einigem Widerstreben; Goethe entfernte sich ohne Abschied. Aber nachdem Lili aus seinem Gesichtskreis geschwunden war, entzog er sie nicht seinem Herzen. In mild abgeklärter Stimmung dachte er ihrer wie einer holden Fee, in „Jägers Abendlied":

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein süßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir gescheh'n.

Und so konnte er 1779 in Straßburg, wo Lili als glückliche Gattin eines Herrn v. Türkheim lebte, sie ruhig besuchen und dachte ihrer zu allen Zeiten mit zarter Wehmut.



Lili als Frau von Türckheim
Nach Zeichnung ihrer Tochter im Goethe Museum

Außer in den Gedichten und Briefen drückte er seine Stimmung in Dramen aus. Zwei Singspiele: „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villabella", damals als Schauspiel in Prosa mit untermischten Versen gedichtet, später in Italien in regelmäßige Singspiele verwandelt, sind Zeugnisse seines Glücks und seines Unbehagens.

„Erwin und Elmire" lehnt sich an einen bekannten Stoff an und ist doch ein Erzeugnis jener glücklich-qualvollen Monate. Erwin und Elmire lieben sich und peinigen sich dabei so, daß der Liebhaber sich in die Einsamkeit zurückzieht. Elmire, unglücklich darüber, wird durch schlaues Überreden eines Freundes Bernardo, der am liebsten die schöne Verlassene für sich haben möchte, aber die Pflicht der Freundschaft höher stellt als

7*

sein Begehren, dazu bestimmt, den Einsiedler aufzusuchen. Sie beichtet diesem ihr Leid, bekennt ihre Liebe, und als der Einsiedler seine Verkleidung abwirft, finden sich beide in Glück zusammen, das, wie man freilich ahnt, nicht lange ungetrübt währen wird.

Ein liebliches Spiel, das jenen Zustand zweier Wesen, die nicht für einander passen und sich doch beständig gegenseitig angezogen fühlen, naturgetreu darstellt. Abgesehen von dieser allgemeinen Bedeutung ist das Stückchen unendlich wichtig, weil es uns den Gemütszustand des Dichters und seiner Braut wahrheitsgemäß vorführt. Das sind lebendigste Schilderungen der beiden Wesen, die sich häufig beglückten, und noch häufiger betrübten. In Bernardo sehen wir eine dem Leben entnommene Darstellung eines jener zahlreichen Gesellen, die das Schönemannsche Haus belebten und für den Dichter unleidlich machten; in Olympia, Elmirens Mutter, findet man eine so wunderbare Vorführung der Frau Aja, der einfachen, gemütsstarken, an alter Sitte hängenden, von neumodischer Erziehung und kränklicher Gemütsschwärmerei entfernten Frau, daß man den Gegensatz zwischen dem gesunden Goetheschen Hause und der angekränkelten Bankiersfamilie aufs klarste erkennen muß.

Entzückende Gedichte beleben das Schauspiel: das Lied vom Veilchen, das von dem daherschreitenden Mädchen zertreten wird und sich des durch das liebliche Kind bereiteten Todes freut; dann die wundervolle Naturverklärung, die mit den Worten beginnt:

> Mit vollen Atemzügen
> Saug' ich, Natur, aus dir
> Ein schmerzliches Vergnügen.

Und vielleicht hat Goethe niemals seine Empfindung klarer ausgedrückt, als in den Versen, mit denen er seine gewaltige Naturbetrachtung schließt:

> Fühl' ich und flieh' ich
> Und suche die Qual.

„Claudine von Villabella“ mutet an, wie ein spanisches Ritterstück und trägt doch deutlich erkennbar Züge aus jener Brautzeit. Zwei Brüder, ein wohlgeratener, Pedro, und ein ungeratener, Crugantino, lieben dasselbe Mädchen, Claudine. Der letztere, der als Räuber mit einigen Genossen sein unsauberes Handwerk treibt, verwundet den ersteren. Claudine, Pedro innig zugetan, aber auch für Crugantino ein gewisses zartes Gefühl empfindend, schleicht sich zu dem Verwundeten, alle werden gefangen, der edle Räuber scheint zu verzichten.

Ein munteres, etwas wirres Stück, mit zarten und derben Liedern durchflochten, die Handlung mehr angedeutet als ausgeführt. Was daran fesselt, sind weniger die eigentlichen Vorgänge, als die Zeichnung der beiden Brüder und des Mädchens. Crugantino, der sich selbst von der

Gesellschaft ausschließt, hat ein bischen von der Stimmung des jungen Goethe an sich, wenn er das tolle Leben, das er mit zusammengewürfelten Genossen führt, durch das Lied verklärt:

> Mit Mädeln sich vertragen,
> Mit Männern rumgeschlagen,
> Und mehr Kredit als Geld —
> So kommt man durch die Welt.

und wenn er seine Stimmung in die Worte kleidet: „Wißt Ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meins ist? ein junger voller Kopf? Wo habt Ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbwegs was wert ist, lieber in die weite Welt gehen?“ (Wer hört nicht hier schon die Vorklänge von Schillers Räubern?). Aber auch Pedro, der wohlratene junge Mann, von den Eltern als Schwiegersohn gern gesehen, von dem Mädchen mit Neigung betrachtet, hat Züge von Goethes Wesens. Und gewiß ist Claudine der Lili verwandt: verwöhnt von dem Vater, von den Gefährtinnen beneidet, hat sie ein leicht empfindliches Herz, schwärmt für den einen und ist dem andern nicht ganz unzugänglich, schwankt zwischen weiblicher Schwäche und einem fast männlichen Heldentum; sie ist der Mittelpunkt eines großen Kreises, der von ihr Licht und Sonne empfängt.

Von besonderer Bedeutung aber ist das Drama „Stella“. Mochte in ihm auch manches nachwirken, was Goethe gelesen, mag der Gedanke des Zusammenlebens eines Mannes mit zwei Frauen, der mit dem Gefühlsüberschwang jener Tage vereinbar war und der ihm in dem eigenartigen Verhältnis Friedrich Heinrich Jacobis mit seiner Frau und dem „Täntchen“ Johanna Fahlmer sichtbar entgegentrat, ihn mitbestimmt haben, — gewiß hat der Dichter dabei auch an seine holde Braut gedacht.

Fernando, ein Gutsbesitzer und Offizier, ein innerlich guter aber flatterhafter Mensch, hat viele Jahre des Glücks mit seiner Gattin Cecilie genossen. Als ihr Kind, Lucie, sieben Jahre alt war, ging er in die weite Welt und brachte ein junges Mädchen von berückender Schönheit, Stella, mit heim, mit dem er einige Jahre in leidenschaftlichem Rausche durchlebt. Dann aber zwingt ihn die Reue, die erste, noch immer geliebte Frau aufzusuchen, er findet sie aber nicht und wird durch irrige Nachrichten von ihrem Pfade völlig abgelenkt. Unterdes ist Cecilie mit ihrer Tochter an den Wohnort Stellas gekommen, wo Lucie in die Dienste der Nebenbuhlerin treten soll. Die Frauen gefallen sich, in rasch aufkeimender Zuneigung fassen sie den Plan eines Zusammenlebens, da sieht Cecilie das Bild ihres Gatten in Stellas Zimmer. Sofort sind Mutter und Tochter entschlossen, abzureisen, da erkennt der gleichfalls zurückgekehrte Fernando,

der in einer stürmischen Unterredung Stellas Verzeihung erlangt hatte, seine Gattin. So schmerzvoll ihm auch der Verlust der eben Wiedergewonnenen ist, so erklärt er sich, da Pflichtgefühl und alte Liebe zusammen in ihm wirken, bereit, mit Mutter und Tochter abzureisen. Bei den leidenschaftlichen Beteuerungen Stellas bleibt er zunächst stumm, dann kühl und kündigt ihr schließlich rauh die Wahrheit an. Sie ist der Verzweiflung nahe, rüstet alles zur Abreise, aber auch Fernando ist elend, greift zur Waffe, um seinem Leben, das ihn und andere unglücklich gemacht hat, ein Ende zu machen. Da tritt Cecilie als rettender Engel ein: sie will zwar nicht entsagen, kann es aber noch weniger über das Herz bringen, Stella zu vertreiben, sie opfert sich halb um ganz zu gewinnen, und das Stück endet mit den Worten:

Cecilie: Stella, nimm die Hälfte des, der ganz dein gehört — Du hast ihn gerettet, von ihm selbst gerettet — Du gibst mir ihn wieder!
Fernando: Stella!
Stella: Ich fass' es nicht!
Cecilie: Du fühltst's.
Stella: Ich darf?
Cecilie: Dankst Du mir's, daß ich Dich Flüchtling zurückhielt?
Stella: O du!
Fernando (beide umarmend): Mein, mein!
Stella (seine Hand fassend, an ihm hangend): Ich bin Dein —
Cecilie (seine Hand fassend, an seinem Hals): Wir sind Dein!

Später wurde ein neuer Schluß hinzugefügt: Stella nimmt Gift, sie will die Gatten wieder vereinen, Fernando jedoch ist unfähig, ein solches Opfer anzunehmen; er tötet sich und das Ganze endet mit den Worten Stellas an Lucie: „Wenn du mir wohlwillst, so eile! Fort! Fort! Laß mich ruhen! Die Flügel der Liebe sind gelähmt, sie tragen mich nicht zu ihm hin. Du bist frisch und gesund. Die Pflicht sei tätig, wo die Liebe verstummt. Fort zu dem, dem du angehörst! Er ist dein Vater. Weißt du, was das heißt? Fort! Wenn du mich liebst, wenn du mich beruhigen willst (Lucie entfernt sich langsam).

Stella (sinkend): Und ich sterbe allein."

Das merkwürdige Schauspiel wirkt befremdend in der ersten, lähmend, zerreißend, aber nicht erschütternd in der zweiten Fassung. Nicht nur der kalte Vernünftler kann sich ein Zusammenleben dieser drei Menschen, der rechtmäßigen, älteren, vergrämten Gattin, der blühenden, liebreizenden jungen Geliebten und des Mannes, den Pflicht und nicht verblaßte Neigung bei der ersten festhalten, den Sinnlichkeit und Leidenschaft zu der zweiten ziehen, nicht als möglich denken. Auch in dem selbstgewählten Tode Fernandos und Stellas wird man kaum eine vollkommene Sühne erblicken, da hier der Schuldige und die Unschuldige auf gleiche Weise zugrunde gehen und statt einer wirklichen Lösung ein jähes Abbrechen erfolgt.

Aber wenn man von den letzten Szenen absieht, so muß man namentlich in den ersten drei Akten eine unvergleichliche Kunst der Darstellung bewundern. Im ersten Akt werden die Personen nur flüchtig angedeutet: Stella, durch die gute Nachrede, die man allgemein über sie führt, Cecilie als besorgte Mutter, Fernando als flatterhafter, jedem Reiz sich hingebender Mann. Im zweiten Akt: Stella und Cecilie im Gespräch, beide vollkommen versenkt in Liebe, ohne daß sie ahnen, daß es derselbe Mann ist, der sie beide unglücklich gemacht. Welch wunderbaren Gegensatz bilden diese beiden Frauen, verschieden im Alter, entgegengesetzt durch ihre Erfahrungen und ihre Schicksale, die von ihrem Dasein bisher nichts wußten und doch eben, weil beider Gefühl sich auf einen Punkt richtet, eine gewisse geheime Verbindung fühlen. Und wie geschickt ist es, nach der scheinbar friedlichen Einigung der beiden Nebenbuhlerinnen, wie dann allmählich die Lösung erfolgt: wie Cecilie in Schrecken gerät, als sie das Bild erblickt, wie Lucie in dem Bilde den Offizier erkennt, mit dem sie eben zu Mittag gespeist, wie hier die Neugierde, die Sehnsucht, die Erregung der beiden Frauen auf das höchste gesteigert sind, und wie dann im dritten Akt nach der stürmischen Liebesszene zwischen Fernando und Stella in dem Mann durch das Gespräch mit dem Verwalter die Erinnerung an Cecilie mächtig geweckt wird, bis sie dann selbst hereinkommt, zunächst von dem Gatten nicht erkannt, dann aber durch allmähliche Erinnerungen und besonders durch ihre Erzählung sich mit unwiderstehlicher Macht ihren Fernando wieder erobert, — das ist von einer geradezu unübertrefflichen dramatischen Kunst.

Dagegen wird man freilich nicht blind sein dürfen gegen die großen Schwächen des Dramas, gegen den fast unerträglichen Gefühlsüberschwang, gegen die Haltlosigkeit des Mannes und die mehr angedeutete als wirklich ausgeführte Handlung.

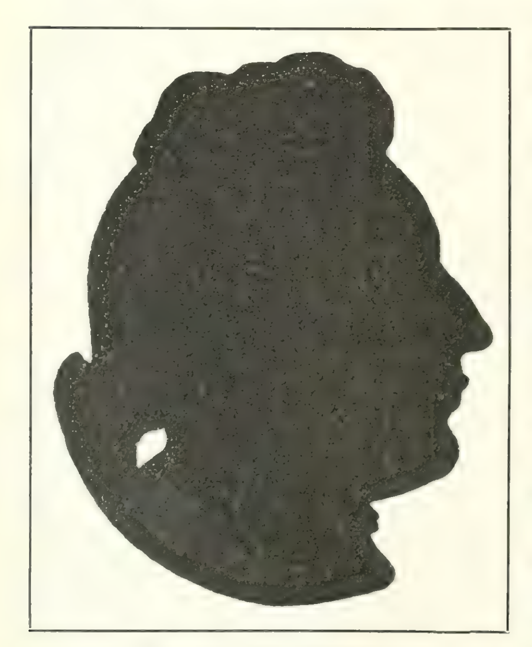
Wie so viele Dramen ist aber auch dieses Werk von besonderer Bedeutung als Selbstbekenntnis. Zwar ist Goethe nicht Fernando; Stella ist nicht Lili, aber auch sie konnte sprechen: „Sie (die Männer) machen uns glücklich und elend! Mit welchen Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz, welche neue unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellen unsere Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unserer Nerven mitteilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Tränen die Leiden einer Welt an meinem Busen hinströmte." Und auch auf Goethe gilt das Wort: „Gott verzeih dir's, daß du so ein Bösewicht und so gut bist, Gott verzeih dir's, der dich so gemacht hat, so flatterhaft und so treu." Bei ihr der Rausch des jungen Mädchens, die durch die Liebe eine völlig andere zu werden schien, bei ihm jene Allgewalt der Leidenschaft, die den ganzen Menschen gefangen nahm, die

Welt vergessen ließ, und das Gefühl an Stelle der kalten Erwägung setzte.

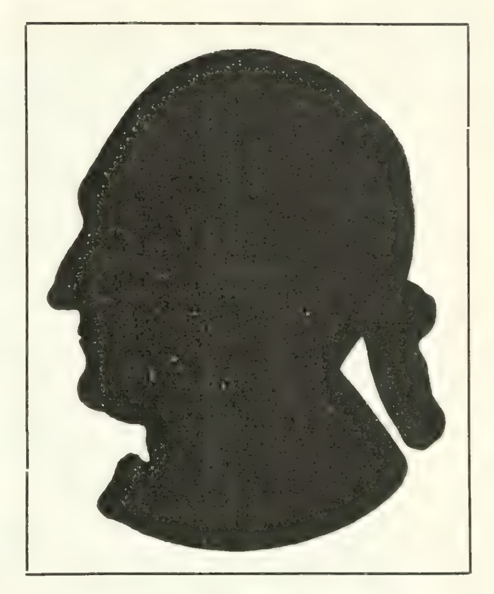
Es ist ein „Drama für Liebende", dessen Inhalt der Dichter am reinsten in den Versen aussprach, mit denen er der Geliebten im Februar 1776 das erste gedruckte Exemplar des Werkes übersandte:

> Im holden Tal auf schneebedeckten Höhen,
> War stets dein Bild mir nah.
> Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
> Im Herzen war mir's da.
> Empfinde hier wie mit allmächt'gem Triebe
> Ein Herz das andre zieht,
> Und daß vergebens Liebe
> Vor Liebe flieht.

Der Frankfurter Umgebung und den Stürmen seines Inneren entzog sich Goethe durch eine Reise nach der Schweiz. Zu einer solchen Fahrt hatte der Plan schon im Jahre 1774 festgestanden, damals aber konnte er nicht ausgeführt werden. Ein äußerer Anlaß belebte den alten Plan. Graf Kurt von Haugwitz, der später als preußischer Minister eine traurige Berühmtheit erlangte, hatte seine Göttinger Studienfreunde, die Grafen Leopold und Christian von Stolberg, die damals als getreue Anhänger Klopstocks erst mit ein paar Gedichten aufgetreten waren, zu einer Schweizer Reise aufgefordert. Sie waren vielleicht durch Boie, den Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, zu dem Goehte auch Beiträge geliefert hatte, mit dem jungen Genie in Verbindung gebracht worden. Als sie nach Frankfurt kamen, schlossen sie rasch mit ihm den Bruderbund. Christian berichtet: „Goethe kam bald zu uns, er war in wenigen Tagen mit Haugwitz intim geworden und ward es auch gleich mit uns. Er aß mit uns und wir waren, als hätten wir uns jahrelang gekannt. Er ist ein gar herrlicher Mensch. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem



Leopold Graf Stolberg


Christian Graf Stolberg

Wort, aus jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor. Wir sind immer beisammen und genießen zusammen alles Glück und Wohl, das die Freundschaft geben kann. Er kann sich nicht von uns trennen und will zu unserer größten Freude einen Teil der Reise mit uns machen. O, möchte es doch die ganze sein Du kannst denken, wie uns das freut!"

Die jugendlichen Genossen führten in dem Hause am Hirschgraben ein tolles Leben; die Mutter schleppte Wein herbei und erhielt wohl damals den Ehrennamen „Frau Aja", so hieß nämlich die Mutter der vier neuen auf Abenteuer ausziehenden Haimonskinder, von denen das Volksbuch meldet: „Da aßen sie und tranken sie und machten sich lustig, zuletzt ging sie in den Keller und holte vom besten Wein, goß eine silberne Schale voll" usw. Schon damals mögen sich die jungen Freiheitsschwärmer in dem „Tyrannenblut" berauscht haben.

Nicht gerade die Gemeinsamkeit mit diesen Genossen — denn das Politische war Goethes Sache damals nicht, und auch sonst stand er den frischen Gesellen, die sich an ihn drängten, ziemlich fern, — sondern der Drang, sich aus den Frankfurter Verhältnissen zu entfernen und sich über seine inneren Regungen klar zu werden, trieb ihn in die Weite. In der Werthertracht brachen die Reisenden auf (14. Mai 1775), machten in Darmstadt, wo sie von Merck freundlich aufgenommen wurden, in Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe Halt; an letzterem Orte sahen sie die künftige Herzogin Luise von Weimar, von der einer der Stolberge berichtete, daß sie „ein gar gutes Mädchen, so natürlich, so originell, aber nicht schön" sei und von der Goethe meldete: „Luise ist ein Engel, der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brieftasche bewahre." In Straßburg erneuerte Goethe das trauliche Verhältnis mit Salzmann und hatte gute Tage mit Lenz. Der junge Prinz von Meiningen, der damals den „Doktor aus Frankfurt" kennen lernte, gab von ihm folgende Schilderung: „Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegessen, es war mir lieb, daß er neben

mir saß, damit ich ihn desto näher bemerken konnte. Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amusant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen und hat seine ganz eigenen Fassons, sowie er überhaupt



Goethes Mutter („Frau Aja")
Nach dem Bildnis im Besitze von Frau Häuser-Nicolarius, Köln.
Kopie im Goethe-Museum Frankfurt a. M.

zu einer ganz besonderen Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter."

Freilich so lustig, wie der fürstliche Berichterstatter meinte, sah es im Gemüt des Reisenden nicht aus. Der zu dichterischem Ruhme gelangte und durch Schmerzen und Leiden gereifte Mann war nicht mehr derselbe, wie der im reinen Glücksgefühl schwelgende Jüngling vor vier Jahren. Gewiß dachte er schmerzlich der schweren Enttäuschung, unter der die nahe weilende Friederike noch immer litt und mit gepreßtem Herzen sah er dem Wiedersehen mit seiner Schwester entgegen, von der er wußte, daß ihr körperlicher Zustand fast ebenso traurig war, wie der ihrer Seele.

Aber sein Erscheinen in Emmendingen wirkte Wunder. Eine Freundin Corneliens, die kurz vorher geschrieben hatte: „Die gute Frau, der arme Mann! Freilich verdient sie mehr Glück, ihre ganze Lage paßt nicht auf



Johann Jacob Bodmer
Nach dem Gemälde von A. Gerstaff, gestochen von Brause

sie, ich kann nichts als über sie jammern", rief triumphierend aus: „Ich kann nicht sagen, was für Wunderwirkung sein Anblick auf ihre Seele und Körper gemacht haben. Sie ging gleich den anderen Tag mit ihnen (Goethe und Lenz) spazieren und soll jetzt ganz wohl sein. O, warum müssen solche Menschen von einander getrennet sein."

Nach wenigen Tagen ging es weiter. Der Reisende wünschte „recht tief in die Welt" zu fahren und ahnte doch, daß er recht bald zurückkommen würde. Mit den Gefährten begeisterte er sich an dem Rheinfall bei Schaffhausen und ritt mit ihnen am 9. Juli in Zürich ein. Er wohnte bei Lavaters, festigte seine Begeisterung für den Propheten und fand

in Frau Anna, wie der Gatte von ihr gerühmt hatte, ein „zart und reinlich gebildetes, unschuldiges Herzenslämmchen, ein edles, stilles, friedsames, unaussprechlich anmutvolles Weibchen, ungelehrt, ungestützt".

Er machte in Zürich viele Bekanntschaften, suchte selbst den alten 77 jährigen J. J. Bodmer auf, dessen Blütezeit einige Jahrzehnte früher gewesen war und der sich nicht vorstellen konnte, wie Goethe und Lavater „zusammendenken" könnten, der den Werken des Brausekopfs mehr verwundert als bewundernd gegenüberstand. Bodmer selbst berichtete: „Herr Lavater hat Goethen eine vorteilhafte Meinung von mir gemacht, die ich noch nicht verdorben habe, er ist mit meiner Munterkeit am besten zufrieden. Er hat Brutus und Cassius für niederträchtig erklärt, weil sie den Cäsar von hinten um das Leben gebracht haben ... Cicero ist nach ihm ein blöder Mann, weil er nicht Cato war. Es ist sonderbar, daß ein Deutscher, der die Untertänigkeit mit der äußersten Unempfindlichkeit erduldet, solche Ideale von Unerschrockenheit hat. Ist nicht Werther der blödeste feigherzigste Mann? Aber es scheint, der Verfasser halte die Feigheit, welche den Schmerzen der Liebe durch den Tod entflieht, für Stärke der Seele. Man sagt, Goethe wolle bei uns an einem Trauerspiel von Dr. Faustus arbeiten, eine Farce läßt sich von einem Schwindelkopf leicht daraus machen."

Gar manche andere aus Lavaters Kreis gehörten zu den neu gewonnenen Bekannten: der alte würdige J. J. Breitinger, der fruchtbare Theologe J. J. Heß, ein Künstler, J. H. Lips, der Goethe damals zuerst nahetrat, der später noch mehrfach seine Wege kreuzte, außerdem einige Frankfurter, schon von früherher bekannt, Kayser und Passavant. Die wichtigste neue Bekanntschaft war Bäbe Schultheß, eine damals dreißigjährige Frau. Aus Lavaters Schilderung kann man sich keine rechte Vorstellung von ihr machen. Er schreibt von ihr: „Frau Schultheß ist kurz und gut — eine Männin. Sie spricht fast nichts und fühlt nur ohne Wortgepränge. Sie ist nicht schön und nicht fein gebildet. Nur stark und fest, ohne Grobheit. Sie ist streng und stolz — unausgebreitet; eine treffliche Frau, eine herrliche Mutter. Ihr Schweigen ist belehrende Kritik. Sie ist mir Warnerin und Stab ... sie ist mir durch Schweigen nützlich; sie empfängt und gibt mir nichts aus wahrer Demut und wahrem Stolz." Sie muß ähnlich wie Friederike Oeser die große Gabe besessen haben, zu hören, die Fähigkeit, Bekenntnisse hervorzulocken; nach wenigen Stunden machte sie den Eindruck einer vertrauten Freundin, ja Goethe, bei dem Frauen gegenüber Freundschaft ohne Liebe kaum denkbar war, widmete der eben erst Bekanntgewordenen eine verehrungsvolle und zarte Neigung, die lange Zeit dauerte. Nur schade, daß sie später die etwa sechzig Briefe, die sie von ihm erhielt, vernichtet hat.



Bäbe Schultheß
Aus der Fidei-Kommiß-Bibliothek Wien

In wieviel Kreise der jugendliche Reisende Einblick gewann, beweist sein Verkehr mit dem Hannoveraner von Lindau, dessen Pflegesohn, den Schweizer Knaben Peter Imbaumgarten, er später tatkräftig unterstützte und mit dem Bauern Jakob Guyer, genannt Chlyjogg, einem höchst verständigen tüchtigen denkenden Landmann, der als ein Weiser von seinen Nachbarn angestaunt und von den Reisenden als Wunder betrachtet wurde. Anknüpfend an diesen Besuch, von dem der Wanderer selbst erzählte: „Ich ging ohne Ideen von ihm hin und kehre reich und gesegnet zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgesendetes Ideal angetroffen, Gott sei Dank, aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind", schrieb Lavater: „Goethe ist der liebenswürdigste, zutraulichste, herzigste Mensch. Bei Menschen ohne Prätension, der zermalmendste Herkules aller Prätension. Billiger ist kein Mensch in mündlicher Beurteilung anderer, toleranter niemand als er. Ich habe ihn allenthalben als denselben edlen, alles durchschauenden duldenden Mann gesehen."

Von Zürich aus wurde unter Zurücklassung der übrigen Reisegesellschaft, mit Passavant allein, eine Gebirgswanderung unternommen,

von der sich ein Tagebuch des Dichters erhalten hat, Zeugnisse seiner verschiedensten Stimmungen in sich fassend. Denn neben den übermütigen Versen:

Ohne Wein kann's uns auf Erden
Nimmer wie dreihundert werden;
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol' der Teufel unsere Leiber.

stehen Ausdrücke tiefster Naturbeseelung, wie der später veränderte Anfang eines Liedes:

Ich saug' aus meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt.
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält.

Die herrlichsten Minnelieder folgen, und manche Zeichnungen geben Zeugnis von der Lust des Reisenden, das Gesehene festzuhalten, wenn auch nicht immer von seiner Kunst ein volles Bild des Geschauten zu schaffen.

Am 22. Juni stand Goethe auf dem St. Gotthard. Derselbe Mann, der kurz vorher niedergeschrieben hatte: „Sauwohl und Projekte", zeichnet dort auf „Öde, wie im Tal des Todes." Er warf einen Sehnsuchts- und Scheideblick nach Italien. Möglich, daß ihn das Verlangen nach Frankfurt zurücktrieb; wahrscheinlicher, daß er sich noch nicht reif fühlte für das Land, das ihm nicht nur als Ziel einer Spazierfahrt galt.

Noch einige Zeit verweilte er in Zürich. Auf ein junges Mädchen, Magdalena Heß, machte er einen so großen Eindruck, daß diese ein Vierteljahrhundert später einer Weimaranerin erzählte, daß sie „Goethen als er in der Schweiz war, nur einmal durch eine Tür gesehen und sich gleich in ihn verliebt hätte, daß sie ihn nicht hätte noch einmal sehen mögen, da sie eben versprochen war". Anderen erschien sein Wesen hochmütig und abweisend.

Kurze Zeit war er in Basel, wo ein von ihm besuchter tüchtiger Gelehrter, Is. Iselin, über ihn schrieb: „Es hat mir viel Freude gemacht, Goethe zu sehen. Ich bewundere das Genie dieses Mannes im höchsten Grade, obwohl ich den Gebrauch gar nicht liebe, den er davon machet. Er wird indessen eine neue Bahn öffnen. Es wird nun eine Zeitlang in Deutschland alles sich dahin bestreben, Tätigkeit zu spiegeln, Stärke zu zeigen. Wer die größten Kräfte beweisen wird, wird der Größte sein und sich auf dieser Bahn bemerken zu machen, scheinet Goethens vornehmste Absicht zu sein. Auch ist niemand, der mehr imstande wäre, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen."

Von Basel ging es nach Straßburg. Wiederum bestieg er das Münster, und die hohe Begeisterung für das Kunstwerk und dessen

Schöpfer mag mit seinem eigenen bewundernden Ausdrucke wiedergegeben werden: „Wieder an Deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in Dir, über Deinem Grabe, heiliger Erwin, fühle ich, Gott sei Dank, daß ich bin, wie ich war, noch immer so kräftig gerührt, von den Großen und, o Wonne, noch einziger, ausschließender von dem Wahren als ehemals. Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor Dir, wie vor dem Schaum stürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees und Deiner Wolkenfelsen und wüsten Täler grauer Gotthard! wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier, Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben umfassendes unauslöschliches Gefühl, des, das da ist und da war und da sein wird."

In Straßburg traf er Zimmermann, der ihm von Weimar, auch von Frau v. Stein erzählte und der nach der Begegnung an diese die ahnungsvollen Worte richtete: „Sie wissen nicht, bis zu welchem Grade dieser liebenswürdige und reizende Mann Ihnen gefährlich werden kann."

Am 22. Juli saß Goethe wieder in seinem Heim. Der Bruch mit Lili war noch nicht vollzogen, die Entscheidung über die Zukunft noch nicht gefällt. Der jugendliche Herzog von Weimar hatte den Dichter zu einem Besuche nach Weimar eingeladen, und dieser hatte sich durch einige an Knebel gerichtete Billette dem fürstlichen Gönner wiederholt in Erinnerung gebracht. Am 12. Oktober kam Herzog Karl August in Frankfurt an mit seiner jungen Frau Luise, der Darmstädter Prinzessin, die dem Dichter, wie man weiß, von Karlsruhe her bekannt war. Er erneuerte die schon einmal erlassene Einladung und forderte Goethe auf, in Gesellschaft des Kammerrats von Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben war, nach Weimar zu kommen. Aber es vergingen zwei Wochen, ohne daß der Kammerrat eintraf. Der junge Dichter hatte von allen Abschied genommen und wagte es kaum, sich außerhalb des Hauses zu zeigen. Aber die Arbeit, z. B. die am „Egmont", wollte nicht gedeihen, wie dies in den Zeiten ängstlichen Harrens wohl erklärlich ist.

Es wäre nicht undenkbar, daß der Vater, der zwar kein wütender Freiheitsmann aber ein selbstbewußter Reichsstädter war, den Besuch bei einem Fürsten, von dem er freilich so wenig wie andere ahnen konnte, was er seinem Sohn sein würde, nicht gern gesehen hätte. Da mag in dem Hause, in dem die Meinungen des Älteren und des Jüngeren oft genug aufeinander prallten, manche heftige Rede und Gegenrede erschollen sein, wie sie am Ende des 15. Buches von Dichtung und Wahr-

heit als Spruchreime mitgeteilt sind, die zwischen den Freunden geübt wurden. (A. stellt den Vater, B. den Sohn vor.)

A. Lang bei Hofe, lang bei Höll'!
B. Dort wärmt sich mancher gute Gesell.
A. So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir soll niemand eine Gunst erzeigen.
B. Was willst du dich der Gunst denn schämen?
Willst du sie geben, mußt du sie nehmen . . .
A. Hat einer Knechtschaft sich erkoren,
Ist gleich die Hälfte des Lebens verloren;
Ergeb' sich was da will, so denk er,
Die andere Hälft' geht auch zum Henker.
B. Wer sich in Fürsten weiß zu schicken,
Dem wird's heut' oder morgen glücken;
Wer sich in den Pöbel zu schicken sucht,
Der hat sein ganzes Jahr verflucht.
A. Wenn dir der Weizen bei Hofe blüht,
So denke nur, daß nichts geschieht:
Und wenn du denkst, du hättest's in der Scheuer,
Da eben ist es nicht geheuer.
B. Und blüht der Weizen, so reift er auch,
Das ist immer so ein alter Brauch:
Und schlägt der Hagel die Ernte nieder,
's andre Jahr trägt der Boden wieder.

Schließlich gab die Unzufriedenheit des Vaters den Ausschlag und der Sohn, etwas verärgert, schickte sich nun an, obgleich seine Vorbereitung nicht größer war, als vor einigen Wochen, die Reise nach Italien anzutreten, zu der der Alte die Mittel gewährte. Schon war er in Heidelberg, wo er mit der Freundin, Fräulein Delf, über vergangene Zeiten Bekenntnisse austauschte und neue Lebenspläne anhörte, die die Geschäftige, ihn vor Weimar warnend, für ihn geschmiedet hatte, — da kam die Nachricht, daß Herr v. Kalb ohne sein Verschulden in Karlsruhe aufgehalten, den Gast seines Fürsten in Frankfurt erwarte. Goethe eilte zurück; und in Begleitung des Hofbeamten fuhr er alsbald einem neuen Leben entgegen.



Charlotte von Stein,
Nach dem Selbstbildnis aus dem Jahre 1790

Achtes Kapitel

Weimar, 1775 – 1786. Persönlichkeiten: Karl August, Charlotte v. Stein. Reisen. Lustspiele. Ernste Stimmung

Am 7. November 1775 traf Goethe in der thüringischen Hauptstadt ein. Er kam, wie er meinte, auf einige Wochen; aus den Wochen wurden Monate, aus den Monaten Jahre und Jahrzehnte. Weimar wurde seine Wohnstätte für sechzig Jahre, dort ist er begraben: der Ort, den er durch sein Leben geweiht und durch seinen Tod geheiligt, ist ein Wallfahrtsort für Deutsche und Ausländer geworden und geblieben.

Weimar war damals ein Städtchen, nach einem Ausdruck Herders „ein Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf". Das Schloß war 1774 durch einen Brand zerstört, außer einigen stattlichen Kirchen gab es in Weimar damals von größeren Gebäuden nur das Fürstenhaus, das Wittumspalais und das Schlößchen in Tieffurth, sonst nur wenn auch behagliche, aber keineswegs vornehme Wohnhäuser. Industrie existierte gar nicht, Verkehr, selbst Durchgangsverkehr, sehr wenig, da Weimar von der großen Heerstraße entfernt lag. Das ohnehin arme Land litt noch unter der Not, die der Siebenjährige Krieg mit seinen Durchmärschen und Kriegsforderungen über die Gegend gebracht hatte. Die Bürger, voll-



Porträt der Herzogin Anna Amalia um 1780
Nach dem Gemälde im Wittums-Palais, Weimar. Phot. Held, Weimar

kommen vom Hof abhängig, in strengster Dienstbarkeit durch viele Lasten geplagt, nährten sich meist von Ackerbau. Das Herrscherhaus, das nicht eben zu den reichsten Deutschlands gehörte, lebte besser als die Bürger, ja es entfaltete bei festlichen Gelegenheiten sogar großen Prunk.

Über die Stadt und das kleine Land herrschte Anna Amalia, eine braunschweigische Prinzessin, die Nichte Friedrichs des Großen, die nach dem Tode ihres Gatten Ernst August Constantin (1758), dem sie in einer zweijährigen Ehe zwei Söhne Karl August und Constantin geschenkt



Herzogin Anna Amalia mit Gesellschaft in der Villa d'Este

Gemälde von G. Schütz im Schlosse zu Tiefurt bei Weimer. Phot. Held, Weimar

Tafelrunde bei der Herzogin Anna Amalia im Wittums-Palais zu Weimar

Gemälde von Kraus. Phot. Held, Weimar



Christoph Martin Wieland
Nach dem Gemälde von A. Graff, gestochen von J. F. Bause

hatte, als Vormünderin und Regentin waltete. Sie war eine verständige Fürstin, eine gebildete, tätige Frau. Sie besaß etwas vom Geiste ihres großen Oheims: außer seinem Verlangen selbständig zu herrschen, auch seine Lust, andere Menschen glücklich zu machen, an ihrer Zufriedenheit Anteil zu nehmen und erster Diener des Staates zu sein. Sie durfte sich zuschreiben, daß ihre Untertanen vielleicht seit langer Zeit nicht Anlaß zu gleicher Zufriedenheit gehabt hatten und konnte hinzufügen: „das ist die ganze Belohnung, die mir zuteil wurde und ich schätze mich sehr glücklich.“ Sie besaß aber dazu noch etwas, was ihrem Oheim gefehlt hatte: die Liebe zur deutschen Sitte und zur deutschen Sprache.

Sie begründete den Weimarer Musenhof, indem sie Chr. M. Wieland, damals neben Klopstock und Lessing gewiß den berühmtesten deutschen Schriftsteller, nach Weimar berief. Einen Mann, der durch leichte Verse und anmutige Prosa zu unterhalten, durch gut vorgetragene, nicht gerade tiefe aber gesunde Weltweisheit zu belehren suchte, französische Redeweise nachahmte und doch ein Deutscher blieb, der trotz lebendiger Anteilnahme an den Bestrebungen und Kämpfen der Zeit die Vergangenheit ehrte, ohne tiefgründige aber auch ohne lederne Gelehrsamkeit das sechzehnte Jahrhundert lebendig zu machen wußte und ohne gezwungene Abhängigkeit vom Ausland den großen Briten Shakespeare zu würdigen verstand, dessen erste, wahrhaft würdige Übersetzung er glücklich versuchte. Wieland begründete in Weimar eine Zeitschrift: „Der teutsche Merkur“, dessen Hauptmitarbeiter er lange Zeit blieb, ein tüchtiges Blatt, in dem neben mäßiger Ware auch viele treffliche Proben erschienen, und in dem eine verständige, keiner Partei dienende, das Neue vorurteilslos anerkennende Besprechung der wichtigeren literarischen Erscheinungen versucht wurde.

Dabei war er ein neidloser und guter Mensch, glücklich und beglückend in seinem Hause, treu seinen Freunden, dem Herrscherhause ergeben, wenn er auch seine Selbständigkeit zu wahren wußte. Niemand hat schöner als er das Erscheinen Goethes in Weimar verklärt. Diese Verherrlichung ist um so bedeutsamer, weil er ahnen konnte, daß er durch den Neuankömmling aus seiner einzigartigen Stellung verdrängt würde und weil er das Recht gehabt hätte, ihm wegen mancher derben Verunglimpfung zu zürnen. An Wieland hat es auch nicht gelegen, wenn sich in das Verhältnis später eine gewisse Kühle drängte, er bewahrte dem Berühmteren, dem er sich willig fügte, stets die Bewunderung, die er dem Götterjüngling bei seinem Erscheinen schenkte und die er in den schönen Worten ausdrückte:

Auf einmal stand in unserer Mitte
Ein Zauberer — — —
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu segnen und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher.
Und niemand fragte: wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick:
Es war er.
Wir fühlten's mit allen unseren Sinnen
Durch alle unsere Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt,
Der unzerdrückt von ihrer Last
So mächtig alle Natur umfaßt,
So fest in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt.

Anna Amalia machte die fürstliche Büchersammlung zu einer öffentlichen; sie, die selbst nicht ohne Geschick zeichnete und zur Musik ein hervorragendes Talent besaß, brachte mancherlei Kunstgegenstände zusammen, wodurch sie den Grundstock zu einem reichen Schatze legte, den man noch heute anstaunt. Sie gab ihren Söhnen treffliche Erzieher, den Grafen Görtz und den schon genannten K. L. von Knebel; sie suchte diese Zeugen eines kurzen Eheglücks zu trefflichen Menschen heranzuziehen.

Unter den Männern, die in Hofstellungen oder öffentlichen Ämtern sich bewährten, die einen großen Teil der Weimarer Glanzzeit durchlebten und zum Teil auch mit Goethe in engem Zusammenhang standen, sind Siegmund v. Seckendorff, Friedrich Hildebrand v. Einsiedel, K. A. Musäus und F. J. Bertuch zu nennen. Der erste, ein gewandter Gesellschaftsmann, der zweite ein nicht un-

glücklicher Nachahmer der Alten, der dritte, Professor am Gymnasium, ein trefflicher Mann, als Schriftsteller entschiedener Gegner jeder Schwärmerei, der in seinen weitverbreiteten „Volksmärchen der Deutschen" einen Schatz hob; der vierte, in vielen Zweigen der Tätigkeit geschickt, der, nachdem er seinen schriftlichen Ehrgeiz aufgegeben, — wirklich lebendig ist von ihm nur das Kinderlied geblieben:

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide,
Und sprung mutwillig in den Klee
Mit ausgelassner Freude.

— als „Schatullier" des Herzogs Ordnung in die Kasse brachte und später durch mannigfache glückliche Unternehmungen, Buchhandel, Druckerei, Blumenfabrik zur industriellen Blüte der Stadt mit Erfolg beigetragen hat.

Anna Amalia nahm auch das Theater in ihren Schutz und duldete nicht nur, sondern unterstützte mehrere Gesellschaften, die nacheinander in Weimar Aufführungen veranstalteten, zuletzt die Seylersche Truppe, deren Stern der größte damalige Schauspieler Ekhof war. Sie war selbst die eifrigste Besucherin dieser Aufführungen und hatte außer an Lustspielen, unter denen auch Lessings Minna von Barnhelm erschien, ihre besondere Freude an deutschen Singspielen, deren Wiege das kleine Weimar war.

An ihr bewährte sich in schönster Weise das Prophetenwort, mit dem ein weimarischer Prediger einmal die prunkvolle Eröffnung der Ständeversammlung eingeleitet hatte: „Fürchte dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost, denn der Herr kann auch große Dinge tun."

In der Regierung ihres Landes wurde sie 1775 von ihrem Sohne Karl August abgelöst.

Karl August, geboren am 3. September 1757, gestorben am 28. Juni 1828, war ein Fürst von besonderer Begabung: freisinnig, trotz der Neigung, Selbstherrscher zu sein, durchgreifend, wo es galt sein Ansehen zu wahren und doch bereit, fremdem Rat, den er für richtig erkannte, zu folgen. Er wurde Goethes Schüler und blieb doch sein Meister. Schüler, indem er sich in geistigen Dingen ihm willig unterordnete, seine Sammellust annahm, die Neigung für naturwissenschaftliche Arbeiten durch ihn gewann, bis er schließlich ein großer Kenner der Kunst und Naturwissenschaft wurde; ein Meister dadurch, daß er den Freund und Berater in das verschlungene Getriebe der Staatskunst einführte und seine Gedanken durch jenen ausführen ließ. Denn Karl August war es, der die Stellung Weimars zu Preußen bestimmte, der den Beitritt zum Fürstenbund durchsetzte und auch als Heerführer, wogegen Goethe oft genug vergeblich Einspruch erhob, in den Diensten des großen Friedrich und



Jugendbildnis des Herzogs Karl August im Wittums-Palais
Phot. Held, Weimar

seiner Nachfolger tätig war. Er war es, der in den schweren Zeiten des Übermuts und der Übermacht Frankreichs an echt deutscher Gesinnung festhielt und seinen treuen Ratgeber manchmal gegen dessen Willen mit sich zog. Er war es endlich, der, nachdem Deutschland seine Selbständigkeit wieder erlangt hatte, gegen den heimlichen oder auch öffentlichen Widerspruch seines ersten Beamten verfassungsmäßige Rechte seinem Ländchen gab und an diesen festhielt, selbst in der Zeit, in der die größeren deutschen Staaten ihre früher gegebenen Versprechungen wieder zurücknahmen.

Doch muß man sich das Weimarer Zusammenleben von Fürst und

Dichter nicht nur als ausschließlich ernster Arbeit gewidmet denken. Zwei junge Männer traten hier neben einander: der Fürst im ersten Jünglingsalter stehend und der bürgerliche Freund, der bald mit hohen Ämtern betraut und später durch den Adel in einen höheren gesellschaftlichen Kreis gehoben wurde, zwar acht Jahre älter, aber noch frisch und unverbraucht und nicht an die Ungebundenheit gewöhnt, die ihm ein solches durch die Vertrautheit mit dem Herrscher verschöntes Hofleben gewährte. Es begann eine tolle Zeit, die, soweit es die Geschäfte gestatteten, mit Gesellschaften, Festen, Jagden, verwegenen Ritten und Liebesspielen ausgefüllt wurde. Ein rasches die Grenzen der Wohlanständigkeit wohl manchmal überspringendes Treiben, zu dem die ernsten an ein gemessenes Leben gewöhnten kleinstaatlichen Beamten ebenso den Kopf schüttelten wie gewichtige Männer vom Range des Dichters Klopstock, der dem übermütigen jungen Freunde geradezu die Freundschaft aufsagte.

Wenn aber diese Entfremdung Klopstocks den jungen Grafen Friedrich Leopold von Stolberg dem Weimarischen Hofe entzog, so ging das vergnügungssüchtige Leben durchaus nicht so weit, gediegene Kräfte von Weimar fern zu halten. Denn neben Wieland, der nach wie vor eine Zierde des Ilmstädtchens blieb, wurde Herder als Geistlicher berufen und so der von Anna Amalia begründete Musenhof bereichert und schöner und glänzender gestaltet, als er je in einer deutschen Stadt vereint gewesen war.

Der Herzog war kein Schöngeist, vielleicht sogar seiner innersten Neigung nach mehr dem französischen als dem deutschen Geschmacke anhänglich, niemals imstande, die große Dichterkraft Schillers zu würdigen und vielleicht nicht immer fähig, Goethes hohen Schwung zu begreifen, aber doch ein Mann, dessen Leben nicht aufging in Verwaltungsgeschäften und öden Vergnügungen, sondern dessen Sinn offen war und blieb für Geistiges und Höheres.

Dem Frankfurter Gast trat der Herzog freundschaftlich, ja brüderlich entgegen und wahrte bis zu seinem Lebensende ihm gegenüber das trauliche Du, mit dem er ihn bald nach seinem Einzuge in Weimar begrüßt hatte. Er ehrte ihn nicht nur durch Stellungen und Orden, sondern schenkte ihm das innigste Vertrauen und wenn er auch durch eine Geliebte, die zugleich Schauspielerin war, Frau v. Heygendorf (Karoline Jagemann) angestachelt, ihn schließlich in schroffer Weise von der Theaterleitung entfernte, so verdiente er gewiß nicht den abfälligen Ausspruch, den man sicher mit Unrecht Goethe zugeschrieben hat: „Karl August hat mich nie verstanden."

Die rechte Würdigung dieses zwar oft genug menschlich fehlenden, in seinem Verhalten gegen seine Gattin keineswegs einwandfreien, dabei aber

auch echt menschlich fühlenden Fürsten gab der Freund und Dichter Ausdruck in den herrlichen Versen, die 1791 gedruckt wurden, aber ebenso für frühere als für spätere Zeit gelten.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder: da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was priesest du ihn, den Taten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien, deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein Dichter verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer, meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach und Frankreich mochte mich lesen;
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich gekümmert, und er war mir August und Mäcen.

Fast ein Jahrzehnt früher schilderte der Dichter und Freund das Wesen seines Herrn in der großen Dichtung „Ilmenau". Er gab darin eine Darstellung des frohen Treibens vergangener Zeiten, lenkte den Blick auch auf die ernste Beschäftigung, den Bergbau, der gerade mit dem thüringer Landstädtchen verknüpft war, ließ es aber ebensowenig fehlen an ernsten Mahnungen, wie an frohen Verheißungen. Jene wurden ausgesprochen in den gewichtigen Versen, die ein rühmliches Zeugnis ablegen für den Mut des Sprechenden und für den hohen Sinn des Angeredeten:

Gewiß ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft,
Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff,
Kein Steg zu schmal,
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heit'ren Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Die heitere Aussicht in eine lachende Zukunft erklang in den schönen Schlußversen:

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang die Plichten deines Standes

Und schränktest nach und nach die freiere Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt,
Allein, wer andere wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.
So wandle du, der Lohn ist nicht gering,
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel.
Nein, streue klug wie reich mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land,
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen.

Unter den Persönlichkeiten, denen der neue Ankömmling nahe trat und mit denen er viele Jahrzehnte zusammenlebte, sind prächtige Charakterköpfe, kraftvolle Männer, geistreiche und liebreizende Frauen. Die witzigste und eigenartigste war die Hofdame der Anna Amalia, Luise von Göchhausen, von den Freunden „Thusnelda" genannt, die sich selbst einmal mit den Worten bezeichnete: „Genie die Fülle, kann aber nichts machen." Zu jedem Scherz aufgelegt, den Schabernack, der ihr gespielt wurde, ruhig ertragend. Sie hat sich um Goethe die größten Verdienste dadurch erworben, daß sie, eine der aufmerksamsten Zuhörerinnen seiner



Büste des Fräulein von Göchhausen
in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Phot. Held



Jugendbildnis der Herzogin Luise
im Wittums-Palais, Phot. Held, Weimar

Vorlesungen, das Gehörte aufschrieb und so manches, z. B. den Urfaust (die erste Fassung der Anfangsszenen und des Gretchentrauerspiels) vom Untergange rettete.

Für unseren Dichter von größter Bedeutung wurden unter den Frauen Herzogin Luise und Charlotte v. Stein, unter den Männern Herder.

Zu einem der ersten Geburtstage der Herzogin Luise wurde das merkwürdige Drama „Lila“ gedichtet (1777). In der ersten Fassung wurde ein Mann von dem Wahne geheilt, der ihm seine Gattin entfremdet; in der späteren wurde das Stück derart geändert, daß Lila die Leidende ist, die ihren Mann für tot hält, in einer eingebildeten Welt lebt und durch einen Arzt von ihren irrigen Vorstellungen befreit wird. In beiden Fassungen aber finden sich Anspielungen auf das tiefgehende Mißverständnis zwischen dem Herzog und der Herzogin und auf das redliche Bemühen des treuen Freundes, des „Doktors“, wie Goethe auch nach seiner Geheimratswürde in vertrauten Kreisen genannt wurde, in diese Verhältnisse, die, wie er einmal schrieb, „ganz außer dem Kreise meines Rats und meiner Hülfe liegen“, Ordnung zu bringen.

Die Herzogin blieb für Goethe stets die hohe Frau, ein holder Stern. Nach ihrem Tode durfte er schreiben: „Ich blieb ihr treu und ergeben; nie hatte der geringste Mißklang stattgefunden." In verschiedenen Gedichten, z. B. den Maskenzügen zu ihrem Geburtstage, dem 30. Januar, bekannte er die zarte Neigung, die zwischen Verehrung und Begierde schwankte, in gar manchen, zum Teil schwer verständlichen Gedichten hat er der Herzogin unter den verschiedensten Verkleidungen gedacht.

Ihr Leben war Leiden. Sie war nicht schön genug, um mit den glanzvollen Erscheinungen der Hofdamen und der fremden Frauen, die in Weimar erschienen, zu wetteifern, und sie besaß auch nicht geistige Beweglichkeit genug, um sich mit ihnen zu messen; das stille, häusliche Glück, für das sie geschaffen war, konnte sie nicht finden. Aber sie besaß eine viel tiefere Empfänglichkeit als jene schillernden Eintagsfliegen, sie, die als Schülerin Herders, echte Frömmigkeit mit ernstem Erfassen des Bedeutenden einte. Sie ging still fast unbeachtet ihres Weges, da sie auch nicht über Mittel verfügte, um im großen Stile Wohltaten zu üben und nicht von dem Ehrgeiz erfüllt war sich hervorzudrängen; erst als die Umstände, die schwere Lage des Landes, die Wut Napoleons sie nötigte, herauszutreten, da offenbarte sie unbeugsamen Mut und eine Hoheit, die um so mehr überraschten, als sie bisher nur zurückhaltende Weiblichkeit bewiesen hatte. Erst von da an galt sie den Weimaranern, die sie bisher unbeachtet gelassen hatten, als wahre Fürstin und wirkliche Landesmutter.

Der Dichter aber, wenn auch oft gewillt dem Glanze nachzujagen und dem Reize sich hinzugeben, erkannte und pries mit immer neuer Bewunderung diesen holden Zauber: ihr weihte er unter der Aufschrift „L. D." (Luise v. Darmstadt) und „L. W." (Luise v. Weimar) zwei kleine Gedichte, die vielleicht ihr Wesen am besten erklären:

> Eine kannt' ich: sie war wie die Lilie schlank und ihr Stolz war
> Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehen.

Das zweite lautet:

> Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämtlicher Blumen,
> Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.

Zwölf Jahre lang, ja länger, wenn man, wie nötig ist, den italienischen Aufenthalt mitzählt, war Charlotte von Stein, wie der Dichter sich häufig ausdrückt, seine Liebe oder, wie er sie einmal nennt, „seine Schwester oder seine Frau". Die beiden letzteren Bezeichnungen scheinen sich zu widersprechen, denn der erstere besagt, daß sie nur im seelischen Einverständnisse mit einander lebten, der letztere, daß sie wirklich ein engverbundenes Paar bildeten. Aber der Dichter will nur andeuten, daß sie wie eine Schwester getreulich an seinem Innenleben teilnahm



Drei Bildnisse der Frau von Stein

oben: Gemälde von Imhof, rechts unten: Gemälde von Heinr. Meyer, links unten: Emaille-Miniatur eines unbekannten Künstlers. Sämtliche Bildnisse befinden sich in Weimar

und wie eine Gattin sorglich für ihn sich abmühte. Denn die Frage, ob der Dichter mit dieser Frau wirklich keusch gelebt oder die Rechte des Gatten sich angemaßt habe, geht uns herzlich wenig an. Von einem starken und nicht unsinnlichen Manne, wie Goethe war, wird man kaum annehmen dürfen, daß er in seinem kräftigsten Alter länger als ein Jahrzehnt mit einer Frau, die er fast täglich und meist allein sah, nur freundschaftlich verkehrt hätte. Andrerseits kann man einer feinen und pflichtbewußten Frau schwer eine Abweichung von der bürgerlichen Ehrbarkeit und einem allen Späheraugen einer kleinen Stadt ausgesetzten Paare kaum Heimlichkeiten zutrauen, die von so vielen entdeckt werden konnten.

Für uns ist einzig die Frage wichtig: was war Charlotte für Goethe? Sie besaß weder die Jungfräulichkeit Friederikens, noch die Anmut von Lottens bräutlichem Wesen, weder die Willigkeit Gretchens, noch die Anziehungskraft Lilis, der reichen, schönen, vielumworbenen Gesellschaftsdame. Aber sie vereinigte in sich, was Goethe noch nie beisammen gesehen: vielseitige Kenntnisse und größte Bildungsfähigkeit, die Gewandheit der Weltdame, den feinen Ton der vornehmen Gesellschaft und die Erfahrung der älteren Frau. Sie verstand den Jüngeren zu locken und doch entfernt zu halten, ihn anzuspornen und doch in seine Grenzen zu weisen, nach seinen ermüdenden Geschäften ihm die Ruhe eines vertraulichen Gesprächs zu verschaffen, die Annehmlichkeiten eines behaglichen Lebens zu gewähren und ihn doch aus dem Gewöhnlichen in reinere Gefilde zu erheben. Ob sie dies enge Zusammensein vorzugsweise wählte, weil sie früher als andere die geistige Bedeutung des Freundes erkannte und sich gern von der Sonne mitbestrahlen ließ, die um ihn glänzte, ob sie das tiefste Verständnis für seine Werke besaß? Der Dichter glaubte das, so lange er mit ihr zusammenlebte, er betrachtete sie im Vereine mit wenigen, z. B. Herder, als sein eigentliches Publikum, für das er schuf, dem er eines seiner gedankenreichsten Gedichte, die „Geheimnisse", widmete. Er formte nach ihrem Bilde die entzückendsten Gestalten seiner Dramen, indem er der Marianne in den „Geschwistern", dem Clärchen im „Egmont", der Iphigenie und der Leonore im „Tasso" Züge von ihr lieh; er bezeichnete sie, die er häufig unter dem Namen Lida verherrlichte, als eine von jenen, denen er „verdanke, was ich bin" und feierte sie in den schönsten Versen, z. B. den folgenden:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Dies ist ein unwiderlegliches Zeugnis für das, was Goethe in Frau von Stein zu besitzen glaubte. Freilich, wenn man sieht, wie sie Goethes Flucht nach Italien nicht verzeihen konnte, wie sie mit ihm brach, als er ein aus niederen Ständen stammendes Mädchen zu der Seinen machte, wie sie die schmählichsten Ausdrücke gegen dieses Mädchen brauchte, wie sie in Briefen an Verwandte und Vertraute Goethes Charakter begeiferte, seinen Arbeiten die schlimmsten Zeugnisse ausstellte, ja ihnen geradezu unwürdigen Beweggründe unterschob, wie sie sein Tun, selbst sein Aussehen bespöttelte, wie sie ihrer früheren Neigung sich schämte und seine Verehrung als unecht darstellte, wie sie an dem ehemaligen Freund sich mit einer besonderen Dichtung rächte, und ihn fast für einen Verlorenen erklärte, seitdem und weil er ihrem Einfluß sich entzogen hatte — wenn man dieses alles bedenkt, — so möchte man an ihrer Urteilsfähigkeit zweifeln wie an ihrer Güte. Besäßen wir ihre Briefe aus der Zeit der engen Verbindung, so würde uns gewiß manches Rätsel gelöst werden; da diese Zeugnisse aber sicher von ihr vernichtet wurden — ob nun aus Furcht, darin vor der Nachwelt in unedler Gestalt zu erscheinen oder aus Scham, weil der Freund sich nach ihrer Meinung so wenig gleich geblieben war, — muß man sich in seinem Urteile bescheiden. Goethes Briefe aber, die erhalten sind, bleiben köstliche Zeugnisse eines Zusammenlebens, wie es selten vorkommt: zärtliche Zettelchen voll inniger Liebe, die man nicht bespötteln darf, wenn auch Küche und Hauswesen oft genug darin erwähnt werden, unwiderlegliche Beweise, wie notwendig für sein geistiges und sittliches Sein diese merkwürdige Frau dem Dichter erschien, wie er sie an allen seinen Sorgen, Erlebnissen, Bestrebungen teilnehmen ließ, wie sie zur Beraterin und Richterin aufgerufen wurde, als Priesterin und Göttin, die das heiße Blut kühlte, den Irrenden und Fehlenden läuterte und erhob. Eine Frau, die zwölf Jahre lang einem der erhabensten Menschen als Priesterin erschien, ihm als die Trägerin tiefster Gedanken und edelster Gefühle galt, die verdient, nach den Zeugnissen dieses Beglückten als heilspendende, verklärende, tragende und erhebende Göttin gefeiert und verehrt zu werden für alle Zeiten.

Herder, 1776 durch Goethes Bemühungen nach Weimar berufen und durch seine Tatkraft dort festgehalten, obwohl es schwer war, manchen lockenden Berufungen zu widerstehen, blieb dauernd mit Goethe vereint. Es fehlte freilich nicht an Mißverständnissen, die durch Herders Ansprüche und Geldsorgen, durch die üble Laune seiner Gattin, durch seine eigene Unverträglichkeit und durch die Sucht, der erste und einzige in der Freundschaft zu sein, hervorgerufen wurden. Aber sie wurden zumeist durch des Freundes Güte und seine pflichtschuldige Dankbarkeit aus dem Wege geräumt.

Herder erwarb sich als erster Geistlicher des Landes um die religiösen Verhältnisse große Verdienste. Er wirkte als gewaltiger Prediger und gewann nachhaltigen Einfluß auf das Schulwesen. Für unseren Dichter wurde er in der Maienblüte ihres Verkehrs, ehe darauf der vernichtende Frost sich legte, von bestimmendem Einfluß.

Herder steht neben Goethe nicht nur als der früheste sondern auch als der größte Ratgeber, Förderer, Beeinflusser, da. Von Herder empfängt Goethe wesentliche Anregung in seinen Forschungen nach der Urpflanze, dem Urwesen, von Goethe wiederum wird der naturwissenschaftliche Einschlag von Herders „Ideen", wenn auch nicht erzeugt, so doch stark begünstigt. Es haben sich viele Bogen dieses Hauptwerks in der Handschrift erhalten, die noch heute die Bleistift- und Rötelstriche des Freundes zeigen, Hinweise auf Fragliches und Bedenkliches, Erinnerungszeichen für eingehende Gespräche. Mit Frauen der Hofgesellschaft konnte Goethe tändeln, mit seinem Fürsten allerlei Ernstes beraten, mit Wieland behaglich plaudern, Frau v. Stein, der Lernbegierigen, unendlich viel Neues mitteilen, — über das Höchste in erhabenem Sinne reden, sich wahrhaft geistig eins fühlen konnte er nur mit Herder.

Ein junger Mensch, der von Leben glühte und bisher die Freuden der Welt, die ungebundene Freiheit noch wenig gekostet hatte, konnte und mochte nicht immer einsam auf den Höhen des Daseins thronen. Goethe gab sich vielmehr der Lust, oft tollen, ja gefährlichen Vergnügungen hin — „wir machen des Teufels Zeug und treibens toll" schrieb er einmal selbst — und verklärte jenes fröhliche Treiben in manchem Gedicht. Freilich darf man „die Lustigen von Weimar" nicht etwa auf diese Zeit deuten, denn das Gedicht ist erst 1813 geschrieben und bezieht sich auf Christianens Vergnügungen. Wohl aber gehören hierher die „Neujahrspossen", 1778 bis 1779, an denen außer Goethe auch der schon genannte Siegmund v. Seckendorf beteiligt war und durch die man die weiblichen Mitglieder der damaligen Hofgesellschaft vorgeführt erhält. Hier finden sich ernste und schöne Verse, z. B. an Frau v. Stein:

> Du machst die Alten jung, die Jungen alt,
> Die Kalten warm, die Warmen kalt,
> Bist ernst im Scherz, der Ernst macht dich zu lachen,
> Dir gab aufs menschliche Geschlecht
> Ein süßer Gott ein längst bewährtes Recht
> Aus Weh ihr Wohl, aus Wohl ihr Weh zu machen.

Aber auch weniger harmlose, oft sogar fast bösartige Neckereien wie an Fräulein v. Waldner:

> Alle Tage
> Lebendige Geister
> Und zu jeder Sprache
> Einen neuen Meister.

Brief Goethes an Frau von Stein

aus dem Jahre 1785.



Oder an Malchen Hendrich:

In deinem Herzen
Ist nicht viel Platz,
Drum alle acht Tage
Einen neuen Schatz.

Oder endlich an Frau v. Lichtenberg:

Daß schnell dir dieses Jahr verging,
Ist eben wohl kein Wunderding.
Mit gutem Appetit genießen,
Vom Morgen bis zum Abend küssen
Und fest sich an den Schnurrbart schließen,
Kann lange Nächte leicht versüßen.
Fast weiß man nicht bei deinem Wohl
Was man dir weiter wünschen soll,
Als etwa nach vollendeten Redouten
Einen kleinen, schreienden Rekruten.

Für diese Mischung von Scherz und Ernst sind auch die Inschriften bedeutsam, die in Steine und Säulen eingemeißelt wurden im Weimarer Park und in dem Garten von Tiefurth, zwei schönen Stätten, bei deren Anlegung Goethe in hohem Grade beteiligt war. Aus diesen Gedichten, von Goethe in die Abteilung: „Antiker Form sich nähernd" aufgenommen, seien zwei hervorgehoben. Das eine „Erwählter Fels" feiert die zarte Liebe:

Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! Ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Das andere, „Geweihter Platz", verkündet Wielands Ruhm:

Wenn zu den Reihen der Nymphen versammelt in heiliger Mondnacht
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen:
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gesänge,
Sieht verschwiegener Tänze geheimnisvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Musen ihn gleich bescheiden Geheimnisse sprechen.

Zu den Feierlichkeiten, die von der festfrohen Gesellschaft begangen wurden, gehörte das Luisenfest, — von dem Dichter ausführlich beschrieben (1778), — in dem die Vorliebe für das Mittelalter, das Mönchs- und Nonnenleben bezeichnenden Ausdruck fand, weiter aber besonders die Vorstellungen des Liebhabertheaters.

In den regelmäßigen Schauspielen nämlich, die Anna Amalia unterhalten hatte, war seit 1774 eine mehrjährige Pause eingetreten, bis 1791 eine neue dauernde Einrichtung getroffen wurde. In dieser Zwischenzeit wurden von der Hofgesellschaft manche Aufführungen veranstaltet, die dem Scherz, aber auch dem Ernst gewidmet waren. Die Seele dieser Vorführungen war außer Goethe und manchen schon genannten adligen Damen und Herren, Corona Schröter, eine schöne und hochbegabte Sängerin, die bald nach Goethes Ankunft nach Weimar gekommen war und lange Jahre in inniger Freundschaft mit dem Dichter verbunden blieb. Eine unvergleichliche Würdigung dieser Künstlerin gab er in der Dichtung „Auf Miedings Tod". Mieding, der für die Liebhabervorstellungen höchst nützliche, geradezu unersetzliche Gehilfe, war am 27. Januar 1782 gestorben. In dem Gedicht wird seine vielseitige Geschicklichkeit gerühmt, Weimar geschildert:

> O Weimar! Dir fiel ein besonder Los:
> Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!
> Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit
> Europens Mund, bald wegen Albernheit.

Auch alle anderen Mitarbeiter an den frohen Veranstaltungen werden genannt oder wenigstens angedeutet, der Kummer Weimars bei dem Tode des „Direktors der Natur" wie Mieding einmal scherzhaft genannt ist, wird beschrieben und endlich von seinem Begräbnis geredet, das seine wahrhafte Bedeutung durch Corona Schröters Erscheinen erlangt.

> Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie;
> Wir sind erhört, die Musen senden sie.
> Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
> Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
> Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
> Vollendet nun, sie ists und stellt es vor.
> Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
> Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
> So häuft sie willig jeden Reiz auf sich
> Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.
> Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn,
> Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
> Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint,
> Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Goethe und diese herrliche Künstlerin glänzten z. B. in einer Vorführung der Iphigenie.

Zu halb ernster und halb heiterer Unterhaltung gaben Goethes Lustspiele und Possen die Nahrung. Ein bemerkenswerter Unterschied herrscht zwischen den Kampfspielen der letzten Frankfurter Jahre und denen der ersten Weimarer Zeit. Damals hatte den jungen Dichter eine förmliche Wut gegen falsche Richtungen ergriffen, die sich in derben Ausfällen Luft machte. An die Stelle dieser Wut war nun der leichte Spott getreten.



Corona Schröter,
Selbstporträt nach dem im Goethe-Museum in Weimar befindlichen Gemälde

Nur einmal fiel der Dichter in alter Weise über einen Schriftsteller her und zwar über einen Freund, Friedrich Heinrich Jacobi. Er verriß geradezu dessen Roman „Woldemar", indem er in einer kleinen Schrift „Woldemars Kreuzerhöhung" (sie ist erst vor ganz kurzer Zeit wieder gedruckt worden) Hauptstellen aus dem Roman zusammendrucken ließ, mit ähnlich lautenden begleitete, und dann ein Exemplar des Buches in einer tollen Laune im Park zu Ettersburg an einen Baum nagelte (1779) als ein Zeugnis, welches Schicksal er dem Verfasser wünschte.

Dieses Strafgericht indessen, das der Betroffene nicht mit Unrecht

9*

sehr übel nahm, war hauptsächlich eine Folge des Unmuts darüber, daß der Verfasser jenes Werkes noch in Empfindsamkeit und Überschwänglichkeit steckte, aus der sich der Weimaraner längst befreit hatte. Wie weit diese Befreiung ging, bewies Goethe in seinem „Triumph der Empfindsamkeit", denn hier führte er geradezu seinen „Werther" in der Liste der gefährlichen Bücher auf, die einen gesunden Menschen von geistiger Kraft abziehen. Und wenn er sich auch nicht gerade in der Person des Prinzen Oronaro verspottete, des Mannes „von so zärtlichen, äußerst empfindsamen Nerven, daß er sich gar schwer von der Luft und vor schneller Abwechslung der Tageszeiten hüten muß", und der infolgedessen einen Mondschein und eine ganze Natur im Kasten führt, die er aufstellen kann, wo es ihm beliebt, so will er damit die Empfindsamen treffen, zu denen er eine Zeitlang selbst gehörte. Wie dieser empfindsame Prinz sich eine künstliche Natur erschafft und mit erborgten Gefühlen prunkt, so ist das ganze kleine Drama eine Verspottung der Richtung, die Goethe zu seinem und zu der Welt Glück längst überwunden hatte. (In diesem Drama findet sich überdies eingeschoben, wenn auch nicht in Zusammenhang gebracht, die Dichtung „Proserpina", eines jener Monodramen [Schauspiele, in denen nur eine Person auftritt], wie sie seit Rousseau auch in Deutschland beliebt geworden waren. Es wird hier eine tiefe Vorstellung von der stets neuen Schaffungskraft der Natur, wie sie dem Dichter aus lebendiger Anschauung und Naturstudien aufgegangen war, herrlich verklärt).

Und vielleicht kann man auch in dem „Neuesten aus Plundersweilern" (Erläuterungen eines Bildes, das der nach Weimar berufene Landsmann G. M. Kraus gemalt hatte) ein Stück Selbstverspottung sehen. Denn auch Goethe hatte Beurteilungen geschrieben mit höhnischen Bemerkungen und angefüllt mit manchen Mißverständnissen. Hier aber wurden die Kritiker insgesamt aufs bitterste gehöhnt, die Berliner und die Schriftsteller anderer größerer Städte, die aus solchen Besprechungen ein Gewerbe machten und sich bei dessen Ausübung nicht immer von den lautersten Grundsätzen leiten ließen.

Wenn in den eben angedeuteten Versen die Anhänger Klopstocks schon weidlich durchgehechelt waren, so erfolgte ihre förmliche Abschlachtung in der nach dem Vorbilde des griechischen Lustspieldichters Aristophanes gearbeiteten Posse „Die Vögel"; sie ist im wesentlichen zu einem starken Angriffe gegen Karl Friedrich Cramer, den treuesten, lärmenden und übertreibenden Anhänger Klopstocks bestimmt.

Nur drei von den kleinen Werken des ersten Weimarer Jahrzehnts tragen ein anderes Gepräge: die „Fischerin", die zuerst im Park von Tiefurth gespielt wurde und in wunderbarer Weise dem natürlichen Schauplatz angepaßt ist, — wer das Glück hatte, eine Wiederholung des

Stückchens an Ort und Stelle in neuerer Zeit zu sehen, hat einen unauslöschlichen Eindruck zurückbehalten. Es ist ein niedliches Stückchen und erhält besonderen Wert durch eingestreute Volkslieder, u. a. durch die schaurigschöne Erzählung vom „Erlkönig". Als Stück bedeutet es nicht viel: Dortchen, die Tochter eines Fischers, tut so, als wenn sie sich ins Wasser stürzte, weil ihr Bräutigam zu lange ausbleibt. Bald aber klärt sich der Irrtum auf, und die Wiedergefundene wird von allen Nachbarn jubelnd begrüßt. Aber, wenn auch der Inhalt nicht eben wichtig ist, — die Schilderung des herb-keuschen Mädchens in ihrem Schwanken zwischen Hingabe und Zurückhaltung und die mehr angedeutete, als ausgeführte Darstellung der übrigen Personen ist treffend und anziehend.

Ein Gelegenheitsstück — denn die „Fischerin" ist dies in jeder Weise — kann man auch „Elpenor" nennen. Das Werk war als Festdichtung für den 1783 geborenen Erbprinzen bestimmt und kann, mag es nun aus einer griechischen oder chinesischen Quelle seinen Stoff entnehmen, nur mit einem fröhlichen Ausgang gedacht werden. Es stellt dar, wie Antiope, die ihren Gatten durch Mörderhand verlor, auch ihren Sohn Elpenor entbehren muß, der ihr geraubt ist. Ihr vertrauter Diener Polymetis hat nun die Aufgabe, festzustellen, daß Lykus, der gegenwärtige Herrscher, der Mörder seines Bruders und der Entführer seines Neffen war und daß Elpenor wirklich der Sohn der Antiope ist. Durch eine solche Lösung wird in der Tat der Held, seinem Namen entsprechend, der Hoffnungträger, der das neu aufblühende Glück des Herrscherhauses in sich darstellt. Goethe hat freilich dieses Festspiel nicht vollendet, weil ihm die Voraussetzungen: Mord und Raub, gegen die festlichen Klänge etwas mißtönend erschienen; das Vorhandene indessen bleibt höchst wertvoll, teils als einer der ersten Versuche, dem Altertum dichterisch nahezutreten, teils wegen mancher schönen Stellen, die den Einblick in verwickelte Staatsverhältnisse gestatten, und kräftige, verschlagene Männer vorführen, besonders aber wegen der Verse, die eine lebendige Schilderung des Mutterglückes geben.

Galt Elpenor einem freudigen Vorgange in dem herzoglichen Hause, ohne daß man in den Personen des Stückes Ähnlichkeiten mit denen der fürstlichen Familie suchen darf, so ist das früher entstandene Schauspiel „Die Geschwister" (1776) ein Sehnsuchtslaut, den Charlotte von Stein entlockte. Wilhelm und Marianne leben als Geschwister in Zutraulichkeit und doch in einer heimlichen Neigung, die weit über geschwisterliche Liebe hinausgeht. Marianne wird von Fabrice zur Frau begehrt, und nun erst erkennt Wilhelm seine Leidenschaft zu dem jungen Mädchen, das, wie er längst weiß, nicht seine Schwester, sondern die ihm anvertraute Tochter einer Freundin ist, und kann in Zukunft das schönste

Glück mit der Geliebten genießen. Die Zeichnung der Personen, die Darstellung, wie bei Marianne die schwesterliche Zärtlichkeit in bräutliches Bangen sich verwandelt, ist ungemein schön. Das kleine Drama, trotz seiner Kürze von unbeschreiblicher Lieblichkeit, erhält besonderen Wert dadurch, daß in ihm wohl der einzige erhaltene Brief Charlottens aus jener Frühzeit mitgeteilt wird. Die Zeilen, die recht wohl dazu geeignet, einen Einblick in das Wesen jener merkwürdigen Frau zu verschaffen, lauten: „Die Welt wird mir wieder lieb; ich hatte mich los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit, zu sterben, und bin's nicht mehr."

Ein sehr merkwürdiges Zeugnis der Gesellschaft jener Zeit hat sich im Tieffurther Journal erhalten, einer Zeitung, die unter dem Schutz der kunst- und literaturfreundlichen Anna Amalia in elf handschriftlichen Exemplaren in Umlauf gesetzt wurde und von der 47 Nummern, 1781 bis 1784, sich erhalten haben. Mitarbeiter waren die meisten der schon genannten Teilnehmer der Weimarer Tafelrunde; Goethe selbst steuerte manche der schon erwähnten Gedichte bei, einen sehr merkwürdigen Prosaaufsatz über die Natur, der wohl aber nicht vollständig

Avertissement.

Es ist eine Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern, Poeten und Staatsleuten, beyderley Geschlechtes, zusammengetreten, und hat sich vorgenommen alles was Politick, Witz, Talente und Verstand, in unsern dermalen so merkwürdigen Zeiten, hervorbringen, in einer periodischen Schrift den Augen eines sich selbst gewählten Publikums, vorzulegen.

Sie hat beliebt gedachter Schrift den allgemeinen Tittel: Journal oder Tagebuch von Tieffurth zu geben, und selbige in ihrer Einrichtung dem bekannten und beliebten Journal de Paris vollkommen ähnlich zu machen; nur mit dem Unterschied, daß davon nicht von Tag zu Tag, sondern nur wöchentlich ein Bogen ausgegeben, auch darauf nach Willkühr, entweder mit baarem Geld — das auf das mindeste ein Goldstück seyn muß — oder mit beschriebenen Papier als Beyträgen, abonnirt werden kann. Zu Ende der izt laufenden Woche wird der erste Bogen ausgegeben. Tieffurth den 15 August 1781.

Ankündigung des Journals von Tieffurth



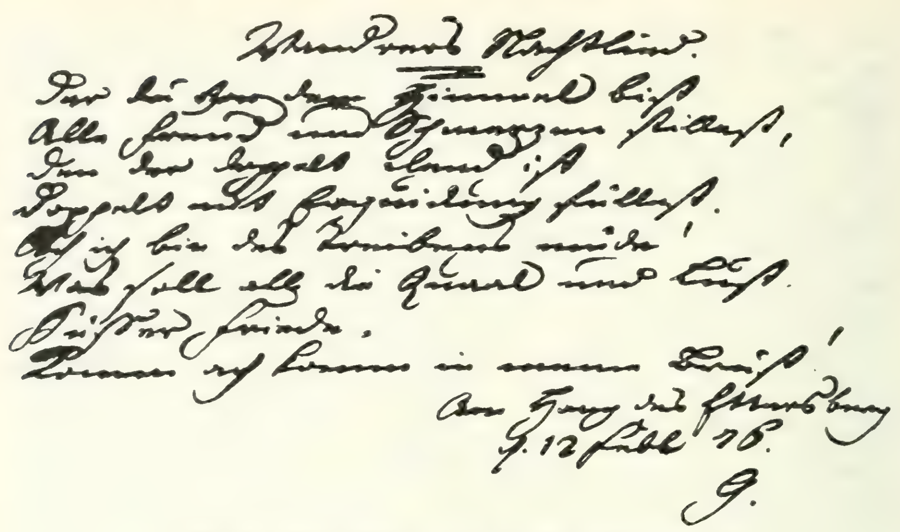
Ansicht des Schlößchens von Tieffurth
Radierung von Hummel nach Zeichnung von Holdermann

sein Eigentum ist, einen poetischen Aufruf an die Phantasie und vor allem das Gedicht, das sein eigenes Wesen in wunderbarer Weise verklärt, „Das Göttliche“:

> Edel seid der Mensch,
> Hilfreich und gut!
> Denn das allein unterscheidet ihn
> Von allen Wesen, die wir kennen.

Der Dichter führt aus, wie die Natur nach ehernen Gesetzen waltet, wie das Glück wahllos seine Günstlinge ergreift; nur der Mensch könne Guten lohnen und Böse strafen, er könne ein Vorbild werden der geahneten höheren Wesen.

Das vergnügte Treiben in Weimar wurde durch manche Reisen unterbrochen. Meist waren es frohe Fahrten in die Umgegend. Eisenach, wo sich mit Julie von Bechtolsheim ein anmutiger Verkehr gestaltete, wurde mehrfach aufgesucht; in Ilmenau, dem durch sein Bergwerk berühmten Städtchen, wurde mancher Aufenthalt genommen, dabei entstanden herrliche Verse („Wanderers Nachtlied“ und „Ein Gleiches“), zwei Gedichte, die unendliche Sehnsucht nach Ruhe und nach süßem Frieden ausdrücken. Muntere Streifereien führten zu benachbarten Höfen, unter denen Gotha das nächste und beliebteste Ziel bildete. Dort gewann Goethe in dem kunstsinnigen Prinzen August, sowie in manchen



Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Freud und Schmerzen stillest,
Den der doppelt elend ist
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Quaal und Lust.
Süßer Friede,
Komm ach komm in meine Brust!

Am Hang des Ettersberg
d. 12 Febr. 76.
G.

Wanderers Nachtlied nach Goethes Niederschrift

hochgestellten Hofbeamten verständnisvolle Freunde und einsichtige Förderer. Aber auch in manchen anderen thüringischen Residenzen, den Hauptstädten kleiner Länder, wie Dessau, weilte er gern, und wenn auch nicht als ständiger Gast, so doch als ein häufiger Besucher erschien er auf den Leipziger Messen, die seine Schaulust befriedigten und ihn in Beziehung zu Buchhändlern und Gelehrten brachten.

Drei Reisen verdienen eine besondere Betrachtung, teils weil ihr Ziel ein bedeutendes war, teils weil Goethe mit diesen Ausfahrten einen höheren Plan verfolgte, teils weil dort Begegnungen stattfanden, die für seine Denk- und Handlungsweise charakteristisch sind und in seinen Schriften eigenartigen Ausdruck fanden. Es sind dies die Reisen nach Berlin, nach der Schweiz und nach dem Harz. Alle drei Reisen wurden mit dem Herzog unternommen, doch hatten sie sehr verschiedene Gründe.

Nach Berlin (1778) lockten den Fürsten die militärischen Beziehungen. Goethe besuchte einige Schriftsteller: die Karschin und Mendelssohn, bildende Künstler und Musiker, Hofleute und Fürsten, z. B. den Prinzen Heinrich. Wenn er auch die Sehnsucht nicht befriedigen konnte, den seit jeher geliebten großen König zu sehen, so erblickte er doch seine Stadt und gab den dort gewonnenen Eindruck in den Worten wieder:

„Es ist ein schön Gefühl an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königstadt, und Leben und Ordnung und Überfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen bereit für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem. Der

Herzog ist wohl, Wedel auch und sehr gut. Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt, von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgnen Räder besonders auf die große alte Walze R gezeichnet mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt."

Die Reise nach der Schweiz hatte den Zweck, den Herzog aus der kleinlichen Umgebung, in der er lebte zu befreien, ihn durch den Anblick der großartigen Natur und durch Lavaters Zuspruch zu Höherem zu erheben. Diese Reise wurde im September 1779 angetreten. In Kassel ward Goethe mit seinen Begleitern von Georg Forster, dem geistvollen Naturforscher, der durch seine Weltumseglung großen Ruhm erlangt hatte, angezogen. In Frankfurt war die Mutter, die mit der Herzogin Anna Amalia und ihrer Hofdame einen freundlichen Briefwechsel unterhielt und über die Erfolge ihres Wolfgang hochbeglückt war, selig, ihren Sohn wiederzusehen. Sie wußte sich mit jener inneren Erhabenheit des Geistes, die durch irdische Größe nicht beunruhigt wird, in die neuen Gäste zu fügen, während der Vater, wenn auch geschmeichelt durch die Leutseligkeit des Fürsten, in seinem stillen Grimm verharrte. In Sesenheim, wohin Goethe allein ging, durfte er wagen, Friederike wieder zu sehen, und konnte diese Holde, die stark genug war, sich begehrungslos an dem Glücke anderer zu freuen, mit den Berichten über sein Wohlergehen erlaben. Er sah kurze Zeit in Straßburg auch Lili wieder, als junge Mutter, und hatte ernste Momente an dem Grabe seiner Schwester und in dem Hause seines Schwagers Schlosser, dem nun Johanna Fahlmer vorstand. Der Aufenthalt in verschiedenen Teilen der Schweiz bot Genuß und Belehrung, aber der Umgang mit Lavater war, wie Goethe berichtet, „Siegel und oberste Spitze der Reise und eine Weide am Himmelsbrot". Und gerade die Art, wie dieser nach dem Höchsten Strebende sich in kleinem Kreise begnügen ließ, „wie er in der Häuslichkeit der Liebe lebte und strebte, im Wirken Genuß hat" und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut, sollte das lehrreichste Vorbild für den Herrscher sein.

In der Schweiz entstand das Singspiel „Jery und Bäteli". Getreu seinem Entstehungsort stellt es die Sitten jenes Landes dar, z. B. den Ringkampf zweier Männer, oder gibt Reden der Leute über die gewöhnlichen Landeserzeugnisse. Trotzdem sind die Personen des Singspiels, wie der Dichter selbst einmal schrieb, „Leute aus meiner Fabrik". Bäteli, die Tochter eines Bauern, tut spröde gegen die Liebesbeteuerungen ihres Liebhabers Jery und erkennt oder äußert wenigstens ihre wahre Empfindung erst, da der bisher von ihr schnippisch Behandelte für sie leidet und für sie kämpft. In ihrem Mitleid erkennt sie ihre Liebe und gibt

nun gern der Werbung Gehör. In dem Singspiel, dessen Vertonung der Dichter damals und später mit Eifer betrieb und das zu wiederholten Malen auf den Bühnen einen hübschen Erfolg aufzuweisen hatte, finden sich sehr hübsche Lieder, vor allem die Verse:

Es rauschen die Wasser,
Die Wolken vergehn,
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn.
So auch mit der Liebe,
Der Treuen geschicht;
Sie wegt sich —, sie regt sich
Und ändert sich nicht.

Man darf das kleine Stück gewiß nicht als Verklärung von Goethes Liebe zu Charlotte deuten, ebensowenig als Anspielung auf den Herzog (denn dann müßte ja Luise die in ihrer Liebe Zurückhaltende gewesen sein); wenn Goethe die handelnden Personen „Leute aus seiner Fabrik“ nannte, so wollte er damit nur andeuten, daß es sich nicht um Schweizer handelte, sondern um Menschen, die er, wenn er auch ähnliche im Leben angetroffen, mit dichterischer Willkür gestaltet hätte.

Über Stuttgart, wo bedeutende Menschen aufgesucht und wichtige Kunstgegenstände genossen wurden, kehrten die Reisenden nach Weimar zurück, wo sie am 14. Januar 1780 eintrafen.

Die Fahrt nach dem Harz, 1777, war eine Erfrischungs- und Belehrungsreise. Der Dichter besuchte Bergwerke und bestieg den Brocken. Aber das war das Große bei Goethe, der, wie Merck sagte, „vielen diente, niemandem schadete, so daß keiner seiner Uneigennützigkeit widerstehen konnte“, daß er selbst auf solchen Reisen Gelegenheit nahm, anderen nützlich zu sein. Unter falschem Namen besuchte er einen jungen Mann namens Plessing, der später als Professor der Philosophie in Duisburg Tüchtiges leistete, und gewann diesen jungen, an Weltschmerz und Lebensüberdruß Leidenden dem tätigen Leben wieder. In dem Gedichte „Harzreise im Winter“ gab Goethe nach einer herrlichen Schilderung der Natur im Winter und nach einer nicht immer leicht verständlichen Darlegung des Verhältnisses einer höheren Macht zu den Menschen folgenden Hinweis auf den Leidenden, dem er die Wohltat seines persönlichen Trostes erwies.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!

Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert,
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Goethes amtliche Tätigkeit war eine verschiedenartige und anstrengende. Oft genug stöhnte er über die Last der Arbeit, deren Inhalt ihn nicht befriedigte. Wegebau und Soldatenaushebung waren, mit so großem Eifer er sich auch den Geschäften hingab, keine Obliegenheiten, die ihm Freude bereiteten. Die staatsmännischen Pläne seines Fürsten, die er zu fördern, gelegentlich auch zu widerraten hatte, z. B. der Gedanke an die ungarische Königskrone, waren ihm oft ziemlich gleichgültig. Auch in die Fragen der inneren Verwaltung griff er ein: ein Gutachten über Kirchenbuße hat sich erhalten, in dem echt menschliche Gesinnung hervortritt. Aber im ganzen war diese ehrliche, mit Geschick und Verständnis getriebene Arbeit derart, daß sie seinem Sinn nicht behagte und genügte. Hatte er auch die Amtsgenossen, die zuerst die Köpfe geschüttelt hatten über den Wagemut des Fürsten, einen genialen jungen Dichter, der nebenbei Rechtsanwalt gewesen war, zum Staatsminister zu machen, durch Ernst und Verständnis, die er bewies, mit sich versöhnt, er selbst seufzte unter der Bürde, die ihn von dem abzog, was er als seine Hauptaufgabe betrachtete.





Szene aus Goethes Iphigenie
Nach einer Zeichnung von Angelika Kauffmann

Neuntes Kapitel

Egmont, Iphigenie, Vorbereitung auf Italien

Es ist eine sehr verbreitete, aber doch ganz falsche Auffassung, wenn man die zwölf ersten Weimarer Jahre als verlorene Jahre, als eine Zeit der Kräftevergeudung betrachtet. So viele Wochen auch in kleinlichen Amtsgeschäften verbraucht, so viele Stunden in leeren und nichtigen Vergnügungen verschwendet wurden, es waren doch Jahre ernster Selbstbesinnung, Zeiten des Sammelns, der inneren gediegenen Verarbeitung. Außer den unendlich vielen kleinen Dichtungen, die im vorigen Kapitel geschildert wurden, gehören diesem Abschnitte, den man in törichter Weise als unfruchtbar bezeichnet, die verlorenen ersten Fassungen des Wilhelm Meister, des Tasso und die großen vollendeten Dichtungen „Egmont“ und „Iphigenie“ an. Denn das erstere Werk, zwar in Frankfurt begonnen, gedieh doch erst in Weimar zur Reife, das letztere, das zwar seine endgültige Gestalt in Italien erhielt, ist durchaus eine Frucht des Weimarischen Aufenthalts.

„Egmont“ hält den Leser im 16. Jahrhundert fest, in das Götz von Berlichingen ihn eingeführt hatte. Dem ungebildeten deutschen Ritter,

der Gerechtigkeit mit der Faust erzwingen will, stellt sich hier der geistig hochstehende Staatsmann entgegen, der in mutiger Tat das Schicksal seines Vaterlandes neu zu gestalten gedenkt. Beide Männer sind darin einander ähnlich, daß sie nicht ihre eigene Sache, sondern die der Allgemeinheit führen. So wenig der Dichter im Götz die geschichtlichen Vorgänge treu beibehielt, ebensowenig im Egmont: er machte aus dem Helden, der verheiratet und Vater vieler Kinder war, einen freien, durch keine Bande beengten Mann und drückte den hochbedeutenden Staatsmann Oranien einigermaßen von seiner Höhe herab. Aber er verstand es hier wie dort, ein lebendiges Bild einer vergangenen Zeit, in Egmont noch dazu das eines fremden Landes zu geben.

Weniger als im Götz verwertete Goethe in dem neuen Drama eigene Erlebnisse und Personen seiner Umgebung. Zwar entspricht Clärchens freie Hingabe, das völlige Erfülltsein von Liebe, der Vorstellung, die sich der Dichter als Liebender von dem Mädchen machte, das er wünschte oder besaß, und die Mischung von Raschheit und Zorn, von Unbedachtsamkeit und weiser Zurückhaltung, die er selbst sein eigen nannte, tritt in der Zeichnung der beiden Gegenspieler Egmont und Oranien hervor. Manche Anschauung über Völkerglück und Freiheit, die Goethe als Frankfurter Zeitungsschreiber und Dichter bekannt hatte, wurden auch hier laut. Aber sonst hatte dieser Abschnitt des niederländischen Freiheitskampfes wenig gemein mit den Zuständen und Verhältnissen, in denen der Dichter lebte.

Graf Egmont, einer der Großen in den Niederlanden, ein Hort der Protestanten, die Hoffnung seiner Volksgenossen, sieht mit Mißtrauen auf die Bemühungen der katholischen Spanier, den Glauben und die Unabhängigkeit seiner Landsleute zu vernichten. Er kann sich aber nicht entschließen, den Gefahren, die ihm und der von ihm vertretenen Partei drohen, durch offenen Aufstand zu begegnen, noch weniger denkt er daran, sich in Sicherheit zu bringen, vielmehr genießt er, in trügerische Ruhe eingewiegt, durch das Vertrauen, das ihm von den Großen entgegengebracht wird, durch die Begeisterung, deren er sich bei dem niederen Volke erfreut, die Liebe eines entzückenden Bürgermädchens, Clärchen, das ihm durch süßes Geplauder und durch zärtliche Liebkosungen die Wolken von der Stirn scheucht. Vergebens unternimmt es Oranien, ihn zu warnen, ihm das Verderben klar zu machen, dem er entgegengeht. Egmont bleibt zuversichtlich, weil er seinem Stern vertraut und die Gegner nach seiner offenen Art beurteilt.

Aber das Netz, das um ihn gezogen wird, verdichtet sich. König Philipp von Spanien hat an Stelle seiner Schwester Margarete, die bisher in den Niederlanden als Regentin waltete, den grimmigen Alba nach den Niederlanden geschickt, um Ordnung zu stiften und die Wider=

spenstigen, die nicht durch lauten Aufruhr aber durch stillen Gegensatz ihre Unbotmäßigkeit zeigen, zu bestrafen. Alba beruft die beiden Häupter, Egmont und Oranien, zu sich, in der Absicht, sie gefangen zu nehmen und während der Zeit, da diese beiden Führer im Schlosse versammelt sind, der übrigen gefährlichen Männer sich zu versichern. Sein Plan wird nicht vollkommen ausgeführt, denn Oranien „wagt es, nicht zu kommen". In einer großen Unterredung zwischen Egmont und Alba prallen die Gegensätze aufeinander, Egmont verteidigt die Rechte der Adligen und des Volks. Nachdem er die völlige Aussichtslosigkeit einer solchen Aussprache eingesehen, will er sich wieder entfernen, wird aber als Gefangener zurückbehalten. Er wie die Außenstehenden wissen, daß sein Urteil schon im voraus besiegelt ist. Clärchens Bemühungen, den Eingeschlossenen zu retten, wenigstens noch ihn zu sehen, sind erfolglos. Während Egmont Leben und Freiheit ersehnt und nach Clärchen verlangt, endet die Geliebte freiwillig ihr Leben. Der Held — denn das bleibt er, wenn er auch vor dem tragischen Abschluß seines Geschicks Anwandlungen von Schwäche zeigt — ermannt sich, da er das Todesurteil empfängt. Er findet zu spät in Ferdinand, Albas Sohn, einen Freund, erlangt kurze Ruhe durch einen wohltätigen Schlaf, in dem Clärchen ihm als Freiheitsgöttin erscheint. — Sie ist dem Gefangenen Verkünderin einer lichten Zukunft. Durch sie gestärkt, geht er mutig, ja begeistert dem Tode entgegen. „Die göttliche Freiheit von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand. In einem ernsten Augenblick erscheinen sie vereinigt, ernster als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es ward nicht umsonst vergossen. Schreitet durch, braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg."

In dieser kurzen Inhaltsangabe des „Egmont" sind die Volksszenen und zwei andere Abschnitte nicht erwähnt, weil sie nicht geradezu in die Handlung eingreifen. Die beiden Abschnitte enthalten Gespräche der Regentin mit Macchiavelli, in denen jene die Strenge, dieser die Milde empfiehlt, und in denen beide sich in langen Auseinandersetzungen über die Eigenart der beiden Haupthandelnden Egmont und Oranien ergehen und die Gefahren erwägen, die ihrer Stellung durch die vom Könige angeordnete Entsendung Albas, drohen.

Auch in diesem Drama, wie in manchen früheren, ist der ausgezeichnete Aufbau nicht genug zu bewundern. Egmont erscheint zuerst am Anfang des zweiten Aktes und seine Hauptszene mit Clärchen fällt gar erst in die

Mitte des dritten Aktes. Dies müßte als Fehler bezeichnet werden, wenn bis dahin nichts von dem Helden geredet worden wäre: aber obgleich er erst so spät erscheint, ist er kein Fremder mehr. In den beiden ersten Volksszenen, die seltsamerweise an dem Anfange des ersten und zweiten Aktes stehen, während sie vereint werden könnten, wie dies in Schillers an den deutschen Bühnen heimisch geworden Bearbeitung geschieht — die dritte gibt nur den Eindruck wieder, den Albas Sendung hervorruft und läßt die Wirkungen ahnen, die durch diesen königlichen Boten geübt werden — wird Egmont als der Held dargestellt, dem die Menge vertraut; in dem ersten Gespräch der Regentin mit Macchiavelli wird sein Wesen klar geschildert, in der häuslichen Szene zwischen Clärchen, der Mutter und Brackenburg gezeichnet, daß man ihn vollständig kennt, noch bevor er aufgetreten ist. Wie klar, wenn auch mit wenigen Strichen, wird der furchtbare Bote des Königs gezeichnet: noch bevor er auftritt, durch die Art, wie sich seine Hauptbeamten, Silva und Gomez, unter sich und über ihn unterhalten, ferner wie Margarete einige Hauptkennzeichen seiner Art darlegt, denn bei seinem Auftreten selbst durch das Aufblitzen eines menschlichen Zuges seinem Sohn Ferdinand gegenüber, uns schließlich in seiner Rauheit und staatsmännischen Größe in der Verhandlung mit dem leichtsinnigen Egmont.

Und dann die Schilderung der Charaktere. Wieviel staatsmännische Weisheit wird in den Gesprächen der Regentin und der führenden Männer entwickelt; wie klar treten Egmont und Oranien, obgleich beide nach demselben Ziele streben, in ihrem Gegensatze hervor. Gewiß neigt sich der Verständige den Ausführungen des Bedächtigen zu; das Herz aber und nicht nur das der Jugend, schlägt für Egmont. Ebenso wie das Volk, das hier in meisterhafter Art gewiß nicht ohne Einwirkung Shakespeares uns geschildert wird, mit seinen rasch wechselnden Launen: der Unzufriedene, der Hetzer, der Leichtsinnige, der Neuerungssüchtige, der Wehleidige und der in Unruhen obenauf Stehende. Man empfindet inniges Mitgefühl und Liebe für den guten Menschen, der leutselig gegen seine Untergebenen, voll dankbaren Gedächtnisses allen gegenüber ist, deren er einmal begegnete, der mutig bleibe, selbst im Auftreten gegen die Höchsten, unerschüttert in Gefahren, ohne Überhebung selbst im schönsten Triumphe, zwar von dem Verlangen getrieben, hoch zu stehen, und von der Sehnsucht erfüllt, das Größte zu erreichen, der aber doch unbedachtsam den Augenblick genießen will, den nächsten Tag nicht bedenkend und der Gefahr nicht achtend.

Aber noch größere Teilnahme, ja die herzlichste Begeisterung empfindet man für Clärchen. Sie ist kein Mannweib, obgleich sie das Volk aus seiner Dumpfheit aufrufen, an die Spitze bewaffneter Haufen sich stellen möchte, denn sie will es nicht tun aus unweiblicher, kriegerischer Lust, sondern von

dem Verlangen getrieben, den Geliebten zu befreien. Aber sie ist noch keine Dirne, wenn sie auch unrechtmäßig dem Geliebten sich hingibt, denn selbstlose Liebe, nicht sinnliches Verlangen führt sie zu diesem Schritt. Man mag die Scheltworte der Mutter für berechtigt halten, den wackeren Brackenburg, Clärchens Verlobten, bemitleiden, der für seine stille, ausdauernde Neigung nur ein schwaches Lächeln erhält, und mitansehen muß, wie ein glücklicher Nebenbuhler den Schatz genießt, den er umsonst begehrt, — aber nicht mit Verachtung blickt man dieses Mädchen an. Ein ungebildetes Bürgerkind, das von den Helden der Welt wenig weiß, wird aus seinem kleinen Kreise durch den Mann emporgehoben. Die Liebe macht sie zum Weibe, zur Heldin; sie erschöpft die unendliche Fülle ihrer Neigung in dem Anschmiegen an einen Mann und verdient nicht, daß dieser, wenn auch aus edelster Absicht, sie dem neugewonnenen Freunde zu übergeben gedenkt, mit den Worten: „Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war." Denn sie war nur sein und kann keinem anderen gehören; sie „durfte ruhig die Augen aufschlagen", aber nachdem sie einmal ihre Liebeskraft erschöpft hat, vermag sie nicht weiter zu leben, da der nicht mehr ist, durch den und für den ihr Leben einzig Wert besaß.

Egmont ist kein sehr bühnenwirksames Drama, weil die Handlung hinter den Reden zurücktritt und weil die Hauptperson mehr eine leidende Natur eher ein Opfer der Verhältnisse, als eine handelnde Kraft ist. Aber das Stück ist eine Dichtung von höchstem Reiz und größter Schönheit. Die Kunst des Dichters mit wenig Zügen ganze Menschen hinzustellen, zeigt sich wieder aufs prächtigste: außer in den Gestalten der Hauptpersonen selbst, in denen der Nebenfiguren: der Mutter, der Regentin, Brackenburg, Gomez, Silva u. a.

Auch hier, wie schon im Götz und anderen Dramen stehen oft schwache, wenig gefestigte Männer gegenüber starken, zielsicheren Frauen; denn auch Clärchens Mutter und die Regentin gehen unbeirrt mit voller Bewußtheit ihren Weg. Wie der junge Frankfurter Reichsbürger den Helden seines ersten Trauerspiels zum Träger der Freiheit machte, so scheut sich auch der Fürstendiener nicht, die Freiheit als das herrlichste zu verkünden, für das zu sterben sich lohnt. Das ist der Sinn der Worte, mit denen der auf dem Todespfad Wandelnde auf die Schergen der Machthaber weist: „Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüt. Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig wie ich euch ein Beispiel gebe."

Aus dem 16. Jahrhundert des „Egmont" führt „Iphigenie" in das Altertum. Statt eines Trauerspiels ein Schauspiel und doch ein solches, das die Seele mit Schauer füllt und ein trauriges Ende der Hauptpersonen ahnen läßt. An Stelle der Abwendung von des Dichters Umgebung tritt hier ein deutlicher Hinweis auf die Personen, mit denen Goethe zusammenlebte. Denn gewiß trägt der Herrscher des neuen Stückes einige Züge Karl Augusts an sich, Orest, so fern auch seine geistige Umnachtung der Klarheit und Gesundheit des Dichters steht, ist durch die ihn peinigende Unruhe diesem verwandt und Iphigenie teilt mit Charlotte v. Stein die priesterliche Eignung zur Befreiung und Läuterung derer, die ihr nahen.

Gegenüber der Vielgestaltigkeit der früheren Dramen ist Iphigenie eigentlich nur ein Spiel dreier Personen: der Priesterin, des Bruders, und des Königs; denn Pylades, der Freund des Orest, ist für die Handlung ebensowenig nötig, als Arkas, der Minister und Begleiter des Fürsten.

Iphigenie, die Tochter des Königs Agamemnon, war von den Dichtern des Altertums häufig behandelt worden. Euripides, einer der drei großen griechischen Tragiker, hatte ihr zwei Dramen gewidmet: „Iphigenie in Aulis" und „Iphigenie bei den Tauriern". Im ersten war geschildert, wie die durch das Orakel zur Opferung Bestimmte, nachdem der Vater unter schweren Kämpfen eingewilligt hatte sie den Göttern darzubringen, von der Göttin Athene gerettet worden war. Im zweiten wurde erzählt, wie Iphigeniens Schicksal sich in dem Lande gestaltete, in das sie durch ihre Befreierin gebracht worden war und wo sie als Priesterin weilte, verpflichtet, die Fremden, die die Ufer betraten, dem Tode zu weihen.

Der Inhalt dieser letzteren Tragödie ist kurz der: Orestes, der Bruder Iphigeniens und sein Freund Pylades werden der Priesterin gefesselt zugeführt; sie nimmt den Gefangenen, ohne daß sie in dem einen den Bruder erkennt, die Ketten ab, und erfährt von ihnen, daß Orestes noch lebt. Sie will einen der Fremden retten, wenn der andere ihr einen Brief nach der Heimat besorgt. Zu dieser Botschaft wird Pylades auserwählt; aus dem Briefe, dessen Inhalt er zu erfahren wünscht, um bei dessen etwaigem Verlust das darin Dargelegte zu übermitteln, wird ihm die Kunde, daß die Priesterin Iphigenie ist. Auf diese überraschende, dem Orest kundgegebene Mitteilung erfolgt die Erkennung der Geschwister. Orest gesteht der Schwester, daß er wegen der Ermordung seiner Mutter Klytämnestra durch die Rachegöttinnen (Erinnyen) verfolgt werde, und daß seine Befreiung nur erfolgen könne, wenn er das Bild der Göttin nach der Heimat brächte. Zu einer solchen Entführung verhilft ihm Iphigenie, indem sie vorgibt, das durch die Berührung befleckte Bild im Meere reinigen zu wollen. Als der König Thoas von der Entfernung des Bildes

hört und eine Verfolgung der Flüchtigen anordnet, erfährt er von der Göttin Athene, daß ein solcher Befehl erfolglos bleiben müßte, weil die Wegnahme des Bildes auf Anordnung und nach dem Willen der Götter geschehen sei.

In seiner Bearbeitung des griechischen Stoffes mußte der deutsche Dichter vieles ändern. Zunächst weil er weder die Göttin, noch die Erinnyen auf der Bühne erscheinen lassen konnte, sodann, weil er die äußere Handlung verinnerlichte, sodaß an die Stelle der verfolgenden Rachegöttinnen die verzehrende Reue, das traurige Sichselbstzerreißen trat. Das Orakel, ausgehend von dem Gotte Apoll, hatte von dem Bilde der „Schwester“ gesprochen; während die Griechen diesen Ausdruck auf die Schwester des Gottes bezogen, deutete Goethe es auf die Schwester dessen, der den Orakelspruch erhalten hatte, also Orest. Er ließ ferner Iphigenie alsbald durch einen zunächst unerklärlichen Zug des Herzens zu dem Fremden gezogen werden. Er veränderte den Charakter des Thoas, den er aus einem wilden, ungebildeten Herrscher (Barbaren), der völlig unter der Botmäßigkeit der gebildeten Priesterin steht, zu einem menschlich fühlenden Manne macht, der, von der Hoheit der Priesterin und der Schönheit der Frau bezwungen, sie, freilich vergeblich, zu seiner Gattin begehrt. Entsprechend der Änderung des Orakelspruchs wurde auch nicht das Bild der Göttin, sondern die Priesterin aus dem Lande ihrer Verbannung fortgenommen, nicht aber geraubt. Der Herrscher, der zuerst nur unwillig ihre Fortführung dulden wollte, wird zu einem freundlichen Abschiedsworte veranlaßt.

Vor allem aber gestaltete er den Charakter der Iphigenie um. Zuerst ist sie nur Priesterin und Griechin. In beiden Eigenschaften weigert sie sich, die Hand des Königs anzunehmen, dann aber wird sie ganz Schwester und vielleicht Liebende, denn Pylades hat es ihr angetan. Nicht nur aus Liebe zu ihrem Bruder, sondern aus Neigung zu dem Fremden ist sie bereit, dessen Rate folgend, den König zu betrügen; teils die Erscheinung des Arkas, teils und hauptsächlich die innere Erkenntnis zwingt sie jedoch selbst dem Herrscher gegenüber zum Bekennen der Wahrheit. Nachdem sie anfänglich dem Könige zu trotzen gewagt, enthüllt sie, die er nur als Priesterin gekannt hatte, sich ihm als Fürstin. Sie gesteht ihm alles, um mit dem Worte zu schließen: „Verdirb uns, wenn du darfst!“ Und die wahrhafte Größe dieses Weibes offenbart sich darin, daß sie für sich selbst nichts verlangt. Sie ist bereit, den Beruf der Priesterin aufzugeben, sie will verbannt an einem einsamen Ufer leben und sterben, wenn nur ihr Bruder gerettet wird. Und als Orest endlich den seltsamen Irrtum gelöst und ihr offenbart hat, daß eben nur von ihr, der Schwester, nicht aber von der Schwester des Gottes die Rede ist, da ruht sie nicht eher,

als bis sie Thoas den Unversöhnlichen versöhnt hat und aus der Fremde halb gesegnet von ihm scheidet.

Nicht unwürdig stehen der Hoheit dieses Weibes auch die Männer gegenüber. In edelster Weise wird die Freundschaft verklärt: die innige Verbindung zweier durchaus entgegengesetzter Charaktere, des mutigen, kühnen, offenen Orest, der in seiner Heldenhaftigkeit so weit geht, in einem Zweikampfe mit Arkas seine Abstammung und seine Tüchtigkeit erweisen zu wollen, und des klugen, schlauen, listigen Pylades, der sich und den Freund der Priesterin gegenüber als Brüder vorstellt, ihr ein Märchen von ihrer Herkunft erzählt. Aber gerade diese innige Verbindung der beiden, so verschiedenen Charaktere, wird hergestellt durch die Güte des Pylades, der uneingedenk seiner eigenen Dienste den Freund voranzustellen und auf ihn alles Treffliche zu häufen sucht, das in ihm selbst enthalten ist.

Kaum ein anderes Drama ist so reich wie „Iphigenie" an Aussprüchen, die zu geflügelten Worten geworden sind.

Auch ist die staunenswerte Anwendung technischer Mittel hervorzuheben. Zunächst die große Gewandtheit in der Führung der Unterredung: die lange Auseinandersetzung, die Iphigenie dem König zu geben hat, wird auf das geschickteste durch einzelne Bemerkungen des Zuhörenden unterbrochen, die in Fragen, Anstachelungen zum Weiterreden, Bezeugungen seiner Teilnahme und Aufmerksamkeit bestehen. Sodann die Geschicklichkeit in der Steigerung der Spannung: im dritten Akt weiß Orest nichts davon, daß Pylades zu der Priesterin von den Schicksalen des Agamemnon geredet hat, er enthüllt das Geheimnis: kaum hat er es offenbart, so entfernt er sich, um Iphigenie Zeit zur Sammlung zu lassen. Endlich die wunderbar gelungene Art der Anordnung: Iphigenie allein ergibt sich ihrem Unglück; sie wird von Arkas auf die Begegnung mit dem Könige und dessen Willen vorbereitet; der König begehrt sie zum Weibe und erhält eine Ablehnung seines Antrages; er ordnet an, daß nun wieder die Fremden den Göttern geopfert werden müssen, und nun erfolgt die Ankündigung dieser Fremden, des Bruders und des Freundes der Priesterin.

Auch in der Sprache bedeutet das Werk einen erstaunlichen Fortschritt: alles Rohe, von Kraft Überschäumende ist verschwunden; überall herrscht das schönste Ebenmaß; die herrlichen Verse erklingen bald wie liebliche, bald wie erhabene Musik.

Der Gedanke der Iphigenie ist die Heilung: Befreiung von äußeren Gebrechen, Läuterung der wilden, stürmischen Triebe. Einen solchen Befreiungsgedanken entnahm der Dichter dem Altertum und darum darf man das Stück trotz vieler moderner Züge als ein antikes bezeichnen.

Derartige Vorstellungen waren schon in der „Lila" angedeutet, in „Proserpina" weiter geführt; sinnfällig treten sie aber in der Iphigenie entgegen. Doch das ist nicht das einzige, was Goethe dem Altertum entnimmt. Iphigenie besitzt, wie ein neuerer Forscher schön ausgeführt hat, „das ruhige Ebenmaß, die stille Einfachheit der Griechen, es spricht aus ihr ein tiefes Gefühl für die Schönheit der Gebärden und die äußere Anordnung, aber die Handlung, die bei den Griechen die Hauptsache war, ist zugunsten der Seelenschilderung zurückgedrängt, das sinnliche Element des Dramas dem sittlichen aufgeopfert."

Das ist ein Nachteil, wenn man den Dichter eben nur als Nachahmer des Altertums ansieht, ein Vorteil, wenn man das Werk ausschließlich als Dichtung betrachtet. Der Sturm und Drang war endgültig vorüber, die Seele des Dichters war abgeklärt, er war befreit von der unruhigen Qual vergangener Zeiten. Er hatte sich zur Entsagung, zur stillen, sittlichen Größe durchgerungen, zwar nicht allein durch eigene Kraft, sondern gefördert durch die Läuterung, die Charlotte als Hohepriesterin vollzog. Das Wort, das der Dichter bei der Vollendung der ersten Fassung niederschrieb: „er habe sie an einem heiteren Tage mit ruhigem Sinn" vollendet, gilt für das Stück überhaupt: das Grauen wird durch Heiterkeit verklärt, ein ruhiger Sinn schwebt über dem Ganzen.

In dieser Gemütsverfassung bereitete sich der Dichter für Italien vor. Die Reife, die er sich zwölf Jahre früher nicht zugetraut hatte, war ihm nun zu eigen geworden.

Den ernsten Sinn, den man fast eine Iphigenienstimmung nennen kann, bekundete er in manchen Äußerungen jener Zeit. Schon 1780 heißt es einmal: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie es leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und anderen, sieht kein Mensch. Das beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen kann."

Als Zeugnis für diese Stimmung ist namentlich die Vertiefung in die Anschauung des Weltweisen Spinoza zu betrachten. Im Jahre 1816 bezeichnete Goethe Spinoza als einen der drei Männer, die den größten Einfluß auf ihn geübt hätten; in seinem Alter war die Ethik des großen Holländers der Zufluchtsort, in den er sich gern rettete. Aber schon in jene voritalienische Zeit, in die Jahre 1783—86 fallen die ernsten Spinozastudien nach den flüchtigen Anfängen aus den Straßburger und Frankfurter Jugendtagen. Den eigentlichen Anlaß dazu bot Friedrich H. Jacobi durch seine Schrift „Über die Lehre des Spinoza", die zwar erst 1785 durch den Druck verbreitet wurde, aber schon zwei Jahre vorher

in Weimar bekannt geworden war. Der Verfasser dieser Schrift, ein Gegner des Weltweisen, hatte gehofft, wie früher in Lessing, so nun in Herder und Goethe Bundesgenossen für seine Sache zu finden, mußte sich aber bald überzeugen, daß die, in denen er Mitstreiter erwartete, seine heftigsten Gegner waren oder wurden.

Für diese Gesinnung war wiederum Herder der große Anreger: eine Übersetzung der lateinischen Schriften des Meisters kam von Herder durch Frau v. Stein an Goethe. In den vertrauten mündlichen und schriftlichen Gesprächen dieser ehrwürdigen Dreiheit wurde Spinoza als der Heilige bezeichnet: „wenn andere", so heißt es einmal in einem an Jacobi erlassenen Schreiben, „jenen einen Gottlosen nennen", so wolle er ihn als den Gottgläubigsten und Christlichsten preisen. Als Gegengewicht gegen die Schrift Jacobis wurde nun ernstlich die Ethik Spinozas durchgenommen; auf ihn führte auch die Beschäftigung mit den Schriften des Hemsterhuis.

Der Einfluß, den diese ernste Lektüre hervorbrachte, war besonders der, daß sich Goethe festigte in dem Gedanken an Verzichtleistung (Resignation), Selbstüberwindung. Für diese innere Umwandlung ist von besonderer Bedeutung der schöne Vers der „Geheimnisse":

> Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
> Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Die zweite durch Spinoza bedingte Anschauung besteht darin, daß Goethe nun an die Stelle des einen göttlichen Wesens die voll von der Gottheit durchtränkte Natur setzt (Pantheismus). Dies zeigt sich in der damals häufig gebrauchten Verbindung und Gleichsetzung von Gott und Natur, in dem Auftreten gegen die Offenbarung, was damals fast noch lebhafter geschah als früher Lavater gegenüber. Namentlich tritt dies hervor in dem merkwürdigen Satz (an Jacobi 5. Mai 1786): „Wenn Du sagst, man dürfe an Gott nur g l a u b e n , so sage ich Dir, ich halte viel auf das S c h a u e n ".

Sodann aber lernt Goethe von seinem großen Meister die Vorstellungsart, alles „unter der Form der Ewigkeit zu betrachten", die Auffassung, unter dem „Folgerechten, Willkürlosen, Notwendigen" das Göttliche selbst zu sehen. Diese Art der Auffassung wirkt grundlegend für Goethes Natur- und Kunstbetrachtung. Von Italien aus schreibt er einmal: „Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von den Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden: alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen: da ist Notwendigkeit, da ist Gott."

Durch das Lesen der Werke Spinozas erwirbt Goethe sich die großartige Mäßigung, die die Freunde damals an ihm bewunderten; Ruhe und

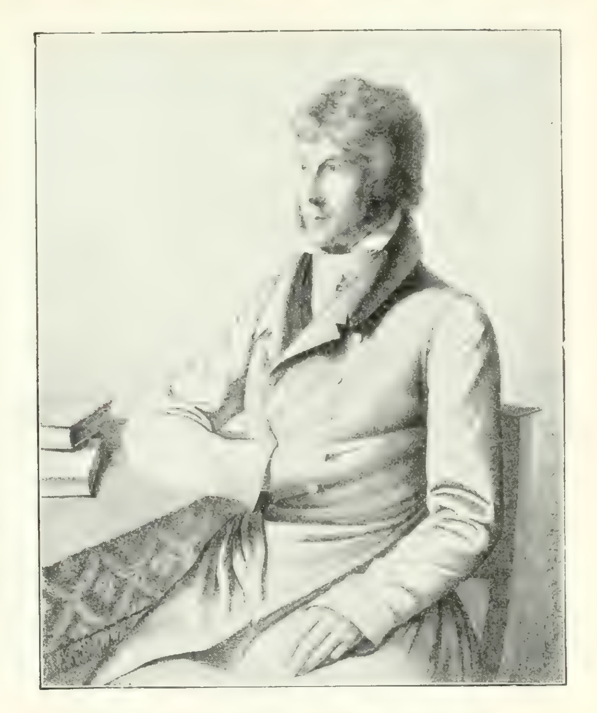
Stille zieht in sein Gemüt ein. Er streift das Selbstquälerische von sich ab, empfiehlt sich und den Freunden die Entfernung von Streitlust und ermahnt sie zur Liebe.

Solche fast weihevolle Empfindungen erfüllten den Dichter, als er nach Italien aufbrach. Bevor er in das gelobte Land zog, ging er nach Karlsbad, wo er schon 1785 geweilt hatte, um quälende körperliche Übel loszuwerden. Freilich war der Badegast nicht ausschließlich ein ernster Grübler. Vielmehr war er schon damals wie auch später — denn er weilte in den letzten Jahrzehnten seines Lebens häufig in dem lieblichen Kurort — ein Fröhlicher unter Fröhlichen. Manches heitere Gedicht aus jenen Tagen hat sich erhalten, z. B. der „Abschied der Engelhäuser Bäuerinnen an den Herzog Karl August", ferner eine liebenswürdige Huldigung für den Grafen Brühl aus Seifersdorf, dessen Gattin Tina zu den Frauen gehörte, deren munteres Wesen den Dichter anzog und ihn zu manchem freundlichen Wort veranlaßte, das mehr als bloßes gesellschaftliches Gefallen bezeugt.

Aber die Sehnsucht nach Italien war unbezwinglich. Schon im April 1785 dachte er einmal an eine Flucht dorthin. In einem der rührenden Mignonlieder wird die Sehnsucht nach dem Lande ausgedrückt, „wo die Zitronen blühen, im dunklen Laub die Goldorangen glühen, ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht". Die stammelnde Bitte „dahin, dahin, o Vater, laß uns ziehen!" entringt sich auch der Brust des Dichters.

So ohne weiteres vermochte freilich auch ein Goethe nicht eine Reise zu unternehmen, die damals weit längere Zeit benötigte als heutzutage und infolgedessen naturgemäß größere Kosten beanspruchte. Er war kein reicher Mann. Zwar war sein Vater gestorben; aber durch dieses Ereignis — es hatte keinen großen Eindruck auf ihn gemacht, er war nicht als Tröster zu seiner Mutter geeilt und brachte es in seinen Briefen kaum zu einer Äußerung der Trauer — gelangte er, da er der Mutter größtenteils den Genuß der Zinsen überließ, nicht zu großen Schätzen. Freilich sein Gehalt war anständig, aber er hatte sich daran gewöhnt, reichlich zu leben und viel Geld auszugeben, da er nicht nur für sich zu sorgen hatte, sondern auch anderen mit vollen Händen spendete.

Er mußte daher daran denken, sich anderwärts die Mittel zur Reise zu verschaffen. Schon aus diesem Grunde unternahm er eine neue Ausgabe seiner Schriften. Aber es gab noch andere Gründe. Zunächst wollte er sich durch die Ausgabe zwingen, manches Angefangene fertig zu machen, sodann das Zerstreute zu vereinigen, endlich hielt er es für notwendig, das von ihm Herrührende in der Gestalt dem Publikum darzubieten, die allein die rechtmäßige war. Denn das von ihm so lange



G. J. Göschen, Goethes Verleger

Versäumte, seine zerstreuten Schriften zu einem Ganzen zu vereinigen, hatten andere gewagt. Damals blühte der unrechtmäßige Nachdruck; daher waren in Bern und Karlsruhe, in Wien und gar manchen Städten Süddeutschlands von hurtigen Verlegern Wiederholungen der Einzelschriften erschienen; ein findiger Berliner Buchdrucker und Verleger, Himburg, hatte seit 1775 mehrmals in schlechter Ausstattung und ganz liederlicher Textgestaltung „Schriften Goethens" vereinigt und den Verfasser um seinen Gewinn betrogen. Vergeblich schalt der Dichter in heftigen Streitversen: „Für die Himburgs bin ich tot"; er blieb für sie ein Lebendiger, aus dem sie gewissenlos Nutzen zogen. Ja, diese Ausgabe wurde verhängnisvoll für die, die er selbst vorbereitete, denn da er von manchen Schriften keine Einzelausgabe besaß, legte er jene Himburgschen Drucke der neuen Sammlung zugrunde und verewigte so Auslassungen und Nachlässigkeiten, die in den Nachdrucken enthalten waren.

Er fand einen Verleger in G. J. Göschen in Leipzig, der schon damals den Ehrgeiz hatte, der Verleger der größten Schriftsteller Deutschlands zu werden, der mit Schiller in brüderlicher Freundschaft vereint war und auch zu Wieland Beziehungen angeknüpft hatte. Göschen, der mit dem Weimarer Bertuch in geschäftlicher Verbindung lebte, erklärte sich bereit, acht Bände zu liefern, und glaubte etwas Außerordentliches zu tun, wenn er dem Verfasser 2000 Taler gewährte. Auf Klagen des unzufriedenen Schriftstellers hatte Göschen das Gegenwort, das uns heute recht seltsam anmutet: „Sind denn 2000 Taler ein Kinderspiel?"

Der neuen Ausgabe, deren Plan feststand, bevor sich der Dichter zu einer langen Entfernung aus Deutschland anschickte, wurde statt der

ursprünglich beabsichtigten „Anrede an das Publikum" das herrliche Gedicht „Zueignung" vorangestellt. Der Poet schildert darin, wie er die Muse der Dichtung trifft und von ihr hold begrüßt wird:

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein:
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Als schönstes Geschenk aber erhält er von der Muse:

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.
Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft,
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Goethe ging ohne Abschied. Nur sein getreuer Philipp Seidel, den er aus Frankfurt mit nach Weimar gebracht und dessen Sorgfalt und Verschwiegenheit er dort jahrelang erprobt hatte, kannte genau das Ziel seiner Reise. Von seinem Herrn, dem Herzog, hatte Goethe unbestimmten Urlaub erbeten. Am Tage, bevor er Karlsbad verließ, am 2. September 1786, schrieb er an ihn: „Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Außenbleiben nur unbestimmt sprach, selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll. Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen, Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke, ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblicke gewiß entbehrlich, und was die besonderen Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese habe ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können ... Ich bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub .... ich hoffe für die Elastizität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann ... Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste."



Goethe in Italien
Nach dem Gemälde von Tischbein

Zehntes Kapitel

Italien. 1786—88

Für die modernen Menschen gehört eine Italienfahrt zu den Vergnügungs- und Bildungsreisen, die man in einigen Wochen abmacht; für Goethe war sie eine Lebensepoche. 1775 fühlte er sich noch nicht reif dazu, aber seitdem sehnte er sich beständig nach dem gelobten Land. Nachdem er entschlossen war, die Reise zu unternehmen, stand es bei ihm fest, daß er das Land nicht eher verlassen wollte, bis er es gründlich kennen gelernt hatte. Wirklich blieb er einunddreiviertel Jahre. Am 3. September 1786 reiste er von Karlsbad ab, am 18. Juni 1788 traf er wieder in Weimar ein.

Manche der Neueren veröffentlichen die Eindrücke, die sie in jenem Lande gesammelt, glücklicherweise tun das nicht alle. Während aber diejenigen, die mit ihren Aufzeichnungen vor das Publikum treten, unmittelbar nach ihrem Aufenthalt oder womöglich noch während der Reisezeit das drucken lassen, was sie sagen zu müssen glauben, ließ Goethe, wenn man von win-

zigen Aufsätzen absieht, die er in den achtziger Jahren erscheinen ließ, fast drei Jahrzehnte verstreichen, ehe er mit seinen Aufzeichnungen hervortrat. Sein großes Buch „Italienische Reise“ erschien in drei Bänden 1816, 1817 und 1829, und zwar schilderte der erste Band die Reise nach Rom und den ersten Aufenthalt daselbst, der zweite die Fahrt nach Sizilien und der dritte den zweiten römischen Aufenthalt mit einem sehr kurzen Abriß der Rückreise. Die Bände unterscheiden sich aber nicht nur durch die verschiedene Zeit ihres Erscheinens und durch ihren Inhalt, sondern auch durch ihre Form. Die beiden ersten bestehen im wesentlichen aus Briefen und Tagebüchern, die freilich mit starken Veränderungen den wirklich in Rom niedergeschriebenen oder aus der Hauptstadt der Welt nach der Heimat gesandten Schriftstücken entsprechen; der dritte Teil dagegen bringt ziemlich wenig Briefe und ergänzt die Mitteilungen durch vielfache Einschiebungen und durch Berichte, in denen sich der Altersstil des Verfassers in oft recht unliebsamer Weise geltend macht.

Der Verfasser bezeichnet dies Werk als eine Fortsetzung seiner Lebensaufzeichnungen und gab ihm die besondere Aufschrift „Auch ich in Arkadien“. Aber als er diese nähere Bestimmung wählte, war er nicht von dem Glücksgefühl durchströmt, das ein Bewohner jenes glückseligen Landes für sich in Anspruch nimmt. Denn damals, als er mit der Zusammenstellung des Werkes beschäftigt war, schrieb er an seinen Freund Zelter, 29. Mai 1817: „Dieses Italien ist ein so abgedroschenes Land, daß, wenn ich mich darin nicht selbst als in einem verjüngenden Spiegel sähe, so würde ich garnichts davon wissen“, und am 20. Juli desselben Jahres fügte er hinzu: „Nach Italien, wie ich aufrichtig gestehe, habe ich keine weitere Sehnsucht, es ist ein in so manchem Sinne entstelltes und so leicht nicht wieder hergestelltes Land; von meinen alten Liebschaften und Tätigkeiten fänd' ich vielleicht keine Spur mehr. Neues zu säen und zu pflanzen, ist zu spät und wer möchte sich mit den neuesten Verwirrungen dortiger deutscher Künstler persönlich befreunden oder befeinden“ (die letztere Bemerkung ist eine Anspielung auf die jungen deutschen Maler, die sich in der Wahl ihrer Stoffe und in ihrer Gesinnung einer sehr strengen christlichen Anschauung befleißigten).

Die Reise nach Italien wurde trotz des ungeheuren Verlangens, Rom zu sehen, nicht im Sturmschritt unternommen. Der Reisende, der in Regensburg und München Aufenthalt nahm, fuhr über den Brenner nach Trient, verweilte je einige Tage am Gardasee, in Verona, Vizenza und Padua, blieb vom 28. September bis 14. Oktober in Venedig, nahm sich Zeit, die Merkwürdigkeiten von Ferrara, Bologna, Perugia, Assisi anzusehen und traf am 29. Oktober in Rom ein.

An Erlebnissen und Abenteuern war die Hinreise nicht sehr reich. In Venedig genoß Goethe einen Vorschmack italienischen Volkslebens:



Goethe in Malcesine

er ließ sich von den Gondelführern Lieder singen, nahm an Gerichtsverhandlungen teil, deren Lebhaftigkeit ihn belustigte, in Padua und Verona staunte er die Werke des Palladio an und bekam dort und anderwärts einen kleinen Begriff alter Kunst; in Malcesine (am Gardasee) geriet er in große Not dadurch, daß er für einen Spion gehalten wurde, wußte sich aber in geschickter Weise aus der bedrohlichen Lage zu befreien. Überall dachte er sehnsüchtig der Heimat und erfreute Charlotte von Stein, deren Zorn er zu besänftigen, deren Liebe er stets aufs neue zu gewinnen suchte, mit Briefen und Gedichten, beschäftigte sich mit schriftstellerischen Plänen und konnte das Verlangen nach Rom kaum bändigen.

Als er endlich in der „Hauptstadt der Welt" angelangt war und nun einen zweiten Geburtstag zu erleben meinte, genoß er mit trunkenen Sinnen die Pracht der ewigen Stadt. Um in seinem stillen Genusse nicht gestört zu werden, nahm er den Namen Möller an, gab sich als Kaufmann aus, vermied es, Besuche zu machen und sich den vornehmen Kreisen vorzustellen. Sein Streben war ausschließlich darauf gerichtet, in Gesellschaft einiger Künstler, Tischbein, Buri u. a., zu denen der Kunstkenner und Fremdenführer Hofrat Reiffenstein, später der deutsche Schriftsteller Karl Philipp Moritz und hauptsächlich der wackere Künstler und herrliche Mensch Heinrich Meyer traten, Kirchen und Paläste zu besuchen, die Denkmäler des Altertums, die wunderbaren in Privat- und öffentlichen Sammlungen vereinigten Schätze des Altertums, Gemälde und Bildwerke zu genießen.



C. P. Moritz
Nach Lithographie von P. Has

Aber er versäumte bei diesem Kunstgenusse nicht, auch auf das Volksleben zu achten, das Treiben der Menge sich einzuprägen, ihre Vergnügungen, z. B. den Karneval, mit anzusehen. Auch die Arbeit wurde gefördert, er zeichnete fleißig, wobei ihm einige der genannten Künstler zur Hand gingen, beachtete naturwissenschaftliche Merkwürdigkeiten, sammelte Steine, beobachtete Pflanzen und war schon während des ersten römischen Aufenthaltes an der Feststellung des Textes früher erschienener Werke tätig.

Als das Frühjahr sich ankündigte, unternahm er eine Reise nach Neapel und Sizilien, die drei Monate Zeit in Anspruch nahm. Während dieser Reise lüftete er das Geheimnis, mit dem er sich in Rom umgeben hatte, verkehrte mit hervorragenden Männern, z. B. dem Rechtsgelehrten Filangieri, dessen Schwester, „das lockere Prinzeßchen", in ihrem tollen Gebaren er anmutig zu schildern wußte, belustigte sich an den Narrheiten eines wunderlichen Sammlers, des Prinzen Palagonia, der in dem Lande der hohen Kunst an wunderlichen und widerlichen Seltsamkeiten ein unbegreifliches Gefallen fand. In Palermo suchte er die Familie des berüchtigten Wundertäters Cagliostro auf und trat ihr halb neugierig, halb menschenfreundlich entgegen. In Messina, das auch damals unter den Folgen eines wenige Jahre vorher erfolgten Erdbebens zu leiden hatte, verkehrte er in den höchsten Kreisen, war bei dem Gouverneur eingeladen, von dessen Herrscherlaunen er aber infolge seiner Unpünktlichkeit beinahe viel zu erleiden gehabt hätte.

Gerade der Aufenthalt in Sizilien war für seine Kunst-Auffassung und Übung, für wissenschaftliche Arbeit und dichterische Tätigkeit wichtig. Mit dem Maler Kniep, den er auf diesen Ausflug mitgenommen hatte, suchte er alle merkwürdigen Ausblicke auf das Papier zu bringen. Die durch das Erdbeben umhergeworfenen Steinmassen gewährten ihm viele Aufschlüsse; die üppige Pflanzenwelt gab ihm reiche Belehrung und durch die Lektüre

Homers, die er gerade an diesen Gestaden eifrig trieb, wurde er bewogen Figuren aus der griechischen Dichtung neu zu gestalten.



Heinrich Meyer, Selbstporträt

Auch während des zweiten Aufenthalts in Rom trat er etwas mehr aus seiner Verborgenheit heraus. Mit den herrschenden und vornehmen Klassen suchte er allerdings keine Fühlung, aber er erweiterte den Kreis seiner künstlerischen Freunde, zu denen sich der Musiker Kayser und der Maler Schütz gesellten, zeigte sich in literarischen Gesellschaften, ließ sich z. B. als Mitglied in die Arkadische Gesellschaft aufnehmen und lernte einzelne hervorragende Dichter des damaligen Italien kennen.

Im Wesentlichen galt der zweite römische Aufenthalt einer Wiederholung und Vertiefung des bereits Gesehenen, obgleich manches bisher vernachlässigte Kunstwerk oder Baudenkmal zum ersten Mal angeschaut wurde; Streifereien in die Umgegend wechselten mit vergnüglichen Gelagen der Freunde; lauten geselligen Unterhaltungen folgten Zeiten stiller und arbeitsamer Zurückgezogenheit. Sicherlich sind in Italien mehrere ältere Werke in die endgültige Form gebracht; manches Neue trat zu dem Alten hinzu.

So bewundernswert auch die Vielseitigkeit in der Tätigkeit und Aufmerksamkeit des Reisenden ist, so bleibt eine gewisse Blindheit und eine absichtliche Unaufmerksamkeit höchst merkwürdig. Blind war dieser Hellsehende, der das Altertum bis in seine geheimsten Schlupfwinkel verfolgte, gegen die staunenswerten Denkmäler des Mittelalters, so daß er z. B. in Sizilien die Wunderwerke der Hohenstaufenzeit nicht sah oder keiner Besprechung würdigte und daß er in den gerade durch ihre mittelalterlichen Bauten berühmten Stätten, wie in Padua, Verona, Vicenza,

Venedig und Assisi, die Kirchen, die während des Mittelalters erbaut waren, kaum einer Nennung würdigte oder die jener Epoche entstammenden Bildwerke nur verächtlich streifte. Und der Mann, der länger als ein Jahrzehnt nicht nur im Rate eines Fürsten gesessen, sondern auf dessen Entscheidungen einen bestimmenden Einfluß geübt hatte, tat sich einen förmlichen Zwang an, die Entwicklung des Staats- und öffentlichen Wesens kaum zu beachten. Wenn er auch in den an seinen Herzog gerichteten Briefen von den Bewegungen in den Niederlanden einmal sprach und in einem Schreiben an einen seiner Amtsgenossen seine lebhafte Teilnahme an Weimarischen Angelegenheiten zum Ausdruck brachte, so überging er römisches und italienisches Staatswesen, das dem Beobachter die merkwürdigsten Vergleiche förmlich aufnötigte, fast völlig mit Stillschweigen.

In der Beschäftigung Goethes mit der Kunst ist Betrachtung und Übung zu unterscheiden. Jene ist geradezu staunenswert. Altertum und die Blütezeit italienischer Bildnerei wetteifern in der Liebe des Reisenden. Die großen Werke der griechischen Kunst erquicken sein Herz und gelten ihm als die ewig gültigen Urbilder der Schönheit. Für die Reste des Griechentums besitzt er höhere Begeisterung als für die Denkmäler römischer Kunst. In Herculanum bleibt er einigermaßen kühl, dafür spricht er mit höchster Bewunderung von Pompeji, obgleich auch dessen wissenschaftliche, nach bestimmten Grundsätzen vorgenommene Aufgrabung erst nach seiner Zeit begonnen wurde. Mit wahrhaftem Entzücken begrüßt er die Werke Rafaels und Michel Angelos, die er als heilige Offenbarungen empfindet, und er fühlt es als eine Art von Entweihung, über den Rang dieser beiden Großen zu streiten; er öffnet sein Auge der Darstellung der Schönheit und erlabt seinen frommen Sinn an den Vorführungen des Heiligen. Hier aber spielt sein menschliches Gefühl eine wichtige Rolle: die Erhabenheit der Mutterschaft, die Lieblichkeit des Kindlichen erhebt ihn und rührt ihn zu Tränen, während die bloße Verklärung der für ihren Glauben Leidenden, ja wegen ihrer Überzeugung Gemarterten ihn mehr abstößt als anzieht.

Zu der Betrachtung trat die Übung. Goethe gehörte nicht etwa zu denen, die jedes Schöne, das sie sehen, alsbald wiederzugeben versuchen, sondern er ging nach bestimmten Grundsätzen vor. Nacheinander suchte er das Landschaftliche zu erfassen, die Wirkungen der Beleuchtung, das durch Naturgestaltung oder Kunstwert Merkwürdige zu erlernen, bis er dann an die menschliche Gestalt herantrat und sie eifrig und glücklich wiederzugeben versuchte. Außer den Künstlern, die bereits als seine Gefährten und Begleiter genannt wurden, unter denen H. Meyer durch seine Gelehrsamkeit, Tischbein durch seine Geschicklichkeit besonders wichtig für ihn wurden, erlangten Angelika



Ansicht von Rom

Nach einem Aquarell von Hackert, dem Genossen Goethes

Kauffmann durch ihre saubere, freilich etwas glatte und zur Verschönerung geneigte Art und Philipp Hackert durch seine Meisterschaft, die Landschaft in ihrer Eigentümlichkeit wiederzugeben und große geschichtliche Vorgänge darzustellen, besonderen Einfluß auf ihn.

Auch die Wissenschaft regte ihn zu immer neuen Betrachtungen an. Seine Zeichnungen des menschlichen Körpers verschafften ihm manche genaue Kenntnis, seine Lehre von der Entwicklung der Pflanzen rückte einen tüchtigen Schritt vorwärts: er glaubte der Urpflanze auf die Spur gekommen zu sein: seine Besteigung des Vesuv wurde in einer ausführlichen Schilderung, fast der ersten dieser Art, festgehalten.

Eine Menge Menschen trat ihm nahe. Er empfing von ihnen viel, gewährte ihnen aber mehr. Sein liebreiches, tröstendes Wesen konnte er namentlich dem körperlich und seelisch kranken Karl Philipp Moritz erweisen, der, über diese tätige Teilnahme erquickt war. Und all die Kleinen und Großen, die sich des Umgangs des anregenden und liebevollen Menschen erfreut, betrachten sich, nachdem sie das Glück seinens Verkehrs genossen, nach seiner Entfernung wie verwaist: seine Teilnahme, sein Zuspruch, seine Kunstbegeisterung und sein Verständnis für die Tätigkeit anderer waren die Lebensluft gewesen, in der sie geatmet hatten.

Im Verkehr mit Männern bewies Goethe seine Kraft der Anregung, im Umgang mit Frauen die Kunst, leicht die Herzen zu erobern. Aber der Sieger gab sich auch leicht gefangen.

Angelika Kauffmann gegenüber, der hochbegabten Künstlerin, die trotz ihrer Jahre noch immer anmutig und begehrenswert war, kam es nur zu feinen gesellschaftlichen Huldigungen, und das „lockere Prinzeßchen,“ sowie die Herzogin von Giovane, eine deutsche Prinzessin, die nach Italien verschlagen worden war, blieben hohe Frauen, die ihre Huld nur als Fürstinnen gewährten. Dagegen hat Goethe gewiß in Italien das Leben in vollen Zügen genossen und den Umgang mit Frauen auch im gewöhnlichen Sinne des Wortes gepflegt. Seinem Herzog gab er in vertraulichen Briefen von den sittlichen Zuständen Italiens Kunde, und die Art, wie er berichtete, zeigt, daß er selbst Gelegenheit hatte, Erfahrungen zu machen. Freilich, ob er wirklich eine Faustina, die Tochter des Wirtes Agostino di Giovanni, näher gekannt hat, ob sie das Urbild zu jenen Schilderungen ist, die sich in den römischen Elegien finden, ist mehr als zweifelhaft. Der Vers

Schön ist das Land, doch ach, Faustinen find' ich nicht wieder

gab auch dem König Ludwig von Bayern zu denken und veranlaßte ihn, den Dichter zu fragen, was denn Wahres an jener Schilderung



Angelika Kauffmann
Selbstbildnis der Künstlerin in der Münchner Pinakothek. Phot. Bruckmann

der Mädchens gewesen sei, worauf Goethe ausweichend bemerkte, „daß des Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen wisse".

Aber es tut wirklich nichts zur Sache, ob man alle oder auch nur die eine kennt, die dem Dichter ihre Gunst gewährten und nach deren Liebesbeweisen er schmachtete. Wichtig ist nur, daß er selbst von einem anmutigen Liebesspiel spricht, das nicht nur seine Sinne, sondern sein Herz eine Zeitlang beschäftigte. Es ist der Zwischenfall mit der schönen Mailänderin, die er während seines zweiten römischen Aufenthalts kennen und lieben lernte, bald aber aufgeben mußte, da sie sich mit einem Anderen verlobte. Sie hieß Maddalena Ricci, ihr Verlobter entstammte der Künstlerfamilie Volpato. In einem Bilde jener Tage erscheint sie als ein frisches, reizvolles Mädchen. Hätten nur die fleißigen römischen Gelehrten nicht weiter geforscht! Denn wenn sie uns nun auch ein Bild

der älteren Dame, vorführen, auf dem sie mit einer großen Hornbrille bewaffnet erscheint, und wenn sie uns Nachrichten der Zeitgenossen überliefern, nach denen die Dame geschnupft und noch manche andere Eigenschaften einer römischen Matrone besessen habe, so wird der Zauber, den Goethes Schilderung um sie gewoben, nur gar zu sehr zerstört.

Wenn nun auch den römischen Liebesereignissen die „Römischen Elegien" nicht ihren Ursprung verdanken, so rief zarte Neigung doch manchen Vers hervor: so das hübsche, echt italienische Gedicht „Cupido" und die allerliebste Erzählung „Amor, ein Landschaftsmaler".

Doch diese kleinen Gedichte sind nur Nebenarbeiten; außer diesen beschäftigten ihn bedeutende Pläne, teils solche, die an Früheres anknüpften, teils solche, die in Italien neu entstanden waren.

Zu den Absichten, die jene große Reise veranlaßt hatten, gehörte auch die Vollendung der ersten Ausgabe der „Schriften". Vieles, was in diese Sammlung aufgenommen werden sollte, war bereits einmal erschienen, z. B. die Singspiele, aber sie genügten dem Dichter nicht mehr: sein Umgang mit Musikern, auch wohl der Einfluß der italienischen Musik hatten ihn zu anderen Anschauungen über die Gestaltung der gesungenen Teile solcher kleinen Theaterstücke geführt. Nach diesen Grundsätzen wurden „Claudine von Villabella" und andere Stücke ähnlicher Art umgearbeitet. Andere Werke wurden nur inbezug auf den Stil geändert, z. B. „Egmont" und „Iphigenie". So eifrig auch die Form des letzteren Dramas in Italien neu bearbeitet wurde, sodaß sie dort erst ihre endgültige Gestalt gewann, so kann man doch von einer italienischen Iphigenie, die innerlich eine andere geworden sei als die deutsche, nicht sprechen.

Drei andere größere Werke hatte der Dichter nach Italien mitgenommen, und er hegte die Hoffnung, in ihrer Bearbeitung ein gutes Stück vorwärts zu kommen: Wilhelm Meister, von dem in den ersten achtziger Jahren ein großer Teil als Theaterroman fertig geworden war (leider ist uns diese Fassung, ebenso wie die erste des gleich zu erwähnenden Dramas nicht erhalten); Tasso, dessen erste Gestalt gleichfalls der Weimarer Epoche angehört und Faust, das große Drama, dem die Weimarer Jahre nicht förderlich gewesen waren. Aber die Hoffnung des Dichters wurde nicht erfüllt. Für den Roman machte er vielleicht einige Studien, indem er sich die Heimat Mignons näher ansah; dem Tassostoffe trat er ein bischen näher dadurch, daß er sich eine italienische Lebensbeschreibung des Dichters verschaffte, und Faust rückte etwas vor, denn sicher ist in Italien die Hexenküche und wahrscheinlich auch die Szene „Wald und Höhle" entstanden.

Wenn nun so das, was Goethe vollenden wollte, sich spröde zeigte, so glückte es ihm, einer Dichtung näher zu rücken, an die er für Italien



Maddalena Ricci

nicht gedacht hatte und zu weiteren dankbaren Arbeiten durch seine Lektüre, sowie durch die Gegenden selbst geführt zu werden.

Das Anschauen der Pracht des päpstlichen Hofes und die Gegenüberstellung mit der Einfachheit der Zeiten des Stifters des Christentums regte den Dichter an, seinen alten epischen Plan „der ewige Jude“ wieder vorzunehmen und wenigstens in seinem Sinne eine poetische Gestaltung zu versuchen. Die Arbeit an Iphigenie, das fleißige Lesen Homers zusammen mit dem landschaftlichen Schwelgen in den Gefilden Süditaliens erregten zwei Pläne: Iphigenie in Delphi und Nausikaa.

Von dem ersteren Stücke kennen wir nur zwei Äußerungen des Dichters selbst.

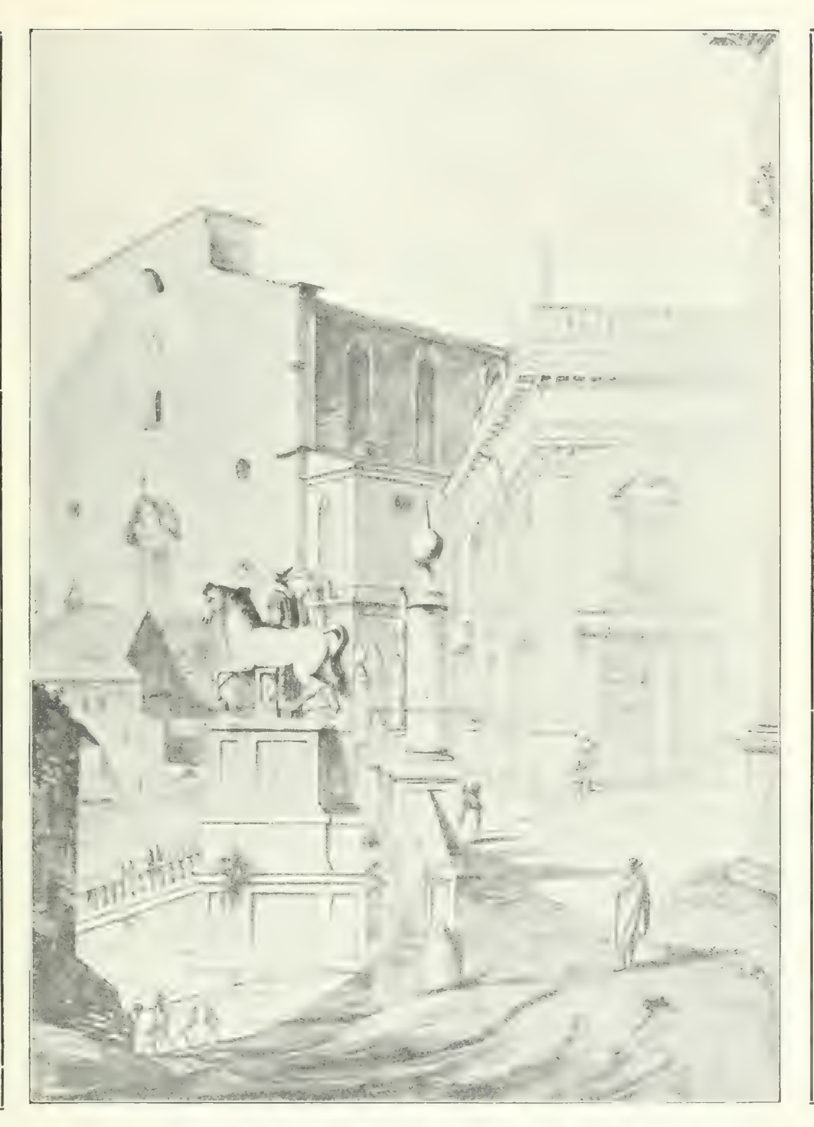
Das Drama „Nausikaa“, von dem Bruchstücke seit 1827 gedruckt sind, stellt die Tochter des Königs der Phäaken, die den auf der Seefahrt verunglückten Odysseus in das Haus ihres Vaters geleitet, in den Mittelpunkt einer ernsten Handlung. Sie ist nicht das eitle flatterhafte Mädchen wie bei Homer, sondern sinnig und ernst, von den Tugenden des

11*

Helden begeistert und von seinem Unglück gerührt. Sie spürt zu dem wackeren Fremden, der ihr den vollkommenen Mann darstellt, eine tiefe Neigung, kann, nachdem sie Kunde davon erhalten, daß er bereits vermählt sei, seinen Abschied nicht verwinden und gibt sich selbst den Tod. Gerade in diesem Drama würden wir, wenn es vollendet vorläge — auch einzelne Bruchstücke sind von großer Schönheit — die reinste Wiederspiegelung des Altertums besitzen. Auf dem Boden, auf dem in alten Zeiten ähnliche Vorgänge sich abspielten, ersann der Dichter das Drama und führte es teilweise aus; „es kommt“, so schrieb er selbst ergriffen von seinem Plane, „wie ein Lispeln zu Euch herüber, indes ich allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieser meiner glücklichen Stunden bereite.“

Indessen, alle die kleinen Gedichte und größeren Schriften, die Goethe in Italien begann und wieder vornahm, wenn er auch keines zu beendigen vermochte, sind nicht das Wichtigste für diese fast zweijährige Unterbrechung des Weimarischen Lebens. Die Bedeutung liegt vielmehr dieser Wallfahrt darin, daß Goethe äußerlich und innerlich ein anderer wurde. In seinen äußeren Beziehungen trat dies dadurch zu Tage, daß er trotz aller Gebundenheit an seinen Fürsten doch nun ein Freier wurde. Seit seiner Rückkehr beschäftigte er sich nicht mehr mit all den lästigen Obliegenheiten, die ehemals mit seinem Amte verknüpft gewesen waren, seinem eigentlichen Wesen aber fern lagen, sondern befaßt sich nur mit den geistigen und wissenschaftlichen Angelegenheiten seines Landes. Er erwirkte es sodann — und gerade dies zeigt die Größe seiner Natur — daß der Herzog, der bisher seinen Rat in allen Dingen eingeholt und sein Wort befolgt hatte, selbständig wurde. Wäre Goethe nicht so frei von Herrschsucht und der Lust gewesen, andere zu gängeln, so hätte er mit allen Mitteln danach gestrebt, diese Vertrauensstellung beizubehalten; aber gerade das ist an ihm so groß, daß er sein einziges Augenmerk darauf richtete, den Fürsten, den er liebte und von dem er geliebt wurde, auf eigene Füße zu stellen.

Neben diese äußere Änderung tritt die innere, die viel wichtiger ist. Goethe hatte die Reise unternommen, um die Sehnsucht loszuwerden, die ihn seit Jahren gequält hatte, vor allen Dingen aber, um sich klar zu werden über seinen Beruf. Ob Schriftsteller oder bildender Künstler, das war die Frage. Eine Äußerung in einem Briefe vom 17. März 1788 erscheint zweideutig, denn sie lautet: „Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst als Künstler wiedergefunden“. Indessen soll diese Bemerkung keineswegs besagen, daß er der bildenden Kunst und nicht der Schriftstellerei sich ergeben wolle, denn damals und später sprach er es offen aus, daß seine Befähigung zum Zeichnen von ihm selbst als eine minderwertige erkannt sei; Goethe will mit seiner Äußerung nur



Das Kapitol. Zeichnung von Goethe

besagen, daß er damals seinen Beruf im Schaffen erkannt habe. Als Dichter nun wurde er jetzt ein anderer. Diese Veränderung hat Wilhelm Scherer am besten mit folgenden Worten ausgedrückt: „Er ging von jetzt an auf das Typische aus; hatte er einst sich von dem menschlichen Herzen, dem beweglichsten Teile der Schöpfung, zu dem Gestein gewandt, um ein Festes, ein Unerschütterliches zu verehren, so wußte er jetzt auch

in der sittlichen Welt das Unveränderliche, die bleibenden Verhältnisse zu entdecken und darzustellen, die Familie, das Haus, die Nachbarschaft, die Gemeinde, den Staat, den Gegensatz des Steten und Unsteten oder des tätigen und des beschaulichen oder des begehrenden und entsagenden Lebens; und schon deshalb mußten die griechischen Götter ihm von neuem wertvoll werden, weil sie auch in der moralischen Welt bleibende Typen bezeichnen."

Das Altertum, dessen Denkmäler ihn schon früher mit großer Begeisterung erfüllt hatten, wurde nun sein Führer. In Italien wurde die Stimmung erzeugt, die Goethe später einmal selbst als „entschiedenes Heidentum" bezeichnet. Das Altertum jedoch wirkte auch auf seine Betrachtung der äußeren Gegenstände, auf seine künstlerische Auffassung ein. Der Vers, den er unter der Nachwirkung des italienischen Aufenthalts später niederschrieb:

Seh' ich mit fühlendem Aug, fühle mit sehender Hand

bezeichnet die Schärfung seiner Sinne und bedeutet, daß das äußere Schauen und das innere Fühlen bei ihm in unzertrennlicher Verbindung liegt. Die Einwirkung Italiens offenbarte sich auch in der Selbstbesinnung, die er nun den Männern und Frauen gegenüber zeigte. Zwar war sein Freundschaftsbedürfnis nicht zerstört, wohl aber jene Lust, sich an jeden anzulehnen; statt dessen entstand das Verlangen, nur den Größten mit aller Wärme zu umfassen. Auch den Frauen gegenüber ward er ein anderer. Die lange zurückgedrängte Sinnlichkeit brach sich Bahn. Er wollte die Freuden des Lebens, die er in Italien, wenn auch nicht zuerst, so doch frei und unabhängig gekostet hatte, mit vollen Zügen genießen.

Wir lesen in „Goethes Gesprächen" (etwa 1820), daß er einem älteren Manne, auf die Klage, ihm bleibe das Glück versagt, Italien zu sehen, antwortete: „Seien Sie des froh, denn sonst würde Ihnen der Himmel hier nie blau genug sein." Als er mit der Redaktion des zweiten römischen Aufenthalts beschäftigt war, notierte er den Satz: „Rerum irrecuperabilium summa felicitas est oblivio," d. h. „bei Sachen, die man nicht wieder erlangen kann, ist das höchste Glück das Vergessen". An seinen Sohn aber schrieb er am 27. Mai 1817, da er in Jena während eines Unwohlseins ein Stück der Italienischen Reise vornahm: „Im Fegefeuer gefangen, gedenke ich des Himmels." Zeigt sich in solchen Ausdrücken der Rückerinnerung die größte Seligkeit, wenn auch mit Bitternis vermischt, so tritt die Empfindung des ungetrübten Glücks in einzelnen anderen überlieferten Aussprüchen hervor.

Im Jahre 1794 sprach er zu Falk über Italien: „Die Luft ist lauer,

reiner, der Himmel blauer und unbewölkter, die Gesichter offen, freundlich und lachender, die Formen und Umrisse der Körper regelmäßig und anlockender; selbst das Grün der Wiesen und Bäume nicht so kalt und tot, sondern höher, heller, mannigfaltiger als in den nördlichen Himmelsstrichen." 1814 sagte er zum Kanzler von Müller: „Euch darf ich's wohl gestehen — seit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt."

In glücklich wehmütiger Erinnerung an das Land, das ihm manches geraubt und doch so viel gegeben hatte, schrieb er später die Verse nieder:

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! Gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne:
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

Diese Mischung von Wehmut und Entzücken, dieser Wechsel zwischen vollkommener Befriedigung und doch immer wieder aufkeimendem Verlangen macht die in Italien zugebrachten Jahre Goethe zu einer seiner wichtigsten Lebensepochen, und die Beschreibung der Reise zu einem unvergleichlichen Denkmal.



Christiane Vulpius
Nach dem Gemälde von Bury

Elftes Kapitel

1788—91. Christiane Vulpius. Die Ausgabe der Schriften. Tasso. Französische Revolution

Als Goethe nach Weimar zurückgekehrt war, nahm er alsbald seine Geschäfte wieder auf, freilich nur in dem geringeren Umfange, daß er fast ausschließlich die wissenschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten besorgte. Mit dem Herzog hielt sich die alte Vertraulichkeit; für die Familie Herders sorgte er in liebevoller Weise, indem er den Kindern ein freundlicher Ratgeber blieb, Karoline in ihrer Aufregung über den Gatten, der nach Italien gereist war, beruhigte, und Herder selbst in seinen Geldnöten tatkräftig beistand. Manchem der früheren Gefährten erschien er durch seine Frische, durch seine lebendigen Erzählungen von seiner Reise durchaus als der alte; auch auf Schiller, der damals in Weimar lebte, ohne eine Stellung zu besitzen, machte er einen großen Eindruck.

Nur mit Charlotte v. Stein wollte sich das frühere trauliche Ver-

hältnis nicht mehr einstellen, wieviel Mühe der Zurückgekehrte sich auch gab, auch hier als der alte zu erscheinen. Mit der Feinfühligkeit des Weibes erkannte Charlotte, daß ihr Freund ein anderer geworden war. Sie zeigte sich immer noch als die Verletzte, sie machte Ansprüche, die er weder erfüllen konnte noch wollte; es mußte zwischen beiden zum Bruche kommen, selbst wenn nicht eine Dritte die äußere Trennung vollzogen hätte, nachdem die innere bereits erfolgt war.

Diese Dritte war Christiane Sophie Vulpius, die Tochter eines dem Trunk zugeneigten weimarischen Amtsschreibers, der 1786 in dürftigen Verhältnissen gestorben war. Sie selbst, am 1. Juni 1765 geboren, war als Arbeiterin in der Bertuchschen Blumenfabrik angestellt. Im Auftrag ihres Bruders Christian August, eines fleißigen Beamten, der sich später durch seine Bearbeitungen von Theaterstücken nützlich erwies und mit seinem Räuberroman „Rinaldo Rinaldini" großen Erfolg hatte, überreichte sie am 12. Juli 1788 Goethe eine Bittschrift. Sie hatte die Folge, daß der Minister die Bitte des Bewerbers zu erfüllen suchte und die Wirkung, daß der sinnlich erregte Mann an dem hübschen Mädchen Wohlgefallen fand. Er schenkte Christiane seine Neigung, die rasch erwidert wurde. Sie war nicht das Heidenröslein, das den kecken Knaben stach, der es pflücken wollte, sondern ein Blümchen, das nicht zum Welken gebrochen zu werden wünschte. Der Liebende grub, wie er es später in dem Gedicht „Gefunden" sinnig ausdrückte, das Pflänzchen mit allen Wurzeln aus und nahm es in sein Haus, um es sorglich zu pflegen. Von dem Tage an, da sie sich sahen, wurden sie ein Paar, das zusammen lebte und sich als ehelich verbunden betrachtete, wenn auch der Segen des Priesters dem Bunde fehlte. Über eine solche Vereinigung schrie das ehrsame Weimar Zeter, Charlotte v. Stein war empört, die übrigen Frauen, von der Herzogin an, verhüllten schamhaft ihr Haupt und ließen es an höhnenden Äußerungen nicht fehlen. Nur zwei Weimaraner erklärten offen ihre Billigung und ihre Stimmen waren so gewichtig, daß sie die anderen übertönten: der Herzog, der infolge seines starken Liebebedürfnisses an seiner zurückhaltenden Gattin kein Genüge fand, und Herder, der, wenn er auch durch seinen geistlichen Beruf zu einer Verurteilung hätte geführt werden müssen, Goethes Wesen klar erkannte. Und während alle Männer und Frauen außerhalb Weimars es ihrem Liebling niemals verzeihen konnten, daß er so tief herabgestiegen sei, lobte die tüchtige Frau Aja, die in ihrem rechtmäßigen Ehebunde so wenig Freuden gehabt hatte, dieses unregelmäßige Verhältnis, das, wie sie glaubte, dem Sohne Ruhe und Freude gewährte.

Christiane war keine gebildete und keine geistreiche Frau. Sie hatte wenig gelernt und erwarb sich im Laufe ihres Lebens geringe Kenntnisse.

Aber sie war nicht bildungsunfähig, und wenn sie gewiß auch niemals ein wirklich tiefes Verständnis für die geistigen Schöpfungen ihres Gefährten gewann, so besaß sie doch die naive Freude an seinem Tun und eine gewisse Empfänglichkeit für die Schönheit seiner Dichtungen. Sie war lebhaft, fröhlich, tätig, voll ungebändigter Tatkraft. Sie liebte den Mann, der sie aus dem Elend gerissen hatte, mit ihren feurigen Sinnen und mit der ganzen Kraft ihres unverdorbenen Herzens. Sie bereitete ihm ein Haus, in dem er sich wohl fühlte, obgleich sie vielleicht niemals und namentlich nicht in den Zeiten ihrer schmerzlichen Leiden eine mustergültige Hausfrau war. Sie verlangte nicht die Rolle einer ebenbürtigen Begleiterin zu spielen, zog sich vielmehr, so lange sie nicht den Namen einer Frau trug, mit rührender, fast allzu großer Bescheidenheit zurück. Sie gewährte durch die stets erneuten Gunstbeweise und durch ihre frische Natürlichkeit dem Lebensgenossen das Glück, das er begehrte. Ob sie, die in Bildung und Geist ihm unebenbürtig war und blieb, die richtige Lebensgenossin war, ob er mit einer anderen, die an geistigen und seelischen Kräften größer gewesen, glücklicher geworden wäre, ist eine recht müßige Frage. Kleine häusliche Szenen, gelegentliche heftige Klagen dürfen ebensowenig als Zeugnisse gegen Christiane geltend gemacht werden, wie der Klatsch der Zeitgenossen und der Späteren. Daß sie große Freude am Tanz fand und in den letzten Jahren auch den Trunk mehr liebte, als einer sittigen Frau zukam, ist unbestreitbar; daß sie durch die Ausschweifungen ersterer Art sich in unerlaubte Beziehungen zu ihren Partnern einließ, ist ebenso unbewiesen, als daß sie, von frühe an dem übermäßigen Weingenuß ergeben, ihr Leben verkürzt und ihre Nachkommenschaft geschädigt habe.

Die einzigen unwiderleglichen Zeugnisse, die man über sie und ihr Wesen besitzt, sind die Briefe und die Gedichte Goethes. Die Briefe, die außer für die ersten zwei Jahre lückenlos erhalten sind, bezeugen eine mit den Jahren nicht abgeschwächte Liebesleidenschaft, ja Verzückung. Von Jena aus, wohin Goethe sich jährlich mehrere Male zurückzog, nicht etwa um der Gefährtin zu entfliehen, sondern um ruhiger Arbeit sich zu ergeben, zu der er infolge der Amtsgeschäfte und der Hofpflichten zu Weimar nicht im gewünschten Maße kam, dann von seinen vielfachen Geschäfts-, Vergnügungs- und Erholungsreisen schrieb er ihr nicht nur treue Berichte, sondern sandte ihr immer und immer wieder mit kostbaren Geschenken die zärtlichsten Versicherungen gleichbleibender Liebe. Er entbehrt schmerzlich die schönen Stunden, die sie ihm gewährt, er gedenkt ihrer beim Anblick schöner Frauen, er versichert sie seiner heißen Leidenschaft und seines glühenden Verlangens. Wenn er viele Jahre, nachdem er mit ihr vereint war, einen von ihr durchtanzten Schuh begehrt, um nur etwas zu haben, was ihr gehört, und was



Christiane Vulpius zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit Goethe.
Nach einer Handzeichnung Goethes

er als lebendiges Zeugnis der Geliebten zärtlich an sich drücken könne, so beweist er schon durch dieses Zeugnis die unzerstörbare leidenschaftliche Hingabe. Niemals hat er eine andere an die Stelle der von ihm Erkorenen zu setzen versucht, es ist durchaus unwahr, daß er 1790 eine junge schlesische adlige Dame, Henriette von Lüttwitz, zur Frau begehrte. Treu freilich in dem strengsten Sinne des Wortes war er nicht. Vorübergehende Neigung schenkte er Frauen und Mädchen, aber er gestand der Heimgebliebenen die kleinen Zeugnisse seiner Flatterhaftigkeit und bekannte ihr auch große Leidenschaften, die ihn auf Abwege führten.

Eine Musterehe, in der ein Teil den anderen ergänzte, war es freilich nicht. Man hat nicht nötig, dem Weimarer Klatsch Glauben zu schenken und braucht nicht die unbeglaubigten Klagen Goethes ins Feld zu führen; auch in seinen Briefen finden sich Andeutungen davon, daß Christiane kein Muster von Häuslichkeit und Ordnung war. Aber nur scherzhaft ist der Tadel gemeint, den der Dichter 1813, gerade in dem Jahre, da er mit Dankbarkeit und Rührung in der Stille seine silberne Hochzeit feierte und die liebliche Erinnerung an seine junge Liebe erneuerte, in dem Gedichte „Die Lustigen von Weimar" seiner allzu weltfreudigen Gattin zuteil werden ließ.

Noch mehr aber als durch seine Briefe bezeugte Goethe durch seine Gedichte seine unvergängliche Gesinnung. Auch diese Gedichte entstanden nicht nur im Rausche der ersten Liebesjahre, sondern durchziehen sein ganzes Leben. Den ersten Jahren gehören Bekundungen des vollen Glückes an („Süße Sorgen", „Genuß", „Der Besuch"), die allerliebste Schilderung eines Ganges zu der Freundin, die er schlafend antrifft und von der er mit Zurücklassung hübscher Geschenke sich entfernt. Aber am lautesten sprechen für die vollkommene Befriedigung, die der Mann in der Geliebten fand, die römischen Elegien und die venezianischen Epigramme. Gewiß wird in jenen der körperliche Genuß lebhafter und anschaulicher geschildert, als es strengen Frauen passen kann, aber auch das geistige Zusammenleben mit Christane wurde verklärt und ihre volle Hingabe entschuldigt, ja verherrlicht. Und das ganze ungetrübte Glück, die Seligkeit, die er zuerst mit ihr genossen und immer wieder mit ihr findet, kommt in den unvergleichlichen Versen der Epigramme zum Ausdruck:

> Sage wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
> Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen wie heut.

Am 25. Dezember 1789 wurde ein Sohn, August, geboren. Ihm folgten im Laufe der Jahre bis 1803 mehrere Kinder, die alle sehr jung, meist in den ersten Jahren, starben. Der überlebende Sohn einigte die

Verbundenen noch enger. Er wurde von der Mutter verhätschelt und innig geliebt von dem Vater, der sich mit seiner Erziehung viel, wenn auch nicht immer in rechter Weise beschäftigte. Schon früh wurde er auf kleinen Reisen in der Begleitung des Vaters mitgenommen, der in immer erneuten Ausdrücken seine Drolligkeit, seine Artigkeit, seinen Eifer, sich mit Spielen zu beschäftigen, pries.

Nicht ganz ungestört konnte Goethe sich seines Glückes erfreuen. 1790 mußte er mit seinem Herzog nach Schlesien gehen, wo er Breslau besuchte, einzelne bedeutende Männer wie Garve, minder hervorragende wie den Romanschriftsteller Hermes kennen lernte. Er befuhr das Bergwerk von Tarnowitz, nahm teil an Zusammenkünften seines Herrschers mit Staatsmännern und Fürsten und sehnte sich nach dem geheimen Glück seines Hauses zurück. In demselben Jahre unternahm er im Auftrage seines fürstlichen Herrn eine Reise nach Venedig, um dort die Herzogin Anna Amalia zu erwarten, die von ihrer großen Fahrt nach Italien zurückkehrte, und um sie heimzugeleiten. Er fand in der Inselstadt nicht das Vergnügen, das er beim ersten Besuch empfunden hatte, obgleich er seine Kenntnisse mannigfach bereicherte und wichtige wissenschaftliche Entdeckungen machte. Der Schmutz, die verrotteten politischen und die widrigen kirchlichen Zustände stießen ihn ab; das Verlangen nach Weib und Kind ließ ihn zu einer rechten Freude an Italien nicht kommen.

In den Jahren 1792 und 1793 begleitete er seinen fürstlichen Freund zu dem Feldzug der Deutschen nach Frankreich und zur Belagerung von Mainz. Von beiden Reisen lieferte er lesenswerte Beschreibungen. Sie beweisen, mit welcher Sorgfalt er die kriegerischen Unternehmungen betrachtete, die bedeutenden politischen Angelegenheiten zu durchschauen wußte, wie er aber auch im Felde seine dichterische Beschäftigung nicht aufgab und seine wissenschaftlichen Untersuchungen betrieb. In Mainz fühlte er sich wohl in dem geistig belebten Hause Georg Forsters. Bei der Rückkehr blieb er eine Zeitlang in Frankfurt und hatte gute Stunden mit der Mutter und den Freunden seiner Jugendzeit, in Pempelfort bei Düsseldorf empfand er reines Wohlbehagen in dem vielfältig angeregten Jacobischen Kreise, traf in Duisburg den wohlbestallten Professor der Philosophie Plessing, den er 1779 in Wernigerode als schmachtenden, lebensunlustigen Jüngling zu trösten versucht hatte, und verbrachte in Münster lehrreiche Tage in dem Hause der Fürstin Gallitzin, wo er seine mineralogischen Kenntnisse bereicherte und eine neue Welt in dem katholischen Zirkel der Fürstin kennen lernte. Aber die wahrste und reinste Freude empfand er doch, als er den Giebel seines Hauses wiedersah und endlich daheim sich an Weib und Kind wieder erfreuen konnte.

Goethe's

Schriften.

Erster Band.



Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1787.

Titel des ersten Bandes der Göschenschen Ausgabe

Die Zeit von 1788 bis 1791 war keineswegs nur eine Periode des Tändelns und der Reisen, sie ist vielmehr ausgenützt durch die Vollendung der Ausgabe seiner Werke und durch die Verarbeitung der Eindrücke, die die große französische Volkserhebung (Revolution) in dem Dichter erweckte.

Die Ausgabe (vgl. S. 151) erschien in acht Bänden.

Diese acht Bände von 1787 bis 1790 umfaßten die Schriften in folgender Anordnung: 1787, Bd. I: Zueignung, Werther; Bd. II: Götz, die Mitschuldigen; Bd. III: Iphigenie, Clavigo, die Geschwister; Bd. IV: Stella, Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel; 1788, Bd. V: Egmont, Claudine, Erwin und Elmire; 1789, Bd. VIII: Puppenspiel, Prolog zu Bahrdt, Vermischte Gedichte I. und II. Sammlung, Künstlers Erdenwallen, Künstlers Apotheose, die Geheimnisse; 1790, Bd. VI: Tasso, Lila; Bd. VII: Faust, Jery und Bätely, Scherz, List und Rache.

Von den in dieser Ausgabe aufgenommenen Werken sind alle größeren Arbeiten schon besprochen mit Ausnahme von Tasso und Faust, die noch eine besondere Betrachtung erfordern und dem Lustspiel „Scherz, List und Rache“, das als unbedeutend ausgelassen werden darf.

Die Anordnung ist nicht willkürlich, vielmehr ist auch in ihr, wie Wilhelm Scherer gezeigt hat, Goethe ein Künstler. Aber auch in der Sammlung der Vermischten Gedichte herrscht keine Willkür, vielmehr heben sich die beiden Sammlungen deutlich von einander ab. Die erste der Hauptmasse nach mit gereimten, die zweite mit reimlosen Gedichten, die erste mit Liedern, Balladen und Sprüchen, die zweite mit Hymnen, Epigrammen und Kunstgedichten; in jener überwiegt die

Liebe, in dieser der weit umblickende Gedanke, aber auch hier wiederholt sich, was sich bei der Anordnung von Goethes Schriften im ganzen bewährte: er bleibt immer Künstler, er läßt nicht pedantischen Zwang, sondern ästhetische Freiheit walten. Die Gruppen, die er bildet, wie alle Gestalten, die er packt, können nicht mit Begriffen rein umschrieben, völlig verstandesmäßig aufgelöst werden, sie behalten stets etwas lebendig Fließendes, etwas Zufälliges im Kleinen, bei der höchsten Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit im Großen. Betrachtung ist auch in der ersten Sammlung, Empfindung auch in der zweiten vertreten. Bringt die erste Balladen, so beginnt die zweite mit einem epischen Gedichte. Enthält die erste im allgemeinen moderne und gereimte Formen, so tauchen doch schon reimlose Sachen auf und die ganze Sammlung läuft in reimlose Gedichte, größtenteils aber Liebesgedichte, aus.

Der Erfolg der Ausgabe war gering. Die Beurteilungen der ersten Gesamtausgabe sind, wenn auch nicht geradezu ablehnend, so doch mit wenigen Ausnahmen zum mindesten lau, und die Zahl der Abnehmer sowohl der Gesamtausgabe wie der einzelnen Drucke der verschiedenen Stücke ist nach unserer Auffassung lächerlich gering. Zu der ganzen Sammlung hatten sich nur 602 Käufer durch ihre Unterschrift (Subskription) gemeldet. Von den ersten vier Bänden waren außerdem 536 Exemplare verkauft worden, vom fünften Bande 487, vom achten 417. Auch die Einzelausgaben hatten einen höchst geringen Erfolg. Leider ist man über das wichtigste Werk, das Faustfragment, nicht unterrichtet; so viel aber weiß man, daß von einem Ausverkauf selbst dieses kostbarsten Stückes durchaus keine Rede sein konnte, sondern daß noch Jahrzehnte später sowohl von diesem wie von den übrigen Einzeldrucken viele Exemplare vorhanden waren. Die Zahlen, die uns über den Verkauf der einzelnen Dichtungen überliefert werden und die als lehrreiche Beispiele mitgeteilt werden sollen, sind die folgenden: Werthers Leiden wurde in 262 Exemplaren, Götz von Berlichingen in 20, Clavigo in 17, Iphigenie in 312, Egmont in 377, die Mitschuldigen in 326, die Geschwister in 292, der Triumph der Empfindsamkeit in 250, die Vögel in 198, Claudine von Villabella in 116, Erwin und Elmire in 125 Exemplaren abgesetzt. Auch von Tasso fehlen die Zahlen, aber nach dem eben Mitgeteilten wird man vermuten können, daß auch diesem Meisterwerke gegenüber sich die Käufer spröde erwiesen. Die Auslagen für das gesamte Unternehmen betrugen 7087 Taler, die Einnahmen 5367 Taler, der Verlust Göschens also wenige Jahre nach Vollendung des Werkes belief sich auf 1720 Taler. Ob dieser Verlust bald ausgeglichen wurde, ob der spätere Verkauf die Erwartungen überstieg, ist unbekannt.

Aus diesem Mißerfolg wird man die sehr bedrückte, ja verbitterte



Huldigung der Muse vor der Büste Goethes
Stich nach einer Zeichnung von Angelika Kauffmann zu Goethes Werken

Stimmung des Verlegers erklären und menschlich begreiflich finden, daß er sich über den Verfasser recht kräftig äußerte. Nur läßt sich nicht leugnen, daß den Verleger ein Teil der Schuld trifft. Die Ausgabe trat nämlich in einem wenig stattlichen Gewande auf. Die billige Ausgabe auf sogenanntem Druckpapier, die heute einen geradezu bejammernswerten Eindruck macht, muß schon damals recht unschön ausgesehen haben, aber auch die als Luxusausgabe bezeichnete ist weit entfernt von der bewundernswerten Ausstattung, die Göschen später seinem Lieblingsschriftsteller Wieland und selbst dem zwar von ihm bewunderten, aber der Menge nicht genehmen Klopstock zugeben wußte.

Indessen auch die Käufer sind von Schuld nicht freizusprechen.

Man hat die Zurückhaltung des Publikums einerseits damit erklärt, daß die politische Bewegung jener Zeit seine Aufmerksamkeit so völlig in Anspruch nahm, daß es für Geistiges wenig Sinn hatte. Aber diese Erklärung ist nicht ganz zutreffend, denn andere Werke fanden in jenen Tagen viele Käufer und großen Beifall. Wenn man andererseits wohl auf die Unreife der damaligen Zeit hinwies und meinte, nur einige Auserwählte seien imstande gewesen, das köstliche Gut, das ihnen mit dieser Sammlung geboten wurde, voll zu würdigen, so könnte man die Gegenfrage aufwerfen: wer waren denn eigentlich die Klugen und Reifen, die wirklich imstande waren, das Gebotene nach seinem Wert zu erkennen? Die einzige Antwort, die freilich auch nicht völlig befriedigt und das Rätsel nicht durchaus löst, ist wohl die folgende: Vieles, was in der neuen Samm-

lung stand, war infolge der bereits erwähnten zahlreichen Nachdrucke sehr verbreitet, so daß dem Bedürfnisse der meisten genügt war. Anderes schreckte ab durch seine unvollendete Gestalt, z. B. der Faust; an manches und vielleicht gerade an das Beste konnte sich die Menge schwer gewöhnen, die nun einmal in Goethe den Verfasser von Werther und Götz sah und ausschließlich diesen sehen wollte. Denn das ist nun einmal die Eigenart der Deutschen, daß sie alsbald einen Schriftsteller einordnen nach einem Werke, das besonderen Eindruck gemacht hat, und daß sie es als ihr Recht betrachten, von ihm auch für die Zukunft Ähnliches zu erwarten und zu fordern. Sie kümmerte es nicht, daß Goethe die Zeit von Sturm und Drang überwunden hatte und nun Abgeklärtes schrieb, die Menge stand vielmehr noch unter der Herrschaft jener geistigen Strömung. Dieser hatte Schiller mit seinen Jugendwerken wiederum mächtigen Vorschub geleistet; es war der Menge nicht schnell genug möglich, die Götzen zu zertrümmern, die sie so lange angebetet hatte. Und sie war nicht gewillt, anderen Göttern zu folgen. Es dauerte sehr lange, bis Goethe wirklich ein Beherrscher des Publikums wurde, das er nach seinem Belieben leiten konnte; eine solche Umwandlung erfolgte erst in seinem Alter. Zu jener Zeit aber, als er mit der ersten Ausgabe seiner Werke hervortrat, war die Zahl der Verehrer klein, und sie wurde durch die bedeutende Schar der gleichgültig und hochmütig Tadelnden überwogen, ja fast überwunden.

Eines der bisher nicht besprochenen Stücke der neuen Ausgabe ist das Trauerspiel „Torquato Tasso".

Den Inhalt kann man in wenigen Zeilen angeben; aber damit ist nicht viel gewonnen: die Hauptsache, auf die es ankommt, ist die Seelenentwicklung der Hauptpersonen.

Der Dichter Torquato Tasso lebt am Hofe von Ferrara. Dort herrscht Fürst Alfons, tätig, weise, nicht allen Launen des Dichters nachgebend. Den Hof beleben und schmücken zwei geistreiche Frauen: die auswärts verheiratete Gräfin Leonore von Sanvitale, die zum Besuche in Ferrara weilt, und die Schwester des Fürsten, gleichfalls Leonore, die unvermählt bei dem Bruder lebt. In der schönen Jahreszeit ist der Fürst mit seiner ganzen Begleitung nach dem Schlößchen Belriguardo gezogen, wo der Dichter sein großes Werk „Das befreite Jerusalem" vollendet hat. Er überreicht es dem Fürsten und rühmt es, wenn er sich auch seiner eigenen Tätigkeit wohl bewußt ist, hauptsächlich als eine Wirkung des Umgangs mit den edlen Männern und Frauen und versucht den Kranz abzuwehren, der ihm als Lohn für seine Arbeit von der Prinzessin aufgesetzt wird. In den Kreis der in erhabenen Gesprächen weilenden Personen tritt der Staatssekretär Antonio Montecatini, der, von Rom zurückkehrend, die Versammelten von seinen Geschäften unterhält, ein treffendes Bild der

römischen Macht entwirft und den großen Dichter Ludovico Ariosto rühmt.

Schon in diesen Szenen wird das Wesen der beiden Frauen, der mehr verständigen, auch dem tätigen Leben mit Aufmerksamkeit sich zuwendenden Eleonore und der sinnigen, nur im Reiche der Dichtung lebenden Prinzessin klar. Aber auch das einander widersprechende Wesen des Antonio und des Tasso, jenes, des weltklugen, auf das Wirkliche gerichteten Geschäftsmannes, dieses, des träumerischen, nur in sein Innenleben verstrickten Dichters, wird gezeigt.

Dieser Gegensatz ebenso wie die glühende Liebe Tassos zur Prinzessin kommt in einem langen Gespräch zwischen den beiden letzteren zum Ausdruck. Vergeblich warnt die Prinzessin beim Abschiede ihren Freund; er wiegt sich in den holdesten Träumen und wird unsanft aus ihnen durch Antonio gerissen. Rasch bietet er, einem Geheiß der Fürstin folgend, dem neuen Ankömmling seine Freundschaft an, wird von Antonio zwar nicht zurückgestoßen, aber auf längere Bekanntschaft verwiesen. Aus klugen Auseinandersetzungen des bedächtigen Staatsmannes, der etwas wie Mitleid mit dem rasch erglühenden Dichter spürt, und den erregten Antworten des jugendlich hitzigen Poeten entsteht ein heftiger Wortwechsel, an dessen Ende Tasso den Degen gegen den vermeintlichen Feind zieht. Noch ehe der Angriff wirklich erfolgt ist, erscheint Alfons. Nachdem der Fürst beide angehört, verbannt er den Angreifer auf sein Zimmer. Die beiden Frauen empfinden tiefe Trauer über die Gegnerschaft der Männer und deren Folgen; in einem schönen Wechselgespräche tritt die so verschiedene Zuneigung beider zu dem Unglücklichen zu Tage; beide hoffen, daß eine kurze Entfernung des Dichters gedrücktes, ja zerstörtes Gemüt heilen wird, ja die Prinzessin geht in ihrer Entsagung so weit, daß sie sich bereit erklärt, den Dichter, den sie bei sich zu halten nicht vermag, in Gesellschaft der Freundin ziehen zu lassen. Aber Antonio will einen solchen Plan dem Fürsten nicht vorlegen, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob er es sei, der den Gegner vertrieben habe.

Zu dem in Verzweiflung Gestürzten und doch in der Erinnerung an seine Liebe Seligen kommt die Gräfin Leonore. Während sie ihn aufzurichten sucht, tobt er gegen Antonio, den er als seinen schlimmsten Feind erklärt, betrachtet sich in Ferrara für völlig überflüssig und neigt sich nur zuletzt scheinbar dem Gedanken zu, eine Reise zu unternehmen. Aber nur scheinbar. Denn er wähnt nun auch in Leonore eine Feindin, die nichts anderes erstrebt, als ihn von seinem Liebesglück zu trennen. Und doch trägt er dem Antonio, der ihm im Namen des Fürsten seine Freiheit ankündigt, den Wunsch zu reisen vor. Nur widerwillig entschließt sich dieser, von dem Fürsten die Erlaubnis dazu zu er-

bitten. Tasso wird immer stärker von seinem Verfolgungswahn ergriffen, selbst die Fürstin hält er mitunter für seine Feindin. Nur ungern gibt Alfons die erbetene Erlaubnis, teils weil er in der Reise eine Gefahr für den Dichter ahnt, teils weil er durch zeitweilige Entfernung ihn ganz zu verlieren fürchtet. Nach kühlem Abschied von dem Herzog folgt der von der Prinzessin. Der Dichter kann seine Leidenschaft nicht dämpfen, umfaßt die Prinzessin, wird aber von ihr zurückgestoßen und von Antonio auf Geheiß des Fürsten festgehalten.

Und nun bricht sein ganzer Wahnsinn los: die Fürstin, der er eben das höchste Zeichen der Liebe gegeben, erscheint ihm als eine Buhlerin, Trotz und Schmerz wechseln in dem Betörten. Das Stück endet mit der Freundschaftsversicherung an Antonio:

> Ich fasse dich mit beiden Armen an!
> So klammert sich der Schiffer endlich noch
> Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

In diesen Versen (in denen gewiß der Ton auf „scheitern" zu legen ist, nicht auf „sollte", da der Sinn doch nur sein kann, daß dem Unglücklichen das Scheitern bestimmt war), darf man keine Umkehr Tassos erblicken, derart, daß er nun seiner Liebe entsagt, das Hofleben verflucht, in welchem er bisher seine wahrste Befriedigung erkannt hatte und nun den als Freund erwählt, den er bisher verkannt und als Feind betrachtet hatte. Auch dieser letzte Ausruf ist vielmehr nur eine Aufwallung des schwer Leidenden, der von einem Wahn in den anderen geworfen wird.

Alle die Fragen, die man vielfach erörtert hat, z. B. die, ob Antonio in der ersten Fassung des Stückes garnicht vorkomme, sollen hier nicht von neuem aufgerollt werden. Nur soviel darf man sagen: Ferrara, „das durch seine Fürsten groß ward", ist Weimar, und Alfons entspricht in gar vielen Eigenschaften dem Herzog Karl August. Man darf dabei nicht kleinlich hervorheben, daß Karl August keine Schwester hatte, und auch nicht deswegen die Zusammenstellung Alfonsos mit dem Weimarischen Herrscher abweisen, weil es für dessen Verhältnis zu Dichter und Staatsmann kein recht entsprechendes Beispiel in der Wirklichkeit gab.

Sicherlich hat ferner Goethe in die beiden Frauen, die denselben Namen Leonore führen, viel von dem Wesen der Charlotte v. Stein und der Herzogin Luise hineingezeichnet, aber jede von ihnen besitzt Eigenschaften, die vielleicht nicht ganz dem Urbilde entsprechen: so weltklug, lebensfreudig wie die Gräfin war Charlotte v. Stein nicht, und die für Gatten und Haus sorgende Weimarische Fürstin entspricht keineswegs völlig der Prinzessin, die nichts Höheres kennt, als der Wirklichkeit zu entfliehen und sich in ein traumhaftes Leben einzuspinnen. Und wie die Personen seiner Umgebung, so hat der Dichter sich selbst oder wenigstens

einzelne seiner Eigentümlichkeiten für Tasso und Antonio verwertet, indem er hier, ähnlich wie im Götz und Egmont, den beiden Hauptpersonen seines Dramas Eigenschaften zuteilte, die sich in ihm vereinten: das Jugendliche, in das Reich der Traumwelt Schweifende dem Tasso, das ruhig Abgeklärte, kühl Geschäftsmäßige dem Antonio.

Während so bei der Schilderung des Wesens sämtlicher Figuren die Hauptpersönlichkeiten des Weimarischen Hofes benutzt sind, entsprechen die Vorgänge nicht denen, die in Goethes Leben eine Rolle spielen. Soweit diese nicht aus Serassis Lebensbeschreibung des italienischen Dichters entnommen sind, wurden die Abenteuer des hochbegabten, aber geisteskranken Lenz benutzt, der vielleicht mit der Herzogin Luise oder mit Charlotte v. Stein eine Liebesszene versuchte, wie sie dem unglücklichen Tasso zum Verhängnis wurde. Hier aber sieht man, wie übel es ausschlagen kann, Wirklichkeit und Dichtung zu vermischen: Lenz, der von den Frauen des Hofes mit höflicher Achtung oder liebenswürdiger Neugier betrachtet und behandelt wird, war ein wirklich nur Wahnwitziger, wenn er einer edlen Frau in die Arme fiel, Tasso, ein großer Dichter, wenn auch krankhaft erregt, der der Liebe der Fürstin gewiß war, tat kaum etwas Unrechtes, indem er die leidenschaftlich Geliebte umschloß.

Es wäre indessen verfehlt, wenn man sich darauf beschränken wollte, in der Dichtung nur eine Schilderung des Weimarischen Hoftreibens zu sehen, sie bedeutet etwas ganz Anderes.

Das Mißverhältnis zwischen Talent und Leben zeigt sich in unserem Schauspiel dadurch, daß der Dichter, der durch seine Kunst ein ganzes Zeitalter, die erlauchtesten Personen eines geistig angeregten Kreises, entzückt und erhebt, im Leben scheitert. Er meint die Liebe der Prinzessin, die sich ihm nicht als eine Höherstehende gnädig, sondern als eine Gleichempfindende freundlich und zutraulich erweist, gewonnen zu haben, wagt den süßen Lohn dieser Liebe zu begehren und streckt die Arme nach der Prinzessin aus, — muß aber erkennen, welch unüberbrückbare Kluft den Dichter von der hochgeborenen Frau scheidet. Er glaubt sich durch Antonio beleidigt, zieht gegen ihn das Schwert, — statt einer Unterwerfung des Gegners, statt einer Billigung des eignen Tuns und einer Erhebung über den verhaßten Feind muß er erkennen, daß er der Gedemütigte, der Knabe ist, der gegen den Älteren zurückzustehen hat, daß sein Übermut getadelt, während der weise Rat des Gegners geschätzt und bewundert wird.

An diesem Ausgang hat das höfische Leben und Wesen gewiß große Schuld. An einem Zweikampf zweier Hofbediensteten wird selbst der Gegner solch mittelalterlicher Versuche nichts geradezu Verdammenswertes

sehen, und das Begehren des Liebeszeichens einer Prinzessin kann eben nur der Höfling einem gottbegnadeten Dichter als Verbrechen anrechnen.

Eine Fürstin der Renaissance hätte eine solche Umarmung stürmisch erwidert und eine deutsche Frau hätte in einem derartigen Augenblick weniger an die Pflichten ihres Standes, an ihre hohe Geburt, als an das Glück gedacht, das sie dem Scheidenden gern gönnen konnte, um sich dann mit mildem Zuspruch dem Glühenden zu entwinden. Wäre sie überzeugt, daß sie es nicht mit einem Gesunden, sondern einem Kranken zu tun hätte, so hätte sie weder früher, noch in der letzten Unterredung ihm so entgegentreten dürfen, wie sie es wirklich tat.

Und so mögen wir uns wohl denken, daß Goethe in der ersten Zeit, als er sich mit diesem Stoffe trug, an eine andere Lösung gedacht hatte.

Damals wollte er den Sieg des Talents, des Genies über das Gewöhnliche, Pflichtmäßige darstellen, damals sollte wohl Tasso als derjenige erscheinen, der über die kleinlichen Nachstellungen triumphierte; wir möchten uns vorstellen: hier sollte der Dichter gefeiert werden, der auf der Siegeslaufbahn neben seinem Herrscher einherschritt, ein Fürst im Reiche des Geistes neben dem Staatslenker, der über viele Untertanen gebietet. Je länger aber Goethe in der Luft des Hofes lebte, um so mehr schwand diese Neigung, den Menschen dem Fürsten gleich zu bewerten; um so mehr festigte sich die Überzeugung von dem tragischen Ausgang des Stückes.

Denn der Ausgang, wie er in unserer Dichtung vorgeführt wird, ist ein tragischer zu nennen, obgleich er nicht mit dem Tode des Dichters endet. Gewiß hat Tasso Lob genug geerntet, manche Ehren davongetragen, aber er ist gedemütigt in seiner Herzensneigung, gestraft in seiner Empfindlichkeit. Gerade die, die er begehrte, hat sich von ihm entfernt, und der, den er fliehen wollte, über den er zu siegen meinte, hat sich als der Stärkere erwiesen, dem er sich beugen, von dem er Weisungen und Lehre empfangen muß.

Ein solcher Ausgang war freilich notwendig, wenn das Drama ein geschichtliches bleiben und mit dem berühmten Verfasser des „Befreiten Jerusalem" aus dem 16. Jahrhundert überhaupt Ähnlichkeiten aufweisen wollte.

Es ist eine Tragödie hohen Stils. Denn wir leiden mit dem Helden und zittern für ihn. So sehr nämlich Tasso auch ein Kranker ist, nicht das Fortschreiten der Krankheit allein soll uns gezeigt werden. Die Hauptperson des Dramas ist ein großer Dichter und ein edler Mensch. Darum möchte man ihm vollen Genuß des Dichterruhms gönnen und das Glück der Liebe, man möchte ihm wünschen, daß er außer seiner Phantasie und seiner Begehrlichkeit auch das edle Maßhalten und das Sichschicken in die Forderungen der Welt besäße. Nicht dem hochstehenden Beamten, der immer

klug, und nicht der erhabenen Frau, die stets Fürstin ist, sondern dem Leidenden wendet sich unser Herz zu, weil er ein Mensch ist; wir fühlen uns mit ihm aufs innigste verbunden, aus Bewunderung, nicht nur aus Mitgefühl mit seinem Leiden, und wir trauern ergriffen über seinen Untergang.

Das Stück hatte auf der Bühne keinen rechten Erfolg. Man wird diese Tatsache aus den eben gemachten Ausführungen begreiflich finden. Aber noch andere Umstände waren für einen solchen Mißerfolg maßgebend. Zunächst die übermäßige Länge: das Werk ist etwa um die Hälfte umfangreicher als Iphigenie. Sodann die Dürftigkeit der Handlung, während doch nur eine reiche, bewegte Handlung den Hörer zu erregen und in Spannung zu versetzen vermag. Als Dichtung jedoch steht das Werk unvergleichlich da. Es ist überreich an Sätzen, die seitdem zu geflügelten Worten geworden sind.

Die Gespräche enthalten einen außerordentlichen Reichtum tiefer und reifer Gedanken. Die Sprache ist von edler Anmut und erhabener Schönheit. Die Zeichnung der Charaktere ist scharf und klar: fest bestimmt treten sich diese fünf Menschen entgegen, die zum Glück geschaffen scheinen und doch alle den Keim des Unglücks in sich tragen. Denn auch der Staatsmann, so gefestigt er in sich ist, entbehrt, wenn er auch den Lorbeer trägt, des anderen Schmuckes, der ihm zum Leben notwendig ist, der holden Gunst der Frauen. Nur einen, den Fürsten, möchte man völlig glücklich nennen, aber auch er thront einsam auf den Höhen des Lebens.

Während Goethe dieses höfische Stück schrieb — die Abfassung gehört fast durchaus ins Jahr 1789 —, hatte sich im westlichen Nachbarlande, in Frankreich die große Umwälzung vollzogen (Revolution). In seiner Beurteilung des gewaltigen Ereignisses unterschied sich Goethe sehr von seinem Stadtgenossen Wieland und noch mehr von dem früher so verehrten Klopstock.

Weil Goethe als königlich Gesinnter (Royalist) die Standesunterschiede ehrte und die Abhängigkeit vieler von einem als notwendig erklärte, wollte er nicht wie Wieland die Berechtigung der Erhebung der Massen gegen den einzelnen Hochstehenden gelten lassen, selbst wenn dieser, wie es in Frankreich der Fall war, durch viele und grausige Verbrechen seine Macht geschädigt hatte. Noch weniger feierte Goethe, wie der nordische Dichter es getan hatte, mit Begeisterung die Tat des französischen Volkes als die größte des Jahrhunderts. Indessen gleichgültig war auch er nicht dem Weltereignis gegenüber. So ist der Ausspruch zu begreifen, den er in einem Briefe an Jacobi (3. März 1790) tat: „daß die franzö-

sische Revolution auch für mich eine Revolution war, kannst Du denken“: so die Worte, die er nach der Beschießung (Kanonade) von Valmy (20. September 1792), infolge deren der Rückzug der Preußen vor den siegreichen Franzosen angetreten wurde, gesprochen haben will: „von hier und heute geht eine neue Epoche in der Weltgeschichte an und Ihr könnt sagen, daß Ihr dabei gewesen.“

Auch in Theaterstücken und Gedichten gab er seinem Standpunkt Ausdruck. Zwei Dramen kommen zunächst in Betracht: „Der Bürgergeneral“ und die „Aufgeregten“. Der „Großkophta“, den man gewöhnlich in diesen Zusammenhang setzt, gehört nicht hierher, obgleich dieses fälschlich als Lustspiel bezeichnete Stück jener Zeit entstammt. Es hat höchstens Bedeutung dadurch, daß der Dichter darin den von vielen Zeitgenossen zum Wundermann gestempelten Cagliostro als Betrüger hinstellte.

Die beiden zuerst genannten Stücke dagegen sind eigentlich Revolutionsdramen, beide einander ähnlich dadurch, daß sie die Vertreter der Umsturzpartei als Törichte oder Schlechte, die Personen dagegen, die die bestehende Ordnung stützen wollen, als kluge und gute Menschen hinstellen. Im „Bürgergeneral“ wird der „Bürger“ Schnaps verhöhnt; ein Barbier, der sich als ein Beauftragter der Jacobiner ausgibt, einen ehrlichen alten Mann verführen, Unfrieden in Ehen stiften und sich zu einem guten Frühstück verhelfen will, wird als Betrüger entlarvt und erhält die verdiente Strafe. Diesem verkommenen Menschen gegenüber erscheint der Edelmann als ein würdiger Vertreter der Vornehmen, da er seine Herrschaft milde ausübt und von seinen Rechten einen edlen Gebrauch macht.

In den „Aufgeregten“ wird der Gegensatz zwischen beiden Parteien in ähnlicher Weise aufgezeigt; auch hier erschienen diejenigen, die mit Gewalt neue Zustände herbeiführen wollen, als unredliche und bösartige Menschen, als Vornehme dagegen jene, die ihre Rechte nicht mißbraucht, sondern nur die überkommene Stellung fest behauptet haben; sie sind Männer und Frauen von guter Gesinnung, vom besten Willen erfüllt; dem „Hofrat“, in dem man Goethe selbst zu hören glaubt, werden die ruhigen Anschauungen, die staatserhaltenden, von jeher geltenden Grundsätze der Ordnung in den Mund gelegt.

Etwas ausführlicher müssen zwei Dramen gewürdigt werden, die in diesen Zusammenhang gehören, das eine, weil es wenig bekannt ist, das andere, weil es eine große Dichtung darstellt, auf die der Verfasser besonderen Wert legt. Das eine, „Das Mädchen von Oberkirch“, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von dem freilich nur wenige Bruchstücke erhalten sind, ist erst 1895 aus Goethes Papieren bekannt geworden. Der

Inhalt der vollendeten Szenen ist folgender: In Straßburg, zur Zeit der Revolution ist eine Gräfin mit ihrem Neffen, dem Baron, zurückgeblieben, um in ihren Angelegenheiten zum Rechten zu sehen, während ihre Kinder, wie die meisten Adligen, ausgewandert sind. Von diesen laufen gute Nachrichten in Briefen ein, welche der Baron nur zögernd seiner Verwandten übergibt, weil er in diesen Schriftstücken Meinungsäußerungen der Vettern und Basen über seine Verlobung mit Marie, der Aufwärterin der Gräfin, einem schönen, aber armen Mädchen niederen Standes, erwartet. Die Tante, eben die Gräfin, gerät über diesen Entschluß außer sich. Der Baron hofft in dem gerade hinzutretenden Pfarrer einen Fürsprecher für sein Vorhaben zu erfinden. Der Geistliche aber kann schon aus dem Grunde, weil er selbst Marien liebt, nicht zureden, begnügt sich daher, bei dem adligen Gönner auf die Gefahren hinzuweisen, die in den erregten Zeiten die Verbindung eines Adligen mit einem Mädchen aus dem Volke nach sich ziehen müßte.

Man sieht schon aus dieser kurzen Andeutung, wie nahe sich dieses Stück mit den „Aufgeregten“ berührt, kann sich freilich aus dem vollendeten Teil und den erhaltenen kurzen Bruchstücken kein rechtes Bild des Ganzen gestalten.

Eine äußere Ähnlichkeit teilt dieses Stück mit der „Natürlichen Tochter“, nämlich die, daß die Personen nicht durch ihre Namen, sondern durch ihre Standesbezeichnung kenntlich gemacht sind. Auch dieses Drama, dessen Stoff der Dichter nicht frei erfand, sondern mit geringen Veränderungen aus einer uns bekannten Quelle entnahm, führt in die Zeit der großen Umwälzung. Eugenie, die natürliche Tochter eines Herzogs, wird gegen ihren Willen, wahrscheinlich um der aufgeregten Volksstimmung zu genügen, die die Standesvorurteile verwischen will, mit einem bürgerlichen Gerichtsrat verheiratet, gehört ihm aber nur dem Namen nach, nicht in Wirklichkeit an. Sie ist aber, wie es scheint, zur Vermittlerin zwischen den feindlichen Parteien bestimmt. Der Gegensatz zwischen ihr und der durch ihren Vater sowie den König geleiteten Partei und der in offenem oder heimlichem Widerstande gegen diese Hochgestellten stehenden Volks-Partei wird vielfach angedeutet, die neue Zeit mit ihren Ansprüchen und Forderungen wird der alten Zeit gegenübergestellt. Was aber Goethe mit dem Stück wollte, wird aus den vollständig erhaltenen fünf Akten nicht ganz klar; von den zwei übrigen Teilen, die mit dem Vollendeten zusammen ein Dreistück (Trilogie) bilden sollten, ist zu wenig erhalten, um einen ganz deutlichen Begriff zu erwecken. Manche Szenen, namentlich die zwischen dem Herzog und der von ihm überaus zärtlich geliebten Tochter, manche Gespräche zwischen Eugenie und der Hofmeisterin, viele Auseinandersetzungen des Gerichtsrats und des Welt-

geistlichen sind sehr schön, die angeführten Persönlichkeiten sind trefflich gezeichnet, aber das Ganze läßt kühl, wenn auch das Urteil eines Zeitgenossen, das Stück sei marmorglatt und marmorkalt, als etwas zu stark abgewiesen werden muß.

Deutlicher und entschiedener als in den Theaterstücken sprach der Dichter in kleinen Versen seine Meinung über die weltbewegenden Fragen aus. Von den schon in anderem Zusammenhange gewürdigten „venetianischen Epigrammen" gehören z. B. Nr. 14, 50 und 53 hierher, die so lauten:

Diesem Ambos vergleich ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen und nie fertig der Kessel erscheint.

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider:
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befreien, so wag' es, vielen zu dienen,
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zugrunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Aber auch mehrere Jahre später, in der vielseitigen Sammlung „Vier Jahreszeiten", kam Goethe auf diese Angelegenheit zurück. „Im Herbst" sprach er seine Meinung dahin aus:

Wer ist das würdigste Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu sein.

Fehlet die Einsicht oben, der gute Wille von unten,
Führt sogleich die Gewalt, oder sie endet den Streit.

Republiken hab' ich gesehen und das ist die beste,
Die dem regierenden Teil Lasten, nicht Vorteil gewährt.

Man ersieht aus diesen inhaltreichen Versen, daß der Dichter, wenn auch ein Hofmann, nicht etwa zum unbedingten Lobredner der grausamen Unterdrückung des Volkes und der willkürlichen Ausnutzung der Herrschaft wird, sondern daß er zwar die ihm unberechtigt erscheinenden Ansprüche der Menge zurückweist, dem Herrn aber, der an der Spitze des Ganzen steht, die strenge Erfüllung seiner Pflichten und die Unterordnung unter das Wohl des Ganzen aufs ernsteste lebhaft empfiehlt.

Während die bisher angeführten Verse, wenn auch durch das große zeitgenössische Ereignis hervorgerufen, allgemeinen Inhalts sind, beziehen sich die nachfolgenden, derselben Sammlung entnommenen Verse ganz ausdrücklich auf Frankreich und auf die dortige, die ganze Welt mitreißende Volkserhebung:

Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer,
Denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht.



Goethe und Schiller
Nach dem Denkmal von Ernst Rietschel in Weimar

Zwölftes Kapitel

Schiller

Im Jahre 1794 erfolgte eins der wichtigsten Ereignisse im Leben unseres Meisters: die Vereinigung mit Schiller. Und doch ist der Abschnitt: „Schiller und Goethe“ in den Lebensbeschreibungen beider nicht ganz erfreulich. Freundschaften zwischen Männern gestalten sich oft höchst innig, selbst wenn sie erst in des Lebens Mitte geschlossen werden. Beispiele dafür sind Schiller und Wilhelm v. Humboldt, sowie Goethe selbst und Karl Friedr. Zelter. Aber der eigenartige Schmelz einer Männerfreundschaft haftet zumeist solchen Lebensbeziehungen an, die in früher Jugend eingegangen werden und dann dauernd bestehen bleiben. Solchen Bündnissen eignet eine Frische und Unberührtheit, wie sie in späterer Zeit nie wieder erreicht werden kann. Es ist mit der

Freundschaft wie mit der Liebe: die Empfänglichkeit und Kraft wächst nicht mit den Jahren.

Darum ist auch in Goethes Leben, wenn man den Bund mit Zelter ausnimmt, der in seiner Art einzig ist, kein einziger Anschluß, so eng und frisch wie der an Herder. Denn die Gefährten der Leipziger und Frankfurter Zeit schwanden entweder aus seinem Gesichtskreise oder standen so niedrig, daß der Verkehr mit ihnen bald aufgegeben werden mußte. Aus der Verehrung entwickelte sich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Notwendigkeit des Beisammenseins, das wohl gelegentlich zurücktrat, aber nie zerstört werden konnte. Aus dem gleichen Grunde ist auch bei Schiller der Bund mit Körner sowohl an Dauerhaftigkeit, als an innerem Gehalt allen anderen überlegen.

Um Schiller und Goethe voneinander fern zu halten, wirkte vieles zusammen. Als Schiller nach Weimar übersiedelte, kam er nicht gerade dorthin, um mit Goethe zusammen zu sein, aber in seiner Vorstellung bildeten Goethe und Weimar ein unzertrennbares Ganzes. Darum war er, ob er nun von der italienischen Reise wußte oder nicht, durch die Abwesenheit des Dichters ernüchtert, und übertrug die Mißstimmung, an der der Entfernte völlig unschuldig war, auch auf diesen. Und die Jahre, die Schiller in der kleinen thüringischen Hauptstadt erwartungsvoll und gekränkten Gemütes zubrachte, verstärkten sein Unbehagen.

Von der Menge des Klatsches in einer kleinen Stadt, ob nun im 18. oder 20. Jahrhundert, kann sich der Fernstehende kaum eine Vorstellung machen. Dieses Gerede trifft jeden, am meisten aber den, der hochgestiegen ist. Es verkriecht oder verbirgt sich, wenn der Beneidete anwesend ist, es wagt sich offen hervor, sowie jener den Rücken gekehrt hat. Gegen Goethe hatte sich vieles angehäuft, gegen den Frankfurter, den Süddeutschen, der den Mitteldeutschen, den Angesessenen der kleinen Stadt das Ohr des Fürsten wegnahm und eine Stellung innehatte, die gar mancher in der Meinung begehrte, daß sie gerade ihm zukommen müßte; gegen den, der wenige Jahre nach beendetem Studium, ohne sich in amtlicher Tätigkeit erprobt, ohne alle Sprossen erklettert zu haben, die zur Spitze der Leiter führten, in ein hohes Amt hineinsprang, statt es nach vielen Prüfungen zu erklimmen; gegen den Bürgerlichen, der auf einer Stelle sich befand, die bisher nur Adligen vorbehalten war und die diese als von Rechts wegen ihnen gebührend ansahen; gegen den Jüngling, der die hergebrachten Formen mißachtete, die Gebote der Wohlanständigkeit in den Wind schlug und als Verführer den jungen Herzog — als hätte dieser eines solchen bedurft — mit sich riß; gegen den Ehelosen, der mit vielen liebelte, an ehrbaren Bürgermädchen aber, den sogenannten guten Partien, vorbeiging; und endlich gegen den,

der in den Banden einer verheirateten Frau schmachtete und durch solche Liebelei ein fragwürdiges Beispiel gab.

Mochte Schiller auch nur den zehnten Teil dessen glauben, was ihm zugetragen wurde, es blieb genug übrig, um ihm ein seltsames Bild von dem zu entwerfen, den er suchte, aber nicht fand.

Aber als Goethe von seinem langen Aufenthalte aus der Ferne zurückkam und schon während der Zeit, da er in dem Wunderlande Italien schwelgte, war Schiller in einer peinlichen Lage. Er verstärkte sich eher in dem Entschlusse, sich zurückzuhalten, zu verschließen, als daß er etwa die Absicht hegte, sich anzubieten. Er hatte, wenn er sich mit dem Abwesenden verglich, Grund zum Neide. Zwar war auch er ein vielgerühmter, namentlich von der Jugend hochgepriesener Schriftsteller. Aber er hatte noch keine Stellung erlangt, besaß kein Vermögen, von dem er leben konnte, ihm winkte keine Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft. Aus einer qualvollen Jugend, in der er dem Willen Anderer sich unterwerfen mußte, hatte er sich zur Freiheit gerettet, mußte nun aber diese Unabhängigkeit fast für einen schlimmeren Zustand ansehen, als den früheren Zwang. Wenn er sich dem verhätschelten Knaben, dem verwöhnten Kinde des wohlhabenden Frankfurter Bürgers gegenüberstellte, der ruhig seinen Weg gegangen und doch nicht gerade durch sein Verdienst, sondern durch die Laune eines Fürsten, die freilich hier das Rechte traf, zu den höchsten Ehrenämtern gelangt war, mußte sich sein Herz zusammenkrampfen. Goethe war gesund, strotzend von Männlichkeit und Kraft, Schiller kränklich und schwach und vielleicht, infolge seiner eigenen Kenntnis der Arzneigelehrsamkeit, sich seiner Leiden und ihrer unabwendbaren Folgen mehr als ein Laie bewußt. Er hatte in Liebe sich verzehrt, aber keine Ruhe und Befriedigung, weder das stille Glück einer beseligenden Frauenneigung, noch trotz toller Leidenschaft die Sicherheit, ja auch nur die Möglichkeit einer dauernden Vereinigung gefunden, — Goethe dagegen war ein Liebling der Frauen, auch derer, die ihn zu hassen vorgaben; der schöne Götterjüngling, der, freilich vielen unbewußt, sich im Entsagen zu üben frühzeitig gelernt hatte, schien zum Genießen geboren, während der von Natur stiefmütterlich Behandelte, der genießen wollte, sich im Entsagen verzehrte.

Auch in der geistigen Tätigkeit dieser beiden, die so lange fremd neben einander einhergehen sollten, herrschten große Gegensätze. Goethe hatte ein gut Teil seiner Entwicklung zurückgelegt, er war in den letzten Weimarer Jahren und in seinem Zuge durch das gelobte Land der Kunst und der Dichtung zur inneren Reife gelangt, — Schiller befand sich noch mitten in der Gärung. Während Goethe damals Baustein auf Baustein türmte, um den Riesendom der Ausgabe seiner Schriften zu vollenden,

mußte Schiller erkennen, daß auf die vorschnelle Zeit des Erntens nun eine neue des Aufnehmens, des Säens folgen mußte: er suchte das Erdreich, in dem er Wurzel schlagen konnte.

War bei dem Jüngeren das Gefühl der Beschämung, der mit starker Bitternis gemischten Scheu vor dem Großen vorherrschend, so regte sich bei dem Älteren Unwille, der sich fast zum Zorn steigerte. Bei voller Anerkennung der Begabung des Mitstrebenden verhehlte Goethe sich nicht, daß Schiller noch nicht zur Reife gelangt sei und sein Mißbehagen ward um so stärker, als er erkannte, daß der Gefährte noch immer an demselben Übel litt, an dem er selbst solange gekränkt hatte, an dem Gefühlsüberschwang, der sich mitunter zu Roheiten verstieg. Einen besonderen Grund zur Verstimmung erhielt er bald nach seiner Rückkehr durch Schillers Beurteilung des „Egmont“. Darin war bei aller Anerkennung, z. B. der Volksszenen und einzelner Charaktere, der Tadel reichlich ausgesprochen. Die Zeichnung Egmonts wird bemängelt als geschichtlich untreu, weil sie nicht nur an geschichtlichem, sondern an menschlichem Interesse verliert; von Egmonts Bedeutung werde nur gesprochen, sie werde aber nicht wirklich gezeigt; sein einziges Geschäft sei die Liebelei, durch die er zwei Geschöpfe unglücklich mache. „Und alles dies kann er noch außerdem nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen kann, um das Interesse seines Gegenstandes zu erregen, aber nicht um es zu schwächen. Wie teuer läßt er uns also diese Episode bezahlen, die an sich gewiß eins der schönsten Gemälde ist, die in einer größeren Komposition, wo sie von verhältnismäßig großem Handeln aufgewogen würde, von der höchsten Bedeutung würde gewesen sein.“

Mit demselben Recht, mit dem man von Schillers Neid reden kann, darf man Goethes Empfindlichkeit erwähnen und für berechtigt halten. Er war gewöhnt, Widerspruch ruhig anzuhören, selbst von seinem getreuen Diener, dem wackeren Philipp Seidel, aber den Tadel eines jüngeren Mannes, zumal wenn ein solcher von oben herab ausgesprochen ward, konnte er nicht ertragen.

Aber Goethe, der in sich Gefestete, hatte kaum Veranlassung, von seiner Mißstimmung gegen den Neuankömmling zu reden; Schiller dagegen, in dessen Natur es überhaupt mehr lag, seine Stimmung zu äußern, und der, ganz im Gegensatz zu Goethe, das Bedürfnis fühlte, sich über den aus Italien Heimgekehrten klar zu werden, empfand das dringende Verlangen, die Gefühle, ehe er ihrer völlig Herr geworden war, dem ihm eng befreundeten Körner mitzuteilen. Es ist keine Kleinlichkeit, keine Sucht, das Andenken Schillers zu trüben, wenn man solche Äußerungen hervorhebt; um so bedeutender erscheint seine spätere volle Verehrung, wenn man erkennt, aus wie trüben Quellen sie entsprang, welche

unreinen Kanäle sie durchlaufen mußte. Die wichtigsten Äußerungen Schillers lauten so:

„12. September: Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen ... Ich habe vergangenen Montag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Munde. Bei viel Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel mit ihm allein sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlicher Erinnerung von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendsten und gegenwärtigsten Vorstellungen von diesem Lande und von diesem Menschen."

In diesen Worten ist manche Anerkennung, aber sie lesen sich mehr wie die kühle Beurteilung eines Wundertiers, als wie der aufrichtige Wunsch, dem Großen näher zu kommen und ihn verstehen zu lernen.

Die folgenden Monate brachten nur zufällige Begegnungen. Goethe kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß er seinerseits nichts dazu tat, den neuen Bewohner Weimars an sich zu ziehen. Man mag zu seiner Entschuldigung erwähnen, daß er damals mit Christiane leidenschaftliche Monate lebte; aber dieses Verhältnis hielt ihn nicht ab, mit früheren Freunden zu verkehren, und hinderte ihn nicht, dem von Italien heimgekehrten Karl Philipp Moritz gastlich sein Haus zu öffnen. Doch gerade die Begeisterung, die dieser für seinen Wohltäter hegte und öffentlich aussprach, war Schiller widerwärtig. Er verurteilte sie geradezu als verachtenswerte Abgötterei. „Öfters um Goethe zu sein, brach er endlich los (Februar 1789), würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine intimsten Freunde kein Moment der Ergießung und ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als durch große Attention sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine Konsequenz und planmäßige Handlungs-



:: Friedrich Schiller ::
Stich von Johann Gotthard Müller
aus dem Jahre 1794, nach dem 1791
entstandenen Gemälde von Anton Graff

art, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen um sich herum nicht aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke ... Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben".

Aus den Jahren 1790 bis 1794 sind wenig oder keine Äußerungen des einen über den anderen vorhanden. Um nachdrücklich für Schiller einzutreten, ihm ein sorgenfreies Dasein zu verschaffen, dazu empfand Goethe keine Veranlassung. Freilich war es Goethe, der Schiller die Stellung eines öffentlichen Lehrers in Jena vermittelte, aber diese Stellung war zuerst mit gar keinem, später mit einem sehr spärlichen Gehalt dotiert. Der neue Professor bezeigte an dem Schaffen des Weimaraners nur einen sehr geringen Anteil, ihre Beurteilung der Zeitereignisse war eine verschiedene, geradezu entgegengesetzte, und die Dinge, mit denen sich der neue Universitätslehrer abgab, reizten Goethe nicht. Der Kreis, in dem sich der eine bewegte, war dem anderen verschlossen oder fremd. Schiller kam selten oder garnicht nach Weimar; Goethe, der die Aufsicht über die Hochschule hatte und der es liebte, nicht nur um seinen Pflichten zu genügen, nach Jena zu gehen, sondern deswegen, weil er dort ungestörter arbeiten konnte, als in seinem Hause, sah, so oft er auch nach der benachbarten Universitätsstadt kam, den neuen Professor nur wenig.

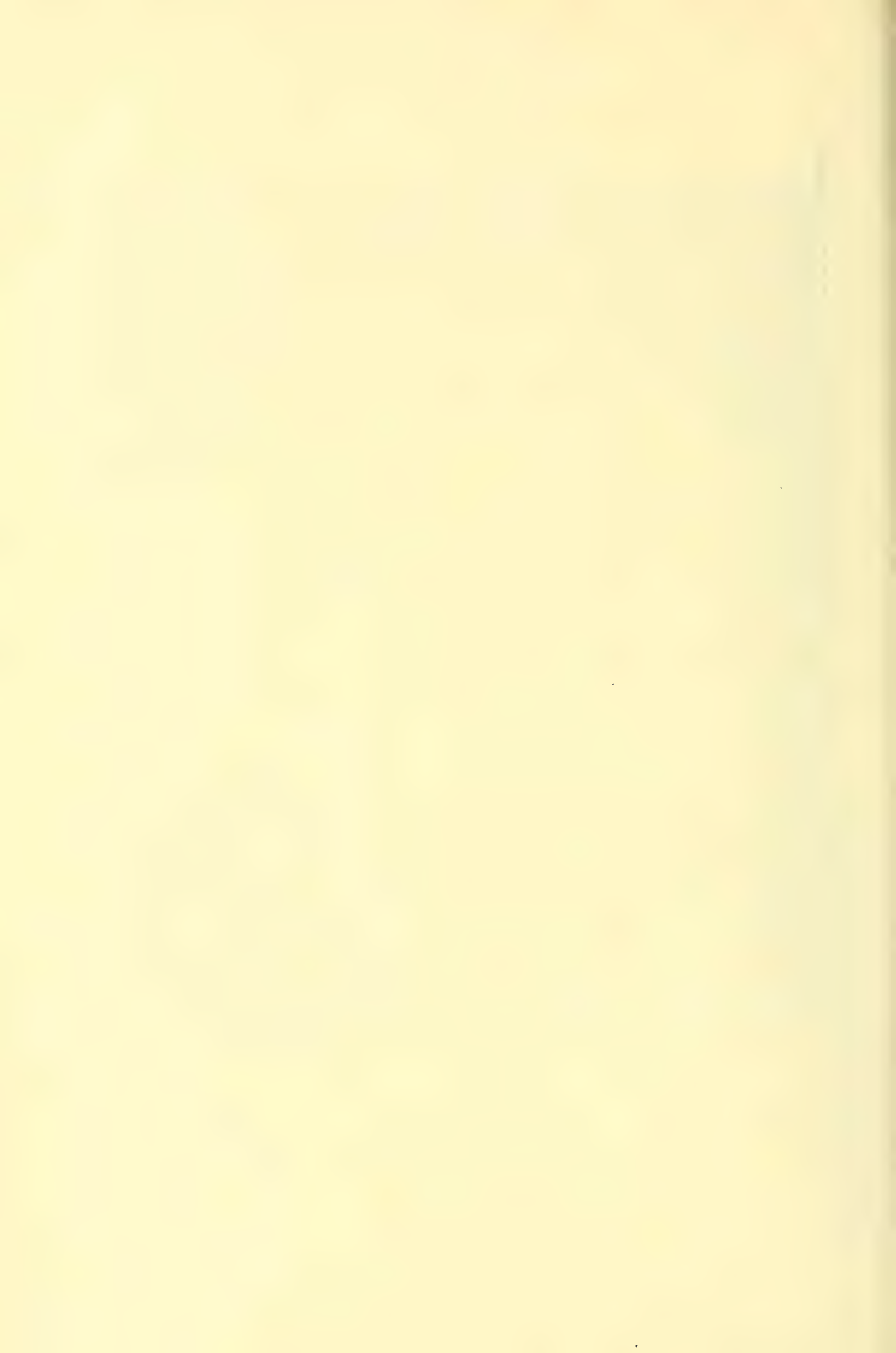
Die Stimmung beider änderte sich zunächst nicht völlig, wohl aber wirkten allmählich äußere und innere Umstände zusammen, um eine Annäherung möglich zu machen. Zunächst zeigte der wackere Christian Gottfried Körner, der ein feines Verständnis für Goethes Wesen besaß und vielleicht als Erster die Notwendigkeit erkannte, daß dieser die Entfremdung gegen Schiller, jener die Abneigung gegen Goethe aufgebe, Selbstentäußerung genug, um seinen Freund immer und immer wieder auf Goethe als auf die Ergänzung seines eigenen Seins hinzuweisen. Auch Schillers Gattin, Charlotte v. Lengefeld, die schon als Kind die Schülerin des Meisters gewesen war, ertrug es schwer, sich von den Kreisen des Hohen, in denen sie sich so wohlgefühlt hatte, nun völlig ausgeschlossen zu sehen. Sie mag schon damals durch milden Zuspruch versucht haben, den starren Sinn des Gatten zu beugen, und vielleicht sprach auch in Goethe, der für weibliche Anmut so empfänglich war, das Verlangen mit, diese holde Verehrerin häufiger zu sehen.

Zu diesen äußeren Umständen traten innere. Beide Männer hatten die Freigeisterei der Leidenschaft aufgegeben und — wenn auch in sehr



Goethe

Nach der Zeichnung von
Joh. Heinrich Lips 1791





Charlotte von Schiller geb. von Lengefeld
Nach einem Gemälde von L. v. Simanowitz

verschiedener Art — ihr häusliches Glück begründet. Sie hatten sich, gewiß ohne bestimmte Absicht, damit einander nahe zu kommen, in manchen Anschauungen zu berühren versucht. Sie besaßen beide eine starke Abneigung gegen das Christentum und drückten sie in Briefen und Gedichten aus; sie berührten sich in ihren Gedanken über Künstlerisches, indem sie beide Karl Philipp Moritzs Schrift „Über die bildende Nachahmung des Schönen" würdigten und benutzten; sie hatten sich fast gleichzeitig lebhafter als früher den Schriftstellern des Altertums zugewandt, um sich deren Einfachheit und deren Maß anzueignen.

So waren sie mehr als früher vorbereitet, sich zu finden. Auch eine starke Vereinsamung, unter der beide seufzten, trieb sie zueinander: Schiller hatte in Jena niemand, der ihm vollkommen genügte, und Goethe war, da sein Herzensfreund Heinrich Meyer eigentlich nur ein einseitiger Kunstkenner blieb, um so vereinsamter, als sein früher so inniges Verhältnis mit Herder sich getrübt hatte.

Die Annäherung erfolgte an einem Julitage des Jahres 1794 — das genaue Datum des hochbedeutsamen Ereignisses ist nicht überliefert.

13

Schon vorher war eine Verbindung eingeleitet worden und zwar durch Schiller bei der Begründung seiner Zeitschrift „Die Horen". Am 13. Juni desselben Jahres hatte er sich an den „hochzuverehrenden Herrn Geheimerat" im Namen einer „ihn unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft" mit der Bitte gewandt, dem neuen Unternehmen Gunst und Teilnahme zu gewähren. Goethe, der trotz scheinbarer Zurückhaltung eine solche Wendung das Verhältnisses erwartet hatte, antwortete freundlich, wärmer, als er sonst auf solche Aufforderungen zu erwidern pflegte: „ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein".

Die erste Begegnung des Paares fand statt in einer Sitzung der von Professor Batsch in Jena begründeten und geleiteten Naturforschenden Gesellschaft. Die Männer entfernten sich zufällig gleichzeitig aus der Gesellschaft, und zwischen ihnen entspann sich ein Gespräch, das Goethe viele Jahre später in dem Aufsatze „Erste Bekanntschaft mit Schiller" folgendermaßen darstellt: „Schiller schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne.

„Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

„Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.

„Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und

dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: ‚Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne'. Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm teil an seinen Absichten und versprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben: seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

„Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis."

Den wundervollen Schlußworten dieses Berichts kann man den herrlichen Satz anfügen, den Goethe nach Schillers Tode brauchte: „Ich glaubte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund, der die Hälfte meines Daseins war."

Trotz jener Worte, die man als unbedingt verläßlich betrachten muß, bildete sich doch, wie bereits angedeutet, kein völlig ungezwungener Verkehr aus; eine vollständige Verschmelzung zweier Wesen, wie sie bei eng verbundenen Freunden sonst möglich ist, fand nicht statt. Zwar war der „alte Groll" verschwunden, ein Gefühl der Eifersucht regte sich niemals; der Grund dieser Kühle oder Lauheit war vielmehr erstens die Grundverschiedenheit der Naturen, sowie der Lebensführung und Lebensgewöhnung, zweitens die tiefe Achtung des einen für den anderen, die eine völlige Gleichstellung eher hinderte als förderte. Es war eine Achtung, die Schiller einmal mit den Worten bezeichnete: „Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte", und ein anderes Mal: „Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn darum schneller und öfter, kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen"; und ein drittes Mal mit dem gewiß falschen Ausspruch: „Gegen Goethe bin ich nur ein poetischer Lump!" Drittens der Umstand, daß, wenn Goethe des Freundes Dichtung auch aufrichtig bewunderte,

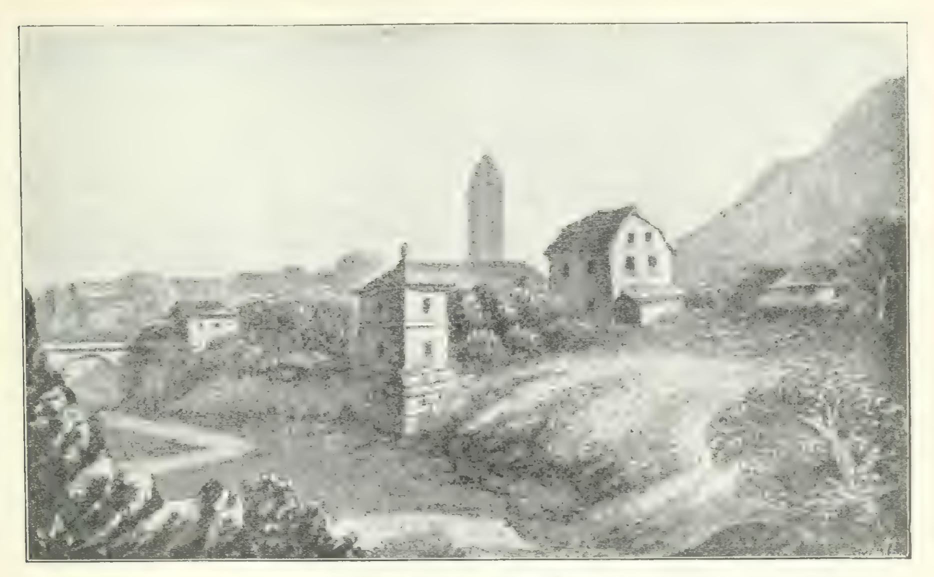
13*

er sie, wie ein neuerer Schriftsteller einmal gesagt hat, bis zu einem gewissen Grade immer wie das Mädchen aus der Fremde betrachtete; viertens die immer wieder hervortretenden Gegensätze, die die beiden früher entfremdet hatten, insbesondere Schillers überwiegende Neigung zur Betrachtung, zum Sichherumquälen mit der Philosophie.

Trotz dieser grundlegenden Verschiedenheit, die bei weniger hohen Naturen eine Vereinigung vielleicht ganz unmöglich gemacht haben würde, gab es vieles, was die vollzogene Annäherung festigte. Das war zunächst die Bewunderung, die ein jeder vor dem anderen als Mensch hatte, die hohe Meinung von seiner sittlichen Persönlichkeit. Goethe hat sie in den schönsten Worten verkündet: „Schillers Anziehungskraft war groß; er hielt alle fest, die sich ihm näherten“ und: „Er war ebenso groß am Teetisch, wie er im Staatsrat gewesen wäre“ und: „Schillern war eben diese Christustendenz eingeboren. Er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln“. Und auch Schiller, der dem Freunde gegenüber einmal schrieb, daß ihr Verhältnis „auf wechselseitige Vervollkommnung gegründet sei“ und: „ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre“, beruhigte eine bedenkliche Freundin, die 1800 eine Gefahr für ihn in seinem ständigen Verkehr mit Goethe witterte, durch die herrlichen Worte: „Wenn er nicht als Mensch den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen gelernt, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute.“

Es waren wonnevolle Stunden, die in Schillers Hause an Frau Charlottens Teetisch und im Arbeitszimmer des Dichters zugebracht wurden, tiefe, fördernde Unterhaltungen, über die man leider im einzelnen nicht unterrichtet ist. Und es waren schöne Tage, die Schiller mehrmals bei Goethe in Weimar verlebte, Jahre vollkommener geistiger Gemeinschaft, die beide seit 1799 in Weimar einten. Man darf dieses Zusammenleben nicht so auffassen, als ob Goethe nur der Spendende, Schiller ausschließlich der Empfangende gewesen sei; das Wort, mit dem Goethe eine Sendung von Steinen an den Freund begleitete — denn dieser trieb seine Teilnahme so weit, daß er sich dem Genossen zuliebe auch mit dem ihm bisher fremden Gebiete der Naturwissenschaft beschäftigte — daß der Beschenkte ihm dafür Ideen tausendfach zurückgebe, bezeichnet den wirklichen Sachverhalt deutlich genug.

Eins der größten Verdienste, das der neu gewonnene Freund sich um den Älteren erwarb, während Goethe den jüngeren Genossen von der



Schillers Garten in Jena
Nach einer Zeichnung von Goethe

Beschäftigung mit Geschichte und Weltweisheit zur Dichtung zurückgeführt hatte, bestand darin, daß Schiller die jahrelang unterbrochene, fast aufgegebene Arbeit am „Faust“ immer und immer wieder anregte, durch seine feinen Bemerkungen anstachelte und zur Tat förderte. War es ihm auch nicht vergönnt, den ganzen vollendeten ersten Teil zu sehen, so gewann er doch einen Einblick auch in dieses Stück aus der Werkstatt des dichtenden Freundes; gewiß hat er schon von dem Plane zum zweiten Teil Kunde erhalten und wenigstens Allgemeines über das Auftreten der Helena erfahren.

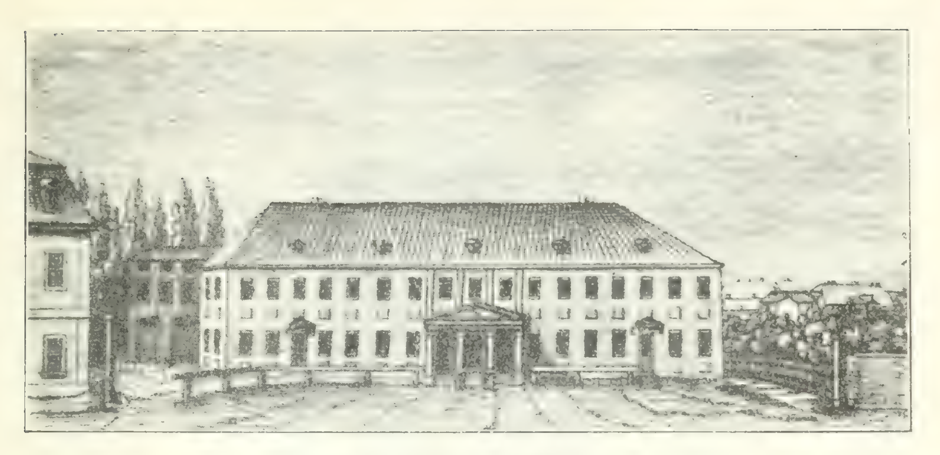
Wirkliche Mißhelligkeiten gab es in diesem Freundschaftsverhältnis nicht, auch zu ernsteren Trübungen kam es nie. Nur zwei Dinge waren Schiller widrig, und er scheute sich nicht, dies wenigstens anderen gegenüber auszusprechen. Das eine war Goethes Verhältnis zu Christiane, gegen das der Freund vielleicht unter den Einflüsterungen seiner strengen Gattin unduldsam blieb, daß er sogar davon sprach, Goethe werde durch diese Berührung zur Niedrigkeit herabgezogen. Das andere, was diesem trotz Kränklichkeit immer Regem und immer Tätigem unleidlich schien, war des älteren Freundes Abhängigkeit von Stimmung, und die bei geistig Arbeitenden, namentlich bei Dichtern häufig, insbesondere nach Zeiten großer Fruchtbarkeit sich einstellende Unfähigkeit des Schaffens. Da so manche bewundernde Ausdrücke des Freundes angeführt worden sind, so darf auch ein derartiger an Wilhelm v.

Humboldt (1803) gerichteter Tadel Schillers in diesem Zusammenhange nicht fehlen. Er lautet: „Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt, und weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch konzentriert. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist, aber doch nicht nach außen produktiv wirkt. Seit einem Vierteljahre hat er, ohne krank zu sein, das Haus, ja, nicht einmal die Stube verlassen ... wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Konsequenz in seinem Tun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisiert werden, in der Kunst überhaupt und besonders im Dramatischen. Es entstände doch etwas, und die unselige Stockung würde sich heben."

Aber trotz aller Menschlichkeiten, die auch im Verkehr der größten Geister vorkommen, war und blieb es eine reine, geistige, seelische Verbindung. Der Ältere widmete dem Jüngeren, der vor ihm dahingehen mußte, die schönste Totenklage, die in deutscher Sprache vorhanden ist, den „Epilog zu Schillers Glocke".

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine ...

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.



Das Hoftheater in Weimar
Nach einem alten Stich

Dreizehntes Kapitel

Goethe und Schiller. Das Weimarer Theater

Schon 1791, also drei Jahre vor der Vereinigung mit Schiller, hatte Goethe die Leitung des Weimarer Theaters übernommen. Und doch ist es passender, erst jetzt, nach der Schließung des Freundschaftsbundes von dieser Tätigkeit zu reden. Denn durch Schiller wurde nicht nur die niemals erloschene Lust am Theater bestärkt, sondern seine Stücke, die in der Zeit des Weimarer Zusammenlebens entstanden, waren die größten Kostbarkeiten, die man für das Theater erhielt, seine Bearbeitungen der Stücke anderer, waren nützlich und brauchbar für das tägliche Bedürfnis. Gegen Ende der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts hatte eine unbedeutende Truppe unter der Leitung des Schauspielers Bellomo während des Winters in Weimar, während des Sommers in Lauchstädt Vorstellungen gegeben, die einen recht mäßigen Genuß gewährten. Der mit dieser Truppe geschlossene Vertrag, der den Herzog zu nicht ganz unbedeutenden Zahlungen verpflichtet hatte, war Anfang 1791 abgelaufen und sollte, eben weil man mit den Leistungen des Leiters und der Schauspieler nur mäßig zufrieden war, nicht erneuert werden. Vergebens klagte der Häuptling der Schauspieler, man werde sich später „des armen guten Bellomo erinnern, der, wenn man ihn auch leider oft verdunkeln wollte, doch immer ehrlich und redlich gehandelt hat". Seine Klagen wurden überhört. Da aber der Zuschuß, den der Herzog hätte geben müssen, wenn die neu anzuwerbende Schauspielergesellschaft ausschließlich in Weimar gespielt

hätte, zu bedeutend gewesen wäre, so mußte man zunächst für die Truppe das Recht erwerben, auch in Lauchstädt, das zu sächsischem Besitze gehörte, Aufführungen zu veranstalten. Dies gelang. Nach den üblen Erfahrungen, die man mit dem bisherigen Leiter gemacht hatte, wollte der Herzog nicht wiederum einen Schauspieler mit der Führung der Truppe betrauen, sondern ernannte Goethe zum Direktor des herzoglichen Theaters. Dieser übernahm den neuen Auftrag wie eine Last, die er zu anderen trug. Er erleichterte sich die Aufgabe dadurch, daß er Fr. Kirms sich zugesellte, einen wackeren, zwar nicht hochgebildeten, aber amtskundigen Genossen, der die unzähligen Schreibereien willig übernahm und streng auf Ordnung hielt. Kirms besorgte all die kleinen Ämter, Auszahlungen, geschäftlichen Verkehr mit Schauspielern, Bühnen-Schriftstellern, Behörden. Goethe behielt sich die künstlerische Leitung vor.

Teils aus den manchmal fragwürdigen Bühnenkünstlern, die bereits unter Bellomo gedient hatten, teils aus den Verbänden benachbarter Städte wurde eine etwas buntscheckige Truppe zusammengestellt, die freilich zumeist aus Mittelmäßigkeiten bestand, von denen jeder einzelne geschult werden mußte und die zu einem rechten Ineinander- und Zusammenspiel erst erzogen werden sollten. Sterne erster Größe waren unter diesen Leuten nicht zu finden, ja nicht alle besaßen eine nennenswerte Fähigkeit; einigen fehlte sogar der gute Wille. Am 7. Mai 1791 wurde das neue Haus, das im Vergleich zu dem gegenwärtigen Weimarer Prachtgebäude unendlich dürftig genannt werden muß, mit einer Vorstellung der „Jäger" von Iffland eröffnet. Diesem Stück ging der Goethesche Prolog (Einleitungsgedicht): „Der Anfang ist an allen Sachen schwer" voran, der in dem Gedanken gipfelte, daß nur durch die Einheitlichkeit der einzelnen Teile, durch ein Zusammenwirken der verstreuten Kräfte ein schönes Ganze geschaffen werden könne.

Der Anfang war wirklich auch an dieser Sache schwer. Schlechte Schauspieler, ungenügende Einnahmen, ein wenig geordnete Geschäftsführung schufen eine höchst bedenkliche Lage. Man erhält eine Ahnung davon, wenn man erfährt, daß der Regisseur Fischer (in Goethes Abwesenheit) während eines Gastspiels in Erfurt vier von den angesetzten Stücken beanstandete: „Bürgerglück" wegen der Rolle, die der Adel darin spielte, „Otto der Schütz" wegen der darin enthaltenen Pfaffenszene, „König Johann" wegen der lächerlichen Rolle eines österreichischen Erzherzogs, „Die glücklichen Bettler", weil es keine Ehre für die Hofgesellschaft sei, mit einer traurigen Posse anzufangen.

Da man mit diesen Schauspielern nicht weit zu kommen glaubte, wurde allen gekündigt (Ende 1792) und ein neues Personal angenommen, das sich auf bestimmte, eine straffere Handhabung der Zucht



August Wilhelm Iffland
Nach dem Gemälde von Schröder

bezweckende Gesetze verpflichten mußte. Aber auch nun kamen Unbotmäßigkeiten aller Art vor, die im Verein mit den unbefriedigenden Leistungen der Truppe Goethe veranlaßten, seine Entlassung einzureichen (1795). Doch zog er sein Gesuch zurück, weil der Herzog es wünschte, verlangte aber einen tüchtigen Theatermann, der neben ihm zu arbeiten hätte. Als solchen suchte er Iffland zu gewinnen. Da dieser sich nicht bereit fand, die Stelle zu übernehmen, so wurde die Einrichtung der „Wöchner" getroffen: die Einsetzung der Schauspieler Becker, Genast und Schall, die wöchentlich in der Leitung zu wechseln hatten.

Bei allem Ernst und Fleiß war dieser erste Zeitabschnitt kein glänzender zu nennen. Nur eine Schauspielerin erhob sich über das Mittelmaß: Christiane Neumann, Goethes Schülerin, die er nach ihrem Tode (1797) in der Elegie „Euphrosyne" herrlich besang. Diesen Namen führte sie von einer Rolle in dem Singspiel „Das Petermännchen"; sie hatte schon 1791 in ganz jungen Jahren als „Arthur" in Shakespeares „König Johann" die Bühne betreten. Gerade an diese Rolle erinnert

die jung verstorbene Künstlerin den Dichter, da sie ihm in der Unterwelt erscheint und ihm die Mahnung zukommen läßt:

Andere kommen und gehn; es werden dir andre gefallen:
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du vergesse mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegenbewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt,
Wenn sie Mühe nicht spart, noch Fleiß, wenn tätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt,
Guter, dann gedenkest du mein und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wiedererstanden vor mir!

Daß solches Lob nicht nur von dem Wohlgefallen des Mannes an dem blühend schönen Mädchen bestimmt wurde, sondern wirklich verdient war, beweist die Anerkennung, die Christiane Neumann von einem anderen zuständigen Kunstrichter empfing: „Sie kann alles; denn nie wird sie in den künstlerischen Rausch der Empfindsamkeit, das verderbliche Übel unserer jungen Schauspielerinnen, versinken."

Dieser Beurteiler, — es ist kein Geringerer als Iffland —, half in Weimar eine neue Zeit begründen. So unheilvoll er als Dichter wirkte, — er beherrschte neben Kotzebue den Spielplan der meisten deutschen Bühnen gegen Ende des 18. Jahrhunderts — so segensreich wurde er als Schauspieler. Seine beiden Weimarer Gastspiele (1796 und 1798) waren epochemachend; die beiden späteren (1810 und 1812) waren weniger wirkungsvoll, weil sich damals schon ein eigenartiges Weimarisches Spiel herausgebildet hatte. Goethe bewunderte den berühmten Gast durchaus, schätzte an ihm das natürliche Spiel, die Vielseitigkeit, vermöge deren der Künstler nicht nur seine Eigenart zur Geltung brachte, sondern sich in jede fremde Rolle einzuleben verstand, er überschätzte ihn sogar, indem er selbst die von jenem gebotene Darstellung großangelegter, mit mächtiger Leidenschaft begabter Gestalten wie des „Egmont" billigte, zu deren Vorführung Iffland doch nicht das genügende Talent besaß; ja, Goethe ließ seinetwegen auch, im Gegensatz zu dem unduldsameren Schiller, elende Machwerke gelten, die Iffland nur durch sein Spiel erträglich machte.

Aber eigentlich war es doch Schiller, der dazu beitrug, dem Weimarischen Theater eine neue Zeit zu begründen. Er war zwar kein praktischer Theatermann wie Goethe, aber er war als fruchtbarer Dramendichter und als unermüdlicher Übersetzer und Bearbeiter fremder, sowohl deutscher, als ausländischer Schauspiele, ein Helfer allerersten Ranges. Von der allergrößten Wichtigkeit jedoch waren seine eigenen Arbeiten. Durch „Wallenstein" wurde eine neue Epoche des Weimarer Theaters hervorgerufen. Durch dieses Werk und die vielen anderen Meisterstücke, die Schiller in rascher Aufeinanderfolge schuf, lernte das

Publikum, das seinen Geschmack an den Rühr- und Familienstücken einer früheren Periode verbildet hatte, sich an das Drama höheren Stils gewöhnen. Seitdem wagte Goethe mehr als bisher, seinen Landsleuten auch die eigenen Stücke darzubieten. Durch Schiller wurde „Egmont" bühnenfähig und durch Schiller wurde Goethe veranlaßt, dichterisch für seine Bühne tätig zu sein.

Zunächst für die Weimarer Bühne verfaßte Goethe die Verdeutschungen Voltaires: Mahomet und Tankred (1801 ff.), bearbeitete Romeo und Julie von Shakespeare und gab sich vielfache, freilich nicht immer belohnte Liebesmühe mit seinem Götz von Berlichingen. Die Bearbeitungen des Götz, die den verschiedensten Zeiten angehören: 1803 und 1804, 1809, 1819 (die letztere also in einer Zeit, da sich Goethe schon von der Leitung des Theaters zurückgezogen hatte), sind sehr wichtig, weil sie das Bemühen bekunden, ein nicht für die Bühne bestimmtes Stück bühnenfähig zu machen. Die Übersetzungen aus Voltaire sollten nicht Meisterwerke den Deutschen vorführen —, sondern wie Schiller in seinem schönen, an den Übersetzer gerichteten Gedicht auseinandersetzte: an Beispielen zeigen, wie strenge die alten Regeln beobachtet werden können. Es sind im ganzen fehlerfreie und wohlgelungene Übertragungen, mit manchen Abschwächungen, gelegentlich auch einigen Verstärkungen des französischen Vorbildes. Die Übersetzung aus Shakespeare ist nicht durchaus zu loben. Bei allem tief innerlichen Verständnis für den britischen Dichter, und trotz der meisterlichen Beherrschung der Sprache, trotz der durch die Jahre erprobten Bühnenerfahrung ließ sich der Meister von seiner im Alter gesteigerten Sucht nach Bühnenwirkungen zu groben Mißgriffen verleiten. Seine Zusammenziehungen und Zusätze verschönerten das hohe Lied der Liebe nicht.

Auch andere Bearbeitungen, z. B. die der letzten Zeit seiner Theaterleitung angehörige Zurechtstutzung von Kotzebues „Schutzgeist", verdienen nicht das Selbstlob, das der Theatermann seiner eigenen Leistung spendete. Das an Worten und Abenteuern reiche, aber durch und durch unwahrscheinliche Stück des geschickten Dramenlieferanten wurde durch die Umgestaltung höchstens kürzer, aber nicht kurzweiliger. Auch die anderen dramatischen Leistungen, mit denen der umsichtige und fleißige Leiter seiner Bühne zu Hilfe zu kommen suchte, bedeuten nicht sonderlich viel. Sie seien sämtlich an dieser Stelle aneinander gereiht, obgleich einige von ihnen über den hier zu behandelnden Zeitraum hinausgehen.

Das Stückchen „Paläophron und Neoterpe", von Goethe zur Jahrhundertfeier 1800 bis 1801 gedichtet, behandelt in anmutigen Versen den Kampf der alten und neuen Zeit. Das seinem Untergang geweihte Jahrhundert muß vor dem neu anbrechenden zurückweichen.

Das Stückchen schließt mit einer hübschen Huldigung für die Herzogin-Mutter Anna Amalia.

Das Vorspiel zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt: „Was wir bringen“ (1802), ist gleichfalls ein Gelegenheitsstück. Ein Reisender, der sich schließlich als Gott Merkur entpuppt, verwandelt das bisherige, recht erbärmliche Heim, das als Schauspielplatz diente, in eine würdigere Stätte der Kunst. Er preist lebhaft die Fürsten von Sachsen und Weimar.

Er bezeichnet ferner die einzelnen Arten der Spiele, die hier geboten werden sollten: Lust-, Schau-, Trauerspiele und Oper und schließt mit einer schönen Würdigung der hohen Aufgaben des ernsten Spiels:

Der Nächste stößt den Nächsten tückisch nieder,
Und tückisch wird zuletzt auch er besiegt;
Denn wie ein Schmied im Feuer Glied an Glieder
Zur ehrnen ungeheuren Kette fügt,
So schlingt in Greuel sich ein Greuel wieder,
Durch Laster wird die Lastertat gerügt:
In Todesnebel, Höllenqualm und Grausen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hausen.

Doch senkt sich spät ein heiliges Verschonen
In der Beklemmung allzudichte Nacht,
Am holden Blick in höhre Regionen
Fühlt nun sich jedes edle Herz erwacht,
Dort drängt's euch hin, dort hoffet ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel euch gebracht;
Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen,
Und alles löst sich auf im Guten und im Schönen.

Außer sonstigen kleinen Arbeiten: Zusätzen zu „Wallensteins Lager“, Nachspielen oder neuen Endstücken zu „Johann von Paris“ und Ifflands „Hagestolzen“ schrieb Goethe auch Vorspiele und Theaterreden für Weimar und eine dichterische Einleitung für das neue Berliner Theater 1821. Das Vorspiel von 1807 „Bei der Wiederversammlung der herzoglichen Familie“ ist bedeutsam durch seine Lobpreisung der Ruhe, die sich nach den schweren Kriegsstürmen wieder einstellte und durch die geist- und gemütreiche Huldigung für die Erbprinzessin Maria Paulowna.

Von den übrigen Vorspielen, die zumeist der Frühzeit des Weimarischen Theaters angehören, sei eine Stelle hervorgehoben, die für den damals (1793) wie so häufig auf dem Kriegsschauplatz weilenden Herzog bestimmt ist:

„Ach, warum muß der Eine fehlen! Der
So wert uns allen, und für unser Glück
So unentbehrlich ist! — Wir sind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und er entbehrt. — O mög' ein guter Geist
Ihn schützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; seinen Kampf
Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen.

Den Schluß mache eine andere Stelle aus einem für Halle bestimmten Vorspiele (1811), das die zahlreichen Aufgaben der Schauspielkunst darlegt:

Das Mannigfaltige vorzutragen, ist uns Pflicht,
Damit ein jeder finden möge, was behagt:
Was einfach, rein, natürlich und gefällig wirkt,
Was allgemein zu jedem frohen Herzen spricht;
Doch auch das Possenhafte werde nicht verschmäht:
Der Haufe fordert, was der ernste Mann verzeiht.
Und diesen zu vergnügen sind wir auch bedacht:
Denn manches, was zu stiller Überlegung euch,
Zu tiefrem Anteil rührend anlockt, bringen wir,
Entsprossen vaterländischem Boden, fremdem auch:
Anmutig Großes; dann das große Schreckliche.
So schaffet Mannigfaltigkeit die höchste Lust,
Beschäftigt leicht den Geist und Sinn Gebildeter,
Und bildet jeden, den zum Urteil sie erregt.

Endlich ist darauf hinzuweisen, daß Goethe seinem Schwager Vulpius, der berufsmäßig fremdländische Stücke, besonders Singspiele, bearbeitete, manchmal ins Handwerk pfuschte und einzelne italienische Operntexte bearbeitete.

Schon bei diesen kleineren Arbeiten unseres Dichters ist manches Theater der Nachbarstädte in Betracht gezogen worden. Um die Einnahmen zu steigern, da die Theaterbesucher in Weimar nicht sehr zahlreich und nicht besonders zahlungsfähig waren, besonders auch deshalb, um die einmal eingeübten Stücke den Schauspielern vertrauter zu machen, da man die gleiche Kost den Weimaranern nicht allzu häufig vorsetzen durfte, griff der Theaterleiter zu dem Mittel, das, was in der Heimat gefallen hatte, auch anderen darzubieten oder das, was er den Seinen vorzuführen gedachte, erst anderwärts zu erproben. Daher wurde fast regelmäßig im Sommer von der gesamten Truppe Lauchstädt aufgesucht, gelegentlich auch erschienen die Weimaraner in Eisenach, ziemlich oft in den Städten Erfurt und Halle, einmal in der Zeit der Hauptblüte wagte man sich sogar nach Leipzig. Solche Gastspiele hatten außer dem Gelderfolg, der selten ausblieb und außer der willkommenen Wirkung, den Ruhm der Truppe zu erhöhen und das Selbstbewußtsein der einzelnen Gefeierten zu steigern, auch die Folge, den in Weimar mit stets neuen Aufgaben Betrauten etwas Ruhe zu gönnen und auch die einigermaßen strenge Zucht zu lockern, unter der das bunte Völkchen in der Heimatsstadt schmachtete.

Denn Goethes Hand lastete manchmal schwer auf den Künstlern: Zurechtweisungen, Gehaltsabzüge, Geld- ja Gefängnisstrafen waren an der Tagesordnung. Es kam soweit, daß der gestrenge Herr einmal erklärte, volle Zucht und Ordnung werde erst dann herrschen, wenn jeder Schauspieler (Mann und Frau) mit dem unbequemen Nachtquartier im

Gefängnis Bekanntschaft gemacht haben würde. Solche Strenge den Ungefügigen gegenüber wurde aber gemildert durch die unsägliche Mühe, die der Meister sich mit den Anfängern gab, durch herzliche Anerkennung wirklich guter Leistungen und ehrlichen Strebens, durch freundschaftlichen Verkehr, der den Begabtesten und gesellschaftlich Fähigsten gestattet war.

Die Bemühungen des Theatervorstandes, der im Laufe der Jahrzehnte den Kreis seiner Tätigkeit stark einschränkte und sich schließlich nur auf das Kunstfach zurückzog, hatte zur Folge, daß Weimar einen Spielplan von großem Umfange besaß.

Mit dem klassischen Altertum erschloß er der Bühne ein neues Gebiet. Besser als durch die Aufführung von Schlegels antikisierendem „Jon", der es doch nur zu einem Scheinleben brachte, geschah dies durch die von Einsiedel und Niemeyer übersetzten Stücke des Terenz und Plautus, die, als Maskenspiele aufgeführt, wenigstens ein hochgebildetes Publikum erfreuten. Um das Repertoire zu vermehren, schrieb man gelegentlich auch einen Preis für ein Lustspiel aus, hatte aber damit just wie heute keinen rechten Erfolg. Später kam durch Calderons Wiedererweckung auch das Spanische hinzu; eine Zeit lang ließen sich selbst italienische Laute auf der Bühne vernehmen.

Alle diese Anstrengungen brachten dem Dichter nur inneren, nicht äußeren Lohn, denn Goethe führte die Theaterdirektion ein Vierteljahrhundert ohne Entgelt.

Die Erfolge, die Goethe durch die Weimarer Truppe in Weimar und auswärts erlebte, verdankte er nur den von ihm gebildeten Schauspielern. Denn Gastspiele waren im Weimarer Theater nicht beliebt. Außer dem schon genannten Iffland ist eigentlich nur die schöne, wunderbar vielseitige Friederike Unzelmann zu nennen, die 1801 erschien, die „schöne kleine Frau", gegen deren Reize Goethe nicht unempfindlich war, die Freundlichkeit selbst auf ihr Mopshündchen, „den würdigen, beneidenswerten Onyx" übertragend, den er „aufs Allerschönste streicheln" läßt. Dagegen waren die auswärtigen Gastspiele Goethe sehr erwünscht, teils als Mittel, die Kasse zu füllen, teils als Versuch, die Bühnenmitglieder mit einem neuen Publikum in Verbindung zu bringen. Zu diesem Zwecke hätte er gern mit seiner Truppe auch in Jena Vorstellungen gegeben, aber dieser Versuch schlug fehl, teils weil der akademische Senat alle vierzehn Tage nur einen Sonnabend gewähren, durch Pedelle Ordnung halten lassen, den Verkauf geistiger Getränke hindern wollte und für die Professoren reservierte Logen beanspruchte, teils weil der Wirt des einzig verfügbaren Saales so „absurde Forderungen" stellte — er wollte 80 Taler jährliche Miete haben —, daß Goethe ihn „simpliciter entließ".

Die auswärtigen Gastspiele hörten 1815 auf, weil man die damals neu angeschafften Dekorationen nicht wiederum wie die alten dem verderbenbringenden Transport aussetzen wollte.

Die Ursachen der also erzielten Erfolge sind in Goethes verständiger und zielbewußter Leitung zu suchen. Unter den Grundsätzen, die Goethe bei der Ausbildung seiner Schauspieler verfolgte, sind zwei die wichtigsten. Der eine ist „die Wandlung vom Charakteristisch-Verschiedenen zum Rein-Menschlichen, Allgemeinen". Der zweite ist der durch den Wallenstein angeregte, „die sehr vernachlässigte, ja von unseren vaterländischen Bühnen fast verkannte rhythmische Deklamation wieder in Aufnahme zu bringen." Nicht ohne Einwirkung auf Goethe blieb das französische Theater, dessen Zustände ihm durch Wilhelm v. Humboldts Schilderung bekannt wurden. Unter dieser französischen Führung sollte die deutsche Schauspielkunst „vom rohen Naturalismus gesäubert und mit jenen Vorzügen der schönen Form begabt werden, die der Franzose vor dem Deutschen voraus hatte: Anstand und Grazie, vollständige Herrschaft über den Körper, Schönheit, Wohllaut und Gemessenheit der Deklamation, Einschränkung der Aktion und ein ästhetisches Maß".

Zur Unterweisung seiner Schauspieler begründete Goethe eine Art Theaterschule, deren erster Schüler der Sohn der obengenannten Frau Unzelmann, und deren begabteste Jünger Pius Alexander Wolff und seine spätere Gattin Amalie Malkolmi wurden. Für sie schrieb Goethe eine Art Theaterkatechismus, die „Regeln für Schauspieler" (1821). Das Wolffsche Ehepaar verbreitete dann den Ruhm von Goethes Theaterleitung nach auswärts.

Freilich fehlte es dieser auch nicht an Vorwürfen, von denen die der „Unwahrheit" und „Unnatur" die verbreitetsten sind. An ihnen ist gewiß soviel wahr, daß eine äußerliche allgemeine Korrektheit und ein übertriebener Idealismus vorherrschend waren, die den gesunden Realismus und die förderliche Entwicklung der Individualität vernichteten.

In seinen Bestrebungen fand Goethe meist mächtige und willige Unterstützung bei Schauspielern, Publikum und Kritik. Doch fehlte es nicht an Mißbilligung und Widersetzlichkeit; Auflehnung Weimarer Blätter wußte er mit Strenge zu unterdrücken; die planmäßige Verunglimpfung seitens Kotzebues ertrug er unwillig und rächte sich an ihm durch scharfe Epigramme. In diesen wurde Kotzebue im Verein mit ein paar Gleichgesinnten als die „gründlichsten Schufte" bezeichnet.

Nicht so leicht wie den Zeitungsschreibern war den Verfassern von kleinen Schriften und den unbotmäßigen Schauspielern selbst das Handwerk zu legen. Denn oft versagten die kleinen Strafmittel, von denen früher schon die Rede war; es kam vor, daß man einer Künstlerin, die

ohne Erlaubnis auswärts gespielt hatte, acht Tage Hausarrest verordnete, mit einer Schildwache vor der Tür, die sie selbst bezahlen mußte, ja, man mußte dazu schreiten, ganz besonders Ungehorsame aus Weimar mit Gewalt fortzuschaffen. Solche Mittel verfingen jedoch nichts gegen mächtige Damen wie die Schauspielerin Jagemann, die Geliebte des Herzogs, die von diesem zur Frau von Heygendorff erhoben wurde. Sie fügte sich keinem Gesetz und wußte Dank dem mächtigen Schutz, den sie genoß, Stücke auf die Bühne zu bringen, die Goethe nicht wünschte, Rollen zu erzwingen, die ihr nicht zukamen, ihren Geschöpfen Anstellung zu verschaffen und die ihr Mißliebigen zu quälen oder geradezu zu vertreiben. Auch andere, Lieblinge des Fürsten, oder solche, die auf ihre Unentbehrlichkeit pochten, wußten Goethe die Leitung ungemein zu erschweren. Die Nachgiebigkeit des Herzogs gegen solche launenhafte Künstler und die Unterwerfung Goethes unter die Befehle von oben sind fast beispiellos. Er ertrug es z. B., daß der Bassist Stromeyer, der jedes Verbot umging, nicht ihm, sondern dem Hofmarschallamt unterstellt wurde und er gab es zu, daß die Oper ihm genommen wurde, nicht etwa, weil er von ihr wenig verstand, sondern weil Sänger und Sängerinnen sich noch weniger als die Schauspieler seiner Zuchtrute unterwerfen wollten.

Solche Erlebnisse verleideten Goethe das Theater. Dazu kam seit Schillers Tod seine Vereinsamung, sein höheres Alter, das wenigstens in dieser Beziehung ein Ermatten seiner Kraft bedingte, ferner sein Erkalten in der eigenen dichterischen Tätigkeit für die Bühne, endlich auch die Krankheit, und der Tod seiner Frau, die nicht nur eine treue Berichterstatterin über kleine innere Theatervorgänge, sondern auch eine verständige und tatkräftige Vermittlerin bei Reibereien und Streitigkeiten der Schauspieler untereinander und der Künstler mit den Bühnenleitern gewesen war. Seit 1815, nachdem auch das Wolffsche Ehepaar, von dem früher schon die Rede gewesen ist, Weimar verlassen hatte, sehnte sich Goethe, obgleich er in den letzten Jahren mannigfache Hilfe in seinem Geschäft gehabt und sich in diesem auf das Allernotwendigste beschränkt hatte, aufs entschiedenste vom Theater zurück. Wenige Jahre später (1817), als in dem französischen Stücke „Der Hund des Aubry" ein Pudel, trotz des Einspruchs des Bühnenvorstands auf die weltbedeutenden Bretter kam, erbat er und erhielt die zwar gewünschte, aber wegen der Art, in der sie erteilt ward, schließlich doch unwillig entgegengenommene Entlassung.

———



Zeitgenössische anonyme satirische Zeichnung auf die Xeniendichter Goethe und Schiller

Vierzehntes Kapitel

Goethe und Schiller. Horen. Xenien. Musenalmanach. Propyläen

Durch die zusammenhängende Darstellung der vielseitigen Arbeit am Theater ist unsere Erzählung der geschichtlichen Folge vorangeeilt und kehrt nun wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück: zu Schiller.

Dieser zu allen Zeiten seines Lebens rastlos mit allerhand Plänen beschäftigte Mann hatte, wie schon erwähnt wurde, Goethe zur Mitarbeit an den „Horen“ aufgefordert. Das war eine Zeitschrift vornehmer Art, die bei Cotta in Tübingen erschien, einem geschäftskundigen, wagemutigen, mit reichen Mitteln versehenen Buchhändler, der nicht kleinlich nur seinen eigenen Vorteil berechnete. Es war ein Verleger, der durch Schillers Bemühungen auch unseren Dichter bald in seine Bande zog und trotz mancher üblen Erfahrung und kleiner, freilich rasch vorübergehenden Mißverständnisse ihn festzuhalten wußte. In Folge dessen erschienen Goethes Werke bei seinen Lebzeiten in drei großen Ausgaben bei Cotta. Dieser und seine Nachfolger behielten bis 1867 das ausschließliche Recht, mit diesen Geisteserzeugnissen frei zu schalten.



Cotta, der Verleger Goethes
Nach einem im Besitz des Herrn Robert Kröner, Stuttgart, befindlichen Bilde

Die Horen erschienen in drei Jahrgängen (1795 bis 1797) und umfaßten im ganzen zwölf Bände. Die Zeitschrift hatte zuerst großen Erfolg, der aber rasch wieder nachließ. Die Hauptschuld an dem raschen Abnehmen der Leser oder wenigstens der Käufer mag der Ausschluß religiöser und politischer Angelegenheiten gehabt haben. Ein wichtiger Teil der Schuld ist aber den Mitarbeitern zuzuschreiben, die vielfach minderwertiges Gut, Übersetzungen oder solche Arbeiten einschickten, die nur in kleinem Kreise Interesse finden konnten; Schiller, der als Herausgeber streng war, mußte sich zur Aufnahme solcher Beiträge versehen, teils wegen des Namens der betreffenden Mitarbeiter, teils weil ihm anderer Stoff nicht zur Verfügung stand. Einer Mitschuld jedoch muß man auch Goethe zeihen, denn einige seiner Beiträge verletzten, andere ernüchterten. Zu den Beiträgen ersterer Art gehörten die „Römischen Elegien“, zu denen der letzteren die Übersetzung eines Aufsatzes der Frau v. Staël, dann die „Briefe aus der Schweiz, 1779“ und die Übertragung der Lebensbeschreibung Benvenuto Cellinis.

So sehr man die Kleinlichkeit der Beurteiler der „Römischen Elegien“ verdammen muß, die an der wahrhaft dichterischen Verherrlichung einer wirklichen, die Sinnlichkeit stark betonenden Liebesleidenschaft Anstoß nahmen, den Tadel der Arbeiten letzterer Art darf man nicht als unberechtigt erklären. Denn die Aufsätze der geistreichen Französin gewährten doch nur einem sehr kleinen Teil fachmännisch gebildeter Leser einen gewissen Reiz. Goethes Briefe aus der Schweiz, so wichtig auch, wie früher gezeigt wurde, diese Reise für den Dichter selbst und seinen fürstlichen Begleiter gewesen war, stießen durch ihre trockene Beschreibung der Gesteine eher ab, als daß sie für das Land und den Reisenden, der es besuchte, besonderes Interesse zu erwecken imstande waren. Endlich ist die Lebensbeschreibung des tüchtigen

italienischen Bildhauers, der übrigens bedeutender als Mensch denn als Künstler war, gewiß ein treffliches Stück Arbeit, obgleich der Übersetzer nur nach einer recht unvollkommenen Ausgabe sich richten konnte. Aber um dieses wichtige Denkmal einer gewaltigen Zeit, diese Selbstschilderung eines eigenartigen Mannes zu würdigen, bedurfte es eines hochentwickelten Verständnisses für die Vergangenheit und eines vorurteilslosen Einblickes in das Menschliche, und gewiß waren damals, wie vielleicht auch noch heute, nur wenige Leser imstande, solchen Voraussetzungen zu genügen.



Titelausgabe der Horen aus dem Jahre 1795

Der demnächst wichtigste und ausführlichste Beitrag Goethes, wenn man von einzelnen kleineren Aufsätzen absieht, sowie von dem „Märchen“, das zwar dichterisch hochbedeutsam ist, aber dem Verständnisse große Schwierigkeiten bietet, sind die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“.

Die zahlreiche Familie einer Baronesse muß während der Unruhen der französischen Erhebung flüchten, weil ihr Besitz bedroht ist. Sie kehrt zurück und lebt in engem Verkehr mit der Familie eines Geheimrats. Dieser, als Vertreter der alten Gedanken, gerät mit einem Neffen der Hausfrau: Karl, dem Anhänger der neuen Anschauungen, in lebhaften Streit, infolgedessen die Gäste das Landgut verlassen. Zur Beruhigung der Aufgeregten erzählen die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft Geschichten, woran sich Unterhaltungen, teils über die Zeitereignisse, teils über das Erzählte knüpfen. In mehreren dieser kleinen Novellen wird die Welt des Geheimnisvollen berührt, z. B. in der Geschichte der Sängerin Antonelli, die, als sie einen Geliebten verlassen hat, von schreckhaften Erscheinungen gequält wird, oder der Geschichte des Mädchens, dessen Erscheinen immer mit einem seltsamen Pochen begleitet ist. Auch ein paar geheimnisvolle Erlebnisse aus den Erinnerungen des Herrn von Bassompière werden mitgeteilt, sowie wundersame Ereignisse, die sich vor Augen und Ohren der Gesellschaft zutragen: z. B. das Bersten eines Schreibtisches, das als Verkündung eines ähnlichen Vorfalls auf einem der verlassenen Güter der Baronin gedeutet wird. Den Schluß macht die Geschichte eines jungen Kaufmanns, der seinen Vater bestiehlt, um die Gunst eines gefallsüchtigen Mädchens zu erobern, die veruntreute Summe durch geschickte Handelsgeschäfte wiedergewinnt, bald aber erkennt, daß er sich in seiner Schönen getäuscht hat und mit der einfachen

14*



Titelausgabe des Musenalmanachs vom Jahre 1791

Tochter eines Geschäftsfreundes ein glückliches Leben führt. Die Krone des Ganzen ist die Geschichte des ehrlichen Prokurators. Ein Rechtsgelehrter (Prokurator) kommt in eine Stadt, wo eine schöne, von ihrem Mann für einige Zeit alleingelassene Frau weilt. Sie hatte von dem Gatten, als dieser sich entfernte, die Weisung bekommen, keinen jungen Geliebten zu wählen, wenn ihr die Begierde zu groß würde, sondern einen älteren Freund anzunehmen. Ihre Neigung, ja ihre Leidenschaft wendet sich jenem Prokurator zu, dieser aber entschuldigt sich mit einem Gelübde, das ihn noch während einiger Monate zur vollen Enthaltsamkeit zwinge. In Erwartung des Aufhörens jener Zeit bleibt die Frau keusch und die Tugend behauptet ihren Sieg, denn, wie einer der Teilnehmer jener Unterhaltungen auseinandersetzt: nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Überzeugung eines Besseren selbst gegen seine Neigung zu handeln.

Im ganzen sind die hier vereinigten Geschichten sowie die Gespräche, die sich daran knüpfen, doch nur Mittelgut; sie sind breit erzählt, mit ermüdenden Gesprächen vermengt und erheben sich weder durch Erfindung noch durch Ausführung über eine ziemlich alltägliche Kost.

Ganz anders als die Beiträge in den „Horen" stehen die Gaben da, die Goethe zu des Freundes „M u s e n a l m a n a c h" beisteuerte, der in sechs Jahrgängen von 1795 bis 1800 erschien. Das meiste Aufsehen machten die im Jahrgang von 1796 erschienenen Xenien; die wundervollste Bereicherung unserer Dichtung, köstliche unvergängliche Schätze aber waren die Balladen und Lieder.

Die „X e n i e n", eigentlich „Gastgeschenke", sind Epigramme (Aufschriften) in Distichon-Form (zwei Verse nach dem Maße der Alten). Die Dichter wollten damit den bösartigen und oft böswilligen Anzapfungen entgegentreten, die gegen die „Horen" ergangen waren. Man ist jetzt genau unterrichtet, wie diese Sammlung entstand, wie sie durch Goethe reinlich abgeschrieben, von Schiller in ein Ganzes zusammengeschweißt wurde, wie die allgemeinen, belehrenden, unterrichtenden Verse, die ursprünglich einen Teil des Ganzen gebildet hatten, ausgeschieden wurden, so daß als Hauptmasse die angreifenden übrig blieben. Der Plan zu dem Ganzen ging von Goethe aus; er wurde von Schiller begeistert aufgenommen. Die Aufgabe, das Eigentum beider zu trennen, wird sich aber

schwer durchführen lassen, ja, sie sollte, nach einem Worte Goethes gar nicht unternommen werden. Denn dieser sprach einmal zu einem Getreuen wie folgt:

„Die Deutschen können die Philisterei nicht los werden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir. Und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen wäre und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind. Freunde, wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichem Interesse in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem anderen. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht: oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall und oft machte Schiller den einen Vers und ich den anderen. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wahrlich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

In der Tat: wenn man auch im allgemeinen sagen darf, daß die wissenschaftlichen, besonders die auf Natur bezüglichen Verse von Goethe, die auf die Staatserscheinungen jener Zeit und auf die Weltweisheit bezüglichen von Schiller sind, — man hat in dieser Sammlung ein gemeinsames Werk beider zu verehren. Sie wehrten sich in diesen Stachelversen ihrer Haut, aber sie schossen, wie solche, die auf Angriffe antworten, oft weit über das Ziel hinaus. Sie wurden häufig grob, manchmal ungerecht, indem sie z. B. Georg Forsters edlen Sinn, J. F. Reichardts ehrliche politische Überzeugung, die Bravheit des wackeren Schulmannes und Geschichtsschreibers C. F. Manso verkannten. Aber im Grunde war die ganze Sammlung ein reinigendes Gewitter, das den unendlichen Schlamm, der sich aufgehäuft hatte, fortfegte, eine gerechte, wenn auch grausame Abschlachtung all der Kleinen, die sich an die Großen gewagt hatten, weil sie ihnen die Überlegenheit nicht verzeihen konnten, und die in ihrem blinden Eifer, weil sie sich an Goethe nicht recht herantrauten, es Schiller entgelten ließen, daß er, der damals freilich noch nicht seine Meisterwerke geschaffen, den nach ihrer Meinung unschuldigen Goethe zu einem schändlichen Werke verführt hätte.

Es war ein Strafgericht gegen die meisten Schriftsteller jener Zeit. Jean Paul wurde ebensowenig verschont wie die Berliner Dichter Ramler und Jenisch. Die Autoren aller Richtungen wurden übel behandelt. Gleim, der sich ehemals durch seine Grenadier-

lieder hervorgetan hatte, wurde wegen seiner abnehmenden Kraft verspottet:

> Ach! ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
> Die einst des Grenadiers herrliche Saiten belebt.

Nicht minder schlimm erging es Friedrich Schlegel, der nach manchem Tadel für einzelne seiner Arbeiten die schlimme Abfertigung empfing:

> Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
> Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm.

Am schlimmsten erging es zwei Berlinern: C. F. Nicolai und J. F. Reichardt, und einem nordischen Dichter, F. L. Grafen zu Stolberg. Nicolai, der schon seit seiner Verspottung des „Werther" von Goethe gehaßt und bereits 1775 durch ihn mit heftigen Spottversen bedacht worden war, hatte es mit Schiller durch die vernichtende Besprechung der „Horen" verdorben. Daß er als Buchhändler, als vielseitiger Schriftsteller, als mutiger Aufklärer, als unermüdlicher Herausgeber einer kritischen Zeitschrift sich große Verdienste erworben hatte, ward vergessen, er wurde als Nickel verspottet, als der „schreckliche Dorn in des Märtyrers Lessing Kranze" bezeichnet und sein Wesen folgendermaßen gezeichnet:

> Rührt sonst einen der Schlag, so stockt die Zunge gewöhnlich,
> Dieser, so lange gelähmt, schwatzt nur geläufiger fort.

Die von Nicolai herausgegebene Zeitschrift, die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die ebensowohl durch ihre Mitarbeiter, als durch den von ihr planmäßig festgehaltenen Standpunkt von unleugbarer Wichtigkeit für das deutsche Geistesleben gewesen war, wurde mit dem vernichtenden Urteil abgewiesen:

> Zehnmal gelesne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
> Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Reichardt, ein ganz hervorragender Musiker, der durch seine Vertonungen Goethescher Lieder dem Dichter den Weg in weite Kreise gebahnt hatte, der als ein mutiger und häufig geschmackvoller Schriftsteller neuen Gedanken die Bahn geebnet hatte, wurde auch wegen dieser Leistung getadelt, besonders aber mit seinen Ansichten über die Zeitereignisse lächerlich gemacht:

> Heuchler, ferne von mir! Besonders du widriger Heuchler,
> Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken und List.

Der Dritte im Bunde: Stolberg, war, wie man sich erinnert, ein Jugendfreund Goethes gewesen, hatte es freilich durch die Art, wie er, Klopstocks Einflüsterungen folgend, sich schnöde von Weimar zurückgezogen hatte, mit dem ehemaligen Freunde verdorben. Dann war er durch seine offen zur Schau getragene frömmelnde, christliche Gesinnung den eng verbundenen Weimaranern höchst widrig geworden und hatte ihre starke Empörung durch seine hochmütige Abweisung von Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands" hervorgerufen. Dieser Ablehnung sowie der Vorrede zu Stolbergs Übersetzung Platonischer Gespräche, in der er mehr als billig sich seines Christentums gerühmt hatte, galten die starken Verse:

> Christlicher Herkules, du erstickest so gerne die Riesen,
> Aber die heidnische Brut steht, Herkuliskus, noch fest.

Freilich enthalten die Xenien nicht nur Tadel und Spott. Die wirklich Bedeutenden jener Tage wurden entweder milde angefaßt, wie Wieland, oder nach Würden geehrt, wie Voß, Herder, Fichte, F. A. Wolf. Besonders rühmenswert aber war es, daß die wahrhaft Hervorragenden nach ihrer ganzen Bedeutung erkannt und gefeiert wurden.

Solche Anerkennung wurde zunächst Shakespeare zuteil, der der wirkliche Herkules war, im Gegensatz zu so manchem vermeintlichen jener Tage. Er wurde in Schutz genommen gegen die Übersetzer, die ihn mißverstanden, und gegen die damaligen Trauerspieldichter, die sich neben ihn zu stellen, ja über ihn zu erheben wagten. Allen diesen gegenüber wurden die Art und die Wirkung von Shakespeares Dichtung mit folgenden Worten dargestellt:

> Schauerlich stand das Ungetüm da, gespannt war der Bogen,
> Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.

Dem Herkules aber, wie der britische Dichter bezeichnet wurde, ward Lessing als Achilles zur Seite gestellt. Ihm, dem die großen Nachfolger so herzliche Verehrung widmeten, dem sie ganz im Gegensatze zu seinen kleinen Nachtretern und angeblichen Freunden und Fortsetzern sich ebenbürtig halten mußten, ward der herzliche Nachruf zuteil:

> Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
> Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

Die „Xenien" sind, wie früher schon angedeutet ward, nur ein Teil der großen Sammlung, die von den Freunden zusammengestellt worden war. Ihnen folgten im Musenalmanach einige Sammlungen erbauender, gedankenreicher, belehrender Aussprüche, Verse, die zu dem Tiefsten gehören, was die deutsche Dichtung besitzt. Zu ihnen sind be-

sonders zu rechnen die beiden Sammlungen: „T a b u l a e v o t i v a e“ (Gelübdetafeln) und die kleineren Gruppen, die „V i e l e n“ und „E i n e r“ überschrieben sind.

Die erste Sammlung kündet ihre Absicht durch die Worte an:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch das Leben geholfen,
Hänge ich dankbar und fromm hier in dem Heiligtum auf.

Die Verse verkünden die durch eigene Erfahrung, sowie die durch das Leben und durch die Einwirkung höherer Mächte gewonnene Weisheit. Sie lehren, daß nur wenige, sowohl in geistiger wie in sittlicher Beziehung, auserwählt seien:

. . . gemeine Naturen.
Zahlen mit dem, was sie tun, schöne mit dem, was sie sind.

Der Unterschied des schönen Geistes und des Schöngeistes wird gelehrt, der Philister gehöhnt, der Leser aufgefordert, dem Leben zu glauben, nicht dem Buche, die Tugendschwätzer werden abgewiesen, da nur jene von Tugend reden, die sie am wenigsten besitzen. In schönster Weise wird Wahrheit und Irrtum gesondert:

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrtum!
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.
Schadet ein Irrtum wohl? Nicht immer. Aber das Irren
Immer schadet's! Wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.

An die tiefe Weisheit des Religionsgesprächs im „Faust“ erinnert der Vers:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! Und warum keine? Aus Religion!

Die beiden Dichter aber, die im Gegensatz zu dem großen Haufen der Gewöhnlichen hoch über der Menschheit standen, bezeichneten das Wesen dieser Erhabenheit mit den Worten:

Wodurch gibt sich der Genius kund? wodurch sich der Schöpfer
Kundgibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Äther und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Wird in dieser Sammlung nur auf das allgemeine Geistige hingewiesen, so tritt in den kleinen Gedichten, die „E i n e r“ überschrieben sind, das Persönliche hervor. Hier wird die Liebe gefeiert als die einigende und erquickende Macht.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.
Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.
Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr alles zu teilen,
Alles gäb' ich dahin, wär sie, die Einzige, mein.
Leben muß man und lieben: Es endet Leben und Liebe!
Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich.

Gegen Äußerungen letzterer Art wagten nur wenige aufzutreten, obwohl einige Gegner den traurigen Mut hatten, Goethes Verhältnis zu Christiane vor ganz Deutschland in höhnischer Weise darzutun. Die meisten der in den „Xenien" angegriffenen Männer beschränkten sich in ihren Erwiderungen auf den literarischen Teil der großen Sammlung. Der in seiner Ehre gekränkte Manso, die vor ganz Deutschland lächerlich und verächtlich gemachten Nicolai und Reichardt waren gewiß befugt, sich zu verteidigen, allerdings taten sie es oft ungebärdig und unwürdig; viele, die nur leise gekitzelt waren, fuhren grobes Geschütz auf, andere, die die Sache garnichts anging, wollten sich selbst zur Geltung bringen, indem sie für die geschmähte Partei eintraten. Ein toller Hexensabbat erhob sich in Deutschland. Lange konnten die Gemüter nicht zur Ruhe kommen. Da die meisten Partei waren, konnten nur wenige zu einer künstlerischen Abwägung und Schätzung des Werkes gelangen. Zu diesen Wenigen gehörte Körner, der freilich, eben weil er nicht Berufsschriftsteller und zugleich ein warmer Freund beider Dichter war, sich nicht unter den Angegriffenen befand. Sein Wort, daß selbst die Zeitgenossen bei wiederholtem unbefangenem Lesen der Verse die darin waltende komische Kraft erkennen und daß die Späteren diese heitere Überlegenheit würdigen müßten, hat sich bewahrheitet. Denn im allgemeinen hat man den Dichtern gedankt und muß ihnen für die Unerschrockenheit verpflichtet sein, mit der sie den Kampf aufnahmen wider die sich spreizende Unbedeutendheit, und man verzeiht ihnen gern, wenn sie manchmal in ihren Angriffen zu weit gingen und sich zu Verunglimpfungen erniedrigten. Denn das Wort, das Friedrich Hebbel vor Jahrzehnten gesprochen, hat unbedingte Geltung:

Nach dem Xenienhagel der beiden deutschen Heroen
Ward es lebendig im Sumpf, wie man es nie noch geseh'n.
Schiller und Goethe hießen die Sudelköche in Weimar
Und der erbärmlichste Wicht warf sie mit Steinen und Kot.
Doch was bewies das Spektakel? Nichts weiter, als daß das Gelichter
Noch viel kläglicher war, als es die beiden gemalt.

Goethe wahrte sich, so dicht der Hagel der Geschosse auch fiel, seine kühle Betrachtungsweise weit mehr als Schiller, dem in diesen Erwiderungen freilich auch viel übler mitgespielt worden war. Während Schiller erregt, ja empört am liebsten den groben Gegnern noch gröber geant-

wortet hätte, hielt Goethe bedächtig den Stürmischen zurück und bekehrte ihn endlich zu seiner Meinung, durch Schimpfereien den Streit nicht zu verlängern und die Gegner nicht zu noch heftigeren Ausfällen zu veranlassen, sondern vielmehr durch bedeutsame Leistungen den tiefen Abstand darzutun, der zwischen ihnen und ihren Widersachern herrsche, und ihren eigenen Vorzug vor der Schar der Schreier zu beweisen.

Und Goethe war es auch, der kühl und erfolgreich zuerst die Bahn beschritt, in die er glücklich den Freund hinüberbrachte. Herrliche Lieder entstanden oder wurden damals zuerst gedruckt; in ihnen wurde Lebensfreude und Genuß gepriesen, und das Behagen an den Zuständen der Gegenwart zu frohem Ausdruck gebracht. Das ist der Sinn des einige Jahre früher entstandenen, damals neu empfundenen und in dem Musenalmanach von 1797 zuerst gedruckten „Cophtischen Liedes“:

Lasset Gelehrte sich zanken und streiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch sein!
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Töricht auf Bess'rung der Toren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört.

Aber das Bewußtsein, sich in dem Sturm der Zeiten und der Meinungen den inneren Frieden gewahrt zu haben, tritt in den schönen Liedern „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“ hervor, die etwa in Erinnerung an die sizilianische Meerfahrt nach langer Wirkung im Innern des Dichters sich damals gestalteten:

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.

Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer,
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne:
Schon seh' ich das Land!

Dieses Bewußtsein des reinen Glücks, des ungebrochenen Mutes, der Beseligung durch das Schaffen sprach Goethe auch in manchen Balladen aus. Zu dem „Schatzgräber“ veranlaßte ihn die Geschichte, die er in einem italienischen Schriftsteller las, daß ein Kind einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt. Wie dieser, so sieht der Dichter in der Darreichung eine frohe Botschaft: nicht nach Geheimnissen zu graben und zu forschen, sondern das Leben zu genießen:

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

In herrlicher Weise verkündete er in anderen erzählenden Gedichten die reinigende Kraft der Liebe. In der „Braut von Korinth" wird die den Glaubenshaß und die Beschränktheit der Eltern überwindende Leidenschaft einer zur Nonne bestimmten Jungfrau zu einem heidnischen Jüngling verklärt. Die Geliebte, die, in irdischer Liebe glühend, den Zwang mißachtet, der sie zur Ehelosigkeit bestimmt, bringt zwar dem Geliebten, dem sie sich in freier Hingabe zuwendet, den Tod; aber selbst nach ihrem Tode erscheint sie, um den Wunsch auszusprechen, mit dem Geliebten nach dem Tode vereint zu sein. Denn also lautet ihr letztes Wort:

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du!
Öffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu!

Diese Läuterung und Vereinigung mit dem Erkorenen des Herzens wird auch in dem als „Indische Legende" bezeichneten Gedicht „Der Gott und die Bajadere" verkündet, einer Erzählung, die nur von törichten Sittenrichtern verkannt werden kann. Der Mann, der ein verlorenes, verachtetes Mädchen zu der Genossin einer seligen Nacht wählt, stirbt in ihrer Umarmung; nach der strengen Bestimmung des Gesetzes, die nur der Gattin den Flammentod zubilligt, soll sie weiter leben; sie jedoch:

„. . . mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Nicht so wuchtig wie in diesen ernsten Gedichten, sondern heiterer und harmloser wird das Glück, aber auch die Gefahr der Liebe in den sogenannten „Müllerinnen-Liedern" vorgeführt, einer Gruppe von Gedichten, die aus folgenden Stücken besteht: „Der Edelknabe und die

Müllerin; der Junggeselle und der Mühlbach; der Müllerin Verrat; der Müllerin Reue.“ Der Grundton aller dieser anmutigen Schilderungen ist: daß die Liebe alle Schwierigkeiten beseitigt und besiegt, die ihr von Vorsicht und Bedenklichkeiten bereitet werden.

> Ach, Liebe, du wohl unsterblich bist!
> Nicht kann Verrat und hämische List
> Dein göttlich Leben töten.

Diesen Worten des Jünglings fügt sich der Schlußgesang des Liebenden und der Geliebten an:

> Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
> Ihr Sterne leuchtet und dunkelt!
> Es geht ein Liebesgestirn mir auf
> Und funkelt.
> So lange die Quelle springt und rinnt,
> So lange bleiben wir gleichgesinnt,
> Eins an des anderen Herzen.

Der Abschnitt: Goethe und Schiller ist infolge der hohen Bedeutung Schillers inhaltlich der reichste, und auch äußerlich naturgemäß der bei weitem umfassendste.

Wie Goethe, durch seinen Freund bewogen, an dessen Zeitschriften mitarbeitete, so begründete er seinerseits ein in zwanglosen Heften erscheinendes, der Kunst gewidmetes Blatt, in dem er auch dem Freunde eine Heimstätte zu gewähren wünschte. Das ist die Zeitschrift „Die Propyläen“, die ein paar Jahre hindurch erschien, bis der Verleger Cotta, der, weil er den Herausgeber an sich zu fesseln wünschte, sich zu sehr anständigen Bedingungen herbeigelassen hatte, infolge der vollkommenen Gleichgültigkeit der Leser sich schließlich veranlaßt fand, das kostspielige Unternehmen einzustellen. Das Blatt war dazu bestimmt, Betrachtungen einiger durch enge Gemeinsamkeit verbundener Freunde über Natur und Kunst darzulegen und wollte seine Eigenart dadurch betätigen, daß die abgedruckten Aufsätze, durch Gespräch oder Briefwechsel der verschiedenen Mitarbeiter entstanden, nicht die Betrachtungsweise eines einzelnen, sondern mehrerer, zu einer Gemeinschaft Verbundener darstellten. Die Genossen wollten den Künstler auf die Natur hinweisen, ihm die Lehre einprägen, daß die Natur, z. B. die des menschlichen Körpers, nicht durch bloße Anschauung, sondern durch wissenschaftliche Erkenntnis erfaßt würde. Sie wollten den Zusammenhang des Künstlers mit dem Publikum auseinandersetzen, ohne den Schaffenden durchaus abhängig zu machen von dem Geschmack der Käufer und stellten als Lehre auf, daß man von Kunstwerken eigentlich nur in ihrer Gegen-

wart sprechen dürfe. Was sie wollten, wird einmal angeblich von einem Fremden, in Wirklichkeit von Goethe selbst in den Worten ausgesprochen: „Bei Betrachtung der Kunstwerke eine hohe unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bei Beurteilung dessen, was der Künstler geleistet hat, den großen Maßstab einzuschlagen, der nach dem Besten, was wir kennen, eingeteilt ist. Eifrig das Vollkommenste aufzusuchen, den Liebhaber sowie den Künstler immer an die Quelle zu weisen, ihn auf hohe Standpunkte zu versetzen, bei der Geschichte, wie bei der Theorie, bei dem Urteil wie in der Praxis immer gleichsam auf ein Letztes zu dringen, ist löblich und schön und eine solche Bemühung kann nicht ohne Nutzen sein."



Titel zu den „Propylaen"

Von den einzelnen Abhandlungen dieses Sammelwerks verdienen vier eine Hervorhebung: „Über Laokoon", „Der Sammler und die Seinigen", „Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke", „Über den Dilettantismus".

Der erste Aufsatz ist der berühmten plastischen Gruppe gewidmet, die den Vater mit seinen beiden Söhnen darstellt, wie sie von Schlangen angefallen und getötet werden.

Die zweite ausführliche Arbeit ist in Briefform. Die Briefe stellen eine ganze Reihenfolge von Sammlern dar: den Großvater, der alles mögliche zusammenbringt, den Vater, der vor allem wünscht, Gemälde nach der Natur und nach Menschen in seine Sammlung aufzunehmen und der einen Künstler unterstützt, zu dem Zwecke: alles, was nur in das Bereich der Kunst fällt, abzumalen; und sich von einem Künstler bereden ließ, „die Familie über die Natur in Gips abzugießen und sie alsdann in Wachs mit natürlichen Farben wirklich aufzustellen"; einen Onkel, der Dosen mit Bildern der verschiedensten Herrscher zu vereinigen sucht, und endlich den Sohn, eben den Briefschreiber, der seine Hauptaufmerksamkeit auf Handzeichnungen und Radierungen wendet. In den Briefen des Letzteren, die sich durch einen höchst anmutigen Plauderton auszeichnen, kleine persönliche Abenteuer auch Andeutungen von Liebeshändeln in die Betrachtung mischen und die wegen dieser Vorzüge verdienten, in Leserkreisen weit mehr bekannt zu sein, werden die verschiedenen Arten der Sammler sehr glücklich auseinandergehalten, die mannigfache Art der Kunstkennerschaft und der Kunstübung hübsch dargestellt: das ganz Naturgetreue und das nur Charak-

teristische, dann die Nachahmer, die „Imaginanten", die an Stelle der vollen Wirklichkeit das Selbstgewollte setzen, die Charakteristiker, die „Undulisten", d. h. „die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt höchstens eine gleichgültige Anmut entsteht:" die Kleinkünstler, von denen es heißt, „mit der größten Sorgfalt punktieren sie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Kästchen verwahren". Endlich die Skizzisten, d. h. solche, die nur zu entwerfen verstehen, nur vermögen, eine Sache anzudeuten, aber der Fähigkeit ermangeln, sie zu vollenden.

Die dritte Abhandlung gipfelt in folgendem Satz des Anwalts des Künstlers: „Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt sein und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Überirdische der kleinen Kunstwelt, er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse."

Die vierte Arbeit, die einzige, bei der Schiller mitbeteiligt war, ist nicht völlig ausgearbeitet, sondern nur in kurzen Schlagworten (Schematen) erhalten. Sie stellt als Hauptgesetz auf: „Dilettantismus ist unschuldig, ja, er wirkt bildend in solchen Künsten, wo das Subjektive für sich allein schon viel bedeutet". Es ist ganz unmöglich, die gedankenreiche Arbeit, den Niederschlag vielwöchentlicher Gespräche der beiden Freunde in kurzem Auszuge wiederzugeben. Hier genüge soviel, daß auch manchmal auf die redenden Künste Rücksicht genommen wird.

An die eben besprochenen Aufsätze der Zeitschrift „Die Propyläen" mögen sich auch einzelne andere Schriften anreihen, die in das Fach der Kunstschriftstellerei gehören. Sie werden an dieser Stelle erwähnt, weil sie unter Schillers Augen entstanden und Angelegenheiten berühren, die auch seine Aufmerksamkeit hervorgerufen haben.

Zunächst die Übersetzung des kleinen Romans von Diderot: „Rameaus Neffe". Die Urschrift dieses eigenartigen Werkes, das die Form einer Unterredung zwischen dem Verfasser und dem Neffen des

großen Musikers Rameau hat, kam durch Schiller in die Hände des Weimarer Freundes und wurde von Goethe übersetzt. Daß diese Übersetzung, die doch kein selbständiges Werk ist, nicht nur genannt, sondern mit einigen Worten behandelt wird, verlangt eine kurze Begründung. Bei handwerksmäßigen Übersetzern, die von Geschäftswegen derartige Arbeiten machen, würde es genügen, die einzelnen Übertragungen kurz zu nennen und noch kürzer zu beurteilen; bei Goethe, der genug Eigenes bieten konnte, ist schon die Wahl des von ihm Übersetzten wichtig. Wie ihn bei Diderots Kunstschriften, von denen er gleichfalls einige ins Deutsche übertrug und mit gehaltvollen, nicht immer anerkennenden Worten begleitete, der widerspruchsvolle Geist anzog, bei Cellini die kraftvolle Persönlichkeit fesselte, die ihm staunenswert war, wenn sie auch nicht seine volle Billigung fand, wie ihn bei Voltaires Trauerspielen die Regelmäßigkeit reizte, die er, wenn auch nicht als mustergültiges Vorbild, so doch als beachtenswertes Beispiel den Hörern vorzeigen wollte, so hier, bei den Unterredungen von Rameaus Neffen, die Wesenheit eines seltsamen, dem Verkommen nahen Menschen, der alle äußere Würde wegwirft und doch nicht zum gewöhnlichen Bettler und Tagedieb herabsinkt, sondern durch seine Auffassungsweise und seine Kunst, über alles geistreich zu plaudern, eine beachtenswerte Erscheinung bleibt. Das Rühmenswerte bei dieser Unternehmung ist aber nicht nur die geschmackvolle Übersetzung, die dem Werk den Reiz einer selbständigen Arbeit verleiht, sondern sind die Anmerkungen, in denen der Verfasser ein lebendiges Bild der französischen Geistesbewegung des 18. Jahrhunderts entwirft, die einflußreichsten Persönlichkeiten anschaulich und greifbar vor den Augen des Lesers erstehen läßt.

Zu den merkwürdigen Arbeiten auf dem Gebiete der Kunst gehören die kleinen Besprechungen, Preisausschreibungen und Beurteilungen der eingesandten Kunstwerke. Die W. K. F. (Weimarer Kunst-Freunde), von denen Goethe später in ungelenken Versen, aber mit richtiger Erkenntnis des Sachverhalts schrieb:

> Die W. K. F.'s
> Mit ihren Treffs
> Sie treibens noch eine Weile

waren keine geschlossene Gesellschaft, sondern streng genommen nur eine Gesamtbezeichnung für Goethe und den „Kunstfreund" Heinrich Meyer; Schiller aber war mit ihren Bemühungen und Gesinnungen einverstanden, hatte stets genaue Kunde von ihrem Vorhaben, während er, wie man wohl als sicher annehmen kann, bei ihren schriftstellerischen Äußerungen nicht beteiligt war.

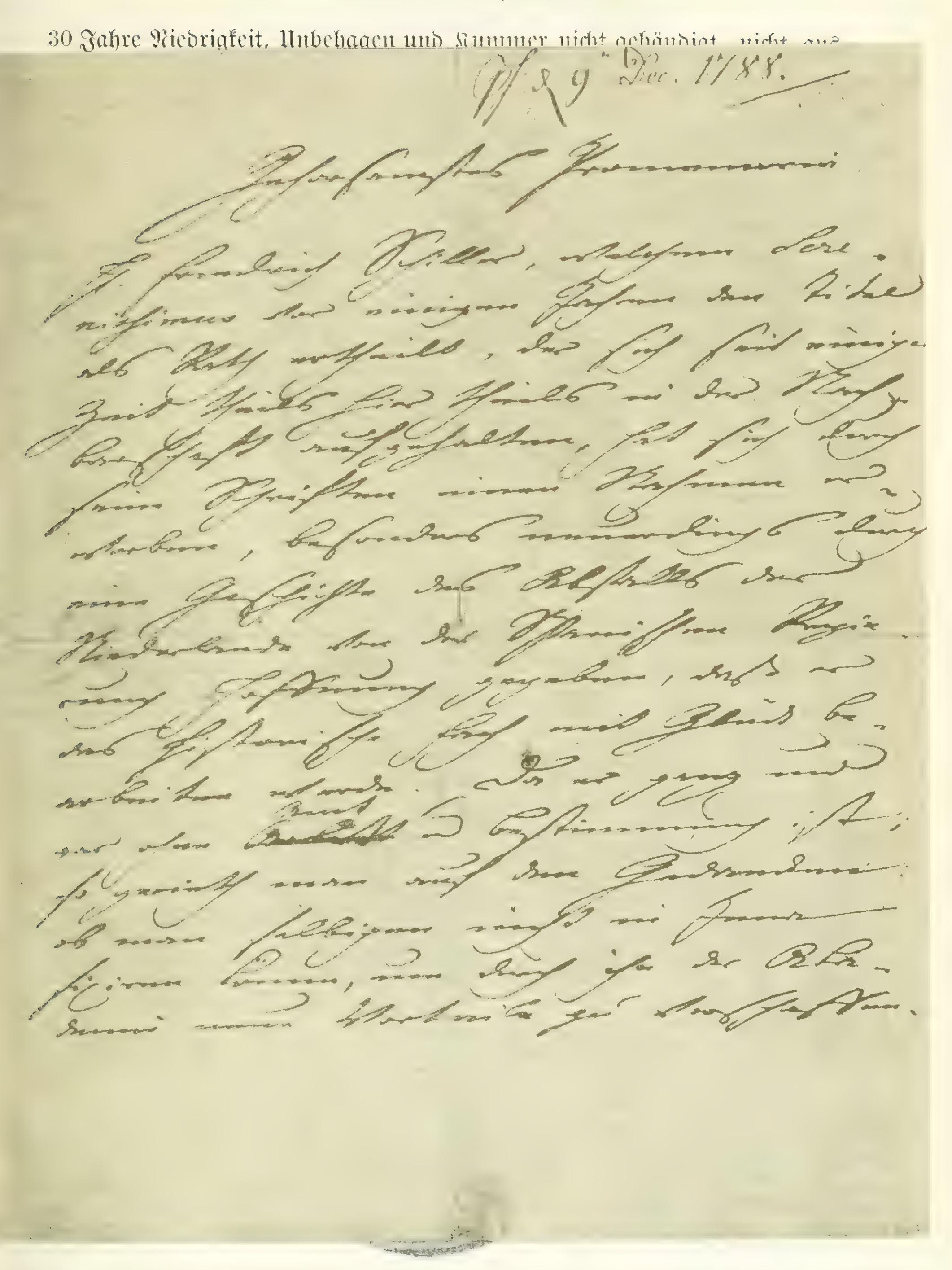
Die mehrere Jahre hintereinander, am Ende des 18. und am Anfang

des 19. Jahrhunderts in Weimar veranstalteten Kunstausstellungen vereinigten die Arbeiten von Weimarer und auswärtigen Künstlern; für die Preisarbeiten, die bei Gelegenheit mancher Ausstellungen ausgeschrieben wurden, wählte man zumeist Aufgaben aus dem Giebete des Altertums. Der ernste Sinn, mit dem die von den verschiedenen Orten eingesandten Bilder beurteilt wurden, erweckt wahrhafte Bewunderung, wenn man auch bei den Aufgaben mitunter gelehrte Sucht und einen etwas beschränkten Gesichtskreis tadeln muß.

Die kleinen Besprechungen, die teils in den „Propyläen", teils in den Beiblättern zur „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" erschienen, beziehen sich zumeist auf Gemälde und Kupferstiche, seltener auf neuere kunstgeschichtliche Werke. Sie sind wichtig wegen ihrer Sachkenntnis, wegen ihrer rührenden Liebe zum Kleinen. Sie liegen vollkommen abseits von dem sonst damals bei Kunsturteilen üblichen geistreichen Geschwätz, streben vielmehr danach, durch genaue Beschreibung eine Vorstellung von den Kunstwerken zu geben, ihre Schönheit begreiflich zu machen und auch über die Art der Arbeit belehrende Fingerzeige zu bieten.

Die wichtigste Arbeit aus dem Gebiete der Kunstwissenschaft in jener mühe- und ertragsreichen Zeit ist das Buch „Winckelmann und sein Jahrhundert. 1805". Nicht das ganze Werk rührt von Goethe her. Der Hauptteil besteht vielmehr aus den Briefen des großen Kunstgelehrten an seinen Freund Berendis, und in Abhandlungen von F. A. Wolf und Heinrich Meyer. Von den zwei Aufsätzen Goethes ist der eine von besonderer Bedeutung, der in einer Reihe kleiner Abschnitte eine Übersicht über Leben und Charakter Winckelmanns zu geben unternimmt. Manche Leser mögen Anstoß daran nehmen, daß diese Übersicht nicht die Zeitfolge und besonders wichtige Ereignisse berücksichtigt, sondern einzelne Hauptzüge in kleinen Abschnitten darzustellen unternimmt, z. B. „Antikes", „Heidnisches", „Freundschaft", „Schönheit", „Katholizismus"; wer sich aber von dieser Äußerlichkeit nicht abstoßen läßt und das Werkchen selbst aufmerksam liest, wird gefesselt von der Eigenart der Schilderung. Großer Nachdruck wird bei der Zeichnung Winckelmanns auf sein antikes Wesen gelegt: „Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt: denn wie die gesunde Faser dem Übel widerstrebt und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wiederherstellt, so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen inneren und äußeren Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen. Eine solche antike Natur war, insofern man es nur von einem unserer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch

30 Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus-

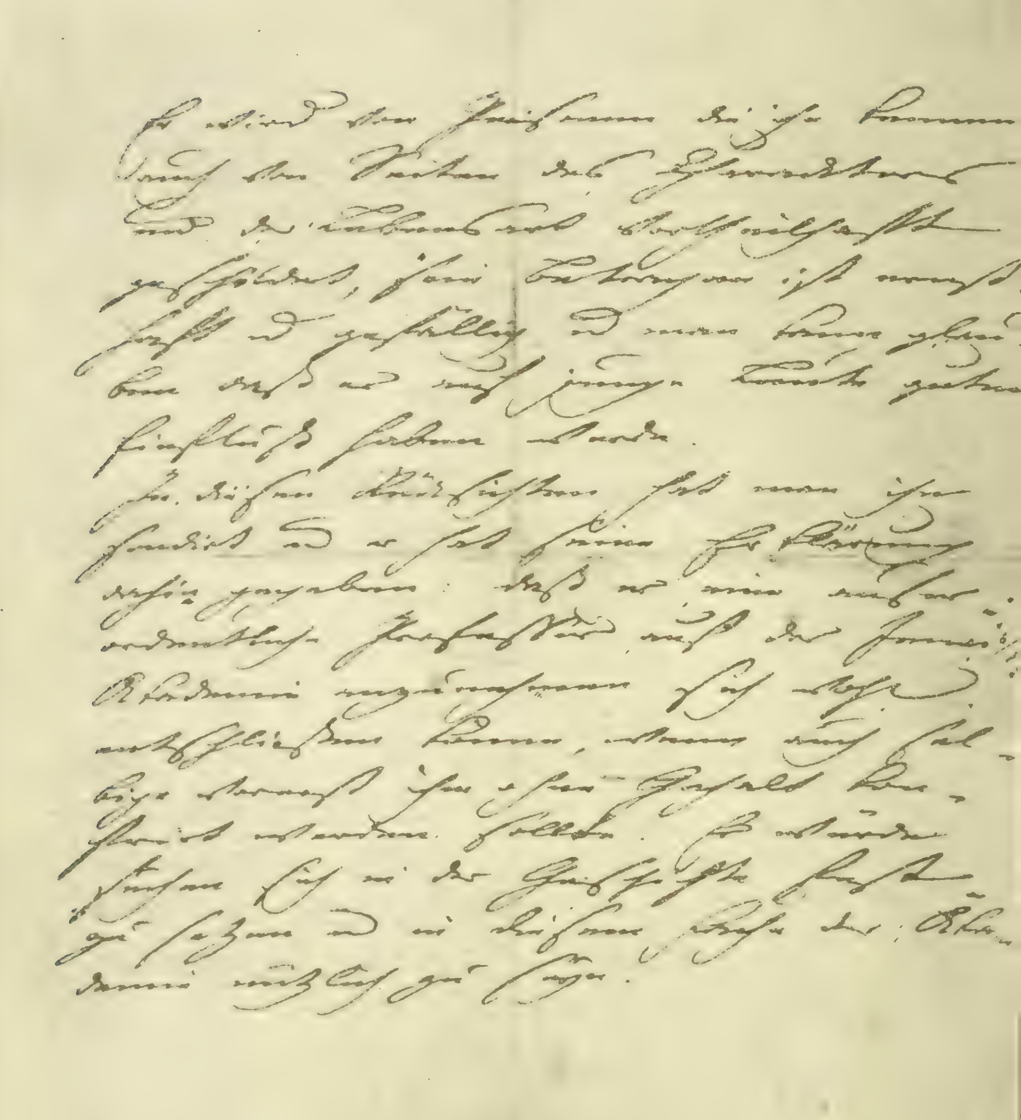


9. Dec. 1788.

Hochwohlgebohrner Freyherr

H. Friedrich Schiller, welchem Sere-
nissimus vor einigen Jahren den Titel
als Rath ertheilt, der sich seit einiger
Zeit theils hier theils in der Nach-
barschaft aufgehalten, hat sich durch
seine Schriften einen Nahmen er-
worben, besonders neuerdings durch
eine Geschichte des Abfalls der
Niederlande von der Spanischen Regie-
rung Hoffnung gegeben, daß er
das historische Fach mit Glück be-
arbeiten werde. Da er ganz und
gar ohne Amt und Bestimmung ist,
so gerieth man auf den Gedanken:
ob man selbigen nicht in Jena
fixiren könne, um durch ihn der Aka-
demie einen Arbeiter zu verschaffen.

des 19. Jahrhunderts in Weimar veranstalteten Kunstausstellungen vereinigten die Arbeiten von Weimarer und auswärtigen Künstlern; für die



30 Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus-

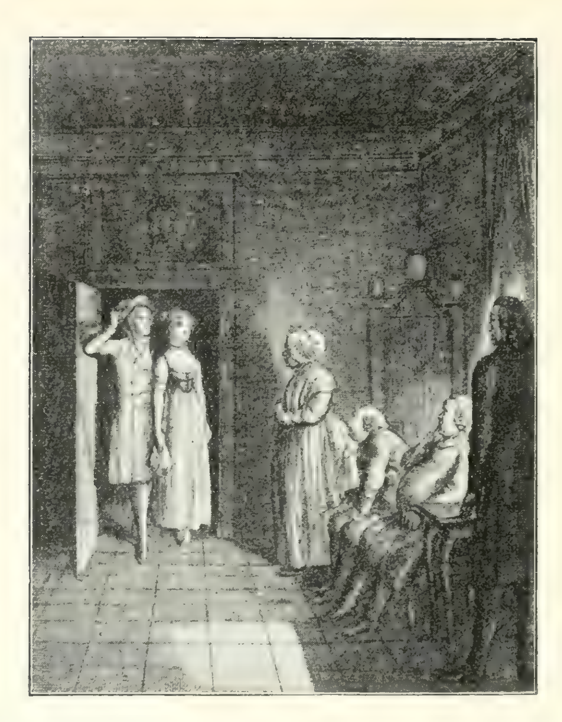
des 19. Jahrhunderts in Weimar veranstalteten Kunstausstellungen vereinigten die Arbeiten von Weimarer und auswärtigen Künstlern; für die

Promemoria Goethes an das Geheime Consilium betreffs Ernennung Schillers zum Professor der Geschichte in Jena.
Original im Besitz der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig.

30 Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeklärt, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Tätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht." Besonders schön sind die Abschnitte über Freundschaft und Schönheit; milde wird über den Glaubenswechsel, den Übertritt vom Protestantismus zum Katholizismus geurteilt, höchst merkwürdig ist der Eifer gegen die „leere Klage, wenn sich bald diese, bald jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissenen beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde" und ebenso das Trostwort, das dieser Klage entgegengehalten wird: „Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Übermaß von Ehre und Reichtum zusichern". Die überaus anregende Schrift schließt mit den kräftigenden Sätzen: „Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zugute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen."

Kein schöneres Wort konnte Goethe brauchen, wenn er seines eigenen, so früh heimgegangenen Freundes gedachte.





Kupferstich von Chodowiecki zu „Hermann und Dorothea“.
Hermann führt Dorothea seinen Eltern zu

Fünfzehntes Kapitel

1794—1805. Andere literarische Arbeiten. (Weissagungen des Bakis, Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister)

Sehr viele Dichtungen und Prosaschriften, die im vorigen Abschnitt behandelt wurden, gehören schon der Zeit bis 1800, zum Teil bis 1805 an. Sie durften nicht voneinander getrennt werden, weil sie in den von Schiller geleiteten oder in den mit ihm beratenen Zeitschriften standen, oder weil sie seinen bestimmenden Einfluß zeigen. Dem Jahrzehnt aber, das man als das Schillersche bezeichnen kann, gehören noch manche andere Schriften an, die außerhalb der genannten Sammlungen erschienen. Sie sind teils vereinigt in Goethes „Neuen Schriften“ (Berlin, Vieweg, 7 Bände, 1791 bis 1800), teils wurden sie besonders veröffentlicht oder wurden damals überhaupt nicht herausgegeben: „Hermann und Dorothea“ 1797 in Form eines Taschenbuchs gedruckt und die „Achilleis“.

Die „Neuen Schriften" enthalten außer manchen schon bekannten Dichtungen, z. B. dem „Großkophta", den „Theaterreden", „Elegien und Epigrammen", Liedern und Gesängen", die „Weissagungen des Bakis", „Reineke Fuchs" und „Wilhelm Meister".

Die „Weissagungen des Bakis", so nach einem griechischen Wahrsager genannt, sind dunkle, schwer verständliche Gedichte, die sehr verschieden aufgefaßt worden sind. Ein neuerer Forscher will in ihnen Darlegungen und Bekenntnisse des Dichters über die weltbewegenden Fragen und seinen dichterischen Beruf gegenüber den politischen und nationalen Bewegungen der Zeit erblicken. Andere sehen in den 32 Sprüchen, deren jeder aus vier Versen, zwei Distichen besteht, einfach Rätsel zum Kopfzerbrechen, deren Lösung mitunter einfach, oft sehr schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich ist. Ein Dritter führte neuerdings aus, daß in den meisten dieser Verse hauptsächlich Anspielungen auf Bücher verschiedener Art zu finden sind, die der Dichter las und nur halbwegs billigte.

Die erste dieser Andeutungen ist gewiß abzuweisen, schon aus dem Grunde, weil gerade unser Meister über hochwichtige Dinge nicht in geheimnisvollem Tone zu orakeln, sondern in deutlicher Weise zu sprechen liebte; am besten wird man wohl zu einer Deutung einiger, freilich nicht aller dieser seltsamen Sprüche gelangen, wenn man sie bald als Rätsel, bald als Hinweise auf die Lektüre auffaßt. Da es nicht angeht, bei allen einzelnen Gedichtchen länger zu verweilen, so mag für jede der beiden Arten ein Beispiel hervorgehoben werden. Das 29. lautet:

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fuße;
  Auf die Scheitel gestellt, wird es von jedem verflucht.
Eines kenn' ich und fest bedrückt es zufrieden die Lippe;
  Doch in dem zweiten Moment ist es der Abscheu der Welt.

Als Lösung des Gedichtchens ist der Pantoffel vorgeschlagen, wohl mit Recht: der zierliche Schuh am Fuße der Geliebten und des Papstes geliebt und verehrt, aber gehaßt und verflucht von den beherrschten Ehemännern und von den Gegnern der katholischen Kirche.

Als Beispiel der zweiten Art diene das sechste Gedicht:

Kommt ein wandernder Fürst auf kalter Schwelle zu schlafen,
  Schlinge Ceres den Kranz, stille verflechtend um ihn;
Dann verstummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
  Und ein tätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.

Zur Erklärung dieses scheinbar ganz unverständlichen Gedichtes ist darauf hingewiesen worden, daß der Dichter im Januar 1800 eine Vorstellung des Dramas „Gustav Wasa" von Kotzebue mit ansah. Bezieht sich das Gedicht auf dieses Drama, so bedeutet Zeile 1: der schwedische König

15*

irrt, von den Dänen verfolgt, umher im kalten Norden, während in Deutschland schon Frühling ist; Zeile 2: er kommt nach Deutschland und wird dort von freundlichen Bauern aufgenommen; Zeile 3: die Dänen (Hunde) wagen dagegen nicht aufzutreten; der Geier, der ihn weckt, ist König Christian; Zeile 4: Gustav Wasa zieht wieder triumphierend in Stockholm ein.

Durch solche Deutung werden die Verse zwar verständlich, aber einen wirklichen Genuß erhält man von ihnen auch durch derartige mühsame Erklärung nicht.

„Reineke Fuchs“, „die Achilleis“ und „Hermann und Dorothea“, sind drei Versuche in der sogenannten epischen Literatur, und doch wie sehr voneinander verschieden.

„Reineke Fuchs“ darf kaum als selbständige Dichtung angesprochen werden, denn das Werk ist nur eine mit wenigen eigenen Zusätzen ausgestattete Übertragung aus dem Niederdeutschen, zudem nicht einmal eine wirklich neue Übersetzung, sondern nur die Veränderung einer älteren hochdeutschen Übertragung. Was Goethe an dem Werke reizte, war, daß er in dieser Erzählung aus dem Tierleben mit Herder einen „Spiegel der Welt“ sah. In den „Xenien“ sagte er über diesen Stoff:

> Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
> Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.

Die in antikem Maße gedichteten Verse sind wohlgelungen, trotz der Bemängelungen strenger Kunstrichter. Der ganze Ton der behaglichen Darstellung ist unendlich glücklich getroffen.

Im 15. Jahrhundert war der Stoff des „Reineke Fuchs“ festgelegt worden. In die Zeit des trojanischen Krieges, also tausend Jahre vor der christlichen Zeit, führt der Inhalt der „Achilleis“. Am 23. Dezember 1797 schrieb Goethe: „Der Tod des Achills scheint mir ein herrlich tragischer Stoff“. Er machte sich bald an die Arbeit, nicht etwa um ein Trauerspiel, sondern um eine Verserzählung ernsten Inhalts zu schreiben, ließ das Angefangene aber liegen, nachdem er einen Gesang vollendet hatte. Als den bestimmenden Gedanken des ganzen Werkes bezeichnete er: „Achill weiß, daß er sterben muß, verliebt sich aber in die Polyxena und vergißt sein Schicksal rein darüber nach der Tollheit seiner Natur“. Freilich von dem letzten Gedanken wird in dem erhaltenen Bruchstücke nichts erzählt; es schildert uns nur die ernste Stimmung des Helden nach dem Tode seines Freundes Patroklos.

Was bei dem einzig erhaltenen ersten Gesange dem Kenner sofort auffällt, ist die unendliche Geschicklichkeit, mit der der Ton der homeri=

schen Gesänge getroffen ist. Götter und Menschen — denn auch jene fehlen durchaus nicht, und sie sind in ihren Leidenschaften und Begierden durchaus menschenähnlich — sprechen und bewegen sich treu nach der Art der Gestalten des alten Sängers; der geringe Eifer des Erzählers, den Gang der Ereignisse zu beschleunigen, seine Lust, behaglich bei Einzelheiten zu verweilen, ist durchaus dem Dichter des Altertums nachgeahmt. Nach der Beratung der Götter, in der die Göttermutter Hera auf dem, ihr von Zeus früher gegebenen Versprechen besteht, daß Achilleus dem Tode geweiht sei, sucht Athene in der Gestalt des Antilochus, eines Gefährten des Helden, den Achilles auf. In gedankenreichen Gesprächen reden die beiden über die Totenfeier, die dem Freunde Patroklos bereitet werden soll und über das unabwendbare Geschick, dem Achilles verfallen ist. Um nur eine Probe der unvergleichlichen Sprache zu geben, seien folgende Verse angeführt:

> Ja, soweit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe verbreitet
> Sich dein herrlicher Ruhm und alle Völker verehren
> Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
> Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
> Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,
> Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.

Die Verse klingen gleich der oben erwähnten Stelle aus Winckelmann, wie ein früher Scheidegruß an den herrlichen Freund, der dem Dichter zur Seite wandelte, an den Freund, der auch mit den geheimen unentrinnbaren Mächten des Schicksals kämpfte. Der erhaltene Gesang aber ist für alle, die das Altertum kennen, eine herrliche Nachahmung der unvergänglichen Poesien jener Zeit; für die, denen jene Zeit fremd ist, bedeutet er eine Kostprobe, ein staunenswerter Versuch der Vereinigung deutschen Geistes mit griechischer Kultur.

„Hermann und Dorothea" ist nach einem glücklichen Ausspruch Schillers „der Gipfel von Goethes und der ganzen neueren Kunst".

Den Stoff entnahm der Dichter einer salzburgischen Auswanderergeschichte von 1732. Hier fand er vieles für seine Erzählung vor: ein Mädchen, das ohne Schuld aus seiner Heimat vertrieben wird; einen Bürgerssohn, der bisher dem Heiraten abgeneigt, durch den Anblick der Fremden von Leidenschaft bewegt, nur sie als Gattin begehrt; den Vater, der dem plötzlichen Entschluß widerstrebt; die Freunde des elterlichen Hauses, darunter den Pfarrer, die das Mädchen prüfen; die Bedingung des Mädchens, zunächst als Magd in das fremde Haus zu treten, bis durch einen Scherz des Vaters die Wahrheit enthüllt wird. Was der Dichter an Personen und Handlungen hinzufügte, war nicht viel: es war die Persönlichkeit der Mutter und der Umstand, daß an der

Hand des Mädchens ein Ring und damit sein früheres Verlöbnis entdeckt wird.

Aber was hat in diesem engen Rahmen der Dichter gestaltet. Ob er in der Kleinstadt einen bestimmten thüringischen Ort hat schildern wollen, das berührt den Leser gar nicht; mehr schon die Frage, ob er den Personen seiner Dichtung Urbilder zugrunde gelegt hat. Hier kann man nur als gewiß hinstellen, daß Hermanns Vater manches von der Bedächtigkeit und Biederkeit des Herrn Rat, viel von seiner Herrschsucht, seinem Kleben am Alten an sich trägt und daß die Mutter wie an Liebreiz, so an Sinnesfreude und ihrer erquicklichen Teilnahme für den Sohn, dem sie fast wie eine Freundin gegenübertritt, in dem sorglichen Walten für das Haus und in ihrer lieblichen Schüchternheit den Männern gegenüber Frau Aja gleicht. Dagegen muß man stark in Zweifel ziehen, daß Dorothea nach Lili geformt sei; so tüchtig auch dies zierliche und gezierte Frankfurter Patriziermädchen in den Stürmen des Lebens und in dem Drange der Verhältnisse sich entwickelte, — von dieser wunderbaren Mischung von Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit, von dieser Tatkraft, die fast über die Fähigkeit des Weibes hinausgeht und doch mit echt weiblicher Innigkeit geübt wird, hatte Lili nichts.

Ein wie reiches Gebilde hat der Dichter aus dem kargen Stoffe gemacht. Aus der Vergangenheit, die den Leser wenig interessierte, aus der ihres Glaubens wegen flüchtenden salzburgischen Gemeinschaft machte er eine Schar Deutscher, die, um den politischen Unruhen zu entgehen, das Elsaß verläßt und nach Deutschland flüchtet. Welch packendes Zeitgemälde und welch lebendige Ausmalung der Zustände, unter denen jeder Deutsche seufzte und litt!

Mit welch edler Erhebung, ohne tönendes Wortgeklingel wird hier die Liebe zum Vaterlande gepriesen und die Pflicht des Mannes gelehrt, seine Kräfte der Heimat zu weihen und, wenn es nottut, ihr sein Leben zu opfern! In welch erquickendem Gegensatz gegen die unheilvolle Wirkung des Kriegs und der Empörung steht hier der ruhige Friede des Hauses, der Segen der Ordnung. Zart angedeutet sind die Sinn und Herz des Mannes beglückenden Freuden der Ehe, und damit dieser Andeutung alles Anstößige genommen werde, sind sie der Mutter in den Mund gelegt, die nicht die eigene Begehrlichkeit ausdrückt, sondern dem Sohne alle Freuden wünscht. Im Schmelz der Jugendlichkeit werden beide Helden gezeichnet, die nicht im ersten Liebesrausch aufeinander losstürmen; beide haben vielmehr, das Weib der Liebe Glück, der Mann der Liebe Leid erfahren, dieser abgewiesen durch die eitlen Schönen der kleinen Stadt, die über der äußeren Ungeschicklichkeit des Zaghaften seine Tüchtigkeit und seinen Edelsinn nicht erkennen konnten, jene erprobt durch das Ver-

löbnis mit einem wackeren Jüngling, der in der Blüte der Jugend dahinging. Und wie sinnig ist es, daß Hermann gerade dies Mädchen, angetrieben durch einen plötzlichen Mut, der dem Schüchternen fast unbewußt kommt, mit starker Hand erfaßt, vielleicht, weil er in ihr das jugendliche Ebenbild der geliebten Mutter zu sehen glaubt. Gerade durch die Enttäuschung, die sie früher erfahren, sind sie zum Lebensbund geeignet: er findet in ihr, der Tätigkeitsfrohen, Raschen, Lebendigen die Ergänzung zu seiner Langsamkeit, sie aber, halb noch in Trauer, gereift durch das frühere Verlöbnis, ihrer neuen Liebe noch nicht ganz gewiß, reicht ihm zögernd, aber klaren Geistes ihre Hand. Und dafür, daß in diesem herrlichen Gemälde bewegten Welttreibens und innerer Kämpfe der Humor nicht fehle, sorgen alle die kleinstädtischen Ehrenmänner, die sich am Wirtstisch versammeln; echte deutsche Gemütlichkeit waltet in diesen Zimmern und auf den engen Straßen. Ein deutsches Gedicht, das trotz so vieler echt heimatlicher Züge ein allgemein menschliches ist, eine Schilderung vergangener Zeiten und doch ewig gültig, weil das Allgemeine, stets Wiederkehrende in schönster Verklärung erscheint.

Taschenbuch

für

1798.

Herrmann und Dorothea

von

J. W. von Göthe.

Berlin

bey Friedrich Vieweg dem älteren.

Titel der ersten Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea“

Das letzte der hier zu besprechenden größeren Werke ist der Roman „Wilhelm Meister“. Er wurde in keiner Zeitschrift veröffentlicht, auch, wenigstens in seinen ersten Büchern, keinem der Nahestehenden vorher mitgeteilt, sondern erschien als Hauptbestandteil der schon erwähnten „Neuen Schriften“. Der Titel „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ läßt voraussetzen, daß das Werk nur der Anfang eines größeren Ganzen

ist; auf die Lehrjahre müssen die „Wanderjahre" folgen, die später wirklich erschienen sind, und man möchte meinen, daß als Krönung des Ganzen die „Meisterjahre" notwendig seien, — eine Abteilung, die freilich niemals erschien und auch nicht im Plan des Dichters gelegen zu haben scheint. Der Name „Meister" soll wohl darauf hindeuten, daß der Held der Dichtung die Vervollkommnung anstrebt und die Vollkommenheit erreicht; der Vorname Wilhelm wird von unserem Dichter oft gebraucht: man erinnere sich an den Freund Werthers, der diesen Namen führt und an den liebenswürdigen Wilhelm in den „Geschwistern", den vermeintlichen Bruder, der das Glück hat, in der Schwester die Geliebte zu erkennen.

Das Werk zerfällt in acht Bücher, deren jedes in sich ziemlich abgeschlossen ist.

Wilhelm, ein junger Mann aus guter Familie, wird zum Kaufmann bestimmt. Er verbringt eine angenehme Jugend in seinem Vaterhause, in dessen Schilderung man unschwer das Goethesche Haus erkennt; eine unendliche Reihe von Zügen aus Goethes Kindheit wird hier wiedergegeben, Vater und Mutter getreu den Persönlichkeiten des Elternhauses nachgeschildert; der häufige Besuch des Theaters und das Ergötzen der Kinder an einem Puppentheater im Hause sind alles Züge aus der Kindheit unseres Dichters. Zwei Persönlichkeiten treten neben den jugendlichen Helden: sein Freund Werner, der, jedem phantastischen Hange fremd, durchaus dem nüchternen Leben angehört und die anmutige natürliche Marianne, die vielleicht einige Züge des Frankfurter Gretchens hat, obgleich sie aus der niedrigen Umgebung, in der jene lebte, hervorgehoben wird. Die Liebe zu Marianne, die ein Mittelempfindung ist zwischen knabenhafter Huldigung und stärkeren Gefühlen erwachender Männlichkeit, wird bald abgebrochen. Wilhelm muß sich entschließen, den Beruf zu ergreifen, für den der Vater ihn bestimmt hat. Auf einer Geschäftsreise jedoch befreit er sich davon wie von einem lästigen Zwange. Und nun führt er mit einer Komödiantenschar längere Zeit ein Vagabundenleben, das ihn freilich nur halb erfreut, aber von ernsteren Aufgaben ganz abzieht. Seine hauptsächlichsten Gefährten sind Philine und Laertes, zwei köstlich geschilderte Gestalten: beide voll Genußfreudigkeit in den Tag hineinlebend, ohne an die Zukunft zu denken, liebenswürdig und anmutig, sinnlich und sinnenfreudig, voll von üppiger Lebenskraft. Im Gegensatz zu diesem strahlenden Leben, das kein Gestern kennt und kein Morgen bedenkt, steht die rührend wundersame Figur der Mignon, eines aus der Ferne, aus Italien stammenden Mädchens, das in Gesellschaft eines älteren, gleichfalls in den Mantel des Geheimnisvollen gehüllten Mannes, des Harfenspielers, erscheint und die Gesellschaft durch Tanz und Gesang entzückt, in ihnen Sehnsucht erweckt nach anderen Gegenden und anderen Zuständen.

(Es ist denkbar, daß der Dichter bei der Schöpfung dieser poetischen Gestalt an eine italienische Tänzerin und Sängerin gedacht, die er als Student in Leipzig gesehen, möglich auch, daß er durch seine Lektüre der Novellen des Cervantes dazu kam, diese Figur zu schaffen). Von den schönen Mignonliedern war schon früher teilweise die Rede. Aber auch zwei Lieder des Harfners bedürfen einer Erwähnung; das eine von tiefem Ernste erfüllt: „Wer sich der Einsamkeit ergibt“, das andere die wunderbare Wirkung des Gesanges auf dichterisch Empfindende verklärend und die edle Zurückhaltung und Bescheidenheit des Künstlers preisend (Der Sänger: „Was hör ich draußen vor dem Tor).“

In Gegensatz zu dem umherschweifenden Leben, das der Held des Romans mit seinen leichtsinnigen oder mindestens leichtfertigen Gefährten führte, tritt die fest begründete adlige Gesellschaft, in die er in Begleitung seiner Gefährten nun gerät. Aber wenn auch diese adlige Gesellschaft durchaus eine andere ist als die schauspielerische, so erscheint sie deswegen keineswegs als eine vollkommenere.

In dem festgegliederten gräflichen Kreise finden sich starke Mängel neben manchen Vorzügen. Der Graf: ein pedantischer, steifer Herr, der an allerlei anderen, komisch erscheinenden Dingen Gefallen findet; der Baron: ein Kunstliebhaber, doch ohne gefestete Auffassung und ohne durchdringende Bildung; die Gräfin: rein, jedoch nicht gänzlich unnahbar, da die starke Versuchung noch nie an sie herangetreten ist; die Baronesse: vergnügungssüchtig, leichtsinnig, nur äußerlich die Rücksichten ihres Standes wahrend. Unter diesen vier Menschen ist es der Baron allein, während die übrigen sich etwas hochmütig entfernt halten, der sich um das Schauspielervölkchen, um die Schauspielerinnen mehr als um die männlichen Genossen kümmert. Er zieht sich dadurch den Unwillen der Schauspieler zu, so daß auf ihn ein Spottgedicht gemacht wird, dessen letzte Strophe also lautet:

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's beide, wie wir sind:
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb' meiner Mutter Kind.
Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich in dem Kapitel.

Die höhere Bildung dieses ganzen Kreises tritt in verschiedenen Gesprächen, namentlich über Shakespeare, hervor, Gesprächen, die in den folgenden Büchern, freilich mit anderen Personen, ihre Fortsetzungen finden.

In den folgenden Büchern vermehrt und verändert sich die Schau-

spielergesellschaft. An die Stelle derer, die aus persönlichen Gründen, weniger aus innerem Drang sich der Bühne zugewendet hatten, treten wirkliche Künstler, die mit hoher Begabung und ernsten Absichten ihrem Berufe dienen: Serlo und seine Schwester Aurelie, in denen man wohl die Abbilder des großen Schauspielers F. L. Schröder und seiner Schwester sehen kann.

Der für weibliche Anmut empfängliche Wilhelm, der auch dem Reiz der hochgeborenen Frau nicht ganz widerstehen konnte, gerät mit dieser leidenschaftlichen Frau, die auf ihrem Lebenswege schon manche trübe Erfahrung gemacht, in ein eigenartiges Verhältnis und spricht ihr gegenüber das Gelübde aus, das, in dem Augenblicke ernst gemeint, doch nicht einen Lebensgrundsatz wiedergibt: „jeder flüchtigen Neigung will ich widerstehen und selbst die ernstlichsten in meinem Busen bewahren; kein weibliches Geschöpf soll ein Bekenntnis der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann." (Die ganze Szene erinnert sehr merkwürdig an die, die Goethe mit der Tochter des französischen Tanzmeisters in Straßburg erlebt haben will und in „Dichtung und Wahrheit" so lebendig beschreibt.)

Am Ende des fünften Buches scheidet Wilhelm von dem Theaterleben, das er eine Zeitlang als seine Bestimmung gewählt hatte und das, wie er endlich erkennt, ihm doch nicht die Befriedigung zu verschaffen geeignet ist, die er gehofft hatte. Die falschen Ideale, denen er nachgejagt, sind zertrümmert. Er kommt zu der Überzeugung, „daß der Mensch nicht eher glücklich sei, als bis sein unbedingtes Streben in sich selbst seine Begrenzung findet".

Als Beispiel eines solchen in sich abgeschlossenen Lebens, dessen Trägerin ihre wahre Bestimmung erreicht und erfüllt hatte, tritt das sechste Buch auf, das unter dem Nebentitel „Bekenntnisse einer schönen Seele" bekannt ist. Es erscheint dem oberflächlichen Blicke zunächst als ein ungehöriges Einschiebsel, dem tiefer Hineinschauenden ist es dies aber nicht: teils aus dem eben angegebenen Grunde, da es den Gegensatz gegen das Umherschweifende der ersten Bücher bildet, das beschauliche Leben im Gegensatz zu dem tätigen verklärt, teils deswegen, weil einzelne Persönlichkeiten des sechsten Buches die Helden der folgenden sind.

„Die Bekenntnisse einer schönen Seele" enthalten die innere und äußere Lebensgeschichte der Susanne von Klettenberg, ihre Verlobung mit Narziß (dem Schöffen J. D. Ohlenschlager), ihr Verhältnis zu Geschwistern und Verwandten, besonders zu einem Oheim, dem Herrn von Loën; manche Begegnisse, wie z. B. der Streit zwischen dem genannten Ohlenschlager und einem hessischen Leutnant Lindheimer, sind, wie neuerdings aus den Akten erwiesen wurde, streng der Wirklichkeit ent-

nommen. Aber wichtiger als diese äußeren Ereignisse ist die Schilderung des Innern der schönen Seele: ihr Sehnen nach Gott, ihr Grübeln, das durch die Kraft des Gebetes zerstreut wird. Viele Äußerungen sind wörtlich den Aufzeichnungen Susannens v. Klettenberg entnommen, manches freilich entspricht mehr Goethes eigenem Denken, namentlich der herrliche Schluß: „Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle, das zu tun, was ich für recht halte, selbst bei der Schwäche meines Körpers, der mir so manchen Dienst versagt: läßt sich das alles aus der menschlichen Natur, deren Verderben ich so tief eingesehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht. — Ich erinnere mich kaum eines Gebotes, nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes: es ist ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führet; ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen und weiß so wenig von Einschränkung als von Reue. Gott sei Dank, daß ich erkenne, wem ich dieses Glück schuldig bin, und daß ich an diese Vorzüge nur mit Demut denken darf. Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eigenes Können und Vermögen stolz zu werden, da ich so deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menschlichen Busen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, sich erzeugen und nähren könne.“

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Ein Roman.

Herausgegeben

von

Goethe.

Erster Band.

Berlin.

Bey Johann Friedrich Unger

1795.

Titel des ersten Bandes von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ 1795

In den beiden letzten Büchern, dem siebenten und achten, erscheinen die Nachkommen der „schönen Seele“ auf dem Schlosse Lotharios. Hier wird der Leser in das wahrhaft vornehme Leben der höheren Kreise eingeführt im Gegensatz zu dem Getriebe in dem früher geschilderten gräflichen Schlosse, das nur den äußeren Anstrich eines solchen Lebens

zeigte. Auf Lotharios Schloß ist wahrhaft vornehmes Leben, geweiht durch die Kunst. Freilich das Streben nach Vervollkommnung kann sich nicht ganz offen zeigen; die großen Gedanken gedeihen nur im Geheimen, daher schließen sich die Mitglieder der Gesellschaft, unter denen Jarno, der schon in einem der früheren Bücher erschien, die Hauptrolle spielt, in Orden und Bündnissen zusammen. Wilhelm, der bisher umhergeschwankt war, von Genuß zu Genuß taumelte und sich nicht klar werden konnte über seinen Beruf und seine Bestimmung, erlangt durch diese gleichsam verspätete Erziehung Festigkeit und Stütze; durch ein Kind, Felix (die Frucht seiner Liebe zu Marianne), wird er zu einer bestimmten Tätigkeit für das praktische Leben genötigt, ohne dabei in jene platte, bürgerliche Nüchternheit zu geraten, als deren Vertreter sein früherer Freund Werner dargestellt wird. Freilich schwankt er noch eine Zeitlang zwischen den Frauen seiner Umgebung. Schon glaubt er in Therese, einer der Nichten Lotharios, die passende Lebensgefährtin gefunden zu haben, da sieht er in Natalie die schöne Ergänzung seines inneren Wesens.

Wilhelm Meister ist ein sehr schwieriges Werk. Ein neuerer Kritiker hat einmal gesagt: „Die Erzählungsweise und Romankomposition Goethes sind heutigentages veraltet, so veraltet, daß sie Halbgebildete von dem Studium seines Werkes abzuschrecken vermögen." Und ein moderner Dichter, Hebbel, ging mit seiner Verurteilung noch weiter, indem er sagte: „Goethes Wilhelm Meister, trotz der schönen Einzelheiten, ist doch eigentlich formlos und wird vergehen. Es schmerzt einen um Mignon, den Harfenspieler usw., man hat ein Gefühl, als ob man schöne Menschen ertrinken sähe."

Die beiden hier ausgesprochenen Vorwürfe, der einer veralteten Erzählungsart und der der Formlosigkeit, werden sich nicht leugnen lassen. Die Art z. B., wie der Dichter sich häufig vordrängt, sich als Zeugen der geschilderten Ereignisse hinstellt, die zugestandene Unfähigkeit, manches, innere wie äußere Vorgänge darzustellen, das mehrfach gegebene Versprechen, Einiges, an dieser Stelle durchaus Notwendiges später nachzutragen, die Andeutung von Geheimnissen, die nicht aufgeklärt werden, obgleich ihre Enthüllung notwendig wäre, das alles sind Dinge, die den Leser befremden, wenn sie ihn nicht geradezu abschrecken. Dazu kommt, daß in den ersten Büchern des Romans manche Personen erwähnt werden, die nachher garnicht wieder vorkommen, und wieder andere, wenn sie zum ersten Mal erscheinen, von dem Dichter als bekannt vorausgesetzt werden, während der Leser nichts von ihnen weiß.

Trotz aller dieser Mängel ist das Werk von großer Bedeutung. Zunächst wegen seines Wertes für die Geschichte des Dichters selbst. Man kann, wie schon angedeutet, in den ersten Büchern geradezu ein Stück

Selbstschilderung und eine Darstellung des väterlichen Hauses Goethes und der dort weilenden Personen sehen. Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung der folgende Umstand: 1782 war Goethes Vater gestorben. Es ist einer der wenigen wunden Punkte in Goethes Leben, daß er damals, obgleich seine Mutter ihn schon früher dringend gebeten hatte, nach Frankfurt zu kommen, nicht dorthin eilte und nicht als Tröster bei der einsamen Frau erschien, die einige Jahre vorher auch ihre Tochter verloren hatte und nun wirklich ganz allein im Leben stand. Es ist ein Unrecht, das Goethe durch dieses Fernbleiben beging, denn er hätte sehr wohl von seinem Herzog Urlaub erlangen können. Ähnlich verfährt Wilhelm: auch er bleibt nach der Nachricht von dem Tode seines Vaters in seinem selbstgewählten Wirkungskreis; nichts hält ihn von der Erfüllung seiner natürlichen Pflicht, als Helfer seiner Mutter zu erscheinen, zurück, weder ein Liebesverhältnis, noch eine bestimmte Verpflichtung. Nun aber bleibt die Strafe nicht aus: als Wilhelm den Hamlet in dem gleichnamigen Stücke Shakespeares spielt, da glaubt er bei der Erscheinung des Geistes den Geist seines eigenen Vaters zu erblicken, er meint die Stimme des Toten zu vernehmen.

Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß Wilhelm Meister durchaus ein Abbild des Dichters sei. Selbstverständlich sind z. B. alle die kleinen Erlebnisse des Romanhelden nicht dem Leben des Dichters entnommen, sondern die meisten hat Goethe trotz gelegentlicher Anlehnung an die Wirklichkeit, frei erfunden. Aber viele Züge, besonders die Theaterleidenschaft, sind der Wirklichkeit entlehnt, die Eigenschaften des Dichters werden aber nicht dem Hauptheldenallein gegeben, sondern auf die verschiedensten Personen des Romans verteilt. Man könnte Goethes weiches, empfängliches Herz zwar bei Wilhelm wiederfinden, aber des Dichters Lebenskunst ist dem Oheim, seine weise Anschauung des Weltganges dem Abbé, die tiefste Eigentümlichkeit seiner dichterischen Natur einer ganz untergeordneten Persönlichkeit: dem Souffleur gegeben. Wenn es von diesem letzteren der bei einer Vorstellung des Hamlet in der Maske Shakespeares die Worte des Schauspielers zu sprechen hatte, heißt: „Er wird bei gewissen Stellen so gerührt, daß er heiße Tränen weint und einige Augenblicke ganz aus der Fassung kommt, und es sind eigentlich nicht die sogenannten *rührenden* Stellen, die ihn in diesen Zustand versetzen; es sind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die schönen Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht, Stellen, bei denen wir Anderen uns nur höchstens freuen und worüber viele Tausende wegsehen", — so muß man daran denken, daß Schiller in einem Briefe an Goethe, 2. Juni 1796, also gerade zu der Zeit, da er den „Meister" las, an den Freund schrieb: „Ich verstehe

Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Tränen rühren könnte.“

Aber nicht nur wegen der Beiträge zu der Lebensbeschreibung des Dichters ist der Roman wichtig. Eine besondere Bedeutung kommt ihm deswegen zu, weil hier neben der wirklichen Welt etwas Traumhaftes, Unwirkliches erscheint, weil eine andere, höhere Welt in die gewöhnliche eingreift. Daß dies von dem Dichter wirklich gewollt war, wird durch folgenden Ausspruch Wilhelms bezeugt: „Sollten nicht uns in der Jugend wie im Schlafe die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben und unserem unbefangenen Auge ahnungsvoll sichtbar werden? Sollten die Keime dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreut, sollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich sein?“

Dieses Geheimnisvolle jedoch ist nur Nebenwerk; der Roman versetzt den Leser in das wirkliche Leben. Das Werk ist ein Zeitbild. Friedrich Schlegel, der bald nach dem Erscheinen des Buches eine Besprechung schrieb, die zu dem Bedeutendsten gehört, was über diesen Roman gesagt wurde, bezeichnete dies in folgender Weise: „Wir sehen in dem Meister die ganze Verworrenheit des Zeitalters mit allem, was ihm von alter Vernachlässigung geblieben und zufällig geworden war und was es schon an kaum noch sichtbaren gärenden Bewegungen für Keime eines Neuen enthält, so objektiv ergriffen, daß man schwerlich eine reifere und wahrhaftere Darstellung dieser Zeit begehren kann.“ Allerdings ist es kein politischer Roman; man ahnt kaum, daß, während das Werk geschrieben wurde und zur Zeit, da es erschien, die Welt unter der großen Erschütterung lebte, die von Frankreich ausging. Vielmehr spielt die Erzählung wohl fast zwei Jahrzehnte früher in den Zeiten des sogenannten bayrischen Erbfolgekrieges, und eine Andeutung findet sich auch auf den amerikanischen Unabhängigkeitskampf, der ebenso wie der unmittelbar vorher erwähnte Krieg in das achte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts fällt. An einer Stelle wird geradezu auf eine Reise nach Amerika hingewiesen, freilich nicht aus Überdruß an europäischen Verhältnissen, sondern nur um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen; denn das Behagen an den heimischen Zuständen gilt doch als die Hauptsache; „hier oder nirgends ist Amerika“ heißt es einmal.

Das Wichtigste an dem Buche ist jedoch, daß es uns die Ausbildung eines Menschen aus kleinen Anfängen zu einem großen Ziele, aus der Unklarheit zur Klarheit darstellen soll. In einem Briefe Wilhelms an Werner, einem der merkwürdigsten Aktenstücke des Buches, heißt es einmal: „Daß ich alles mit einem Worte sage, mich selbst ganz, wie ich bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine

Absicht." Gewiß ist es keine vollkommene Bildungsgeschichte, denn die drei Stufen oder drei Welten, die Wilhelm durchschreitet: Schauspiel, Religion, Bürgertum, um zum Edelmann zu gelangen, sind nicht die einzigen, und auch das Ziel ist nicht das wahre, wenn man unter Adel nur die höhere Geburt und die reiche oder vornehme Lebensführung verstehe. Hier ist aber zu bedenken, daß der Adel für Goethe mehr als die Hervorhebung aus der Reihe der gewöhnlichen Menschen bedeutet, daß er vielmehr das höhere, freie Menschentum darstellen wollte.

Goethe selbst hat einmal über das Buch folgenden Ausspruch getan: „Man sucht nach einem Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das an unseren Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas, ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff da ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unseren Helden richtet: ‚Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Eselin zu suchen, und ein Königreich fand, denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelangt."

Die Zeitgenossen waren über das Werk erstaunt, manche geradezu entrüstet, besonders Herder, der sich von den sogenannten unmoralischen Stellen mit Empörung abwandte. Goethe selbst äußerte sich, nachdem er von der Absendung der Exemplare seines Romans gesprochen, darüber folgendermaßen: „Die Beantwortungen waren nur teilweise erfreulich, im ganzen keineswegs fördernd; doch bleiben die Briefe, wie sie damals anlangten und noch vorhanden sind, immer bedeutend und belehrend. Herzog und Prinz von Gotha, Frau v. Frankenberg daselbst, v. Thümmel, meine Mutter, Sömmerring, Schlosser, v. Humboldt, v. Dalberg in Mannheim, Voß, die meisten, wenn man es genau nimmt, se defendendo (sich verteidigend) gegen die geheime Gewalt des Werkes sich in Opposition setzend."

Über das besonders mißverstandene Buch: „Die Bekenntnisse einer schönen Seele", spricht sich Körner, der in den Horen eine sehr treffende Darlegung des ganzen Werkes gab, wie folgt aus: „In ihr ist Ruhe, aber durch Zerschneidung des Knotens, durch Abgeschiedenheit von der sinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat als ein vollendetes Naturprodukt wirklich etwas Erhabenes. Aber wie viele schöne Blüten mußten sterben, damit eine solche Frucht gedeihen konnte! Indessen sind ihre Härten durch Toleranz möglichst gemildert, und ihre Hochschätzung Nataliens ist ein schöner Zug, der sie der Menschheit wieder nähert."

Trotz aller Mängel also, die nicht geleugnet werden können und in

den obigen Darlegungen auch nicht in Abrede gestellt worden sind, wird man dem folgenden Satz eines neueren Beurteilers beistimmen: „Dennoch bedeuten diese Unvollkommenheiten unendlich wenig gegenüber der Weite des Horizontes dieses Werks, seinem Reichtum an unvergeßlichen Gestalten, der Tiefe seiner Psychologie, wo diese auf einen Punkt zusammengedrängt ist." Derselbe Beurteiler erkennt mit Recht in dem Spruche „Gedenke zu leben" den Sinn des ganzen Wilhelm Meister ausgedrückt in drei Worten. Denn in ihnen sah er nicht etwa die Empfehlung des Genusses, sondern die Mahnung: „Sei bestrebt, deinem Leben das Höchste, dir Erreichbare abzuringen."

In ähnlichem Sinne hatte bereits Wilhelm v. Humboldt, gewiß ein dem Dichter wahrhaft ebenbürtiger Zeitgenosse, das Werk aufgefaßt, indem er dem Verfasser schrieb: „Darum wird auch jeder Mensch im Meister seine Lehrjahre wiederfinden. Auch in ganz anderen Situationen als der Meister schildert, wird er das Leben genießen und benutzen lehren. Denn es sind nicht einzelne Exempel und Fälle, es ist die ganze Kunst und Weisheit selbst poetisch dargestellt; der Dichter, um völlig bestimmt zu sein, nötigt den Leser, diese Weisheit sich selbst zu schaffen. ...Der Meister wirkt im höchsten Verstande produktiv aufs Leben. Es ist schlimm, daß der Titel der Lehrjahre von einigen nicht genug beachtet, von anderen mißverstanden ist. Die Letzteren halten darum das Werk nicht für vollendet (daß dies ein Mißverständnis Humboldts ist, braucht nicht im einzelnen gezeigt zu werden), und allerdings ist es das nicht, wenn Meisters Lehrjahre, Meisters völlige Ausbildung Erziehung heißen sollte. Die wahren Lehrjahre sind beendet, der Meister hat nun die Kunst des Lebens inne, er hat nun begriffen, daß man, um etwas zu haben, eins ergreifen und das andere dem aufopfern muß."

Gerade dieser bedeutsame Vorzug des Werkes, die Bildungsgeschichte eines Menschen darzustellen, hat mächtiger als irgend eine andere Dichtung Goethes auf die Folgezeit gewirkt. Die ganze Romanliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht unter seinem Bann; ja seine Wirkungen erstrecken sich bis auf die allerneueste Zeit. Dadurch ist dies Buch, das vielen Zeitgenossen ein Rätsel, manchen ein schwerer Anstoß war, erst in der neueren Zeit in seiner wahren Bedeutung erkannt worden und zu vollen Ehren gekommen.



Goethes Haus am Frauenplan in Weimar
Gezeichnet von Otto Wagner 1827, gestochen von L. Schütze

Sechzehntes Kapitel

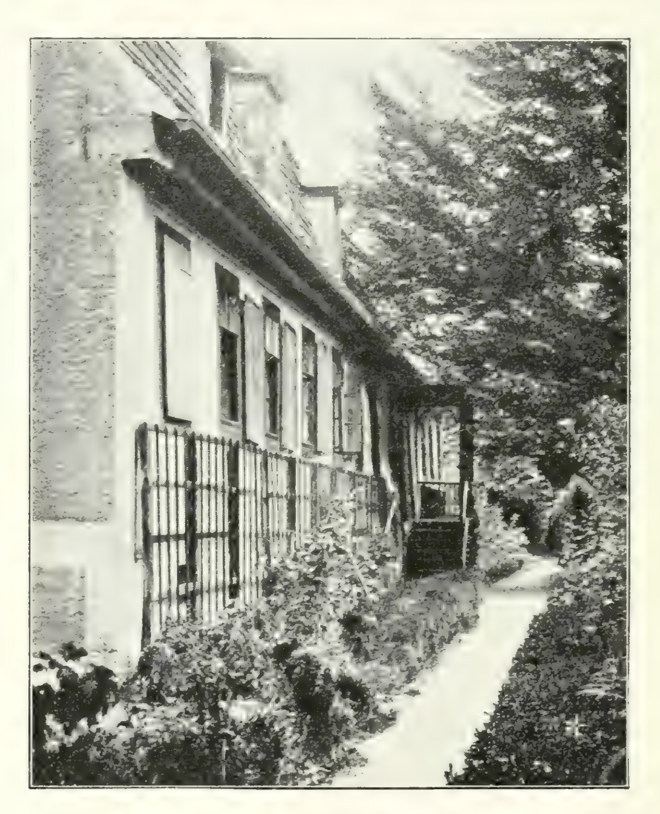
1794—1805. Lebensereignisse

Der Inhalt der mit Schiller verbrachten Jahre 1794 bis 1805 ist so überwiegend geistig, daß die äußeren Lebensereignisse an Bedeutung völlig zurücktreten. Es genügt daher, ihnen eine kurze Übersicht zu gewähren, ohne daß bei der Erzählung der einzelnen ein strenger zeitlicher Zusammenhang ängstlich gewahrt wird.

In jenen Jahren weilte der Dichter mit den Seinen im Hause am Frauenplan, das noch heute als Goethehaus das Ziel so vieler Andächtiger ist. Dieses Haus war ihm seit 1792 durch die Gnade des Herzogs zuteil geworden; in diesem Jahre wurde daher das Jägerhaus, das er bisher mit Christiane bewohnt hatte, verlassen. Das Gartenhaus, die ehemalige Junggesellenwohnung, das in den ersten Weimarer Jahren der Schauplatz stiller Freuden und lauter fröhlicher Feste gewesen war und das noch heute in seiner fast übermäßigen Einfachheit, in seiner stillen heiligen Ruhe unangetastet vorhanden ist — dem sinnigen Wanderer eine Weihe-

stätte voll eigenartigen Zaubers —, wurde von nun an nur gelegentlich als Sommerwohnung benutzt. Dorthin fand jedoch selten oder nie die Übersiedelung der ganzen Familie statt, sondern der Hausherr wählte sich dies Plätzchen, um stillen Frieden zu genießen und wichtige Arbeiten ungestört zu vollenden.

Jener Epoche gehört zunächst die Entwicklung des Sohnes August



Garten am Goethehaus in Weimar

an. Denn dieser blieb als der einzige Sprößling der fruchtbaren Ehe am Leben. Manche Kinder, Knaben und Mädchen, kamen seit 1792 zur Welt, das letzte 1803; keinem jedoch war eine längere Lebensdauer beschieden: nach wenigen Tagen, höchstens nach einigen Wochen gingen sie dahin. Ob Christianens Unmäßigkeit an der kurzen Lebensdauer der Sprößlinge Schuld war, ob, wie neuerdings ein Arzt auszuführen suchte, Goethes Zeugungskraft, in seiner geistigen Tätigkeit erschöpft, allmählich unfähig wurde, lebenskräftige Kinder zu schaffen, mag dahingestellt bleiben.

Auf den einzigen Sohn übertrug sich die volle Liebe des Vaters.

Er überwachte, der stark zur Verzärtelung neigenden Mutter die körperliche Ausbildung des Kindes überlassend, die geistige Entwicklung des Sohnes. Leider geschah dies sprunghaft und willkürlich. Der Knabe wurde unter eine Art Oberaufsicht eines Jünglings Eisert gestellt und, wie es scheint, einige Jahre zu dem Professor Kästner in Pension gegeben; seit



Christiane und August von Goethe
Aquarell von Heinr. Meyer

1803 erhielt er in F. W. Riemer, einem tüchtigen, von Wilhelm v. Humboldt empfohlenen Sprachforscher, einen Hauslehrer und wurde nun im Hause des Vaters unterrichtet. Für die rein sprachliche Ausbildung war durch diesen hervorragenden Gelehrten gesorgt; manches andere konnte der geweckte Knabe aus den Gesprächen der Großen entnehmen, denen er vielleicht zeitiger, als es seiner Kindlichkeit gut war, beiwohnen durfte. Wie Wolfgang seinerzeit von dem Vater die strenge Ordnung, das saubere,

16*

peinliche Verfahren erlernt hatte, so lernte auch August von seinem Vater den Sammeltrieb und die Lust, das Zusammengebrachte wohl zu verwahren und übersichtlich aufzustellen. Diese Lust wendete sich zunächst Gegenständen der Natur zu, übertrug sich aber später auch auf solche der Kunst.

Altersgenossen, mit denen er spielen und verkehren konnte, fand der Knabe wenig. Als Sohn des ersten Beamten des Landes dünkte er sich wohl von früh an als etwas Besonderes und wurde doch, wenn auch kaum jemand wagte, den Gegensatz offen zu zeigen, von manchen als nicht ebenbürtig betrachtet. Etwas näher trat er den Schillerschen Kindern, von denen eins: der Sohn Ernst, ihm an Jahren ziemlich gleich war. Augusts herzliche Zutulichkeit, sein liebenswürdiges Wesen gewann ihm die freundliche Gesinnung mancher vorurteilslos Denkenden; die Besucher im väterlichen Hause liebkosten ihn und schrieben ihm in sein Album meist lobende und rühmende Verse. Er war es auch, der infolge seiner kindlichen Unbefangenheit als Bote von Grüßen, als Übermittler von Geschenken einen erträglichen Verkehr des Vaters mit Frau v. Stein wiederherstellte, die sich lange schmollend zurückgezogen hatte. Frau v. Stein und andere wissen von der Lebhaftigkeit des Knaben zu berichten, manche rühmen seine Fröhlichkeit. Ob nicht aber doch schon in jenen Kindheitstagen in dem Gemüte des Knaben ein bitteres Empfinden rege war, ein Bewußtsein seiner Ausnahmestellung, eine Erkenntnis des unregelmäßigen Verhältnisses seiner Eltern, — wer wollte dies ergründen!

August wurde früh vom Vater auf Reisen mitgenommen, der die Unzuträglichkeiten gern ertrug, die ihm von dem verwöhnten Bürschchen bereitet wurden, weil er eifrig bestrebt war, den Blick des Kindes früh an Fernes und Fremdes zu gewöhnen. Als August im Jahre 1802 konfirmiert werden sollte, ward Herder mit dem ein wenig peinlichen Geschäft betraut und entledigte sich der Aufgabe in würdigster Weise.

Durch mannigfache Reisen unterbrach Goethe das Einerlei häuslicher und amtlicher Tätigkeit. Ein Badeaufenthalt in Pyrmont führte zu angenehmen Bekanntschaften mit adligen und bürgerlichen Herren und Damen; zudringliche Frauen, wie die gefallsüchtige Gattin des Berliner Buchhändlers J. D. Sander, wurden mit gutem Humor ertragen, wenn auch später der Wunsch jener Frau, die berühmte Badebekanntschaft zum Gevatter zu haben, etwas unwillig abgelehnt werden mußte.

Im Anschluß an die Pyrmonter Reise wurde ein längerer Aufenthalt in Göttingen genommen. Die alte ehrwürdige Hochschule empfing den berühmten Gast mit allen ihm zukommenden Ehren. Die wunderbare Büchersammlung bot ihm ein ungeheures, bisher unbekanntes Material für seine Arbeiten zur Geschichte der Farbenlehre. Unter den Lehrern trat ihm der allseitig unterrichtete, trotz seines Alters ungemein frische



Goethes Gartenhaus und Garten in Weimar
Nach einem Stich von Rouse

Altertumsforscher C. G. Heyne nahe; inniger gestaltete sich das Verhältnis zu dem Mediziner und Naturforscher J. F. Blumenbach, dessen Sammlungen und dessen Unterhaltungen dem Reisenden großen Reiz gewährten; ein persönlich anregendes Verhältnis bereitete sich zu dem Geschichtschreiber Sartorius vor, dessen liebenswürdige Frau dem in Göttingen Weilenden besonders erquicklich war und auch bei späteren Besuchen ihm immer von neuem angenehm erschien.

Die bedeutendste Reise, die Goethe in jenem Zeitraum unternahm, war die nach der Schweiz 1797, an die sich eine neue Italienfahrt schließen sollte. Zu ihr waren im Verein mit Schiller Vorbereitungen in den Jahren 1795 bis 1797 getroffen worden. In den Gesprächen mit ihm und mit Heinrich Meyer war der Gedanke ausgeführt worden: Gruppen (Schemata) zu entwerfen, nach denen jeder Gegenstand des Denkens, jedes neugesehene Land, jede zum ersten Mal in Angriff genommene Wissenschaft durchberaten und dargestellt werden sollte. Gewiß hatte dieses Schematisieren große Vorteile, da es alles Beachtenswerte genau und sorgfältig zusammenstellte. Aber es hatte auch seine Nachteile: es fesselte, hinderte den freien Blick, es gab auch der Darstellung etwas Gezwungenes und allzu Gleichmäßiges. Das tritt besonders hervor in den Reisebriefen, die Goethe aus Frankfurt auf seiner Hinreise nach der Schweiz, dann während des Aufenthaltes daselbst und auf der Rückreise schrieb. Diese Reisebeschreibung ist auf Goethes Anordnung später von Eckermann unter dem Titel „Reise nach der Schweiz 1797" zusammengestellt worden und befindet sich unter des Meisters Werken. Gewiß ist sie ungemein lehrreich, aber ihr fehlt infolge der allzu gleichmäßigen Art der Beschreibung, der vorher gemachten Festlegung der Anordnung der Reiz der Unmittelbarkeit. Außer diesem Reisebriefe gibt es nun auch eine große Menge von Heften, in denen die Vorbereitungen für die schriftliche Ausarbeitung enthalten sind. Sie sind in der großen Weimarer Ausgabe abgedruckt, die nur einem ausgewählten Kreise zugänglich ist. Da aber diese Aufzeichnungen einen deutlicheren Einblick in das Verfahren des Reisenden gewähren, als dies mit vielen Worten darzustellen möglich ist, mag hier eine Stelle mitgeteilt werden: „Zum Reiseschema: zum Allgemeinen: Fluß, Lauf desselben. Region. Obere, mittlere, untere Region. Allgemeiner Charakter der Region. Rechte Seite. Linke Seite. Subordinierte Wasser. Lauf. Regionen. Gebürge. Ursprung. Seitengrenze. Endgrenze. Zum besonderen: Stadt. Allgemeine Lage nach Obigem. Besondere Lage. Entstehen. Durch nächste Ursache, Terrain. Durch entfernte, Handel, Transport. Erste Epoche des Entstehens. Fernere. Charaktere der Epoche. Jetziger Zustand. Einwohner. Form der bürgerlichen Ordnung. Gewerbe, (das beste, was fabriziert wird). Charakter

(das, worauf sich ein Ort im allgemeinen oder besonderen etwas einbildet). Gestalt. Betragen. Gewohnheiten. Kleidung. Feste und Lustbarkeiten. Speisen überhaupt. Brot. Bier. Wein. Polizei. Wohlfeile des Marktes. Ruhe. Reinlichkeit. Wirtshäuser. Nächste Gegend. Vorstädte. Felder. Weinberg. Gärten. Gartenhäuser. Mühlen."

Damit man ferner sehen kann, wie Goethe sich damals kleidete, besonders was er auf seiner Reise brauchte, sei eine andere Zusammenstellung, die denselben Heften entnommen ist, hier mitgeteilt:

„Von Frankfurt aus mitzunehmen: An Wäsche: 8 Tagehemden, 4 Nachthemden, 4 paar Unterhosen, 12 paar Unterstrümpfe, 10 Taschentücher, 8 Halsbinden, 6 Handtücher, 3 Servietten, 3 Mützen, 2 Leinwandwestchen, 1 Pudermantel, 1 Puderschürze, 2 paar schwarze Strümpfe, 3 paar graue, 2 paar wollne.

An Kleidern: Frack, Sommersurtout, 4 weiße Westchen, 1 paar schwarzseidne Beinkleider, 1 wollnes Nachtwestchen, große Reithosen, Strumpfbänder. Manchesterhosen, Graue Zeughosen.

Schuh: 1 Paar Bänderschuh, 1 Paar Schnallenschuh. Schnallen, 2 Paar Stiefel. Warme Pantoffel. Putzzeug.

Schreibmaterialien, Rasierzeug, Frisierzeug, Schokolade, Gefäß, wollne Decke.

Von diesen kommt im Mantelsack: 2 Tagehemden, 1 Nachthemd, 4 p. Strümpfe, 1 Taschentuch, 1 Serviette in Wagen, 1 Mütze, 1 Nachtwestchen, ein weißes Westchen, Pantoffeln, Rasierzeug, Frisierzeug, Schokoladenkanne."

Goethe kam am 3. August 1797 in Frankfurt an, wo er seit 1792 und 1793 nicht gewesen war; sein damaliger Aufenthalt, der nur ganz kurze Zeit gedauert hatte, ist S. 173 flüchtig berührt worden. 1797 erschien er in Begleitung von Christiane und August. Er legte Wert darauf, beide seiner Mutter vorzustellen; die alte Frau war von ihrem Enkelkind entzückt und kam Christiane, die sie von jeher als Schwiegertochter angesehen hatte, ungemein herzlich entgegen, gewann ihr frisches, offenes Wesen lieb und richtete von jener Zeit an zärtliche Schreiben an sie.

Goethe kümmerte sich getreu dem von ihm entworfenen und oben abgedruckten Schema um alles Einzelne. Er nannte und beschrieb in seinen nach der Heimat gerichteten Briefen die Bauwerke, sprach von Sitten und Gebräuchen, von politischen Einrichtungen. Er besuchte fleißig das Theater, bemühte sich, einen Einblick in das Ausstattungswesen zu gewinnen, das damals gerade in seiner Vaterstadt in besonderer Blüte stand. Er hielt Umschau in den Frankfurter Gemäldesammlungen, erneuerte die Bekanntschaft mit älteren Künstlern und Sammlern, z. B. J. A. B. Nothnagel, knüpfte Beziehungen zu jüngeren Künstlern

an, namentlich zu Heinrich Füßli. Die Betrachtungen und Besprechungen mit den genannten Meistern und anderen sind deshalb besonders wichtig, weil sie in dem früher besprochenem Aufsatz „über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke“ wiederklingen.

Außer der Kunst fesselte ihn Wissenschaft und Dichtung. Mit einem Vertreter der ersteren, Sömmerring, war er viel zusammen; es war ein vielseitig unterrichteter Mann, ein Gelehrter, der vornehmlich die anatomischen Studien des Reisenden mit großer Teilnahme begleitete. Er erneuerte ferner oder machte während jenes Aufenthaltes zum ersten Male die Bekanntschaft einiger Dichter. Unter ihnen steht der ungemein begabte, tiefunglückliche Friedrich Hölderlin voran, der einige Jahre vorher, als er Goethe in Weimar zuerst gesehen hatte, folgendes über ihn niederschrieb: „Ruhig, viel Majestät im Blick und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräche, das aber doch hie und da mit einem bittern Hiebe auf die Torheit um ihn und ebenso bitterem Zuge im Gesichte und dann wieder von einem Funken seines noch lange nicht erloschenen Genies gewürzt wird, — so fand ich ihn. Er unterhielt sich so sanft und freundlich, daß mir recht eigentlich das Herz lachte und noch lacht, wenn ich daran denke.“ Der zweite Dichter war ein recht unbedeutender Versmacher, Siegfried Schmidt aus Friedberg, von dem der Meister folgende Schilderung gab: „Im ganzen ein hübscher junger Mensch, ein kleiner Kopf auf mächtigen Schultern, treffliche Schenkel und Füße, knapp, reinlich, anständig nach hiesiger Art gekleidet. Die Gesichtszüge klein und eng beisammen. Kleine schwarze Augen, schwarze Haare, nahe am Kopf sansculottisch abgeschnitten, aber um die Stirne schmiedete ihm ein ehernes Band der Vater der Götter. Mit dem Munde machte er wunderliche Verzerrungen, als wenn er dem, was er sagte, noch einen gewissen eigentümlichen Ausdruck geben wolle. Er ist der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der ihn zum Prediger bestimmte. Dadurch ist der Mensch ganz aus seinem Wege gerückt worden; ich glaube, daß er zu einem beschränkten Handel und Lebenswandel angeführt recht gut gewesen wäre, da er Energie und eine gewisse Innigkeit zu haben scheint; unter einer Nationalgarde sähe ich ihn am liebsten. ...Voraus also gesetzt, daß er kein gedrückter Mensch ist, sondern einer, der nach seiner Aussage, seiner Gestalt, seiner Kleidung im mäßigen Wohlbehagen lebt, so ist es ein böses Zeichen, daß sich keine Spur von Streben, Liberalität, Liebe, Zutrauen an ihm offenbart. Er stellte sich mir in dem philisterhaften Egoismus eines Exstudenten dar. Dabei aber auch keine Spur von Roheit, nichts Schiefes in seinem Betragen außer der Mundverzerrung.“

Von Frankfurt ging Goethe, nachdem die Seinigen schon vorher nach Weimar zurückgekehrt waren, wohin sie die liebevollsten Briefe er-

hielten, nach Heidelberg und Stuttgart. Namentlich an letzterem Orte entwickelten sich fruchtbare Beziehungen mit Künstlern, wie Dannecker, mit Kaufleuten, besonders mit dem Buchhändler Cotta. Auf der Weiterreise wurde der Rheinfall bei Schaffhausen genau besichtigt und beschrieben.

Am 21. September kam Goethe in Stäfa an, wo er mit dem getreuen Heinrich Meyer einige Zeit zubrachte. Dort entstand die schöne Elegie „Amyntas", eine wunderbare Würdigung eines trefflichen Arztes, zugleich ein herrlicher Preis der Liebe.

Diese Würdigung des Arztes Nikias wurde durch ein Gedicht des Griechen Theokrit angeregt. Goethes Elegie ist nicht, wie man gemeint hat, eine Anklage gegen Christiane wegen der unseligen Folgen der Liebe, sondern eher eine Erklärung, wie notwendig, wenn auch kräfteverzehrend die Vereinigung mit der oft Gepriesenen dem Dichter erscheint. Darum schließt er mit der Äußerung seines Entschlusses: Leben und das Übel dulden zu wollen, wenn er nur die Liebe behalte, die ihm zum Leben notwendig sei:

> Sie nur fühl' ich, nur sie, die Umschlingende, freue der Fesseln,
> Freue des tötenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
> Halte das Messer zurück! O Nikias, schone den Armen,
> Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
> Süß ist jede Verschwendung; o, laß mich der schönsten genießen!
> Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rat?

Wieder wurde, wie 22 Jahre früher, der Gotthard besucht. Aber die aufgeregte Empfindung von früher entwickelte sich nicht, obgleich sich zeigte, daß die geplante, so eifrig vorbereitete und so herzlich ersehnte Reise nach Italien wegen der dort herrschenden kriegerischen Unruhen aufgegeben werden mußte.

Teils in Gemeinschaft mit Meyer, teils allein wurden die Schweizer Kantone besucht und nach dem entworfenen Schema ausführlich beschrieben. Diese Schweizer Reise war reich an dichterischer Ausbeute: damals entstanden die oben S. 201 besprochene Elegie „Euphrosyne" und die früher (S. 219) gewürdigten „Müllerinnenlieder". Ende Oktober ward die Rückreise angetreten. Nach kurzem Aufenthalte in Tübingen und Nürnberg langte Goethe am 20. November wieder in Weimar an.

Von geringerer Bedeutung waren andere Reisen. Die 1803 nach Halle unternommene bedeutete eine geistige Erquickung. Wie in Jena der Umgang mit einzelnen Hochschullehrern dem Dichter wissenschaftlichen Gewinn brachte, wenn er auch den Verkehr und die Verhandlungen mit der ganzen Schar eher als eine Last denn als ein Vergnügen empfand, so war ihm der Umgang mit den Hallenser Gelehrten besonders erfreulich, da er hier nicht zu befehlen, nicht zu beraten, sondern nur in sich aufzunehmen

hatte. Und was gab es alles bei F. A. Wolf zu lernen! Wie viel Anregung bot dieser bedeutende Sprachforscher, in dessen Hause die anmutige Tochter Minchen die Härte des Vaters zu mildern verstand; wie viel Anregung auch Gall, der Begründer der Schädellehre, ein geistreicher Mann, der durch seine frische Prophetenart sich von den manchmal verknöcherten Gelehrten unterschied.

Gall, der durch Reden seine Lehre eindrucksreicher zu verkünden hoffte als durch Schriften, übrigens auch nicht unzugänglich war für den reichen Gewinn, der sich aus Vorlesungen vor neugierigen oder wissensdurstigen Zuhörern herausschlagen ließ, kam auch nach Weimar. Etwa in derselben Zeit, da er erschien, waren auch fremdländische Gäste vielfach dort zu sehen: der Abbé Grégoire, berühmt von den Zeiten der französischen Volksversammlungen her, ein tiefsinniger Religionsforscher und Vertreter der Weltweisheit; Benjamin Constant, auch als Übersetzer deutscher Schriften bekannt, bemüht, die Vorgänge des Tages nach allgemeinen Grundsätzen zu betrachten und mit der Vergangenheit in Beziehung zu setzen. Constant war in Begleitung der Frau von Staël erschienen, der unerschrockenen Frau, die einem Napoleon zu trotzen wagte, einer geistreichen Schriftstellerin, die nicht müde wurde, freiheitliche Grundsätze zu predigen und mutig genug war, ihren damals einseitigen Landsleuten das Wesen deutschen Geistes auseinanderzusetzen. Durch ihre nimmer rastende Lebhaftigkeit bereitete ihr Gespräch zwar weniger Erholung und Genuß als Anstrengung, aber es war auch für Goethe erheiternd, sich mit dieser keinen Augenblick ruhenden Fragerin zu messen, ihren Widerspruch zu reizen und ihren kühnen Behauptungen zu widersprechen.

Gerade das Erscheinen solcher vornehmen Gäste setzte den Dichter in nicht geringe Verlegenheit, weil er zwar in Verbindung mit einer Frau lebte aber doch keinen weiblichen Vorstand seines Hauses besaß, da Christiane von der Gesellschaft nicht anerkannt und in ihren Kreis nicht aufgenommen war. Bei solchen Vorfällen wußte dann Frau v. Schiller auszuhelfen, die freilich gleich den andern Damen der feineren Zirkel Weimars nur bei besonderen Anlässen in Goethes Haus erschien.

Einen solchen Anlaß bot die im Winter 1801 auf 1802 stattfindende Zusammenkunft von sieben Paaren, die als Liebeshof (cour d'amour) bezeichnet wurde. Es waren Goethe und Karoline v. Egloffstein, Wilhelm v. Wolzogen und Frau v. Schiller, Schiller und Frau v. Wolzogen, Kammerherr v. Einsiedel und Frau Hofmarschall v. Egloffstein, dann deren Gatte und Frl. v. Wolfskehl, Hauptmann v. Egloffstein und Amalie v. Imhoff, Heinrich Meyer und Frl. v. Göchhausen. Diese sieben Paare

wurden in dem „Stiftungslied" anmutig geschildert; Schiller und seine Partnerin in folgenden Versen gefeiert:

Noch blieb für Rätsel, Witz und Geist
Und feine Spiele Platz;
Ein sechstes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Die Mitglieder vereinigten sich wöchentlich in Goethes Hause zu einem Mahle, zu dem die Damen das Essen, die Herren den Wein zu liefern hatten. In den Unterhaltungen sollten politische und andere strittige Fragen nicht erörtert werden; es wurden vielmehr in lebhaftem Geplauder nur literarische Dinge verhandelt. Gäste durften nur nach allgemeiner Zustimmung mitgebracht werden. Leider dauerte die Vereinigung nicht lange, da August v. Kotzebue Anstrengungen machte, sich in den Kreis zu drängen, und seine stets erneuten Bemühungen, denen Goethe und Schiller entgegentraten, die harmonische Gesellschaft auseinandersprengten.

Für diesen Kreis wurden außer dem schon erwähnten Stiftungslied auch die Lieder „zum neuen Jahr", „Tischlied", „Generalbeichte" gedichtet, Lieder frohester Laune und heiterster Weltanschauung. In dem Tischlied, das mit den Versen begann:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen,
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

wurden das Leben, die Teilnehmer des Zirkels, der Herrscher, die Geliebte gefeiert.

Ein Hoch auf die Allgemeinheit schloß das Gedicht.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

Diese Freude am Leben, diese Verbindung des Vergangenen und Gegenwärtigen verkündet auch das Lied „zum neuen Jahr":

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen,
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück .....

Und endlich wird in der „Generalbeichte" der Grämlichkeit, dem langweilig stummen Dasitzen, der Trägheit in Liebesfreuden der Krieg erklärt:

Ja, wir haben, sei's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde
Haben wir versäumet.

Der Dichter richtet an sich und seine Getreuen die Mahnung, fleißiger und stetiger im Genusse zu sein.

Mochte Goethe nun auch die Feste feiern, wie sie fielen, manchmal beachtete er sie kaum. Dies war z. B. der Fall bei der Jahrhundertfeier, für die er nur das oben S. 203 erwähnte Festspiel „Paläophron und Neoterpe" dichtete. Auch das Erscheinen der Maria Paulowna, der Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich, der russischen Prinzessin, die von Schiller in der „Huldigung der Künste" so herrlich gefeiert worden war, begrüßte er nicht poetisch. Diese geistig angeregte Dame, die von den großen Mitteln, die ihr durch ihr väterliches Erbe zur Verfügung standen, für die Stadt und für das Land so würdigen Gebrauch machte durch die Errichtung großer Stiftungen und durch die Unterstützung von Künstlern und Gelehrten, die mit feinem Verständnis sich die geistigen und künstlerischen Bestrebungen ihrer Zeit zu eigen zu machen suchte, trat in dem Weimarischen Kreise immer mehr in den Vordergrund. Sie ließ sich regelmäßig von dem Meister belehren und gewann durch ihn Einblick in Gebiete, die ihr bisher verschlossen gewesen waren.

Wenn nun auch das Haus am Frauenplan der wirklichen Gesellschaft, dem schönen Verein von Männern und Frauen, im allgemeinen unzugänglich blieb, so setzte doch Goethe teils bei sich, teils in den Häusern anderer seinen Verkehr mit den alten Bekannten fort. Beteiligte er sich nur durch Mitgliedsbeiträge an dem adligen und bürgerlichen Klub der Residenz und konnte er auch trotz seiner Zurückhaltung manchen Mißhelligkeiten mit den Mitgliedern dieser geschlossenen Gesellschaften nicht entgehen, so blieb sein Verkehr mit Gleichstrebenden im ganzen ungetrübt. Die 1792 begründete Freitagsgesellschaft erhielt sich längere Zeit. Ihre



Wilhelm von Humboldt
Zeichnung von Fr. Krüger

Versammlungen, zuerst bei Anna Amalia, die wohl das einzige weibliche Mitglied der Gesellschaft war, fanden später in Goethes Hause statt. Zu ihren Mitgliedern gehörten die hervorragenderen weimarischen Gelehrten und die bedeutenden Staatsmänner; auch einzelne Jenaer Professoren beteiligten sich gelegentlich, erlauchte Fremde wurden zu den Versammlungen zugelassen. Bei diesen Zusammenkünften wurden wissenschaftliche Vorträge gehalten. Die unseres Meisters bezogen sich häufig auf naturwissenschaftliche Gegenstände; sie, ebensowohl wie seine Vorlesungen Homers boten ihm lehrreiche Wiederholungen seiner Arbeiten und bereiteten ihm eine gute Übung, da sie für einen Kreis nicht fachmännisch vorbereiteter Zuhörer zugespitzt werden mußten. Für die Teilnehmer waren diese Vorträge Goethes höchst anregend und genußreich.

Mit großer Anerkennung sprach von diesem Genusse Wilhelm v. Humboldt, der an dieser Stelle schon deswegen genannt werden muß, weil er damals durch Schiller Goethe nahe gebracht wurde. Dieser ungemein vielseitige, höchst gebildete Mann widmete „Hermann und Dorothea“ eine besondere Schrift, die seine tiefe Vertrautheit mit dem

dichterischen Werk bekundete. Er blieb seitdem mit dem Meister in dauernder Verbindung, gab von seinen Reisen nach Spanien und Frankreich ausführliche Schilderungen und gehörte zu denen, die unsern Dichter mit eingehenden Besprechungen seiner Werke erfreuten. Widersprechen auch die Urteile, die er in seinen jüngst veröffentlichten vertraulichen Briefen an seine Frau abgab, über das Wesen der Werke unseres Dichters manchmal denen, die er dem Freunde selbst mitteilt, so darf er deswegen nicht als unaufrichtig verurteilt werden: unter den goethereifen Männern jener Zeit steht dieser lichtvolle Geist obenan. Ihm wie seinem Bruder Alexander, der durch seine großartigen allumfassenden naturwissenschaftlichen Kenntnisse Goethe in manchen Beziehungen noch näher stand, ihn wenigstens von einer Seite noch besser zu würdigen wußte, war und blieb die mit diesem verbrachte Zeit (in Jena 1795 ff.) eine der fruchtbarsten und reichsten, deren Erinnerung niemals erstarb.

Auch sonst dehnte sich zu Schluß des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Weimarer Kreis noch aus, wenn er auch durch den Tod und die freiwillige oder unfreiwillige Entfernung einiger Großen Einbußen erlitt.

Mit Behagen sah Goethe z. B. im Jahre 1798 den ehemaligen Straßburger Genossen Lerse wieder, der für kurze Zeit in Weimar erschien, und erneuerte mit ihm die frohen Jugendtage. Vornehmlich aber sind drei Persönlichkeiten wichtig, die damals in den Gesichtskreis unseres Dichters traten: der Philosoph F. W. v. Schelling, die Sprachforscher J. H. Voß und sein Sohn Heinrich. Die Verbindung mit Schelling wurde 1798 angeknüpft und dauerte, wenn auch mit Unterbrechungen, bis zu Goethes Tode. Damals wurde der noch junge Mann von dem Minister Goethe an seinen Amtsgenossen Voigt mit folgenden Worten empfohlen:

„Es ist ein sehr klarer, energischer und nach der neuesten Mode organisierter Kopf; dabei habe ich keine Spur einer sanskulotten Tournüre an ihm bemerken können, vielmehr scheint er in jedem Sinne mäßig und gebildet. Ich bin überzeugt, daß er uns Ehre machen und der Akademie nützlich sein würde."

Goethe suchte Schellings Streitigkeiten mit der Literaturzeitung auszugleichen; lieh auch seine Hilfe bei Schellings Trauung mit Karoline, welcher deren Scheidung von A. W. Schlegel vorangehen mußte. Wie Schelling den Meister aufs innigste verehrte, so hat dieser den Philosophen zeitlebens geschätzt und seinem tiefen Denken häufig anerkennende Worte gewidmet. Goethe hat aber auch, wie ein neuerer Forscher ausführt, in seiner eigenen Gedankenarbeit sich häufig an Schelling angelehnt. Gleich ihm nahm Goethe für den Menschen das Recht in Anspruch, „durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren



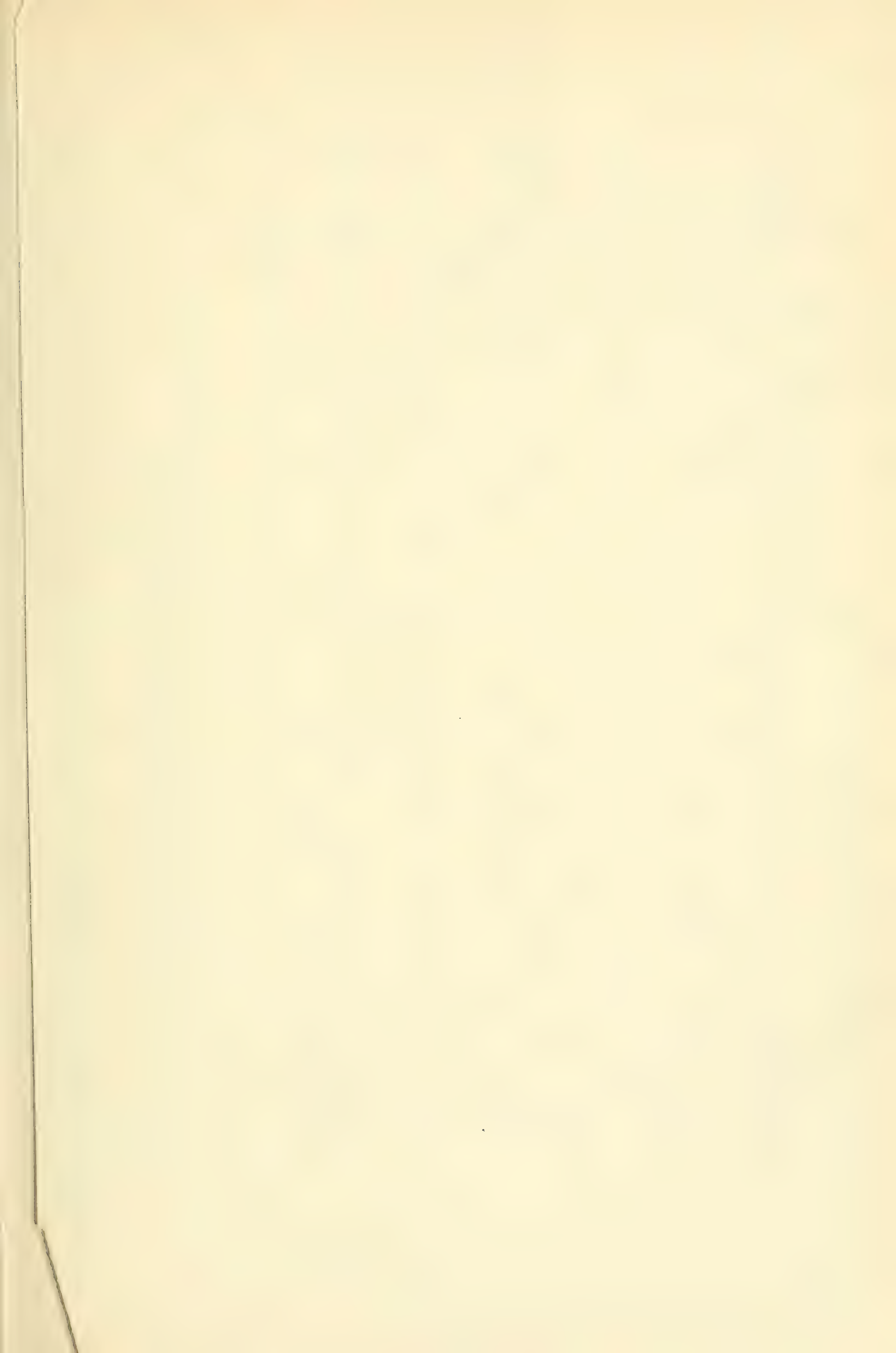
F. W. von Schelling
Silhouette aus Goethes Besitz

Produktionen sich würdig zu machen". In seinem Sinne faßt er „die Natur nicht als Produkt, sondern als Produktivität", d. h. nicht als ein nur Geschaffenes, sondern als eines, das ewig neu schafft. Sodann entspricht es gleichfalls der Auffassung des Philosophen, wenn Goethe „das Naturleben im ganzen als unendlich, als ewig denkt, während das einzelne Phänomen des Naturlebens, die besondere Naturkraft in ihrem Werke beschränkt, endlich oder sterblich ist". Ja, man kann wiederum nach den Worten desselben Forschers sagen, daß „die ganze Farbenlehre Goethes auf solche Anschauungsweise gegründet ist", indem bei der Betrachtung der Farben nicht das Bestehende, sondern das Werdende, nicht das Wesen der Farben, sondern ihre Wirkungen, nämlich das Licht, erwogen wird".

In einen ganz andern Kreis führen Voß Vater und Sohn. Beide sind grimmige Feinde der von Schelling vertretenen Richtung. Der Vater war als Dichter, am bekanntesten ist sein Epos „Luise", und als Übersetzer, namentlich der Alten, berühmt. Er war als streitbarer Sprachforscher von vielen bewundert und gefürchtet, von einigen auch bespöttelt. Er hatte sich, nachdem er sein Schulamt zu Eutin aufgegeben, nach Jena zurückgezogen. Goethe, der ihn seit 1794 kannte, schätzte ihn, obgleich er die Idylle „Luise", die manche absichtlich über „Hermann und Dorothea" stellten, nicht übermäßig bewunderte. Aber er wußte den gediegenen Gelehrten und wackeren Menschen zu würdigen und gab in einer langen Besprechung der 1804 erschienenen Gesamtausgabe der Voßschen Werke dieser Hochachtung sehr schönen Ausdruck. Ja, er gedachte den würdigen Mann zum Leiter des Gymnasiums in Weimar zu machen, erwog sogar den Plan, ihm das gesamte höhere Schulwesen des Ländchens zu unterstellen. Der Sohn, als 21jähriger Jüngling im Jahre 1800 bei dem Besuche in Weimar mit Goethe und Schiller bekannt geworden, hatte von beiden den größten Eindruck erhalten und war beglückt, als er durch Goethe eine Stellung an der Gelehrtenschule in Weimar erhielt. „Ich stoße dich nicht aus dem Paradiese, ich stoße dich in das

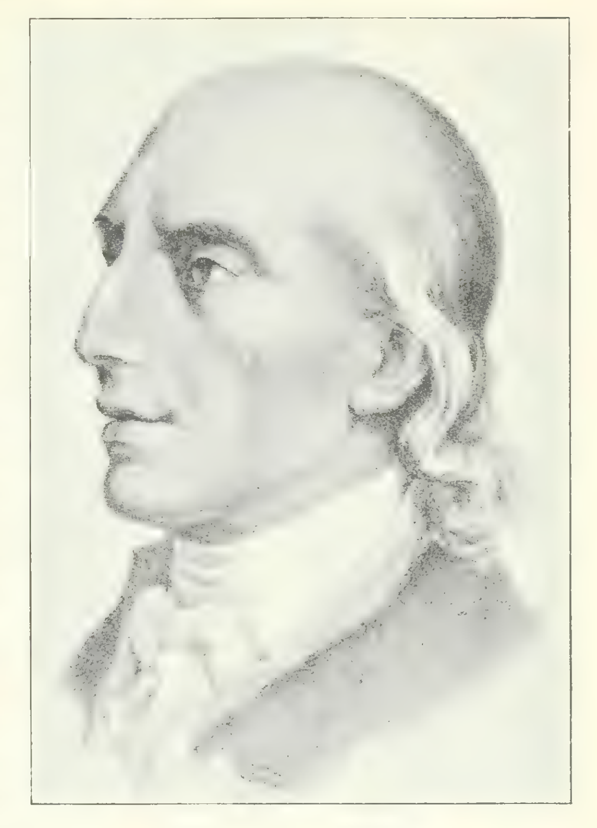
Paradies hinein", hatte der Vater gesagt; er konnte kaum ahnen, wie selig er den Sohn machte, als er ihm die Pforten dieses irdischen Glückes öffnete.

Während der ersten Monate seines Weimarischen Aufenthaltes wohnte der junge Voß in dem Hause am Frauenplan und war täglich mit dem Meister zusammen. Aber so wohl er sich in diesem Heim im Zusammenleben mit den beiden Großen und in seiner Schultätigkeit auch befand, er blieb nicht lange in seiner Stellung, sondern vertauschte die thüringische Residenz Ende 1806 mit Heidelberg, dem damaligen Wohnsitz seiner Eltern. Noch einige Jahre blieb er mit dem Weimarischen Meister in inniger Verbindung, dann löste sich diese ungemein wohltuende Beziehung. Solange er in Weimar lebte, schrieb er in Briefen an vertraute Freunde die Eindrücke nieder, die er von den beiden Großen empfangen hatte. Nur wenige Stellen aus diesen Darlegungen, die uns ein herrliches Bild der Engverbundenen geben, mögen hier mitgeteilt werden. Schon 1802 hatte er sich über Goethe geäußert: „Mehr Güte und freundliches Wesen, mehr Teilnahme und Freundesgesinnung vereinigt außer ihm kein Sterblicher in sich." Manchmal gab er eine Schilderung des Wesens des herrlichen Mannes, der sich ihm gegenüber wie ein zweiter Vater bezeigte. Die eine Darstellung lautet: „Es ist kein Gegenstand, der seiner Aufmerksamkeit entgeht; in alles bringt er Geist und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zu hülfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichnis, als das von Dingen hergenommen ist, die er gerade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer gerät, so wird sein Schritt hastiger, oder wenn er gewisse Gegenstände fixiert, um sie tief zu ergründen, dann steht er auch wohl gar stille und stemmt einen Fuß vor den anderen, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tische gerade entgegenzusitzen und in sein feuriges, tiefes Auge zu blicken, ist eine wahre Wonne. Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht oder auf dem Sopha sitzt. Ja, da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben." Einige Tage später fuhr er fort: „Goethe gewinne ich immer lieber, wenn es anders möglich ist, hier noch zu steigern. Er ist durchaus redlich und treu; wem er sich hingegeben, ein unbedingter Freund. Was ich noch mehr schätze, ist das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt und mit Worten nicht ausgesprochen



Aus einem Briefe der Christiane Vulpius an Nicolaus Meyer über den Aufenthalt in Lauchstädt 1802 und über eine Theateraufführung daselbst

Original im Besitz der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek



Johann Heinrich Voß
Nach einem Gemälde von Tischbein, lithogr. von W. Unger

werden kann. Goethe hat die Kunst inne, Andere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es tut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt."

Gegenüber solchem Gewinn, den Goethe durch die Annäherung der genannten Männer erreichte, traten schwere Verluste, die nicht zu ersetzen waren. Vor allem die Lösung der Verbindung mit Böttiger, dem Weimarer Gymnasialdirektor, von der noch an anderer Stelle zu berichten ist. Er ging nach Dresden, da er sich in Weimar immer unbehaglicher fühlte. Hier muß dieser Verlust erwähnt werden, weil darauf hinzuweisen ist, daß durch die Entfernung solcher Männer eine Vereinsamung Goethes begann, die mit den Jahren immer schlimmer wurde, eine fast absichtliche Verdrängung bedeutender, selbständiger Persönlichkeiten, die sich in den folgenden Jahrzehnten bitter rächte.

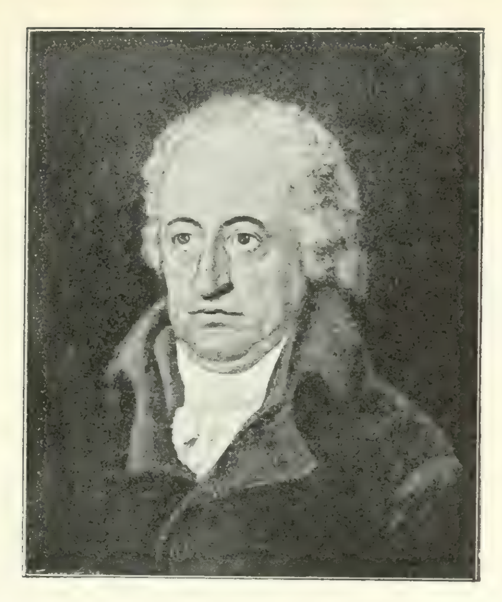
Während an dem Weggange dieses Mannes und daher auch an dessen Folgen Goethe Schuld hatte, war er unschuldig an dem Abgange vieler Jenenser Professoren, der ihn sehr hart traf. Mit den meisten von ihnen hatte ein gutes Einvernehmen bestanden, alle hatten sich der Fürsorge, ja der persönlichen Teilnahme des Universitätsvorgesetzten zu erfreuen gehabt. Wenn viele zu gleicher Zeit sich entfernten: der alte Voß, wie schon angedeutet, der freilich dem Lehrkörper der Hochschule nicht angehört hatte, aber eine Zierde Jenas gewesen war, nach Heidelberg, Loder, der Anatom, zu dessen Füßen Goethe wie ein eifriger Student gesessen, nach Rußland, Schelling nach Würzburg, Paulus nach Heidelberg,

der Philologe K. J. Schütz und der Jurist Hufeland nach Halle so war dies mehr ein zufälliges Zusammentreffen. Es hatte seine Ursachen weniger in der Abneigung der Genannten gegen Jena, als in ihrem leicht verständlichen und wohl zu rechtfertigenden Bestreben, ihren Wirkungskreis auszudehnen. Ihr Weggang, über den der Meister erbittert war, nicht weil er ihn gerade als eine persönliche Kränkung, sondern weil er ihn als eine Pflichtverletzung gegen den Fürsten auffaßte, demgegenüber sie seiner Meinung nach zu treuem Ausharren selbst in bescheidener Stellung verbunden waren, lud ihm eine neue Bürde auf.

Die Literaturzeitung nämlich, die Schütz in Jena herausgegeben hatte und nun mit Fug und Recht, da sie sein Eigentum war, nach Halle verpflanzte, wollte Goethe, der sie mit Jena unlöslich verbunden wähnte, nicht untergehen lassen und er gab sich Mühe, für ein neues gleichartiges Unternehmen, unterstützt von dem Philologen Eichstädt, Mitarbeiter zu gewinnen. Er schrieb selbst manche Beiträge dazu und hoffte, wiewohl vergebens, das Hallesche Blatt, das er als unberechtigte Nebenbuhlerin erachtete, zurückzudrängen oder zu vernichten.

In diese Epoche einer ungeheuren Vielgeschäftigkeit gehört endlich die außerordentlich zeitraubende und verdrießliche Arbeit an dem Schloßbau, der vielfache Schreibereien, Zeichnungen, Beaufsichtigung nötig machte. Ein besonders reger schriftlicher, dann auch persönlicher Verkehr gestaltete sich dabei mit den Baumeistern Thouret aus Stuttgart und Gentz aus Berlin. Das wohlgelungene Werk wurde 1803 vollendet; am 1. August des genannten Jahres, also fast 30 Jahre nach dem oben (S. 113) besprochenen Brande konnte es von der fürstlichen Familie bezogen werden.

Endlich gehört in jenes Schiller-Jahrzehnt, wie man die Zeit von 1794 bis 1805 nennen kann, auch der An- und Verkauf des Gutes Oberroßla (gekauft 1798, aufgegeben 1803). Der Grund, aus dem Goethe zu seinem Stadt- und Gartenhause in Weimar noch ein neues Besitztum erwarb, war der, daß er der Gattin und dem Sohne einen gesunden ständigen Landaufenthalt gewähren wollte. Aber die Erwartung, die er an den neuen Besitz knüpfte, wurde nicht erfüllt: Frau Christiane, zu deren Tugenden haushälterisches Wesen nicht eben zählte, war dieser neuen Aufgabe nicht gewachsen; die Unannehmlichkeiten, die durch den Pächter entstanden, dessen Einsetzung nötig war, die Unkosten, die aus dem neuen Besitztum erwuchsen, waren so bedeutend, daß der Käufer, der sich zuerst zu dem neuen Eigentum sehr gefreut hatte, recht zufrieden war, den zweiten glücklichen Tag: den des Verkaufs zu erleben.



Goethe nach dem Gemälde von Ferd. Jagemann 1806

Siebzehntes Kapitel

Bis 1808. Tod der Engverbundenen. Das Jahr 1806. Pandora. Unterredung mit Napoleon. Erste Gesamtausgabe. Faust

Während der ersten Jahre des 19. Jahrhunderts wurden große Lücken in den Kreis gerissen, in dem der Meister gelebt hatte: Herder starb am 14. Dezember 1803, Schiller am 9. Mai 1805, Anna Amalia am 10. April 1807, Wieland am 20. Januar 1813.

Am wenigsten fühlbar war der Tod der Herzogin Anna Amalia. So ehrwürdig das Andenken dieser trefflichen Frau stets bleiben wird, so dauernd ihre Verdienste waren, — dem Gemütsleben des Dichters war sie allmählich entschwunden. Sie war gewiß keine schlimme Schwiegermutter, auch keine ehrgeizige Frau, sprach daher weder in das Privatleben ihres Sohnes hinein, noch mischte sie sich in die öffentlichen Angelegenheiten; aber wenn sie auch in dem Wittums-Pålais und in dem abgelegenen Schlößchen zu Tiefurt weilte, zu einem von der Welt abgewendeten Witwendasein konnte sie sich nicht verstehen. Sie gehörte zu den Frauen, die nicht nur von Gleichaltrigen, sondern auch von Jüngeren verlangen mit ihnen zu älteln und besaß weder die Kunst, in höheren Jahren mit den Bestrebungen einer neueren Zeit zu empfinden, noch die Duldung für das, was nach der

Zeit ihrer frischen Entwicklung aufgekommen war. Und so wurde ihr geselliger Kreis eine Art von Nebenhof, in dem Herder und Wieland das große Wort führten, ein Nebenhof, in dem sich unvermeidlich ein gewisser Gegensatz gegen den Haupthof herausbildete. Dort wurde alles oder das Meiste, was an dem eigentlichen Hofe geschah, bekritelt; für die großen Leistungen auf geistigem Gebiete, die von Karl August und seinem Kreise bewundert wurden, besaß man dort nicht mehr die wahre Schätzung. Trotz dieser künstlich aufgeführten Scheidewand wahrte sich Goethe die Erinnerung an die schönen Tage der Weimarer Frühzeit und verherrlichte das Andenken an die ausgezeichnete Fürstin in einer würdigen Leichenrede.

Den gleichen Dienst leistete er auch dem Logenbruder Wieland, der ihm jahrzehntelang ein lieber Genosse gewesen war. Die beiden hatten sich nie entfremdet, und doch hatten sie viele, viele Jahre nur nebeneinander, nicht miteinander gelebt. Im Jahre 1802 schien der Riß unvermeidlich, und doch wurde er wieder zugenäht, aber Wielands Alter und Schwerfälligkeit verhinderten eine rechte Wiederannäherung. So köstlich auch Schillers Freundschaft war, sie war ausschließend für die kleineren, selbst für die großen Geister; und auch Wieland, ein so großes Anrecht er auf Goethes Herz hatte, mußte dem Bedeutenderen weichen, der, wenn er auch nicht nach Alleinbesitz verlangte, so doch die anderen viel zu sehr überragte, um ihnen viel zu überlassen.

Aber Goethe wurde dem verstorbenen Wieland in der schon angedeuteten Rede gerecht. Er gab in ihr eine schöne Übersicht über des Genossen Leben und Wirken, pries Wielands Fähigkeit, alles auf das wirkliche Leben zu beziehen, setzte überzeugend auseinander, wie jener für die große Gesellschaft geboren zu sein schien, wie geschickt er war, das von anderen Gefundene aufzunehmen und zu verwerten, und rühmte die Ruhe, mit der er den Feinden entgegentrat. Der Tätigkeit des Freundes wurde er vollauf gerecht; nicht nur in jener Rede, sondern auch an anderen Stellen. Bald nach dem Erscheinen des „Oberon" hatte Goethe das schöne, oft angeführte Wort an Lavater gesprochen (1708): „Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Kristall Kristall bleiben, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." Später in dem „Maskenzug" 1818 würdigte er auch die anderen Werke des Freundes, z. B. „Musarion", und gab in folgenden Strophen eine überaus treffende Schilderung des ganzen Menschen.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewies'nen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut' er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt:
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürstin werter Gast.

Herders Tod schien den Dichter ganz gleichgültig zu lassen; sein Wort in der Zeit des Jahres, „die ihm immer die verdrießlichste war", geschrieben, „wo ich Herdern beneide, wenn ich höre, daß er begraben wird", wirkt noch auf den heutigen Leser erkältend, wenn man bedenkt, daß dies Wort einem Freunde galt, von dem Goethe die mächtigste Beeinflussung erfahren und mit dem er viele Jahre in erquickendster Gemeinschaft gelebt hatte. Die Unterlassungssünde, die Goethe damals beging — auch in den folgenden Monaten kam er in seinen Briefen auf den Dahingegangenen kaum zu sprechen —, machte er dadurch gut, daß er in dem schon erwähnten „Maskenzuge" dem Verstorbenen ein würdiges Denkmal setzte. Darin rühmte er manche seiner Werke, sprach begeistert von dem „Cid" und schloß seine Schilderung mit den Versen:

Und so eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Frisch das Heldenlied zu hören,
Wie es unser Herder gab,

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daß nicht tiefgefühlte Trauer
Diesen Tag verdüstere.

Er feierte das große Verdienst, das der Verstorbene sich um die Weltliteratur erworben, verherrlichte seine Sammlung „Stimmen der Völker" und entwarf von der ganzen Art seines Wirkens und Seins ein Bild in folgenden Worten:

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen,
Was jeden in der Mutterluft gerührt,
Er hört erzählen, was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.
Das alles war Ergötzlichkeit und Lehre,
Gefühl und Tat, als wenn es Eines wäre ....

Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht das Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
Humanität sei unser ewig Ziel.
O, warum schaut er nicht in diesen Tagen
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen.

Was aber wollten alle diese Verluste besagen gegen den Schlag, der durch Schillers Tod unseren Dichter traf. Alle die Genannten, die nach ehernem Gesetz der Endlichkeit ihren Zoll entrichten mußten, waren, so viel einzelne in gewissen Zeiten bedeutet hatten, doch nur ein schöner Schmuck gewesen, ein Besitz, dessen man gewiß war und den man, wie der Reiche es naturgemäß tut, häufig vergaß, — Schiller allein war für Goethe notwendig gewesen. Daher das Gefühl einer gänzlichen Öde, das den Alleinstehenden ergriff, das Bewußtsein völliger Vereinsamung, das ihn fast versteinerte. Man erinnert sich der Worte, in denen der Verlassene seinen unendlichen Schmerz ausweinte, wie man in diesem Falle sagen darf, obgleich bei Goethe die Tränen nicht locker saßen, und man gedenkt der herrlichen Würdigung, die er dem Dahingegangenen nachsandte (siehe oben S. 198). Aber da auch diesem Einsamen ein Gott gegeben hatte, zu sagen, was er leide, so begnügte er sich nicht mit jenen Klagen, sondern dachte auch daran, dem Freunde bei der ersten Wiederkehr von dessen Todestage eine würdige Totenfeier zu veranstalten. Musik sollte sie begleiten, die bildende Kunst ihre Kraft in den Dienst des Verstorbenen stellen. Die Dichtung ist nur sehr bruchstückweise erhalten, aber was uns bekannt geworden ist, zeugt von hoher Schönheit: die Gattin solle den Tod ihres Gefährten bejammern:

Das Gute, was man Liebenden erzeigt,
Belohnet sich in dieser ernsten Schöne.

Der Freund solle sein zerstörtes Glück dartun und die ewigen Freuden verkünden, die er in dem Umgang genossen.

Kamst du aber dem Regen
Tätig entgegen,
Widerstrebtest du nicht seinem Zug,
Lähmtest du nicht seinen Flug
Durch Willkür und Laune,
So danke dir selbst für dein Glück,
Es ist vorüber, es kommt nicht zurück.

Deutschland, die Weisheit und die Dichtung sollten sich einen, um den Herrlichen zu ehren:

Seine durchgewachten Nächte
Haben unseren Tag gehellt.

In diesen unvergleichlichen Worten spricht sich die namenlose Trauer des Zurückbleibenden aus.

Der Tag hatte seine Helligkeit verloren; schwer und trübe lag die Nacht über Deutschland.

Das Jahr 1806 war hereingebrochen. Wie schwer die Gefahr war, die Deutschland drohte, ahnten die wenigsten. Die meisten wiegten sich in dem Traum von der Unbesieglichkeit Preußens und in der irrigen Meinung, die Franzosen seien Maulhelden, die den Deutschen nichts anhaben könnten. Aber es kam anders. Der Zug der Franzosen war ein Triumph sondergleichen, die preußische Armee, die sich ihnen bei Jena und Auerstädt entgegenstellte, wurde weggeblasen, Weimar war ohne Schutz der Gnade der Feinde anheimgegeben.

Für die Stimmung des Dichters in jenen Tagen, für seinen Versuch, sich aus der Schwere der Gegenwart in das Reich des Ideals zu erheben, ist der damals (5. Oktober 1806) geschriebene Spruch kennzeichnend:

Zu unseres Lebens oft geprüften Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Daß unser Blick sich himmelwärts gewöhne,
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.

Aber die Zeit forderte, daß man ihr mutig ins Auge sah. Was damals in Weimar geschah, lehrt ein Bericht, den C. J. R. Ridel, Landkammerrat, Erzieher des Erbprinzen Karl Friedrich, der Schwager von Lotte Buff, an seinen Bruder richtete.

„Fürchterlich hörten wir schon am 10. in dem Treffen bei Saalfeld den Kanonendonner, und traurig flohen Preußen und Sachsen am 11. zu uns. Ihre Flucht stimmte auch den Mut der Armee sehr herab. Über 100 000 Preußen und Sachsen zogen nun bei uns durch, König und Könige kamen; eine halbe Stunde von der Stadt ward am 13. ihr Lager aufgeschlagen. Unser Hof verließ uns, die regierende Herzogin ausgenommen, die mit äußerstem Mut und Standhaftigkeit laut sagte, sie ginge nicht, und wenn sie auch unter den Trümmern von Weimar begraben werden sollte. Sie ist jetzt der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, die Weimarer haben sie jetzt erst schätzen, jetzt erst kennen gelernt, denn 30 Jahre lang haben sie sie verkannt. Ihr allein verdanken wir es, daß die Stadt und das Schloß nicht gänzlich zerstört worden sind.

Am 14. Oktober weckte uns früh morgens der Kanonendonner. Die Franzosen waren schon über Jena vorgerückt. Jena war schrecklich geplündert, über 20 Häuser abgebrannt. Die Preußen standen auf der

Anhöhe, wo die Chaussee den Schneckenweg herunter führt; die Position war vorteilhaft, wie mir selbst französische Offiziere versicherten, sie sollen aber doch einige Anhöhen nicht gehörig besetzt haben. Den Hohen Berg hinauf stürmten gleichwohl die Franzosen. Gegen Mittag kamen schon viele Verwundete. Nachmittags um 4 Uhr flogen die Kanonenkugeln schon pfeifend in und um die Stadt. Die Preußen retirierten und gleich hinter ihnen etwa um 5 Uhr drangen schon Franzosen ein. Anfangs ging alles ruhig, den Anblick einiger schrecklich Verwundeten ausgenommen, und daß hier in der Stadt noch einige totgeschossen wurden, ward wenigstens niemand geplündert. Wir dankten schon dem Himmel, noch so davon gekommen zu sein. Aber, ach Gott! auf einmal ging die Not los. Um 7 Uhr, wie es schon dunkel war, kam Feuer aus, die Franzosen liefen in die Häuser und plünderten. Kein Mensch hatte nun das Herz, zu löschen, weil jeder sich sagte, daß er indes geplündert und auch sein Haus angezündet werden würde. Die Glocken stürmten, aber man war ganz gleichgültig. Dies Feuer ist unser aller Unglück geworden; was man versteckt hatte, ward nun in die Keller gebracht; die Soldaten klopften wie rasend an die Häuser und stießen auch die wohlverschlossensten Türen ein. Auch ich hatte das Schicksal. Anfangs wollten sie nur zu essen, zu trinken. Ich gab, was ich hatte, aber da in kurzer Zeit über 200 in mein Haus drangen, so war mein Vorrat erschöpft; sie drangen mit Gewalt in meinen Keller, mein Silberzeug, mein Geld, meine Leinwand, meine Kleidungsstücke waren in fünf Minuten geraubt. Alles Zureden, alle Bitten, alle Vorstellungen waren umsonst. Mein Haus war von oben bis unten durchgesucht. Indes verstörten sie alle meine Möbel, meine Bücher u. dergl. Die Angst, die Not meiner Frau und Kinder kannst Du Dir denken. Es dauerte die ganze Nacht fort. Um 12 Uhr in der Nacht kamen Offiziere in mein Haus von den Housards de Paris. Es waren edle Männer. Sie trösteten meine jammernde Frau, sie prügelten die Plünderer weg, aber es war leider! nun zu spät. Mein Schade ist über 2000 Taler. Äußerst weniges ist von unserer Leinwand und Kleidungsstücken gerettet. Das Feuer brannte fast zwei Tage, und nur wenige Hülfe geschah. Denn auch in der folgenden Nacht ward geplündert.

Am 15. war die Not entsetzlich. In der ganzen Stadt war kein Brod. Kaiser Napoleon selbst kam. Das französische Hauptquartier war hier. Die Häuser brannten, wie er einzog. „C'est contre mes ordres", sagte er. Prinz Murat oder der Großherzog von Berg war schon gleich nach der Schlacht im Schlosse gewesen. Man hatte ihn ersucht, der Feuersbrunst zu steuern, die Herzogin selbst hatte darum gebeten; seine Antwort war, seine Leute wären zu ermüdet. Die Herzogin hat unaussprechlich gelitten. Mit den geheimen Räten machte sie dem Kaiser einen Besuch,

der eineinhalb Stunde dauerte. Er mag ihr harte Dinge über den Herzog gesagt haben, der leider! bei der Preußischen Armee war und sein Jägerbataillon gestellt hatte. Doch hat er die Herzogin voll Achtung verlassen und gute Versprechungen gegeben. Der Herzog sollte aber in 24 Stunden mit hier sein. Von allen Seiten sind Boten mit französischen Pässen an ihn geschickt, damit er zurückkommt; wir wissen aber nichts von ihm. Stadt und Land ist schrecklich gegen den Herzog aufgebracht, obgleich ich glaube, daß man ihn nach dem Ausgange und zu hart beurteilt. Mich dauert er, denn er ist nun für immer ein unglücklicher Mann.

Jena, Dornburg, Apolda und zwei Drittel unseres kleinen Landes sind ruiniert, die Städte und die Dörfer geplündert, das Vieh weggenommen, mitunter die besten Schulzen in den Dörfern erstochen. Unser Weimarscher Pöbel hat sich sehr schlecht gezeigt und den Franzosen zum Teil die Häuser gewiesen, wo was zu holen wäre. Meine Frau, meine Kinder und ich sind [bis] jetzt von allen persönlichen Mißhandlungen frei geblieben und gesund. Auch das ist ein Glück, die angesehensten Männer sind oft hier nicht so glücklich gewesen. Die Hofequipagen und alle Ställepferde sind fort. Es gibt in der Stadt Weimar jetzt keine einzige Equipage. Der Bauer kann nicht bestellen, das ist das Schrecklichste. Alles muß aus entfernten Ortschaften aufgeboten werden, um die erbeuteten preußischen und sächsischen Kanonen und die entsetzlich vielen Verwundeten weiter zu fahren.

Der alte Engländer Gore ist aus seinem Hause ins Schloß geflohen. Man hat ihm fast alles genommen. Den alten ehrwürdigen Greis im Zimmer der Herzogin an der Gicht krank auf dem Kanapee liegen zu sehen, war wirklich ein äußerst rührender Anblick. Der Rat Kraus ist aller seiner Sachen beraubt, seine Gemälde und Büsten und Statuen zerhauen, er selbst hat einige flache Säbelhiebe bekommen, war ins Schloß geflüchtet und liegt gefährlich krank aus Kummer und Sorgen im Bertuchschen Hause. Bertuchs Haus ist nicht geplündert, weil ein General, der

Schaudervolle Rückerinnerung
an die
Schreckens = Scene,
welche sich vom 13ten bis 15ten Oktober 1806 in Jena zugetragen, und dem dabey entstandenen grossen Brande. Authentisch in Versen beschrieben.
Von
J. C. L. Grieser.



Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.

Jena, 1807.
Zu haben bei mir, in der Oberlauen-Gasse, rothe Nro. 276., für 1 Groschen das Stück.

Beilage 9.

Flugblatt auf die Schreckensszenen in Jena vom 13.—15. Oktober 1806

aber nun schon tot ist, bei ihm logierte; er war geflüchtet und hat schreckliche Abenteuer gehabt."

Über Goethes persönliche Schicksale läßt sich nicht viel Besonderes melden. Er war erst am 6. Oktober von Jena nach Weimar zurückgekehrt. Was in seinem Hause vorging, ist uns durch einen Bericht Loders bekannt: „Goethe ward allerdings geplündert; ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigstens verwundet, wenn die Vulpius sich nicht auf ihn geworfen und ihn teils dadurch, teils durch einige silberne Leuchter, die sie sogleich hergab, gerettet hätte." Er selbst begnügte sich, über die Geschehnisse dieses Tages manchen auswärtigen Freunden den kurzen Bericht zu geben: „Wir leben, unser Haus blieb von Plünderung und Brand wie durch ein Wunder verschont. Die regierende Herzogin hat mit uns die schrecklichsten Stunden verlebt. Ihr verdanken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, sowie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kaiser ist angekommen am 15. Oktober 1806. Merkwürdig ist es, daß diese Tage des Unheils von dem schönsten Sonnenschein begleitet und beleuchtet waren."

Von jenem 15. an wurde es besser. Das Haus Goethes erhielt dadurch, daß die höchsten französischen Offiziere, die Marschälle Augereau, Lannes, Ney, der letztere freilich nur wenige Stunden, dort Quartier nahmen, eine Sauvegarde. In einem von General Victor ausgefertigten Schutzbriefe wurde den Soldaten verboten, Goethe, „den ausgezeichneten Gelehrten", zu beunruhigen, ja geboten, ihn und die Seinigen zu schützen; in einem von Augereau ausgestellten Schreiben wurde er als „ein Mann, der in jeder Beziehung des Wortes empfehlenswert sei", hingestellt. Endlich erhielt er von dem französischen Stadtkommandanten Dentzel ein völlig beruhigendes Schreiben: „Der Kommandant werde in Rücksicht des großen Goethe alle Anstalten treffen, um seine und seines Hauses Sicherheit zu gewährleisten."

Wie er nicht vergessen hatte, anzumerken, daß Sonnenschein in diesen Tagen des Entsetzens herrschte, so gab er sich nicht dem dumpfen Schmerz und tatenlosen Brüten hin, sondern zeigte sich hilfsbereit und der Lebenden gedenkend. Besonders lag ihm die Universität Jena am Herzen. Da er infolge seines Rundschreibens vernahm, wie schlecht es den Meisten ergangen war — freilich hatten sich viele auch höchst jämmerlich gezeigt —, so richtete er nun sein Streben darauf, den einzelnen schwer Geschädigten — fast am Schlimmsten war der Mineraloge Lenz betroffen — zu helfen und das Gesamtwesen wieder in eine erträgliche Lage zu bringen. Es ist rührend zu sehen, mit welcher Sorgfalt er in der allgemeinen Not sich des Einzelnen annimmt, wie er für den verarmten Lenz Aufrufe an die mineralogische Gesellschaft verfaßt, wie er von einem Kaufmann

Hertel angegangen wird, Bezahlung für die von diesem gelieferten Schreibmaterialien zu schaffen, wie er von Klein und Groß als Helfer in der Not angesehen und angerufen wird.

Aber vor allem galt es, Jena selbst zu helfen. Zwar besaß die Universität ein allgemeines Schutzversprechen des Kaisers, aber dies linderte nicht die Not. Täglich vielmehr ergaben sich neue Verlegenheiten, teils dadurch, daß in Jena sich keiner befand, der mit den französischen Behörden in ihrer Sprache unterhandeln konnte, teils dadurch, daß alle



Nach der Schlacht von Jena. Brand in den Straßen und Transport von Verwundeten

Koloriertes Kupfer von C. Schnorr nach H. R. Pflug

Kassen leer waren, also auch nicht der öffentliche Reichtum der Not der einzelnen zugute kam. Für beides wurde gesorgt; als Kenner des Französischen wurde ein Dr. Müller, ein Bruder des späteren Kanzlers, Goethes Vertrauten, nach Jena geschickt, durch Geld der größten Not so viel als möglich gesteuert. Indessen das allgemeine Schicksal der Universität schien weiter arg gefährdet. Einem bloßen Worte des Imperators war nicht zu trauen, über seine den deutschen Universitäten feindliche Gesinnung konnte aber kein Zweifel sein, besonders nachdem die Universität Halle wenige Tage nach den schlimmen Weimarer Tagen seinem Vernichtungsbefehl zum Opfer gefallen war. Um dieses Schicksal von Jena

abzuwenden, wurde eine Deputation der Universität an den in Naumburg weilenden Staatssekretär Maret geschickt, der Goethe einen französischen Brief an den ihm von früher her bekannten General-Inspektor der Künste, Denon, mitgab. In diesem erbat er des alten Gefährten Hilfe für die Universität und für sich, „ich sage für mich, weil die Jenaer Einrichtungen teilweise mein Werk sind und ich auf dem Punkte stehe, eine dreißigjährige Arbeit für immer verloren zu sehen.“ Die Deputation aber richtete trotz ihres Empfehlungsbriefes nichts aus. Da beschloß die Universität, deren Rektor bereits am 24. unter Genehmigung der französischen Behörde, den baldigsten Beginn der Vorlesungen angekündigt hatte, einen neuen Schritt zu tun: durch eine Bittschrift an den Kriegsminister Berthier, ein Privilegium für die Universität zu erlangen.

Diese Bittschrift nun unterstützte Goethe durch eine größere Abhandlung über die geistigen und künstlerischen Zustände von Weimar und Jena.

Er geht davon aus, daß seit dreißig Jahren das Weimarer Land zur Förderung der Kultur mächtig gewirkt habe, und daß an dieser Förderung die zwei engverbundenen Städte Weimar und Jena in gleicher Weise beteiligt gewesen seien, Weimar durch seine Gelehrten und Dichter, von denen Wieland doyen de la litérature allemande namentlich aufgeführt wird, Jena durch seine Universität. Er schildert die Einrichtung derselben, nennt die medizinischen und naturwissenschaftlichen Anstalten, würdigt die Literaturzeitung, spricht, auf Weimar übergehend, von der Bibliothek mit ihren Kunst-, Münz-, Altertumssammlungen, handelt sehr ausführlich von der freien Zeichenschule, die den Tod ihres Direktors Kraus zu beklagen gehabt, von Bertuchs mannigfaltigen Bemühungen für Kunst und Wissenschaft, vom Gymnasium und den übrigen Erziehungsanstalten, endlich von seiner eigenen, der Kunst geweihten Förderung. Es sei gestattet, diesen Abschnitt hier wiederzugeben und zwar nach dem deutschen Konzept, das an dieser Stelle der französischen Ausarbeitung fast durchaus entspricht. „Diese Anstalt (es war von der freien Zeichenschule die Rede) steht unter der Oberaufsicht des Geheimrat v. Goethe, welcher in Betrachtung, daß die Künste, wenn sie sich zur Technik und zum Handwerk hinneigen, immer weiter fallen müssen, die höhern Kunstzwecke zu erreichen Sorge getragen hat. Es hat daher derselbe in seinem Hause teils aufgestellt, was er auf seinen Reisen von Kunstprodukten zusammenbrachte, und solches den Künstlern zu ihrer Förderung immer gern mitgeteilt. Er hat ihnen zugleich Gelegenheit gegeben, ihre Arbeiten aufzustellen ..., wie denn auch, was durch auswärtige Konnexionen dahin von neuen Kunstwerken einlief, Künstlern und Liebhabern wöchentlich vorgezeigt wurde. — So bildete sich eine Gesellschaft von Kunstfreunden, welche

sich in den Stand gesetzt sah, Preise auszusetzen und den bildenden Künstlern Aufgaben zu geben . . . Diese Einrichtung dauerte sieben Jahre und ward nur dieses Jahr wegen der kriegerischen Aspekten ausgesetzt."

Diese Bittschrift der Universität, mit Goethes Abhandlung vereint, hatte den erwünschten Erfolg; Jena erhielt am 24. November 1806 den verlangten Schutzbrief, die Vorlesungen begannen aufs neue und bald hatte sich Jena wieder zur alten Blüte erhoben.

Auch den Weimarer Freunden gegenüber war Goethe hülfsbereit. Für die Zustände jener Tage, in denen es manchen am Allernötigsten fehlte, ist ein Zettelchen an J. H. Meyer bedeutsam genug: „Sagen Sie mir, mein Werter, womit ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd usw. soll gern folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Viktualien."

Unmittelbar nach den furchtbaren Tagen ließ Goethe sich mit Christiane trauen, schlicht und ohne Aufsehen. „Dieser Tage und Nächte", so schrieb er an den ersten Geistlichen der Stadt, „ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine." Die Trauung geschah also nicht, wie Weimarische Verleumder in damaligen Zeiten es ausposaunten, „unter dem Donner der Kanonen." Es war eine oft erwogene Handlung der Gerechtigkeit, zu welcher der Ehescheue sich entschloß, im Hinblick auf die gefährlichen Zeiten; es war ein Zeugnis der Dankbarkeit für die demütige Gefährtin, der Anerkennung der erst jüngst bewiesenen Tapferkeit und Heldenmütigkeit.

So brachte das traurige Jahr 1806 allein der guten Christiane verdientes Glück. Nicht in dem Sinne, wie die bösen Weimarer Klatschmäuler sich zuraunten, daß Christiane, gemeinsam mit ihrer Freundin Karoline Ulrich, die ihr in Hausgeschäften half, seitdem Tante und Schwester dahingegangen waren, sich überall da erlustigte, wo es bei Anwesenheit der französischen Truppen hoch herging, sondern dadurch, daß sie nach fast zwanzig Jahren die schiefe Stellung mit einer rechtmäßigen vertauschte. In ihrem Benehmen wurde durch die vollzogene Trauung keine Änderung hervorgerufen. Sie blieb vielmehr bescheiden im Hintergrunde. Ihr Gatte gab sich allerdings redliche Mühe, sie in die Gesellschaft einzuführen. Er stellte sie Fremden vor und setzte es wenigstens durch, daß sie von Frau v. Schiller, Frau v. Wolzogen, selbst von Frau v. Stein geduldet wurde, aber das Gerede hinter ihrem Rücken hörte nicht auf, ja selbst die Vorwürfe, sie gäbe sich dem Trunke hin, fröne übermäßig dem Tanze, zettele mit Untergeordneten und Unwürdigen Liebschaften an, wurde immer allgemeiner und entschiedener erhoben. Einzelne Freunde beeiferten sich nun, der

Hausfrau zu gefallen; zu dem wackeren Nikolaus Meyer aus Bremen (später Arzt in Minden, einem nicht unbegabten Dichter), der schon früher der still waltenden Frau ein freundliches Wohlwollen gezeigt hatte, gesellten sich nun auch hochstehende, früher zurückhaltende Männer, wie Wilhelm v. Humboldt, Zelter, F. A. Wolf; manche Frauen empfanden wirkliches Mitgefühl, wie Johanna Schopenhauer.

Diese merkwürdige Dame, eine vermögende Witwe, berühmter durch ihren Sohn, den großen Philosophen Arthur, als durch ihre Erzählungen und Reisebeschreibungen, die eine Zeitlang einen ziemlichen Modeerfolg hatten, verdient eine kurze Erwähnung wegen des Umstandes, daß sie in ihrem Hause trotz der Kriegsstürme eine für Weimar ungewohnte, freie Stätte der Geselligkeit schuf. In ihrem Hause erschien auch der Meister, wie Goethe immer allgemeiner genannt wurde, und erfreute und entzückte da die Anwesenden durch seine frohe Laune, sein anregendes Gespräch, seine eindrucksvollen Vorlesungen.

Das Jahr 1806, das über Weimar und so viele andere deutsche Staaten Schmach und Unglück heraufbeschworen, hatte auch die unselige Folge, die Ansichten vieler zu verwirren. Die einen hielten den völligen Untergang Deutschlands für unvermeidlich, die anderen erachteten es für rätlich, da sie nicht einmal wagten, die Faust in der Tasche zu ballen, sich auch in ihren Gesinnungen dem Eroberer zu unterwerfen. Nicht also Goethe. Später freilich wurde er von vielen hochmütigen Schreiern, die erst dann die Kühnheit wiederfanden, als sie ungefährlich geworden war, als vaterlandsloser Geselle geschmäht, weil er es für würdelos fand, dem Gefallenen einen Tritt zu versetzen. Und doch sprach gewiß Goethe in den Zeiten der schweren Not seine Überzeugung offen aus, daß es mit Deutschland noch nicht vorbei sei, ja unternahm er manches, um diese Meinung durch die Tat zu bewähren.

Das erste Zeugnis für diese Denkungsart war die deutsche Übersetzung einer französischen Rede, die Johannes v. Müller, der große Geschichtschreiber in Berlin, zum Preise Friedrichs des Großen gehalten hatte, eine Erinnerung an glorreiche Zeiten, trostspendend und frohe Verheißung verkündend, in der jämmerlichen Zeit, die angebrochen war.

Ein zweites Zeugnis war ein Plan, der leider nicht ausgeführt worden ist, über den aber ein zuverlässiger Berichterstatter, der Geschichtschreiber K. F. Woltmann, sich in einem Briefe an einen Vertrauten folgendermaßen ausdrückte (1. Oktober 1808): „Herr v. Goethe trägt sich mit der Idee, in dem bevorstehenden Winter einen Kongreß ausgezeichneter deutscher Männer in Weimar zustande zu bringen, damit sie über Gegenstände der deutschen Kultur sich gemeinschaftlich beraten. Eben in diesem Zeitpunkt, wo Deutschland sich aufgelöst und



Johanna Schopenhauer mit ihrer Tochter an der Staffelei
Goethemuseum, Weimar, Phot. L. Held

seine Art von einem fremden Sein gedrängt fühlt, ist es vorzüglich ratsam, die Bande der deutschen Kultur und Literatur, wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewahrt sind, auf alle Weise fest zusammen zu ziehen."

Ein drittes Zeugnis war der Plan eines „lyrischen Volksbuchs." Kam auch das Projekt nicht zustande und stammte auch die Anregung dazu aus Bayern von dem Staatsmann v. Niethammer, so ist doch schon des Dichters lebhafte Teilnahme an diesem Volksbuche ein rühmliches Zeugnis für Goethes vaterländische Gesinnung. Über das Wesen eines solchen Volksbuches sprach sich der Dichter folgendermaßen aus: „Unter Volk verstehen wir gewöhnlich eine ungebildete bildungsfähige Menge, ganze Nationen, insofern sie auf den ersten Stufen der Kultur stehen, oder Teile kultivierter Nationen, die untern Volksklassen, Kinder. Für eine solche Menge müßte also das Buch geeignet sein. Und was bedarf diese wohl? Ein Höheres, aber ihrem Zustande Analoges. Was wirkt auf sie? Der tüchtige Gehalt mehr als die Form. Was ist an ihr zu bilden

wünschenswert? Der Charakter, nicht der Geschmack: der letzte muß sich aus dem ersten entwickeln ... Man begänne mit dem Hohen und Ideellen: Gott, Unsterblichkeit, höhere Sehnsucht und Liebe; höhere Naturansichten stünden daran. Was sich schon mehr für den Begriff eignet: Tugend, Tauglichkeit, Sitte, Sittlichkeit, Anhänglichkeit an Familie und Vaterland würden hier ihren Raum finden. Doch müßten die Gedichte nicht didaktisch (lehrhaft), sondern gemütlich und herzerregend sein. Die Phantasie würde durch Begebenheiten, Mythen, Legenden und Fabeln erregt. Der Sinnlichkeit würde die unmittelbar ergreifende Liebe mit ihrem Wohl und Weh, naive Scherze, besondere Zustände, Neckereien und derbe Späße darzubieten sein. Alles, was zwischen diese Einteilungen hineinfällt oder sich mit ihnen verbindet, das Geistreiche, Witzige, Anmutige, Gefällige dürfte nicht fehlen und keine Art von Gegenstand ausgeschlossen sein. Wenn man mit einer Ode an Gott, an die Sonne, anfinge, so dürfte man mit Studenten- und Handwerksliedern, ja mit dem Spottgedicht endigen. Kein Stoff wäre auszuschließen, nur hätte man die Extreme: das Abstruse, das Flache, das Freche, das Lüsterne, das Trockne, das Sentimentale zu vermeiden."

Als ein viertes Zeugnis könnte man das Drama „Pandora" auffassen, das 1807 in dem von zwei jungen Wiener Schriftstellern herausgegebenen Taschenbuch „Prometheus" zuerst gedruckt wurde. Freilich beim ersten Anblick dieses eigenartigen Bruchstücks möchte man es kaum als ein Zeitstück gelten lassen; denn es spielt im Altertum. Prometheus, der Tätige, der nur für den Nutzen schafft, lebt ein emsiges, einzig der Arbeit geweihtes Leben. Ganz unähnlich ist ihm sein Bruder Epimetheus, der Sinnige, zarten Neigungen Zugängliche. Während jener unempfindlich ist gegen die auf der Erde erscheinende Pandora, die Tochter des Zeus, neigt sich dieser ihr zu und zeugt mit ihr zwei Töchter: Elpore, die Hoffnung, Epimeleia, die Sorge. Nach langer Zeit glücklicher Vereinigung kehrt Pandora zum Göttersitze zurück, nur ihre Tochter Epimeleia läßt sie dem Gatten. Er verzehrt sich in Trauer und nährt die Hoffnung nach der Wiederkunft der Geliebten. Der Sohn des Prometheus, Phileros, liebt die Epimeleia. Als er einmal zu ihr schleicht, sieht er einen Hirten, der zu ihr eingedrungen ist, tötet ihn, verfolgt Epimeleia, die er für untreu hält, und verwundet sie, die in den Schutz des Vaters flüchtet. Prometheus, der raschen Tat seines Sohnes zürnend, verbannt ihn; der Jüngling stürzt sich ins Meer, wird aber gerettet. In wildem Ansturm rennen die Hirten herbei, um den Tod des Gefährten zu rächen, stecken das Haus des Epimetheus in Brand, aber die von Prometheus ausgesendeten Krieger löschen das Feuer und stellen die Ruhe wieder her. Eos, die Morgenröte, erscheint und verkündet ein allgemeines Fest der Freude.

Geht man zu weit, wenn man das ganze seinen Stoff dem Altertum entnehmende Stück als ein großes Zeitgedicht auffaßt? Man darf natürlich nicht den törichten Versuch machen, die Handelnden als Franzosen und Deutsche zu bezeichnen, aber wohl darf man in dem Drama eine hoffnungsfreudige Verheißung sehen, daß das scheinbar zum Untergang verdammte Volk einer Auferstehung entgegengehen werde, daß auf die dunklen Tage der Gegenwart eine hellere Zukunft folgen müsse. Freilich der Dichter weiß und bekennt es, daß der Augenblick trübe ist:

Zu dulden ist! Sei's tätig oder leidend auch.

Aber Prometheus, der diese Worte zu sprechen hat, er, der Trotzige und Ungebeugte, ist überzeugt, daß Ruhe nur ein erzwungener Zustand ist, daß diese Ruhe die männliche Gesinnung nicht zerstören darf:

Des tät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit.

Und er weiß auch, daß, sobald es nur die Umstände erlauben, die Wehrhaftigkeit sich bekundet:

Des echten Mannes Feier sei die Tat.

Daß dies der Sinn des herrlichen — unbegreiflicher Weise so wenig bekannten — Bruchstücks ist, geht aus den Schlußversen hervor:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es:
Was zu geben sei, sie wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die lass't gewähren.

Als ein fünftes und letztes Zeichen dieser mannhaften Gesinnung möchte man auch Goethes Unterredung mit Napoleon auffassen, die zu Erfurt im Oktober 1808 stattfand. Dort hatte der französische Kaiser den großen Kreis ausländischer und deutscher Fürsten um sich versammelt, dorthin beschied er auch den Weimarischen Dichter. Der mächtige Herrscher des Weltalls bezeugte in dieser Unterredung, daß er einen M a n n vor sich hatte. Gewiß erschien Goethe dem Mächtigen gegenüber nicht wie ein teutonischer Berserker. Ein solcher hätte vielleicht in trotzigem Selbstbewußtsein einer solchen Einladung widerstrebt. Goethe folgte der Einladung und bewies sich dem Hochgebietenden gegenüber bescheiden, fast demütig. Er suchte nicht das Gespräch auf die Pfade hoher Staatskunst zu leiten, sondern beschränkte sich auf Antworten über literarische Dinge. Aber gewiß hat er seinen Landesherrn verteidigt, dem der französische

Herrscher unversöhnlich zürnte, und möglicherweise hat er auch ein verteidigendes Wort für andere gewagt.

Nach Goethes Bericht, der allerdings viel später aufgezeichnet und wohl nicht ganz vollständig ist, und nach einzelnen glaubwürdigen Mitteilungen anderer verlief die Unterredung wohl so:

Der Kaiser war bei der dem Dichter bestimmten Zusammenkunft nicht allein, sondern sein Feldherr Daru war bei ihm; dieser führte Goethe ein und begann die Unterhaltung. Sie drehte sich um Voltaires Mahomet, gegen den sich Napoleon aussprach. Der französische Herrscher forderte den Deutschen auf, im Wetteifer mit jenem französischen Poeten einen „Tod Cäsars“ zu schreiben und mahnte ihn dringend, nach Paris zu kommen, wo er ein weites Feld für seine Beobachtung finden würde. Er sprach ausführlich über Werther, eines seiner Lieblingsbücher, das er immer mit sich führte und bemängelte darin eine Stelle, wahrscheinlich die Mischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes und der leidenschaftlichen Liebe. Er fertigte die Schicksalsstücke, die damals in Deutschland besonders beliebt waren, mit der Bemerkung ab, die Politik sei das Schicksal. Nach mannigfachen Störungen durch Meldungen und dergleichen kam der Kaiser auf Persönliches, auf die Verhältnisse des Dichters, auf die Umgebung, in der dieser lebe. In seinen eigenen, ziemlich langen Auseinandersetzungen unterbrach sich der Kaiser häufig durch den Zwischenruf: „Was sagt Herr Goethe dazu?“ und gab jenem dadurch Gelegenheit, auch seine Meinung zu äußern. Gleich am Anfang der Unterredung hatte der Alleinherrscher zu seinem Besucher, wie dieser berichtet, gesagt: „Sie sind ein Mann!“; nach anderen hätte die Begrüßung gelautet: „Das ist ein Mann!“ Dieses merkwürdige Wort ist nicht etwa die Zusammenfassung des gewonnenen Eindrucks am Schlusse des Gesprächs, sondern die anerkennende Begrüßung. Der Kaiser, der in den letzten Jahren so viel Erniedrigung deutscher Fürsten und Höflinge erlebt, so schmachvolle Schmeichelei feiler Schriftsteller, so ekles Herandrängen und Anerbieten liebedienerischer Geschöpfe gesehen hatte, wollte damit die Freude darüber ausdrücken, endlich einen Mann vor sich zu sehen, der von allen Völkern als Geistesfürst angesehen und als unantastbarer Charakter hochgehalten wurde.

Pandora, von der kurz vorher die Rede war, bildet den Abschluß der ersten, sogenannten Cottaschen Ausgabe der Werke des Dichters, die in zwölf Bänden 1806 bis 1808 erschien.

Mit dem Buchhändler Cotta war Goethe durch Schiller zusammengebracht worden; die Bekanntschaft mit ihm war, wie oben (S. 209) erwähnt, in Stuttgart 1797 geschlossen worden. Damals hatte Cotta mit den Weimarer Geisteshelden noch keine allzu glänzenden Erfahrungen gemacht:

die „Propyläen" hatten große Summen verschlungen, die „Horen" hatten einen sehr geringen Ertrag gebracht, auch der „Musenalmanach" war nach den glänzenden Erfolgen ziemlich abgeflaut. Durch Schillers Meisterwerke änderte sich die Sachlage. Cotta hatte ebensoviel Unternehmungslust wie Hochachtung vor dem Genie Goethes. Während dem Buchhändler Göschen zweitausend Taler für die erste Ausgabe der Goetheschen Schriften fast zu viel gewesen waren (oben S. 151), hatte Cotta schon vor 1806 recht erhebliche Summen unserem Dichter, der zu fordern verstand, abgeliefert. Seine Beiträge für die „Horen" und den „Musenalmanach" waren trefflich bezahlt worden; für jedes Stück der „Propyläen" waren 400, für „Winckelmann", „Cellini", „Was wir bringen", Die „Natürliche Tochter" etwa 4000 Taler entrichtet worden. Für die zwölfbändige Ausgabe der Werke, die außer wenigen Gedichten und dem Faust kaum etwas Ungedrucktes brachte, wurden 10 000 Taler bewilligt und abgeführt. Während in der Göschenschen Ausgabe mehr als die Hälfte ganz neu und völlig ungedruckt gewesen war, brachte diese Cottasche Ausgabe fast nur Bekanntes: die Dramen der Frankfurter und Weimarer Zeit, die beiden großen Romane Werther und Meister, die Versepen Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, einige Bruchstücke aus dem italienischen Reisetagebuch und Gedichte.

Im achten Bande 1808 erschien „Faust I. Teil". Das Werk war nicht etwa damals entstanden. Den wesentlichen Teil bildete eine Jugendarbeit der Frankfurter Jahre 1773 bis 1775, zwei Szenen: Hexenküche und Wald und Höhle wurden in Italien hinzugefügt; nach langer Pause wurde auf Schillers Anregung das Werk wiederum vorgenommen. 1797 und in den folgenden Jahren wurde die Zueignung nebst den Prologen gedichtet, manche Lücke ausgefüllt, z. B. der Rest der Valentin-Szene, die Walpurgisnacht und jene schwerwiegende Unterredung zwischen Faust und Mephisto, die Pakt-Szene, neu ausgestaltet und die Dichtung einem vorläufigen Abschlusse zugeführt.

Der Dichter benutzte einen Stoff, der in einem Volksbuche des 16. Jahrhunderts zuerst behandelt worden war: ein Professor, Johann Faust, sich unbehaglich fühlend in seinem gelehrten Treiben und seiner Weltabgeschlossenheit, ergibt sich dem Teufel. Er verlangt von ihm Vermehrung des Wissens, Reichtum und Genuß und verschreibt ihm seine Seele. Nach vielen Jahren, in denen Mephistopheles, der Diener des obersten Teufels, seine stete Willfährigkeit gezeigt, dem Faust ungemessene Liebesfreuden gegönnt, große Kräfte verliehen, die dieser zu Wundertaten aller Art benutzt hatte, zeigt sich Mephisto als der Herr. Faust überläßt seinem Famulus Wagner seine Bücher und seine Schriften, und findet durch Mephisto einen schmählichen Tod; Mephisto bemächtigt sich der Seele, die durch Verschreibung sein Eigen geworden. Diesen Stoff,

18*



Faust.

Eine Tragödie.

von

Goethe.

Tübingen.

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1808.

Titel der Faustausgabe aus dem Jahre 1808

der im Laufe der Jahrhunderte von vielen Dichterlingen bearbeitet, Unzähligen ein Gegenstand des Entsetzens, aber durch manche eingestreute possenhafte Szenen auch ein Anlaß zu großer Erlustigung geworden war, vertiefte Goethe in bewundernswertester Weise. Er schuf ein Werk, das den Menschen in seinen Ringen und Kämpfen mit den dunklen Mächten der Finsternis, mit seinen eigenen Trieben darstellt, ein Werk, in dem jeder Denkende und Strebende sich selbst wiederfindet und das jeder nach seiner Art zu empfinden und durchzuleben versuchen muß.

Ein ruhiger Gelehrter, der in der kleinen Universitätsstadt, in der er lehrt und lebt, großes Ansehen genießt, Heinrich Faust, grübelt unzufrieden über seinen Büchern. Da er in ihnen die Lösung so vieler quälender Rätsel nicht finden kann, so ergibt er sich der Zauberkunst und erzwingt durch die Machtmittel, die ihm zu Gebote stehen, das Erscheinen des Erdgeistes, keiner höllischen Macht, sondern eines Teils der Allkraft, die die Welt beherrscht. Von diesem Geist in seine Schranken zurückgewiesen, fast der Verzweiflung hingegeben, wird er von seinem dienenden Mitarbeiter Wagner gestört. Dieser verkümmerte Stubengelehrte, der ausschließlich das tote Wissen kennt, wird von Faust bespöttelt, von ihm, der das Wissen gering achtet und das höchste Streben, das von der Menge mißverstanden wird, lobt und preist. Dem Alleingelassenen wandelt sich der Hohn in tiefe Beschämung. Vergangenheit und Gegenwart ekeln ihn an, auch die Zukunft verheißt ihm keinen Sieg; als einziger Triumph seines Menschtums erscheint ihm der Entschluß, durch ein schnell wirkendes Gift seinem Leben ein Ende zu machen und so gleichsam als Sieger über das Morgen zu erscheinen. Aber auch dieser Sieg ist ihm nicht vergönnt: die altgewohnten Töne des Ostergesangs, der Klang der Glocken lassen seine Hand zögern und endlich sinken; nicht begeistert, nur gerührt und erweicht verzichtet er auf die

Ausübung seines Vorhabens und entschließt sich, weiter in der Dienstbarkeit des Lebens zu verbleiben.

Am Osterfeste, an einem schönen Frühlingstage, unternimmt er mit seinem Famulus Wagner einen ⌈Spaziergang. Vor dem Tor, wo Bürger und Bettler, Schüler und Mägde, Handwerksburschen und Soldaten sich ergehen, wo Bauern tanzen, die Faust fast mit derselben Ehrfurcht wie seinen Vater als Wohltäter preisen, kann er das Sinnen der Gelehrtenstube nicht unterdrücken. Die Natur, die für Wagner nur Schreckhaftes hat, erhebt ihn nicht, sondern erregt nur schmerzliche Gefühle über seine Ohnmacht; in einem Pudel, der die Wanderer umkreist, ahnt Faust etwas von einer zauberischen Macht und führt das Tier in sein Gemach.



Faust beschwört den Erdgeist
Radierung zu der Ausgabe der Goetheschen Werke
nach dem Rembrandtschen Stich

Die quälenden Gedanken, die durch den Genuß der Natur nicht beruhigt worden, sollen nun durch den Versuch einer Übersetzung des Neuen Testaments gebändigt werden. Doch schon die ersten Worte bereiten ihm Schwierigkeiten. Nachdem er deren Übertragung: „Im Anfang war das Wort, der Sinn, die Kraft" verworfen, gibt er sie mit den Worten wieder: „Im Anfang war die Tat" und entwickelt damit sein Wesen, wie es sich namentlich im II. Teile des Trauerspieles gestaltet: daß weder die Gelehrsamkeit, noch das Forschen, noch die auf andere geübte Wirkung, sondern daß einzig und allein das Tun die wahre Bestimmung des Menschen sei. Der Pudel, der von Anfang an Zeichen seines Unbehagens gegeben, will sich nicht beruhigen, er wird daher mit allen Mitteln beschworen und entpuppt sich in der Tracht eines fahrenden Schülers als der Teufel, dessen wahres Wesen das Böse, die Zerstörung ist, der aber bisher mit seiner verheerenden Macht noch

nicht seine Aufgabe erfüllen konnte, weil sich stets Neues zum Widerstande gegen ihn gerüstet habe.

Länger zu verweilen, lehnt der Böse einstweilen ab, und da Faust ein heiliges Zeichen vor der Türschwelle nicht entfernen will, das jenem den Ausgang verwehrt, läßt er den Gelehrten, der sich seiner Herrschaft über den Teufel schon zu freuen beginnt, durch seine Diener einschläfern und entfernt sich. Aber er erscheint bald wieder als Mephisto, „als edler Junker, in reichem goldverbrämten Kleid". Faust sucht ihm die Unlust am Leben klar zu machen, die den Suchenden, Strebenden, dem nie Erfüllung winkt, belastet, erfährt aber von Mephisto nur Spott und Hohn; erst als er allen menschlichen Gütern: dem Glauben, der Geduld, ewigem Warten auf endliche Erreichung des sehnlichst herbeigewünschten Zieles geflucht hat, erbietet sich Mephisto zu einem Vertrage. Der Böse verpflichtet sich, im irdischen Leben Diener zu sein und verlangt nur im Jenseits die Seele. Faust, auf das Überirdische verzichtend, unterschreibt mit Blut den Vertrag. Aber während der Teufel seinem Verbundenen Schätze und Vergnügungen bietet, verlangt dieser das Höchste und Tiefste für seinen Geist; er wünscht der Menschheit Krone zu erringen, die unendliche Tatenlust zu befriedigen, die an ihm nagt.

Während er sich zur Lebensfahrt rüstet, fertigt Mephisto in Fausts Mantel gehüllt mit lustigem Spotte, in dem sich teuflischer Hohn mit tiefer Weisheit vereinigt, ein junges Bürschlein ab, das dem Lehrer seine Aufwartung macht und für sein Stammbuch eine Inschrift verlangt.

Die Weltfahrt beginnt. Der erste Aufenthalt ist Auerbachs Keller in Leipzig. Studenten, die sich am Trinken und Singen (z. B. dem Liede „Es war eine Ratt' im Kellerloch") vergnügen, werden von Mephisto unterhalten, der ihnen das „Floh-Lied" („Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Flohn") vorträgt, ihnen durch seine Zauberkünste verschiedene Weine verschafft und während einer gewaltigen Prügelei, in welche die Betrunkenen geraten, verschwindet.

Der zweite Aufenthalt ist in der Hexenküche. In dieser schauerlichen Stätte, in der Tiere und eine widerwärtige Hexe ihr grauenhaftes Wesen treiben, soll Faust durch einen Zaubertrank verjüngt werden, und der bisher der Welt völlig abgewandte Mann soll in einem Zauberbilde die Frauenschönheit, das Weib in seiner ganzen verführenden Macht kennen lernen, die ihn nun eine Weile von seiner geistigen Sehnsucht befreiend, der Sinnlichkeit zuführt.

Faust erblickt auf dem Kirchgang ein Mädchen, Margarete, das ihn durch seine Schönheit und Unschuld entzückt, aber seine Annäherung schnippisch zurückweist. Er verlangt nach dem Besitz dieses Mädchens, das des Abgewiesenen doch mit wohlwollender Neugier gedenkt, und



Hexenküche nach Goethes Zeichnung

wird von Mephisto zunächst in Margaretens Kammer geführt. Als er sich aber allein in dieser Wohnstätte der heiligen Unschuld befindet, wird er zwischen Anbetung des engelhaften Wesens und grimmiger Selbstverachtung hin und her geworfen; unter der Herrschaft des Bösen, stellt er ein mit Geschmeide gefülltes Kästchen in den Schrank und verschwindet. Margarete öffnet in mädchenhafter Neugier das Kästchen und schmückt sich mit dessem Inhalt, muß aber auf Anraten der Mutter den Schatz ihrem Beichtvater geben. Ein zweites Kästchen, das durch Mephistos Künste als Ersatz für das erste herbeigeschafft wird, schafft sie zu ihrer Nachbarin, Frau Marthe Schwertlein. Bei dieser bewirkt sich Mephisto Eingang, indem er sich als Gefährten ihres Gatten, als Zeugen von dessen letzten Stunden ausgibt, und führt seinen jungen Freund bei der Witwe ein. Schnell gewinnt Faust das Herz des unschuldigen Kindes: Gretchens liebliches Geplauder und ihre Anmut wirken zauberhaft auf den junggewordenen Alten, der nun, nachdem er an dem Bilde des Weibes sich berauscht, die lebende Körperlichkeit mit eben erst erwachten Sinnen umjubelt.

Aber auch in Gretchen beginnt die Leidenschaft sich zu regen. In einem wunderbaren Liede („Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer") strömt sie ihre Sehnsucht und ihr Verlangen aus und, nachdem sie in ahnendem Grauen den Geliebten vor seinem schaurigen Gefährten gewarnt, von den Lippen des Freundes, bei dem sie nur die Gleichgültigkeit gegen die Kirche ängstigt, ein Bekenntnis erhalten hat, das ihrem kindlichen Gemüte

zwar nicht ganz verständlich ist, aber doch Genüge bietet, ergibt sie sich ihm. Der Schlaftrunk aus der Hand des Freundes, den sie der Mutter reicht, tötet die alte Frau. Faust entfernt sich eine Zeitlang aus der Stadt seiner heimlichen Freuden, wird aber von Begierden gepeitscht und zugleich von Reue erfaßt über das Verderben, in das er die Geliebte gestürzt, wird von dem Verlangen getrieben, die Natur in ihrem Wesen zu begreifen, alles zu erkennen und zugleich mit immer schaurigerem Bewußtsein des Entsetzen bringenden Gefährten sich bewußt, den er kaum mehr entbehren kann.

Das Verderben aber schreitet unaufhaltsam vorwärts. Gretchen erkennt, daß ihr Liebesverhältnis nicht ohne Folgen geblieben ist. In innigem Gebet wendet sie sich an die Mutter Gottes, findet jedoch keinen Trost. Da kehrt ihr Bruder Valentin zurück, der von der Schande der Schwester gehört hat, gewillt, die Schmach an dem Verführer zu rächen. Aber in dem Zweikampf mit Faust wird er getötet. Gretchen muß diesem neuen Toten, der vor seinem Heimgang sie vor aller Welt verflucht hat, die letzte Ehre in der Kirche erweisen. Von der Menge mit Verachtung behandelt, in die sich doch etwas wie Mitleid mischt, von dem bösen (erzürnten) Geist, der in ihr spricht, an die Strafe des Himmels gemahnt, bricht sie ohnmächtig zusammen. Währenddessen wird Faust durch seinen Begleiter mit den Wundern der Walpurgisnacht vergnügt, findet aber an diesem tollen Treiben kein Gefallen, um so weniger, als er in einem „blassen Kinde" Gretchen zu erkennen glaubt, die sich mit geschlossenen Füßen zu schleppen scheint und an ihrem Hals einen roten Strich trägt. Er ahnt in diesem Augenblick ihre Mutterschaft und ihren Tod, verlangt, in die Stadt gebracht zu werden, in der sie weilt. Er gelangt in ihren Kerker, um, wenn er könnte, mit ihr zu sterben, während er doch leben bleiben muß, um sie zu befreien. Gretchen hat ihr Kind ermordet, ist dem Wahnsinn verfallen und geht ihrer Bestrafung entgegen. In lichten Augenblicken erkennt sie ihren Verführer, schaudert aber vor seiner Umarmung, wühlt in ihren entsetzensvollen Erinnerungen und stößt den einzigen Freund zurück, als Mephisto bei grauendem Morgen erscheint, um beide zusammen fortzuführen. Faust muß sich ihr entziehen, sie dem Henker überlassen, während sie angstvoll nach ihm ruft. Aber während Mephisto mit teuflischem Jubel sie der Vernichtung hingegeben erklärt, ertönt die himmlische Stimme: „gerettet!"

Diese gewaltige Tragödie, die in ihren Schlußworten, entgegen der alten Faustfabel auch schon die Errettung Fausts andeutet, — denn das erlöste Gretchen muß auch die Verklärung Fausts herbeiführen — wird eingeleitet durch drei Stücke, zwei von diesen die „Zueignung" und „das Vorspiel auf dem Theater" können von dem Ganzen losgelöst werden,

während das dritte „der Prolog im Himmel“, in notwendigem Zusammenhang mit dem Ganzen steht.

In der „Zueignung“ erinnert sich der Dichter der langen Zeit der Arbeit an seinem Werke, beklagt die dahingeschwundenen Gefährten und bedauert, daß „sein Lied der unbekannten Menge ertöne“. In dem „Vorspiel“, einem Gespräch zwischen dem Theaterleiter, Dichter und der Lustigen Person, werden die Aufgaben des dramatischen Werkes im allgemeinen mit einer kurzen Hindeutung auf das Stück selbst geistreich dargelegt, mit einer Hindeutung, aus der hervorzugehen scheint, daß der Dichter beabsichtigt hatte, außer der Erde und dem Himmel auch die Hölle zum Schauplatz seines Spieles zu wählen. Der „Prolog im Himmel“, der in fast überirdischer Weise durch seine Engelsgesänge das Gemüt ergreift, enthält im wesentlichen ein Gespräch zwischen dem Herrn und Mephisto, in dem Gott seinen Diener Faust dem Mephisto zu überlassen scheint. Aber das scheint eben nur, denn ein Triumph des Bösen über den Träger des Guten und Heiligen ist nach religiöser Anschauung unmöglich und so wird, wie am Schluß des ersten Teils auch am Anfang des Ganzen der zweite Teil und sein Ende angedeutet: daß Faust nicht der ewigen Verdammnis verfallen könne, daß der Teufel seine Wette verlieren müsse, nicht weil der Mensch, sondern weil der Gott, der in des Menschen Herzen lebt, über das Böse den Sieg davontragen wird. In diesem Sinne kann man die Faustdichtung, obgleich sie den Dichter fast 60 Jahre beschäftigt, in diesem langen Zeitraum verschiedene Stufen durchlaufen und die größten Veränderungen erfahren hat, eine einheitliche nennen.

Das Werk, in gereimten Versen geschrieben nach der Art alter Knittelverse mit einzelnen kleinen untermischten Prosaszenen, ist von einer Wucht, der kein Fühlender sich zu entziehen vermag. Es ist das Stück der Deutschen geworden. Von jedem Gebildeten ist es gekannt, dem Gedächtnis der meisten fast wörtlich eingeprägt. Jeder gestaltet sich nach seiner Eigenart den Faust, gar mancher erkennt in ihm das eigene Streben, das eigene Drängen nach Ausbildung, das Verlangen nach allseitiger Betätigung.

Als die Dichtung, die in ihren Anfangsstücken und der Gretchen-Tragödie in den Jahren 1773 bis 1775 entstanden war (darunter zwei größere Szenen in Prosa), 1790 bruchstücksweise erschien, erregte sie mehr Verwunderung als Begeisterung; als sie 1808 in ihrem ersten großen Teile veröffentlicht wurde, erzeugte sie fast allseitiges Entzücken. In den 100 Jahren, die seit der ersten Veröffentlichung verflossen sind, ist das Werk Gegenstand unendlicher Veröffentlichungen, Auslegungen und Übersetzungen geworden.

Auch an Vorwürfen hat es nicht gefehlt. Ganz töricht ist der, daß der Dichter die Hingabe eines Menschen an den Teufel dargestellt habe.

Denn diese Hingabe ist ja gar nicht Goethes Erfindung, sondern die Wiedererzählung einer alten Volkssage, und man müßte den Vorwurf in ein Lob verkehren, dafür, daß der Dichter statt Faust vom Teufel holen zu lassen, ihm in den Gefilden der Seligen einen Platz bereitet. Etwas ernster zu nehmen sind die zwei anderen Vorwürfe: der Dichter preise die Unsittlichkeit und verherrliche die Kirchenfeindschaft. Aber auch diese beiden Anklagen entbehren der Begründung. Freilich wird hier die freie Liebe eines Mädchens zu einem Mann und deren unselige Wirkung geschildert, aber die Strafe folgt dem Vergehen auf dem Fuße. In der furchtbaren Seelenqual, die das Mädchen erleidet, das von dem Pfade der Sittlichkeit abgewichen ist, in der Geistesverwirrung, in die sie nach ihrer Untat, nach der Ermordung ihres Kindes, fällt, in dem Vollzug der weltlichen Strafe, deren Opfer sie wird. Und diese Sünderin — wie man sie nach moralischen Begriffen bezeichnen muß — bleibt ein holdes Wesen in ihrer Unschuld und in ihrer Lieblichkeit; sie fehlt nur, umstrickt von der Gewalt des Mannes, den sie mit aller Glut ihres unverdorbenen Herzens liebt; und daß sie gerettet wird, wie die Stimme von oben andeutet, ist die höchste Wirkung des Begriffs von Sündenvergebung und himmlischer Gerechtigkeit. Und darum kann man auch von einer Gottesleugnung in dem Werk nicht reden. Faust ist ein Suchender, der aus dem gewohnten Gleise herausgetreten ist. Ein Verlangender, dem die alten Formen nicht genügen, aber ein Immerstrebender, der, nach der höchsten Erkenntnis dürstend, in sich oder außer sich eine Gewalt ahnt, die unbegreiflich und unerforschlich über die Menschen herrscht.

Mit welchem Zauber sind die Menschen, die Gegenden dargestellt! Die Gewalt des Frühlings, die die Gemüter befreit, wird verklärt. Menschen der verschiedensten Klassen werden künstlerisch vorgeführt. In übermütiger Weise werden die Jünglinge verspottet, die sich der Wissenschaft zu widmen scheinen: der schüchterne Geselle, der eben die Schule verlassen hat und die ganze Weisheit mit einem Male erschnappen möchte, die frechen Burschen, die ihre junge Freiheit in Saufen und Schwadronnieren genießen. Wie brav und tüchtig erscheint der Soldat, der seinen Leib zu Markte trägt und den guten Namen der Seinen bis zum Ende verteidigt. Zu ihm als Gegensatz die Kupplerin, die ein Vergnügen daran findet, Liebeshändel zu stiften, bei der erdichteten Nachricht von dem Tode ihres Gatten nur die beglaubigte Sicherheit haben will und nichts mehr begehrt, als einen rechtmäßigen Ersatzmann zu gewinnen. Mit wenig Strichen, aber deutlich erkennbar, werden die Bauern vorgeführt, die an dem Alten kleben, schlichte Dankbarkeit und erquickliche Ehrfurcht ihrem Wohltäter beweisen; die schmucken Dirnen, die von der schweren Arbeit der Woche ausruhen, den Sonntag in Spiel und Tanz verbringen;



Szene aus Faust: „Mein schönes Fräulein darf ich wagen, meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?"
Nach den Bildern zu Goethes Faust von P. Cornelius, gestochen von F. Ruscheweyh 1816

die ehrsamen Bürger mit ihrem beschränkten Gesichtskreis, mit kleinlichem Tadel heimische Mißstände betrachtend, und mit wohliger Neugier den Blick auf entfernte Mißhelligkeiten richtend.

Aber die größte Meisterschaft wird in der Gegenüberstellung der beiden Hauptpersonen entfaltet. Denn das Faustdrama ist weniger ein Bild reicher Handlung als eine Entwicklung zweier Personen: des Faust und Mephistopheles. Nur kurz braucht daran erinnert zu werden, daß der Dichter hier wie so oft seine eigenen Eigenschaften, gute wie böse, auf die zwei Träger seines Werkes verteilt; es braucht nur angedeutet zu werden, daß, wie Gretchen manche Züge der Friederike Brion trägt, so auch vielleicht Merck einzelnes zur Zeichnung des Mephisto geliefert hat; die Hauptsache ist und bleibt die Gegenüberstellung der beiden Hauptpersonen.

Faust ist kein bloßer Grübler und Denker, der plötzlich nach dem Genuß des Zaubertranks ein leichtsinniger Jüngling wird. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust: die derbe Liebeslust, die sich an die Welt mit klammernden Organen hält, die andere, die sich durch die Kraft des Geistes in höhere Gefilde erhebt. Daher stammt das Unbefriedigtsein in jener ersten Zeit, in der nur scheinbar das Forschen ihn ganz beschäftigt; daher inmitten des Genusses nicht nur das Verschmachten nach neuer Begierde, sondern das sinnige Belauschen seiner Gefühle, die nachdenkliche Schwermut des tieferen Gemütes. Wie unter dem Professorenmantel ein glühendes Herz schlägt, das sich nach etwas Unbekanntem sehnt, ohne es benennen zu können, so unter dem Kleid des zum Jüngling gewordenen Weltmannes die züchtige Scheu des auf geistigen Höhen Wandelnden. Er, der dem Erhabensten gleich zu werden trachtet, empfindet einen Ekel vor dem Bunde mit dem Schandgesellen, dessen Geschenke ihn anwidern, obgleich er sie benutzt. Nur widerwillig folgt er ihm in die Hexenküche und zur Walpurgisnacht, und nur der Gewalt weicht er aus dem Gefängnis, in dem er nicht die Genossin flüchtiger Liebesfreuden, sondern den Engel sucht, der ihm den Weg zur Ewigkeit zu weisen bestimmt ist.

Mephisto ist kein gemeiner Teufel, kein bloßer Satan, obgleich er seine Freude daran hat, sein Opfer zu locken und zu verderben. Er wälzt sich nicht ausschließlich in dem Gemeinen und Niedrigen, wenn er auch in Gebärden, Worten und Taten nicht zurücksteht hinter seinesgleichen und seinen Untergebenen, wie der Hexe und den rohen Teilnehmern der Walpurgisnacht, den würdigen Partner zu zeigen, ja, ihre Unanständigkeit zu übertrumpfen weiß, und obgleich er sich mit der Kupplerin, der mannstollen Marthe, behaglich und bei den betrunkenen Studenten wohlig fühlt. Er besitzt geistige Überlegenheit, Witz und Spott, die nicht nur dem Studenten Bewunderung abnötigen, der eben erst in die Hallen der Wissenschaft einzutreten sich anschickt, sondern die ihn befähigen, mit Faust die tiefsinnigsten Gespräche zu führen und selbst in der Unterredung mit dem diesem einen würdigen Widerpart zu halten. Nicht nur ein Teufel ist Mephisto, sondern ein gefallener Engel, der sich doch von Zeit zu Zeit daran erinnert, daß er trotz bösen Willens das Gute zu schaffen bestimmt ist. Kraft dieser Mischung besticht er die Klugen und die Hohen, die Starken und die Schwachen, und nur die holde Unschuld, wenn sie sich auch nicht Rechenschaft zu geben vermag von ihrem Grauen, durchschaut ihn ganz.

Begreift man Mephisto und Faust mit dem Verstand, so liebt man Gretchen mit dem Herzen. Sie ist die Verkörperung des Weibes, die strahlende Vertreterin jungfräulichen Wesens. Als Faust ihr begegnet, ist er von dem Anblick der Schönheit zunächst berauscht. Die Schönheit



Schlußszene aus dem ersten Teil des Faust: Gretchen, Faust, Mephisto im Kerker
Nach den Bildern zu Goethes Faust von P. Cornelius, gestochen von F. Ruscheweyh 1816

des Weibes, die ihn im Zauberspiegel schon mächtig ergriffen, tritt nun zum ersten Male den bisher verschlossenen Blicken entgegen. Zu der Schönheit aber gesellt sich die Sittsamkeit und Unschuld. Sie stachelt nicht nur seine Begierde, sondern ergreift sein Herz. Auch Gretchen wird von Faust's Anblick gepackt. Für sie ist Faust nicht nur der Mann, sondern der Mensch aus höherem Kreise. Dem Bürgermädchen, das bisher nur mit seinesgleichen verkehrt hat, tritt nun zum ersten Male ein stattlicher Vertreter einer anderen Welt entgegen; schon durch die Anrede „Fräulein" erhebt er sie in ein höheres Reich und gibt ihr durch sein Aussehen und bald durch seine Redeweise die Ahnung von etwas, das sie bisher nicht gekannt und vielleicht heimlich ersehnt hat. Wie bei Faust Begehrlichkeit und tiefes Erschauern vor einer ungeahnten Heiligkeit sich mischt, so eint sich bei Gretchen die unentweihte Frische des Weibes mit dem innigen Entzücken des Naturkindes:

> Doch alles, was dazu mich trieb,
> Gott, war so gut! ach, war so lieb!

Dieses Fortschreiten von geschmeichelter Selbstbefriedigung zur stürmischen, alle Schranken zerstörenden Glut, ist mit einer Kunst sonder-

gleichen dargestellt. Die mädchenhafte Holdseligkeit, die sich im kindlichen Spiele, dem Befragen des Blumenorakels bekundet, die bescheidene Abwehr der Huldigungen des Liebhabers, der sich plötzlich als gewandter Weltmann zeigt, die Lieblichkeit, mit der sie alle Gebote der Schüchternheit überspringt, den Denker und Forscher in die gewohnten Gleise des Kinderglaubens zurückzuführen sucht und dann die schrankenlose Hingabe, die sie, des Tändelns ungewohnt und des halben Gewährens unfähig, dem Liebenden in die Arme wirft, — das alles ist von zwingender Naturnotwendigkeit. Als ihr dann das Bewußtsein ihres Unglücks kommt, herrscht in ihr nur das tiefste Entsetzen vor ihrer Schuld; nicht mit einem Wort, ja, nicht einmal durch einen Gedanken erhebt sie eine Anklage gegen den Verführer, nur der grausame Schmerz durchbohrt ihre Seele, hilflos und kindlich wirft sie sich vor der Mutter Gottes nieder, die, weil sie selbst Schmerz gelitten, ein Ohr haben müßte für Anderer Schmerzen. Gebeugt durch den Tod der Mutter, beinahe zur Verzweiflung getrieben durch die Ermordung des Bruders und durch den Fluch, den der Sterbende gegen sie geschleudert, wird sie ein Raub der Vernichtung durch den gewaltigen Eindruck des mahnenden Kirchengesangs, der fast noch übertönt wird von den furchtbaren Drohungen der schrecklichen Stimme ihres Inneren. Diesen Stürmen ist ihre Zartheit nicht gewachsen; ein gütiges Geschick umnebelt ihre Sinne. Und darum ist sie keine Verbrecherin: das Verbrechen, das sie als junge Mutter begeht, führt sie unbewußt aus. Im Wahne selbst noch wahrt sie die Reinheit ihres Sinnes und die Kraft ihrer Liebe. Denn in den wenigen lichten Momenten bekennt sie in leidenschaftlichster und rührendster Art die einzige große Neigung ihres Lebens. Mit dem Geliebten vereint, würde sie ein neues Leben beginnen, aber sie bebt zurück, da sie erkennt, daß sie dem Bösen ihre Rettung verdanken würde, und sie, die Reine, Fromme, trotz ihrer Schuld Unschuldige, will lieber dem Henker verfallen, als durch die Sünde ihre Freiheit erhalten.

Alle bisherigen und alle späteren Dichtungen Goethes können verschieden beurteilt werden, die Tadler des einen Werkes können ihre Freude an dem anderen finden. Beim „Faust" ist die Sache anders. Wer den „Faust" verurteilt, wendet sich damit von Goethe ab. Denn „Faust" ist s e i n Werk. Es ist seine Lebens- und Weltanschauung, es ist das reichste und abschließendste, was er geschaffen. Darum ist der nicht goethereif, der mit dem absprechenden Worte kommt: das ist ja nur eine einfache Verführungsgeschichte, das ist die Entwicklung eines haltlosen Menschen. Und noch weniger mit dem anderen Vorwurf: das ist nur die Entwicklung eines Mannes, der den sittlichen Halt und den Glauben verloren und sich deshalb dem Teufel ergeben hat. Wer den „Faust"

begreifen und damit dem Dichter gerecht werden will, muß sich inne werden, daß hier die Verklärung des ganzen Menschenlebens geboten wird. Es ist der Mensch, der von einer großen heiligen Leidenschaft der Liebe gepackt wird, es ist der Mensch, der aus dem Zweifeln, dem Bangen, dem Ringen sich zur Klarheit und Hoheit erheben will. Er irrt in seinen Mitteln, er strauchelt auf seinem Wege, er verfällt der Sünde, aber er reinigt und erhebt sich.

Darum verlangt dieser erste Teil des Dramas notwendig einen zweiten. Die „Faustdichtungen“ des 16. und 17. Jahrhunderts fanden ein besonderes Gefallen daran, die letzten Augenblicke Fausts grausig auszumalen, sie betrachteten es als notwendiges Ende des peinvollen Spieles, daß Faust für seine Sünden vom Teufel geholt werden muß. Es war die gesunde Umkehr, die richtige Erkenntnis der Aufklärungszeit, daß sie Faust als reuigen Sünder darstellte, der entweder durch das Zureden seiner Verwandten, z. B. seines Vaters, sich seiner Verbrechen bewußt wird, oder durch innere Umwandlung über seine Vergehen sich klar geworden, durch Gebet sich reinigt oder durch einen gewaltigen Entschluß aus seinem verfehlten Leben sich emporzieht. Das Größte erreicht Goethe dadurch, daß er dem Faust des Denkens und dem Faust des Fehlens im zweiten Teil den Faust der Tat gegenüberstellte, daß er in der ganzen Dichtung den Menschen schilderte, der zwar irrt, so lange er strebt, der aber, sich seines rechten Weges bewußt, zur Läuterung und Vollendung emporschreitet.

Dadurch ward das Werk aus einer Dichtung zu einem Menschheitsabbild erhoben, das man nicht einfach annehmen oder ablehnen kann, sondern das man in sich erleben muß, um es zu begreifen.



Bettine von Arnim
Nach einer Radierung von L. E. Grimm

Achtzehntes Kapitel

Tod der Mutter. Bettine Brentano. Wilhelmine Herzlieb. Sonette. Wahlverwandtschaften

Zu den Verlusten, die Goethe nach dem Tode seines Freundes Schiller erlitt, gehört auch der seiner Mutter. Sie starb heiter und klar, wie sie gelebt hatte, am 13. September 1808. Sie hatte kurz vorher noch die große Freude erlebt, ihren Enkel „Augst", wie sie August zu nennen pflegte, bei sich zu sehen, und sich an dem Jüngling erfreut, der auf die Universität Heidelberg gezogen war, um die Rechte zu studieren. Goethe sandte

Christiane, die von der Mutter immer anerkannt, in den letzten Jahren noch inniger begrüßt worden war als früher, nach Frankfurt, um die Erbschaft zu regulieren, ein Geschäft, das sie, wie der Gatte sich ausdrückte, „nobel" bewerkstelligte. Nach dem Hingange seiner Mutter, der ihm sehr naheging, wenn er sich auch nicht mit gefühlsreichen Worten darüber ausließ, faßte Goethe zwei Pläne, die eine gewisse nahe Beziehung zu seiner Vaterstadt andeuten: den einen, in Frankfurt eine kleine Wohnung zu mieten, um darin für sich und seine Frau einen gelegentlichen Zufluchtsort zu besitzen, den anderen: August in Frankfurt Bürger werden zu lassen; beide Pläne jedoch wurden, möglicherweise nach Darlegungen der nüchternen und verständigen Gattin, ebenso schnell aufgegeben, wie sie gefaßt worden waren.

Man hätte denken sollen, daß der Gatte nun der Frau, die er durch die Heirat zu sich erhoben, deren Tüchtigkeit er beim Tode der Mutter aufs neue kennen gelernt hatte, mit besonderer Treue gedankt hätte, — die Wahrung einer solchen Treue, unentwegter Zugehörigkeit war seine Sache nicht. An Liebesworten und Freundschaftszeichen für die Lebensgefährtin fehlte es freilich in den folgenden Jahren nicht; sein leicht entzündliches Herz zog ihn aber zu anderen; dem Reiz und der mädchenhaften Anmut, dem geistig beweglichen Geplauder konnte er nicht widerstehen.

Das letztere bot ihm Bettine Brentano, das erstere Wilhelmine Herzlieb.

Verschiedenere Wesen kann man sich nicht vorstellen: Bettine aus einem vornehmen Hause hervorgegangen, einer Familie entstammend, in der literarisches Streben heimisch war, Wilhelmine aus einfachem Stande, unkundig der großen geistigen Schätze, oder diese höchstens als angenehmen Tand nicht als Lebensbrot betrachtend. Bettine im Reiche der Phantasie heimisch, das ihr von der Großmutter Sophie Laroche und der Mutter Maximiliane Brentano als Erbteil zugefallen war, Wilhelmine trotz ihrer jungen Jahre ein gutes Hausmütterchen, dem praktischen Leben mit Leidenschaft angehörend; Bettine schreibgewandt, wenn auch damals noch nicht von literarischem Ehrgeiz erfüllt, Wilhelmine in ihrer geistigen Schlichtheit, freilich durchaus frei von Beschränktheit, zu den geistig Arbeitenden wie zu höheren Wesen aufsehend. Diese ein junges Mädchen, das durch ihre Anmut anzog, aber die Bewerber durch eine gewisse spröde Herbigkeit eher abwehrte als anlockte; Bettine, ohne gefallsüchtig zu sein, feurig und Bewunderung heischend. Bettine, in die Werke des Meisters eingeweiht, betrachtete ihn, nach Andeutungen der Großmutter, vielleicht auch nach Erzählungen der Mutter, als den Feuerkopf, das junge Genie, das lebensprühend alle erglühen machte,

ja verbrannte. Wilhelmine, die nur den alten Herrn gekannt hatte, erblickte in ihm stets den weisen, großen und guten Mann, dem man Verehrung spenden dürfe, wenn er sie annähme. Bettine, gewohnt zu herrschen, wo immer sie erschien, hielt den Größten für gut genug, daß er ihr huldige, wenn sie sich ihm nicht geradezu an den Hals warf; Wilhelmine, in stiller Bescheidenheit, blickte zu dem wahrhaft Bedeutenden demütig empor, weit davon entfernt, zu ahnen oder auch nur zu wünschen, daß ein Großer sich zu ihr herabneige.

Bettine kam von Frankfurt, wo sie zu den Füßen der Frau Rat gesessen, ihre Märchen und ihre Erzählungen aus der Kindheit des Sohnes gehört hatte; sie kam festen Willens den Dichter zu erobern, nicht etwa mit der Absicht, ihn seiner Frau untreu zu machen oder ein romantisches Verhältnis mit ihm zu beginnen, sondern ihn geistig sich zu eigen zu machen, wie sie ihm geistig schon gehörte. Sie tat es ihm an durch ihre sprudelnde Lebendigkeit, durch den unvergleichlichen Reichtum ihres Geistes; als ein Stück des Elternhauses, als eine gefällige Erinnerung aus dem Paradiese der Kindheit trat sie ihm entgegen. Aber auch Wilhelmine machte auf ihn einen großen Eindruck. Sie verkörperte ihm die Anmut, die Frische, die Jugend, die demütige Hingabe. Mit Entzücken dachte er jener, nachdem sie aus Weimar blitzschnell verschwunden war, ebenso wie sie vorher erschienen; mit Innigkeit, in die sich mehr Leidenschaft mischte, als ihm gut und rätlich war, sah er die Entwicklung der zauberhaften Unschuldslilie, der zarten Knospe Wilhelmine, die in dem ihr nah verwandten Hause von Frommanns zu Jena wohnte und wochenlang allabendlich mit mädchenhafter Schwärmerei zu dem gefeierten Gaste hinaufsah. Gerade der Gegensatz lockte den nur allzu Empfänglichen von einer zur anderen. Er sog gierig die berauschenden Briefe Bettinens ein, in denen sie Liebe heischte, Leidenschaft gab, wundersame Naturschilderungen entwarf, Völkerschicksale enträtselte, die Wirklichkeit schilderte und als Herrscherin das Reich der Einbildung durchflog; die Briefe, in denen sie sich dem Vater als Kind zu Füßen warf und doch im brausenden Jubel als seine Geliebte sich erklärte. Und derselbe Mann betrachtete mit entzücktem Wohlgefallen das stille Mädchen, das vielleicht die Gespräche der Älteren mit keinem Worte unterbrach und es nur innerlich als eine Gnade pries, in solchem Kreise anwesend sein zu dürfen.

Wilhelmine ahnte durchaus nicht, welche Stürme sie im Jünglingsherzen des fast Sechzigjährigen erregte, denn sie erblickte in ihm nur den alten Freund des verwandten Hauses, das sich ihr gastlich geöffnet hatte. Wollte man die Äußerungen Bettinens über Goethe mitteilen, so müßte man zahllose Seiten der von ihr unmittelbar nach des Meisters Tode zum Druck beförderten Briefe (Briefwechsel Goethes mit einem Kinde)


Wilhelmine Herzlieb

zusammenstellen; von Wilhelmine ist nur eine einzige Äußerung über Goethe bekannt, die so lautet: „Diesen Winter haben wir im ganzen recht froh zugebracht, ohne gerade viele Menschen zu sehen. Goethe war aus Weimar herübergekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können und so denen, die sich so sehr bemühen, immer besser zu werden, auf den rechten Weg zu helfen und ihnen Nahrung für Kopf und Herz zu verschaffen. Er wohnte im Schloß zu unserer großen Freude, denn wenn wir seiner Wohnung nicht so nahe gewesen wären, wer weiß, ob wir ihn dann jeden Abend gesehen hätten, denn er muß sich doch auch ein bißchen nach seiner Gesundheit richten, die zwar jetzt in sehr gutem Gleise ist. Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch auch weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, liebe, beste Christiane (gemeint ist Frau Christiane Elbers geb. Selig, Wilhelmines Jugendfreundin), daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam, und alles so still um mich herum war, und ich überdachte, was für goldne Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Tränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist und damit punktum."

Goethe pries beide Frauen in seinen Sonetten, die im Wetteifer mit jungen Dichtern, dem schon genannten F. W. Riemer, Zacharias Werner, dem Verfasser romantischer Trauerspiele und aufregender Schicksalsstücke, und J. D. Gries, dem trefflichen Übersetzer, als abendliche Unterhaltungen im Frommannschen Hause entstanden. Erklärt sich auch aus dieser Art der Entstehung manches Spielerische in diesen Gedichten, zeigt sich in ihnen auch eine bewußte Nachahmung Petrarcas, des Schöpfers dieser Gattung, sowohl in der Versart, als in der Be-

19*

handlung, so kann man doch diese Gedichte zum größten Teil als eine Huldigung für die beiden genannten Frauen ansehen. „Lieb Kind, mein artig Herz", so nannte er sehnsüchtig das holde stille Mädchen; der leidenschaftlichen heißblütigen Frankfurterin, deren Abschied schmerzvoll in ihm nachklang, gab er lebhafte Töne, er nahm ihre Briefe immer wieder vor, in denen eine schwärmerische glutvolle Neigung zum Ausbruch kam und „übersetzte" sie in seine Sprache. Als eine Probe solcher Übertragung und als ein Beispiel der ganzen Dichtungsart diene folgendes Sonett mit der Überschrift „Die Liebende abermals":

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu sagen;
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht komme, soll, was ich dir sende,
Mein ungeteiltes Herz hinübertragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen,
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag dir nichts vertrauen,
Wie sich im Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu dir hinüber wendet:

So stand ich einst vor dir, dich anzuschauen,
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

Jahrelang las Goethe seitdem mit immer neuer Bewunderung, nur selten mit Ungeduld Bettinens unendlich lange und zahlreiche, immer anregende Briefe, bis er sich 1811 Besuch und Briefe verbat, nachdem Bettine, die eine Zeitlang mit ziemlicher Schlauheit um Christianens Gunst gebuhlt, der unbequemen und gewiß auch geistig untergeordneten Frau eine heftige unwürdige Szene bereitet hatte. Damit war Bettine, die kurz vorher den Dichter Achim v. Arnim geheiratet hatte, aus Goethes Geist und Herz geschwunden; eine neue Annäherung 1824 regte ihn zwar mannigfach an, konnte aber keine Leidenschaft mehr erwecken.

Von der Neigung für Wilhelmine, die um so schmerzvoller war, weil sie unerwidert blieb und weil sie den Alternden ergriff, befreite er sich durch sein nie versagendes Heilmittel: durch die Niederlegung seines Schmerzes in eine große Dichtung. Wie er sich von der Leidenschaft für Lotte Buff durch den „Werther" geheilt hatte, so von der Hingabe an Wilhelmine durch die „Wahlverwandtschaften", die 1809 erschienen.

Beide Werke sind in vielem einander ähnlich, zunächst darin, daß sie beide einen dramatischen Aufbau besitzen, daß sie in klarer Weise Vor-

bereitung, Höhepunkt der Entwicklung, schmerzlichen Ausgang aufzeigen. Eine fernere Ähnlichkeit besteht in dem Stoffe, denn in beiden geht der Held durch die Liebe zugrunde. Und man möchte auch darauf hinweisen, daß die lebhafte Empfindung für die Landschaft, die deutliche Zeichnung der Gegend, in der die Handlung vor sich geht, beiden Werken gemeinsam ist. Dagegen herrschen in diesen beiden, 35 Jahre auseinander liegenden Werken gar manche Verschiedenheiten: sowohl in der Sprache, die in dem Jugendwerke stürmisch, in der Altersarbeit gemessen und abgeklärt ist, als auch in der Art der Fassung. Die Jugendarbeit in Briefform, hastig daherstürmend, nimmt es mit der Begründung nicht immer sehr genau, die Altersarbeit geht bedächtig, schrittweise, nur mit allzu bewußter Absicht vor. Eine solche absichtliche Gleichmäßigkeit besteht darin, daß das Werk in zwei Bücher, jedes mit achtzehn Kapiteln zerfällt, daß mit klarer Bewußtheit zwischen die einzelnen Stufen der Haupthandlung zurückhaltende Ereignisse eingeschoben werden. Daß ferner den einzelnen Hauptpersönlichkeiten eine Art Widerspiel entgegengesetzt wird: der stillen Ottilie die laute Luciane, dem unglücklich gewordenen Paar: Eduard und Charlotte das glücklich vereinte Paar: Graf und Baronesse, dem schwärmerischen, träumerischen Lehrer der nüchterne, tätige Architekt.

Die

Wahlverwandtschaften.

Ein Roman

von

Goethe.

Erster Theil.

Tübingen,

in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

1809.

Titel zur 1. Ausgabe der Wahlverwandtschaften

Der Inhalt des Romans ist kurz folgender: Eduard und Charlotte, seit kurzem vermählt, leben zusammen auf einem Schlosse. Beide sind der ersten Jugend entwachsen, er durch das Leben erprobt, sie nach einigen Jahren einer gleichgültigen Ehe verwitwet. Ihr Alleinleben wird bald gestört. Eduard wünscht seinen Freund, den Hauptmann,

der seine militärische Stellung verloren hat und keine andere, seinen Fähigkeiten entsprechende finden kann, bei sich zu sehen; Charlotte widerstrebt aus einer unbewußten Abneigung heraus diesem Plane, gibt sich endlich zufrieden, setzt es aber durch, daß sie gleichzeitig eine Verwandte: Ottilie, zu sich nehmen kann, die bisher in einer Erziehungsanstalt war. Die beiden Gäste kommen nacheinander an und werden für längere Zeit aufgenommen: der Hauptmann, ein tüchtiger, praktischer, weltkluger, ehrlicher Mann, erweist sich nützlich, indem er Berechnungen und Aufnahmen des Gutes herstellt, Pläne zu neuen Wegen und verständigerer Ausnützung der vorhandenen Mittel entwirft und durchführt, als Mann der Ordnung die zerstreuten Schriftstücke zusammenbringt und dadurch eine leichtere Übersicht, einen bequemeren Gebrauch des bisher Unzulänglichen möglich macht. Ottilie nimmt sich des Haushaltes geräuschlos mit angeborenem Geschicke an. Sie ist ein stilles, nicht unbegabtes, aber nur langsam begreifendes Mädchen, das jedoch das einmal Aufgenommene festhält, sobald ihr nur der Lehrstoff verständig beigebracht wird; sie ist ein Kind, fast ohne Bedürfnisse für sich, ausschließlich dem Dienste anderer lebend.

Um das junge Mädchen schicklich unterzubringen, wird ihr und Charlotte in dem einen Flügel des Schlosses eine Wohnung bereitet, Eduard und der Hauptmann wohnen in dem anderen. Die Wahlverwandtschaft bereitet sich vor. Eduard wird unwiderstehlich zu Ottilie, Charlotte zu dem Hauptmann gezogen. Eduard bittet Ottilie, ein Medaillon, das sie trägt, abzulegen, damit es nicht etwa durch einen unglücklichen Zufall wider ihre Brust gedrückt, zur Entwicklung einer furchtbaren Krankheit Anlaß geben könne. Eduard und Ottiliens Hände begegnen sich, „die zwei schönsten Hände, die sich jemals zusammen schlossen". Die Leidenschaft übermannt den älteren Mann; er bekennt sie dem Mädchen, die seinem stürmischen Werben nicht widerstehen kann. Ein Fest: die Grundsteinlegung eines neuen Hauses, das an Charlottens Geburtstag gefeiert wird, vereinigt die so verschiedenen Paare; die Rede des Maurers bei der Grundsteinlegung steht in Beziehung zu dem Hauptgedanken des Buches. „Diesen Grundstein," so führt er aus, „könnten wir ohne weiteres niederlegen, denn er ruhte wohl auf seiner eigenen Schwere. Aber auch hier soll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen; denn so wie Menschen, die einander von Natur geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch Steine, deren Form schon zusammenpaßt, noch besser durch diese bindenden Kräfte zusammengefügt."

Nach dem Feste erscheint Mittler, ein Nachbar, der seinem Namen dadurch Ehre macht, daß er nur dann auftritt, wenn er etwas zu vermitteln findet und sofort ohne Abschied verschwindet, sobald er keine Aufgabe

für sich vorfindet. Er hält eine begeisterte Rede zum Lobe der Ehe: „die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht; sich zu trennen, gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte." Diese Rede sowie die Ansprache des Maurers bilden den Höhepunkt des Werkes. Sie bereiten den Leser darauf vor, daß die, die der Unauflöslichkeit einer solchen Verbindung sich widersetzen, dem Untergange verfallen sind.

Zu den äußerlich Verbundenen und doch innerlich Getrennten gesellt sich ein Paar, das in Liebe miteinander verbunden ist, wenn auch die äußeren Verhältnisse eine Vereinigung nicht gestatten: der Graf, dessen Ehe sich nicht trennen läßt, und die Baronesse. Da sie nicht miteinander leben können, so treffen sie auf Reisen zusammen. Beide sind langjährige Freunde unseres Paares; die Baronesse, durch ihre Liebe scharfsichtig, bemerkt die Störung, die sich im Hause der Freundin vorbereitet und sucht diese aufzuklären. Der Graf, nachdem er begeistert mit Eduard von vergangenen Zeiten und dabei von Charlottens Schönheit gesprochen, läßt sich durch seinen Gastfreund zu seiner Geliebten führen. Eduard pocht an der Türe seiner Frau. Sie läßt ihn ein und nun entsteht — um mit den Worten eines neueren Literarhistorikers zu sprechen, dessen Ausführungen für den ganzen Roman benutzt sind — „eine Art gegenseitiger Verwechslung. Die fruchtlose Sehnsucht nach einer abwesenden Person gaukelt ihnen beiden ein anderes Bild vor."

Diese nächtliche Vereinigung veranlaßt beide nicht nur nicht zu einer Umkehr, sondern beschleunigt die Annäherung beider zu dem Gegenstande ihrer Neigung. Eduards Leidenschaft zu Ottilie verlangt immer stärker ihre Befriedigung, auch Charlotte und der Hauptmann fallen einander ein einziges Mal in die Arme. An Ottiliens Geburtstag wird ein glänzendes Fest gefeiert, bei dem sie heimlich und offen als die Königin des Tages begrüßt wird. Während die beiden ganz Schuldigen ihre Liebe kaum

mehr verbergen, haben die Halbschuldigen die Kraft, einander zu entsagen. Der Hauptmann, dem Charlotte mit größter Selbstüberwindung zur Annahme einer von dem Grafen ihm verschafften ansehnlichen Stellung geraten hat, entweicht aus der gefährlichen Umgebung.

Zwischen Eduard und Charlotte kommt es zu ernster Aussprache. Eduard entfernt sich eine Zeitlang, Charlotte und Ottilie gehen ihrer emsigen Tätigkeit nach. Aber das stille Leben wird gestört. Charlotte fühlt sich infolge jenes nächtlichen Besuchs ihres Gatten Mutter, Eduard wird durch Mittler zurückgerufen, empfindet aber durch die Botschaft keine Freude, sondern nur verdoppelte Pein. Da er seiner Leidenschaft nicht gebieten kann und mag, bleibt ihm nichts übrig, als für die Gattin und das zu erwartende Kind durch ein Testament zu sorgen; er aber, der mit seinem Leben abgeschlossen hat, will in einem Kriege sein unnützes Dasein endigen. Während Eduards Abwesenheit ereignet sich manches: ein liebenswürdiger Architekt lebt eine Zeitlang auf dem Schlosse, mit der Ausmalung der Decke einer Kapelle beschäftigt, stets bemüht, Engelsgestalten zu bilden, die Ottilie, die er liebt, ähnlich sehen. Neben die Erzählung mancher Begebenheiten, z. B. dem Einzuge der weltfrohen lauten Luciane, der Tochter Charlottens aus erster Ehe, die in das stille Treiben des verödeten Hauses nicht paßt, tritt Ottiliens Tagebuch, sehnsüchtige Laute ihrer stillen Leidenschaft enthaltend, vermischt mit ihren reifen Betrachtungen, die Goetheschen Geistes sind.

Charlotte bringt einen Knaben zur Welt. Er wird Otto genannt, nach Eduards zweitem Namen, aber Otto ist zugleich der Vorname des Hauptmanns, und er gemahnt auch an Ottiliens Namen. Der Knabe ähnelt in seinen Gesichtszügen dem Hauptmann, seine schwarzen Augen gleichen denen Ottiliens. Eduard, der in dem Feldzuge den Tod nicht gefunden, kehrt mit Ehrenzeichen geschmückt zurück. Er sieht das Kind auf Ottiliens Arm; in der merkwürdigen Ähnlichkeit des Knaben mit dem Hauptmann und mit Ottilie erkennt er, wie er sich ausdrückt: einen doppelten Ehebruch. Das Kind stürzt aus Ottiliens Boot ins Wasser und stirbt. Nach diesem tragischen Ereignis ist Charlotte nicht abgeneigt, in eine Scheidung zu willigen. Ottilie aber, die nach dem kurzen Schwärmen im Liebesglück ihren Fehl erkannt hat, „verzehrt sich langsam, denn sie nimmt fast gar keine Speise zu sich ... Sie stirbt ausgezehrt von Hunger." Auch Eduard, für den das Leben keinen Reiz und keinen Zweck mehr hat, stirbt.

Ein seltsames Werk. Ein trauriges Bekenntnis der Entsagung, eine trotz vieler herrlicher Einzelheiten ermüdende Reueerklärung eines alternden Mannes. Große Kunst der Sprache, bedeutsame Zeichnung der Charaktere, aber eine viel zu berechnende Art der Anordnung und Ausführung. Daß

das Andenken an Wilhelmine die Zeichnung Ottiliens bestimmt hat, kann unmöglich in Abrede gestellt werden, obgleich ihr Schicksal ein weniger trauriges war und dies schlichte Mädchen gewiß nie geistreiche Aussprüche getan, die denen des Tagebuches gleichen. Eduard hat viele Züge Goethes an sich, aber auch manche Eigenschaften des Hauptmanns: seine bestimmte Tätigkeit, seine musterhafte Ordnungsliebe entsprechen den Eigenschaften des Dichters. Man kann in der Zeichnung Lucianens manches von Bettinens Wesen erblicken, in dem Architekten einen jungen Baumeister Engelhard aus Kassel wiedererkennen, man wird bei Mittler an gewisse Reden und Ansichten Knebels erinnert, — aber man wird gewiß nicht in Charlotte die gute Christiane dargestellt finden. Nur insofern ist das Werk ein Zeugnis der Selbstbefreiung des Dichters, als er zu entsagen wußte, nicht entsprechend dem Hauptdelden seines Buches, sondern dem Hauptmann. Und insofern ist der Roman im höchsten Sinne moralisch, als er denen, die von dem Sittengesetze abweichen: Eduard, der mit frevelnder Hand an der Heiligkeit der Ehe rüttelt, Ottilie, die halb gezwungen der ersten mächtigen Erregung eines liebenden Mädchens nachgeht, den Untergang bereitet.

Der Dichter selbst schrieb einmal darüber an einen jungen Freund: „Der sehr einfache Text dieses weitläufigen Büchleins sind die Worte Christi: W e r e i n W e i b a n s i e h t, i h r e r z u b e g e h r e n pp. Ich weiß nicht, ob irgend jemand sie in dieser Paraphrase wieder erkannt hat." Dem eigentlichen Sinne des Dichters gemäß war folgende Erfahrung. Eine sehr schöne, liebenswürdige junge Frau gestand ihm, sie habe die Wahlverwandtschaften gelesen und nicht verstanden; sie habe sie nicht wieder gelesen und verstehe sie jetzt. Mehr sagte sie nicht; aber wahrscheinlich hatte sie der innere Beichtvater, bei ähnlichen überraschenden Regungen, auf jene Erfahrungen und Folgen hingewiesen und heilsame Warnungen angedeutet.

Hauptsächlich jedoch ist das Werk eine Bekräftigung naturwissenschaftlicher Anschauungen, ein Beweis von der Anziehungskraft, die entgegengesetzte Wesen aufeinander üben, und von der Abstoßung einander verwandter Elemente.

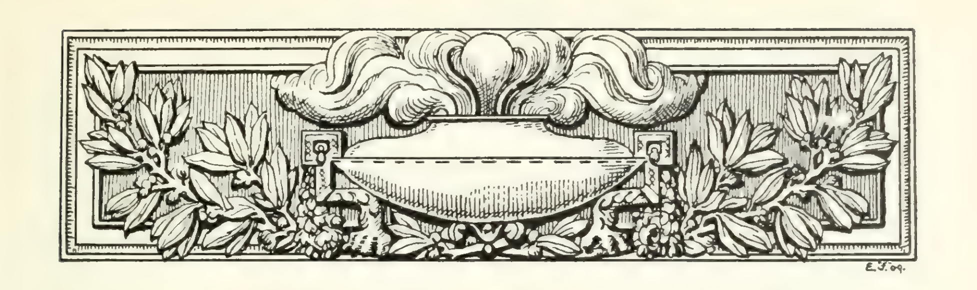
Das Werk bildet einen merkwürdigen Beweis, wie eng sich Goethe den Anschauungen der damals herrschenden Romantik anschloß. Wie die Romantiker, so geht unser Dichter aus der Zeit, in der er lebt, völlig heraus: die schweren Schicksale jener Tage haben für ihn kaum eine Bedeutung. Wie in den erzählenden Werken der Romantiker, haben alle diese Menschen kaum einen Lebensberuf, sie spielen mit dem Leben und der Zeit. Echt romantisch ist die seltsame Ähnlichkeit von Charlottens und Eduards Kind mit Ottilie und dem Hauptmann; echt romantisch

nicht minder das Wertlegen auf die magnetischen Erscheinungen, die Hervorhebung des Wunderbaren und Seltsamen, in dem auch die Romantiker schwelgten.

Das Buch befremdete viele Leser und kann auch den Späteren einen völlig reinen Genuß nicht verschaffen. In manchen Kreisen erregte es ungeheures Aufsehen; Marianne v. Eybenberg, eine schöne Berlinerin, gegen deren Reize der Dichter nicht ganz unempfindlich war und der zu Gefallen er die letzten Kapitel seines Werkes schnell niederschrieb, spricht von der unersättlichen Begier, die die Lesewelt danach zeigte und von der Unmöglichkeit der Buchhändler, dem Ansturm des Publikums zu genügen; „es war", schreibt sie, „wie vor einem Bäckerladen in einer Hungersnot."

Bedächtigere Menschen urteilten kühler. Karoline v. Humboldt, eine der geistreichsten Frauen der damaligen Zeit, freute sich zwar an der Darstellung von Ottiliens Charakter, an dem Geheimnisvollen einer tiefen Natur, fand aber die Männer zu wenig angedeutet und Charlotte zu klug in den zerreißendsten Momenten ihres Lebens. — Frau v. Staël lehnte den Roman völlig ab; sie fand, daß, wenn auch manche Personen in dem Werke aus Liebe sterben, ihre Gefühle kein sonderliches Interesse erregen und das ganze zu sehr die Herrschaft des Zufalls beweise, dagegen das Vorwalten des Schicksals und der inneren Notwendigkeit vermissen lasse. Wilhelm v. Humboldt, der dem letzteren Urteile beistimmte, hob mit besonderem Nachdruck hervor, daß die Erinnerungen aus dem wirklichen Leben nicht genügend mit der dichterischen Erfindung zu einem Ganzen verschmolzen seien, da es dem Meister an poetischer Kraft und Stimmung gefehlt habe.

Aber wenn man auch vieles tadelt, so wird man die reizvollen und eigenartigen Schilderungen einzelner Menschen bewundern, an der Tiefe einzelner Aussprüche und an dem Mute, mit dem schwierige sittliche Vorgänge im Herzen der Menschen behandelt sind, bewundernde Freude empfinden.



Neunzehntes Kapitel

Farbenlehre. Goethe als Naturforscher

Goethe hatte in Leipzig und Straßburg naturwissenschaftliche und medizinische Vorlesungen gehört, aber er sagte selbst, bei seinem Eintritt in Weimar habe er nichts von Naturwissenschaften gewußt, sein Amt führte ihn erst in diese ein, und zwar wie Herman Grimm einmal gesagt hat: „die Sorge für die Staatswaldungen in die Botanik, die Verwaltung der Jenaischen Universitätssammlungen in die Anatomie, der Illmenauer Bergbau in die Geologie, die Kunststudien in die Physik."

Über den Wert dieser Arbeiten war und ist großer Streit. Einer der feinsinnigsten Naturforscher, Du Bois Reymond, hat dies einmal so ausgedrückt:

„Es ist mir unmöglich, meine persönliche Ansicht zu verhehlen, daß auch ohne Goethes Beteiligung die Wissenschaft heute soweit wäre, wie sie ist." Zu einer Würdigung Goethes gehöre weniger die Beurteilung seiner naturwissenschaftlichen Leistungen und politischen Anschauungen, als die Kenntnis seiner Dichtungen. „Der Sänger so vieler beglückender Lieder, der Schöpfer so vieler sei's ernsten, sei's reizenden Gestalten, der bald anmutig berückende, bald gewaltig packende Erzähler, der Sehnsucht weckende Landschaftsmaler, der tiefe Ergründer und kluge Berater des menschlichen Herzens, der Verkünder heiter antiker Weltanschauung, endlich der freie hochschwebende Geist, der, unwürdiger Fessel bar, doch in Kunst und Leben sich mit schönem Maß bewegte und, ohne fromm zu sein, selig war: das ist der Goethe, der mit Homer und Shakespeare uns nicht von der Seite kommt, an den wir in guten und bösen Stunden wie an einen Freund uns halten. Er ist's, dem jeder von uns auch unbewußt ein mächtiges Teil seiner selbst verdankt, dem die Denkmäler gelten, den das Ausland feiert, den die fernste Zukunft nennen wird, von dem wir gerne immer auch das Kleinste vernehmen und über dessen Größe kein Streit ist."

Die physikalischen Arbeiten, die Studien über die Farbenlehre wurden von den Fachgenossen lange verächtlich behandelt und später von den Physikern lächerlich gemacht; auch die botanischen und anatomischen Arbeiten wurden geraume Zeit hindurch von den Vertretern der Fachwissenschaft als Arbeiten eines Dilettanten dargestellt. Seit geraumer Zeit hat sich indessen ein Umschwung vollzogen; die Botaniker F. Cohn, M. Büsgen und A. Hansen, der Anatom K. v. Bardeleben, der Physiker S. Kalischer u. a., dann der große Verteidiger der Entwicklungslehre E. Haeckel, haben den Forscher gepriesen und in seine Ehren eingesetzt. Wenn ein Laie in diesen Dingen das Wort ergreift, so kann er nichts anderes tun, als in den Wegen solcher Männer zu gehen und, da er eine selbständige Ansicht sich zu bilden nicht vermag, mit ihren Worten einen Begriff von dieser Tätigkeit zu geben. Ich halte mich daher in diesem Kapitel fast ausschließlich, oft wörtlich an die Darlegungen von Büsgen, Bardeleben und die Ausführungen von R. Magnus, „Goethe als Naturforscher", Leipzig 1906.

Die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes füllen in der großen Weimarer Ausgabe dreizehn starke Bände, sie stellen also keine Nebenarbeit, sondern ein großes Stück des Lebenswerkes dar. Die Hauptschriften sind die folgenden: Morphologie: Metamorphose der Pflanzen I. und II. Versuch. Geschichte meines botanischen Studiums. Zur Morphologie. — Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der oberen Kinnlade dem Menschen mit den übrigen Tieren gemein sei. Versuch einer allgemeinen Knochenlehre. — Zur Kenntnis der böhmischen Gebirge mit dazu gehörigen geologischen Studien und Rezensionen. Gesteinbildung. Über anorganische Prozesse im allgemeinen. Zur Naturwissenschaft. Allgemeine Naturlehre. — Meteorologie. — Zur Farbenlehre: didaktischer, polemischer, historischer Teil (Materialien zur Geschichte der Farbenlehre).

Die Arbeiten begannen 1784 zu erscheinen und beschäftigten den Forscher durch alle folgenden Jahrzehnte. Theoretische Studien wechselten mit praktischen Versuchen. Viele Apparate wurden von dem Gelehrten erfunden und ausgeführt. In großen Werken und in vielen kleinen Aufsätzen wurde die Lehre verkündet: zwei Zeitschriften dienten dazu, immer aufs neue mit den Gegnern abzurechnen, die Zweifelnden zu überzeugen, neue wissenschaftliche Erscheinungen zu beurteilen. Wie der Forscher in seiner stillen Klause jede Minute, die er anderen Dingen abringen konnte, diesen Studien widmete, so war er auch auf den Reisen nicht müßig: namentlich wurden die Fahrten nach Italien, Böhmen, Süddeutschland zur Vermehrung der Kenntnisse, zur Durchbildung der Anschauungen, zu neuen Entdeckungen benutzt. Ein ungeheurer Briefwechsel mit den Vertretern

der einzelnen Gebiete wurde gepflogen. Auch solche Männer, die ursprünglich derartigen Arbeiten fremd waren, wurden mit diesen Studien bekannt gemacht: ein hoher preußischer Beamter, Staatsrat Schultz, erwies sich als einer der wackersten Helfer. Als ganz besondere Teilnehmer bewährten sich Schiller, Heinrich Meyer, Eckermann.

I. Botanik. Das Werk über die Metamorphose der Pflanzen „macht uns mit den Grundzügen der Architektur, mit dem Bauplan der Blütenpflanzen bekannt, wie er sich aus einer vorurteilsfreien Betrachtung ihrer Entwickelung ergibt, und liefert so die Antwort auf die früher gestellte Frage. Der Aufbau der Blütenpflanzen geschieht in der Weise, daß sich immer neue Stengelstücke mit Blättern den schon vorhandenen anreihen. Jedes jüngere Stengelstück ist von dem vorhergehenden verschieden, und diese Verschiedenheit tritt besonders in den Blättern zutage, welche in den aufeinander folgenden Stockwerken des Stengels eine immer andere Ausbildung zeigen. Die Darlegung der Regel, nach welcher dieser Gestaltwechsel erfolgt, ist die Aufgabe des ersten Teiles der Goetheschen Schrift."

J. W. von Goethe

Herzoglich Sachsen-Weimarischen Geheimenraths

Versuch

die Metamorphose

der Pflanzen

zu erklären.

Gotha,

bey Carl Wilhelm Ettinger.

1790.

Titel zur 1. Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen

„Der zweite wichtigere Teil der Metamorphose der Pflanze beschäftigt sich mit der Blüte. Sie erscheint auf den ersten Blick als etwas Neues an der Pflanze, dessen Teile mit dem bisher Gesehenen in keiner Beziehung stehen. Kelch und Krone stellen meist Glocken oder Röhren dar, die an Blätter nur entfernt erinnern, und die Staubfäden und das Pistill, aus welchem später die Frucht hervorgeht, sind vollends ganz eigenartige Gebilde.

Auch an Stelle des Pistills können Blattbildungen auftreten, und aufspringende Früchte zeigen ihre Zusammensetzung aus besonderen Blättern nicht selten mit großer Deutlichkeit. Diese Erscheinungen veranlaßten Goethe, den sämtlichen Blütenteilen, mochten sie auch noch so absonderlich gestaltet sein, Blattnatur zuzuschreiben, und damit war die

Blüte auf die einfachste Weise dem Bauplan der ganzen Pflanze eingeordnet. Sie ist nichts als eine Anhäufung dicht aneinander gerückter, besonderen Leistungen angepaßter Blätter, in welchen sich der schon in der Region der Laubblätter beobachtete Gestaltwechsel fortsetzt. Auch bei ihnen lösen sich Ausdehnung und Zusammenziehung ab. Blumenblätter und Fruchtblätter stellen Höhepunkte der Verbreiterung dar, während in den Staubfäden die Umfangverminderung auf die Spitze getrieben erscheint."

In nahem Zusammenhang mit der Metamorphosenlehre steht das Suchen nach der Urpflanze. „An verschiedenen Stellen seiner Werke ist davon die Rede, und in der italienischen Reise läßt sich die Entwickelung der Idee bei Goethe von Station zu Station verfolgen. In Padua wird ihm der bereits früher gehegte Gedanke lebendig, ob es nicht möglich sei, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne. In Rom bekräftigen sich seine „botanischen Grillen", und er ist auf dem Wege, „neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, solch ein Ungeheures, das wie nichts aussieht, aus dem einfachsten das Mannigfaltigste entwickelt".

„Zwei Monate später fällt ihm in Palermo die „alte Grille" wieder ein. Er sieht die mannigfaltigsten Pflanzen, welche er bisher nur in Kübeln hinter Glasfenstern zu erblicken gewohnt war, unter freiem Himmel ein frohes und frisches Dasein führen. „Ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte", fragt er sich, „Eine solche muß es denn doch geben. Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären". Er suchte seine botanische Terminologie anzubringen. „Es ging wohl, aber es fruchtete nicht; es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half."

Wenige Wochen später in Neapel ist er „dem Geheimnis der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe" und findet, daß es das einfachste ist, das nur gedacht werden kann. „Die Urpflanze", schreibt er an Herder, „wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll".

Im September wieder in Rom angelangt, findet er in Karl Philipp Moritz einen empfänglichen Zuhörer, dem er seine Gedanken entwickeln kann. In seiner Gegenwart bringt er sie zu Papier, und aus diesen Aufzeichnungen mag der im Jahre 1790 erschienene Aufsatz entstanden sein. Wie zum Andenken an jene Tage pflanzt Goethe in römischen Gärten Pinien und Palmen, die zum Teil wohl noch heute zu sehen sein dürften."

II. Die Lehre von dem Zwischenknochen beim Menschen. „Der Zwischenkiefer der Säugetiere (Zwischenknochen, Os intermaxillare, Os

incisivum, Schneideknochen) ist der paarige (rechts und links vorhandene) Knochen, der die oberen Schneidezähne trägt, — der aber auch da vorhanden ist, wo letztere fehlen. Daß aber der Knochen fehlen sollte, während die Zähne vorhanden sind, daß also der Mensch ihn nicht besitzen sollte, der sich doch oberer Schneidezähne erfreut, das fand Goethe mit Recht „seltsam" und ruhte nicht eher, als bis er sich von der Existenz des Zwischenkiefers auch beim Menschen und davon überzeugt hatte, daß die Lehre von seinem Fehlen hier ein Irrtum sei."

Die Arbeit an dem Zwischenkieferknochen war nur der Teil einer größeren. Im Goethe-Archiv hat sich ein anderes Werk erhalten.

„Der Versuch einer allgemeinen Knochenlehre" hat, wie Goethes eigene Aufschrift: „I. Abschnitt" vor diesem Titel bezeugt, nur den ersten Teil eines großen Werkes über vergleichende Anatomie bilden sollen, das leider niemals geschrieben wurde. Auch die von dem Versuch einer allgemeinen Knochenlehre vorhandenen Blätter umfassen nur einen kleinen, wenn auch den schwierigsten und wichtigsten Teil der vergleichenden Osteologie, den Kopf, nämlich den Schneideknochen — wie Goethe jetzt den Zwischenkiefer nennt — den Oberkiefer, das Jochbein, das Tränenbein, das Gaumenbein; darauf folgt eine Recapitulation der bis dahin beschriebenen fünf Knochen, sodann „Übergang zu den zunächst zu beschreibenden Knochen", worauf mit dem Stirnbein fortgefahren wird, auf welches das Keilbein (vorderes und hinteres), Schläfenbein, „Zizenbein" und Felsenbein folgen. Sechs Blätter mit zehn Abbildungen von dem schwierigsten der Schädelknochen, dem das innere Gehörorgan bergenden Felsenbein, liegen dem Manuskript bei."

Dazu kommt ein gleichfalls bruchstückartig gebliebener Aufsatz: „Versuch über die Gestalt der Tiere". „Goethe entwickelt hier Gedanken, wie sie erst sehr viel später von den Begründern der Naturphilosophie, teilweise erst in den letzten Jahrzehnten geäußert wurden. Goethe spricht ja nirgends von einer „Abstammung", einer wirklichen Blutsverwandtschaft der Tiere untereinander oder zwischen den Tieren und dem Menschen. Aber, wenn er das Wort auch nicht ausgesprochen hat, so scheint er doch stark an eine innere Verwandtschaft der Formen von der Urpflanze bis zum Menschen gedacht zu haben. Jedenfalls hat er die Vorstellung einer zusammenhängenden Entwicklungsreihe der Organismen gehabt, welche indes nicht — wie Darwin will — mehr auf Zufall, auf „Anpassung an äußere Einwirkungen und Vererbung" von den durch solche Anpassung erworbenen Eigenschaften, sondern wesentlich oder lediglich auf inneren Gesetzen beruhe. So dürfte Goethe der Lamarckschen Deszendenzlehre näher stehen als dem eigentlichen Darwinismus, wenn man überhaupt

die ganz eigenartige und selbständige Anschauung Goethes mit modernen Theorien vergleichen darf oder will.“

III. Optik. In dem großen Werke „Entwurf einer Farbenlehre“ geht Goethe in der Einleitung davon aus, „daß wir durch unser Sinnesorgan über das eigentliche Wesen des Lichtes nichts Direktes wahrnehmen können, sondern nur seine Wirkung erfahren. Die wichtigsten Wirkungen sind die Farben. „Die Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden“. Für die Erkenntnis unserer sichtbaren Welt sind nun die Farben von wesentlicher Bedeutung. „Die ganze Natur offenbart sich durch die Farbe dem Sinn des Auges“. Er spricht von der Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird, und frägt: „Gehören die Farben nicht ganz eigentlich dem Gesicht an?“ Die Empfindungen schwarz, weiß und die Farben sind nach unserer heutigen Bezeichnungsweise die Qualitäten, d. h. die verschiedenen Empfindungsarten des Auges. Unser Auge vermittelt uns nur solche Qualitäten. Diese Erkenntnis spricht Goethe schon mit aller Deutlichkeit aus, wenn er sagt: „Hell, dunkel und Farben zusammen machen allein dasjenige aus, was den Gegenstand vom Gegenstand, die Teile des Gegenstandes voneinander fürs Auge unterscheidet, und so erbauen wir aus diesen dreien die sichtbare Welt.“ Wie entsteht nun ein Auge? Goethe beantwortet diese Frage von demselben Standpunkte, von dem aus er die tierische Formbildung überhaupt betrachtet. Das Auge soll durchs Licht fürs Licht gebildet sein; aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen soll unter dem Einfluß des Lichts ein so zweckmäßiges Sinnesorgan entstanden sein. . . . .

Er meint nun von seinem Standpunkt aus dies etwa so ausdrücken zu können: „Im Auge wohnt ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt wird“. Dieses ruhende Licht bezeichnen wir heute als Lichtempfindung, die durch innere oder äußere Ursachen hervorgerufen werden kann. Goethe ist hier also der Erkenntnis, daß Licht und Farbe nur unsere Empfindungen sind, ganz außerordentlich nahe gekommen, hat aber trotzdem diese Konsequenz nicht gezogen und spricht kurz darauf von der Farbe als einem Naturphänomen für den Sinn des Auges.“

Im nächsten Abschnitt: „Schwarze und weiße Bilder zum Auge“ wird gezeigt, „daß eine weiße Scheibe auf schwarzem Grunde größer aussieht, als ein schwarze Scheibe von gleichem Umfang auf weißem Grunde. So scheint auch die leuchtende Mondsichel einem größeren Kreis anzugehören als die dunkle Mondscheibe, die man an klaren Nächten gleichzeitig sieht. Schwarze Kleider machen schlank, weiße dick. Ein Lineal, das man quer vor eine leuchtende Kerze hält, scheint an der Stelle, wo es die Flamme schneidet, durch diese eingekerbt zu sein. . . . . Goethe stellt

sich vor, daß im Dunkeln die Netzhaut in sich zusammengezogen ist und sich bei Belichtung flächenhaft ausbreitet. Dasselbe tritt ein, wenn die Netzhaut gleichzeitig das Bild schwarzer und weißer Gegenstände empfängt. Dann bleibt sie an den Stellen, die nicht vom Licht getroffen werden, zusammengezogen und breitet sich an den belichteten aus. So beruht also nach Goethe die Vergrößerung des weißen Bildes auf einer objektiven Größenzunahme und Ausdehnung der belichteten Netzhautstelle. .... Es werden sodann die positiven Nachbilder geschildert. Fixieren wir mit wohl ausgeruhtem Auge kurze Zeit das Fensterkreuz und schließen sodann die Lider, so bleibt das Bild noch einige Zeit lang bestehen." Goethe findet nun diese Nachbilder „abhängig von der Intensität der Beleuchtung und vor allem von der Empfindlichkeit, vom Adaptionszustande des Auges." Bei Augenkranken können sie eine Viertelstunde und länger dauern.

Genau das Umgekehrte tritt auf, wenn man nach Fixierung z. B. des Fensterkreuzes nicht ins Dunkle, sondern ins Helle, auf eine graue oder weiße Wand sieht. Dann erblickt man das umgekehrte negative Nachbild, nach Goethes Ausdrucksweise „das geforderte Bild". ....

Goethe geht nun zu den Farbenerscheinungen über und bespricht zunächst solche Fälle, in denen Farbenempfindungen nach Belichtung mit weißem Licht auftreten; das beste Beispiel liefert das farbige Abklingen der Blendungsbilder, wie wir es von der Sonne oder im Dunkelzimmer von stark belichtetem weißen Papier empfangen. Sehen wir danach ins Dunkle, so wird das ursprüngliche gelbe Sonnenbild allmählich farbig. Für Goethes Augen war die Reihenfolge so, daß zuerst das Bild purpur, dann blau, dann grau gefärbt wurde. Er bestimmte die zeitliche Dauer der verschiedenen Farbenerscheinungen und fand sie sehr wechselnd, meinte aber, daß sich vielleicht ein konstantes Verhältnis zwischen der Dauer der einzelnen Phasen finden lasse. .... Ganz anders wurden nun die Farben, wenn Goethe das Blendungsbild nicht auf dunklem, sondern auf hellem Grund abklingen ließ. Sah er auf ein weißes Blatt Papier, so erschien ihm das Nachbild der Sonne nicht gelb, sondern blau, die nächste Phase war nicht purpur, sondern grün, die dritte gelb statt blau. Schließlich ging das Bild ebenfalls in Grau über. .... So können Farbenempfindungen in einem Auge entstehen, in welches vorher nur weißes Licht gefallen war. Diese Farben sind verschieden, je nachdem die Netzhaut in Ruhe bleibt oder gleichzeitig durch weißes Licht gereizt wird. In letzterem Falle erscheint die Komplementärfarbe, nach Goethes Ausdruck die „geforderte" Farbe. ....

Nach dieser Vorbereitung erörtert Goethe die Erscheinungen, welche bei Betrachtung farbiger Bilder auftreten, und schildert zunächst die negativen farbigen Nachbilder. Wenn man auf einer weißen Papiertafel ein

rotes Papierstückchen (z. B. eine Zehnpfennigmarke) befestigt und dieses längere Zeit fixiert, so sieht man nachher, wenn das Auge auf einen gleichmäßig weißen Grund gerichtet wird, ein grünes Nachbild. War das Papier vorher grün (eine Fünfpfennigmarke), so ist das Nachbild rot, nach orange ist es blau, nach gelb violett, und umgekehrt. Dieses Auftreten der geforderten Farbe nennen wir Sukzessivkontrast, und Goethe gibt auch hierfür die noch heute gültige physiologische Deutung. Es erscheint uns bei diesem Versuch „die zur Opposition aufgeforderte und durch den Gegensatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Netzhaut. . . ."

Die größten Triumphe feierte diese neue Erkenntnis, als sie zur Aufklärung einer Erscheinung verwendet wurde, welche schon früher vielfach bekannt, aber falsch gedeutet war. Goethe hat die farbigen Schatten auf den Simultankontrast zurückgeführt. Schon früh hatte er sie in der Natur mit aufmerksamem Auge beobachtet, auf seinen Reisen im Harz, in der Schweiz und Italien drängten sie sich ihm immer von neuem auf, und schon im Jahre 1792 veröffentlichte er einen kleinen Aufsatz. „Über die farbigen Schatten", in dem die Bedingungen ihres Auftretens auf das Sorgfältigste experimentell dargelegt werden. Die richtige Deutung findet sich jedoch in diesem Aufsatze noch nicht. Sie wird erst achtzehn Jahre später in dem Hauptwerk gegeben. Die Erscheinung selbst ist allbekannt. Stellt man gegen Abend, wenn das Tageslicht gedämpft ins Zimmer dringt, eine brennende Kerze so auf, das ein weißes Blatt Papier, das auf dem Tische liegt, vom Tageslicht und Kerzenlicht gleichzeitig getroffen wird, und läßt nun von einem senkrecht gestellten Bleistift oder Lineal zwei Schatten auf das Papier fallen, der eine vom Kerzenlicht geworfen und vom Tageslicht erhellt, der andere umgekehrt vom Tageslicht geworfen und vom Kerzenlicht erhellt, so sieht man den einen Schatten gelb, den andern in lebhaftem Blau erscheinen."

Darauf folgt „der kurze aber inhaltreiche Abschnitt „Pathologische Farben". Auch gegenüber den Krankheitszuständen des Auges vertritt Goethe denselben Standpunkt, den er anläßlich der Mißbildungen von Tier und Pflanzen einnahm. Er sieht im Abnormen ebenfalls Lebensäußerungen, deren normale Grundlage erforscht werden kann. „Die krankhaften Phänomene deuten ebenfalls auf organische und physische Gesetze." Die interessanteste Beobachtung dieses Abschnitts bezieht sich auf die sogenannte Farbenblindheit. Im Jahre 1794 hat der englische Chemiker Dalton diesen Zustand, an dem er selber litt und der nach ihm „Daltonismus" genannt wurde, zuerst wissenschaftlich geschildert. Seine Mitteilung erschien 1798 im Druck und in demselben Jahre hat Goethe unabhängig von Dalton ebenfalls an zwei Fällen genaue Untersuchungen angestellt. Besonders bot sich ein junger Gildemeister, der eben in Jena studierte,

freundlich zu allen Hin- und Wiederversuchen, und Goethe lieferte eine so klare Beschreibung dessen, was sich an den Versuchspersonen feststellen ließ, daß wir heute die Art der Farbenblindheit noch nachträglich diagnostizieren können. Er beschränkte sich aber keineswegs wie Dalton auf einfache Schilderung der Symptome, sondern gab als der erste eine theoretische Deutung. Nach seiner Meinung beruht „das wunderbare Schwanken, daß gewisse Menschen die Farben verwechseln" darauf, daß sie einige Farben sehen, andere nicht sehen, daß sie also für bestimmte Farben blind sind. Die von Goethe untersuchten Fälle gehören dem häufigsten Typus der Farbenblinden an, welche nach Hering als rot-grünblind bezeichnet werden. Goethe aber deutet diese Fälle als Blaublindheit. Interessanterweise rührt diese letztere Ansicht von Schiller her, und es ist lehrreich, sich den Grund klar zu machen, aus dem die beiden Dichter zu ihrem Irrtum kamen. Sie stellten fest, daß grün nicht gesehen wurde; da aber grün nach Goethes Meinung eine gemischte Empfindung aus blau und gelb ist, und da gelb von den untersuchten Personen sehr gut unterschieden werden konnte, wurde per exclusionem geschlossen, daß die blaue Empfindung fehlen müsse."

Der II. Teil: „Physikalische Optik" darf hier unberührt bleiben, und der allgemeine Zweck dieses Werkes dürfte den Verfasser auch von der Verpflichtung befreien, die geologischen und die meteorologischen Aufsätze im einzelnen durchzugehen. In den letzteren ist Goethe kaum ein Neuerer, sondern schließt sich den Anschauungen anderer nach selbständiger Prüfung an. Nur so viel mag hier erwähnt sein, daß er wohl als einer der ersten in Deutschland vergleichende Wetterkarten zeichnen ließ und die von anderen Ländern einlaufenden Beobachtungen sorgfältig einordnete und seinen Berechnungen zugrunde legte. In dem Streite zwischen Vulkanismus und Neptunismus, d. h. in der Frage, ob den vulkanischen Kräften (Feuer) oder dem Wasser der Hauptanteil an der Gestaltung der Erde zuzuschreiben sei, stand er im wesentlichen auf dem Standpunkt der Neptunisten (Wasser).

Während alle diese Arbeiten, so umfangreich sie auch sind, und so sehr sie die Selbständigkeit des Forschers auch beweisen, sich mit dieser kurzen Erwähnung begnügen müssen, soll ein Werk mit ein paar Worten besprochen werden, das immer noch nicht nach seinem Werte geschätzt wird und das im Gegensatz zu den meisten wissenschaftlichen Arbeiten auch von solchen gewürdigt werden kann, denen einzelne Kenntnisse abgehen: die Materialien zur Geschichte der Farbenlehre. Sie erschienen im 53. und 54. Bande der Ausgabe letzter Hand, d. h. im 13. und 14. Bande der nachgelassenen Schriften 1833. Das Werk bietet eine Würdigung aller Gelehrten, der Griechen, Römer, der Zwischenzeit

20*

des 16., 17. und 18. Jahrhunderts (des letzteren in zwei Epochen), die sich mit der Farbenlehre beschäftigt haben. Aber es bleibt nicht einseitig stehen bei der Zusammenstellung dieser Ansichten und beschränkt sich keineswegs auf trockene Angaben über das Leben der einzelnen, sondern es versucht eine lebendige Darstellung der Zeiten und der einzelnen Menschen und durchflicht sie mit allgemeinen Bemerkungen.

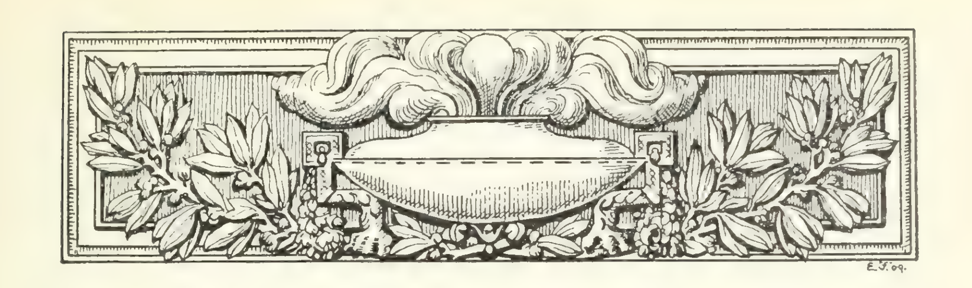
Durch solche Bemerkungen voll Geist und Leben wirkt das Buch ungemein anregend; durch geistreiche, kunstvolle Charakteristiken erweitert es sich zu einer großzügigen Kulturgeschichte vergangener Zeit. Man muß dem Urteil eines Franzosen aus dem Jahre 1838 beistimmen, der das Werk bezeichnete als „ein wahrhaft köstliches, das beinahe den Reiz der Bekenntnisse Rousseaus hat, aber überall reiner und unterrichtender ist" und darf mit Michael Bernays sagen: „Indem er uns einen weltgeschichtlichen Umriß von der Entwickelung der Wissenschaft gibt, läßt er uns zugleich auf alle Höhen und in alle Tiefen seines eigenen Wesens blicken.

Die wissenschaftlichen Schriften Goethes gehören in der Form, in welcher sie jetzt vorliegen, zum größeren Teil dem letzten Drittel seines Lebens an. Sie können am wirksamsten dazu beitragen, die Vorstellungen zu vernichten, die über den prosaischen Stil des alten Goethe noch immer im Schwange sind. Hier spürt man nichts von gemessener Kälte, von gravitätischer Steifheit und gemachter Würde. Diese Angelegenheiten der Wissenschaft sind Herzensangelegenheiten für Goethe. Hier spricht der ganze Mensch unmittelbar aus Anschauung und Empfindung heraus. Haß und Liebe, Freude und Ingrimm, strenger Widerwille und hingebende, weihevolle Begeisterung — alles wird hier, wie in gewaltigen Naturlauten, vernehmbar."

An das Ende seiner lehrhaften Auseinandersetzungen über die Farbenlehre setzte Goethe den aus der Bibel entnommenen Spruch: „Viele werden vorübergehen und das Wissen wird vervielfältigt sein". Er erlebte nicht, daß das, was er gebracht, als wahrhafte Bereicherung der Wissenschaft anerkannt wurde. Die Folgezeit ist gerechter geworden. Manches freilich von dem, was er für wahr hielt, ist seitdem abgetan; in manchem dagegen ist er als Vorahner des Wahren, in vielem als der große Pfadfinder anerkannt worden; in allem wird man seinem unermüdlichen Fleiß, seiner genauen strengen Beobachtung, seiner hingebenden Liebe gerecht.

Gegenüber den Tausenden von Widersachern fand er schon bei Lebzeiten ein Häuflein treuer Anhänger und Bewunderer und durfte, die Zukunft vorher verkündend aussprechen:

Mag's die Welt zur Seite weisen,
Wenig Schüler werden's preisen,
Die an deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen dich verkannt.



Zwanzigstes Kapitel

Dichtung und Wahrheit

Mit dem Tode der Mutter war Goethes Vergangenheit ins Grab gesunken. Er, wie so viele Männer in den besten Jahren, fühlte sich jung, solange er in zweiter Linie stand, solange eine würdige Vertreterin des früheren Geschlechts vorhanden war, zu der er mit Verehrung aufblicken durfte, nicht um ihr die Sorge zu überlassen für sein Dasein und für seine Zukunft, sondern in dem beruhigenden Anblick der Älteren, die ihm voranstanden. Sobald er in die erste Linie rückte, sobald alle dahingegangen waren, zu denen als Vorvordern er aufschauen durfte, fühlte er die Verantwortung des an ausgesetzter Stelle Stehenden und die Verpflichtung: das, was er erlebt hatte, zu bewahren, es kommenden Geschlechtern zu überliefern.

Durch solche Erwägungen geleitet, führte er den Plan aus, den er schon früher gefaßt hatte, sein Leben zu beschreiben.

Das Werk, in dem er seinen lieben Deutschen von sich Kunde zu geben unternahm, sollte nicht nur eine trockene Chronik sein, in der die Ereignisse nach ihrer Zeitfolge aneinandergereiht wurden; es trat auch nicht mit dem Anspruch auf, vollständig zu sein. Goethe gab ihm deshalb den Titel „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit". (Der Titel hieß ursprünglich Wahrheit und Dichtung, da aber die zwei aneinanderstoßenden d der zwei letzten Worte Goethes an Wohllaut gewöhntes Ohr störten, setzte Goethe statt der anfänglich gewählten die anderen: Dichtung und Wahrheit.) Die erstere Bezeichnung „Aus meinem Leben" sollte besagen, daß der Verfasser auf Vollständigkeit verzichte, daß er nicht jedes Ereignis buchen, nicht jeden Menschen, den er gekannt, nennen wolle. Goethe ging mit der Absicht ans Werk, nur solche Tatsachen und solche Menschen zu nennen, die wirklich etwas für ihn bedeutet hatten. Die zweite Bezeichnung war

gewählt, um darauf hinzudeuten, daß der Künstler zu Worte kommen sollte, nicht nur der Geschichtschreiber. Dichtung war nicht gleichbedeutend mit Lüge, sollte also nicht den Gegensatz zur Wahrheit darstellen, sondern das Wort sollte die freie Gestaltung eines gegebenen Stoffes, die absichtliche Umstellung oder beliebige Einordnung der Ereignisse, die gewollte Hervorhebung des einen, die Zurückdrängung des anderen, das Geltendmachen bestimmter Gesichtspunkte von vornherein bestimmen. Goethe selbst sprach einmal zu Eckermann: „Ich nannte das Buch Dichtung und Wahrheit, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebt... ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte." Hätte der Selbstschilderer Wert darauf gelegt, die ganze Art seines Buches schon in der Aufschrift klar zu machen, so hätte er hinzufügen können: Darstellung meiner Zeit, äußere und innere Geschichte, Hinweis auf politisches und geistiges Leben. Denn derselbe Mann, der im „Faust" spöttisch von dem Geist der Zeit gesprochen und gemeint hatte, daß „es der Herren eigener Geist sei, in dem die Zeiten sich bespiegeln", wußte wohl, daß der Einzelne nicht allein stehe, sondern nur im Zusammenhang mit den geistigen Bewegungen der ganzen Epoche verstanden werden könne. Darum sind die großen Abschnitte über deutsches und französisches Geistesleben, die mannigfachen Hinweise auf große Zeitereignisse keine Abschweifungen, sondern gehören notwendig in den Zusammenhang dieser großartigen Menschendarstellung.

Der erste Teil des Werkes erschien in Tübingen 1811, der zweite daselbst 1812, der dritte 1814, der vierte dagegen wurde erst 1833, in dem 48. Bande der Ausgabe letzter Hand gedruckt. Das Werk, freilich nur in seinen drei ersten Teilen, wurde in die zweite Cottasche Ausgabe der Werke 1818, Bd. 17 bis 19 aufgenommen, fand dann in der abschließenden Ausgabe seinen Platz und ist in allen Editionen der Werke Goethes zu finden, ist oft einzeln, auch in verkürzter Gestalt herausgegeben worden. Seit kurzem haben sich, nach Aufschließung des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar, merkwürdige Zusätze gefunden: Die Aristeia der Mutter, ein Abschnitt, der aus den Erzählungen der Bettine Brentano über die vortreffliche Frau besteht, ein großer Auszug aus dem Roman des Abbé Prévost: „Manon Lescaut" mit dem merkwürdigen Schluß: „Der mittelmäßigste Roman ist immer noch besser als die mittelmäßigen Leser; ja der schlechteste partizipiert etwas von der Vortrefflichkeit des ganzen Genres": dann eine Skizze über den Inhalt aus dem II. Teile des „Faust". Aus den erhaltenen Handschriften kann man ferner erkennen, daß die Anlage einzelner Bücher, wie die des 17., ursprünglich eine ganz andere war, so sollte z. B. die Lili-Geschichte, deren Darstellung über die Bücher 16, 17 und 19 verteilt ist, hier in ununterbrochenem Zusammenhange erzählt werden. Die Episode von

Jung-Stillings verunglückter Frankfurter Operation, jetzt in Buch 16 mitgeteilt, sollte anfänglich im 17. ihre Stelle finden. Aus den hinterlassenen Vorarbeiten des Meisters kann man ferner entnehmen, daß ein fünfter Teil von Dichtung und Wahrheit geplant war, der die Ereignisse von 1775 bis 1786 kurz zusammenfassen sollte, um den notwendigen Übergang von den Abschnitten, die der Jugend gewidmet waren, zur italienischen Reise zu bilden.

Die Motti, die den einzelnen Teilen vorangestellt wurden, sind keineswegs gleichgültig. Das erste: „Der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen" soll besagen, daß die gegen den Knaben geübte Strenge auch ihr Gutes hat. Das zweite: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle" sollte darauf hinweisen, daß das leidenschaftliche Voraus greifen auf das Nachkommende schon zum Ziele führen könne, daß man aber am sichersten voranschreite, wenn man durch die Zeitgedanken unterstützt wird, — wenn nämlich, wie Goethe selbst zur Erklärung sagt, „die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstören überwiegt und in ihm das Vorgefühl beizeiten erwacht, was eine solche Epoche fordre und verspreche, so wird er, durch äußere Anlässe zu tätiger Teilnahme gedrängt, bald da-, bald dorthin greifen, und der Wunsch, nach vielen Seiten wirksam zu sein, wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt und ein Wunsch nach den andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfnis der Zeit gemäß, so darf man ruhig rechts und links liegen

Aus meinem Leben

Dichtung und Wahrheit.

Von

Goethe.

Erster Theil.

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Tübingen,

in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

1811.

Titel zur ersten Ausgabe von Goethes Dichtung und Wahrheit

und fallen lassen und kann versichert sein, daß nicht allein dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja, woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde. Sehen wir nun während unseres Lebensganges dasjenige von Andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber mit manchem andern aufgeben mußten, dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Mut hat, sich im Ganzen zu fühlen".

Schwerer sind die Aufschriften zum dritten und vierten Buch zu deuten. Die zum dritten: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", erklärt sich am besten dadurch, daß man darauf hinweist, wie das Himmelstürmende, das namentlich in der ersten Straßburger und der darauf folgenden Wetzlarer und Frankfurter Zeit zum Ausdruck kam, durch die Natur selbst seine Grenze gesetzt erhielt und einer ruhigeren Entwicklung Platz machte. Das Motto zum vierten Teile „Niemand gegen Gott als Gott selbst" suchte der Verfasser selbst in einem Spruche, den Riemer aufbewahrt hat, zu erklären, indem er sagte: „Gott begegnet sich immer selbst, Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen, daher keiner Ursache hat sich gegen den Größten gering zu achten." Das Motto bezieht sich nicht eigentlich auf unseren Schriftsteller selbst, sondern auf jene wild gegen alles kämpfenden Naturen, auf die Zeitgenossen, die den dämonischen Drang in sich fühlten, alles zu zerstören. „Es sind", wie Goethe einmal selbst sagt, „nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlen, aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie: vergebens, daß der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf beginnen."

Ein Werk vom Umfange von „Dichtung und Wahrheit" kann, zumal von einem so beschäftigten Manne wie unser Meister war, nicht in einem Zuge geschrieben sein und doch sind die ersten drei Teile in verhältnismäßig außerordentlich kurzer Zeit entstanden, denn die drei ersten Bände sind innerhalb dreier Jahre geschrieben. Der dritte Band, obwohl ausgedruckt, blieb ein Jahr liegen, weil die Verhältnisse dem Verleger zu ungünstig zur Herausgabe erschienen. Dagegen gehört der vierte Band in seiner Entstehung einer späteren Zeit an. Der Grund für diese lange

Pause ist teils die Vorliebe unseres Meisters für das Fragmentarische, seine mit den Jahren sich immer stärker ausbildende Unlust, Angefangenes wieder vorzunehmen und zu Ende zu führen, ferner das Unbehagen, von Lili zu sprechen, so lange sie lebte. Man könnte freilich dagegen einwenden: der Lebensschilderer habe ja auch von dem Frankfurter Gretchen, von Kätchen, von Friederike Brion und Lotte geredet, obgleich alle drei noch am Leben waren, aber die Antwort auf diese Entgegnung ist nicht schwer. Denn die drei ersten waren entweder verschollen wie das Frankfurter Wirtsmädel oder lebten in solcher Weltabgeschiedenheit, daß sie von dem Buche schwerlich etwas erfuhren, und wenn sie Kunde davon bekamen, konnten sie dem Verfasser nur danken für das Denkmal, das er ihnen errichtet; die vierte, Lotte, aber war ja, wie alle Welt wußte, schon seit Werthers Zeit mit Goethe eng verbunden; das Unrecht, das ihr nach der Meinung der Ihrigen in dem Roman zugefügt worden war, wurde zugleich durch eine vollgültige Ehrenerklärung gutgemacht. Bei Lili dagegen stand die Sache anders. Mochte sie sich auch in dem Ruhme sonnen, die Braut des jungen Dichters gewesen zu sein, der nun ein Erster geworden war, — ihre vornehmen Verwandten und ihre hochgeborene Umgebung hätten eine Hervorzerrung in die Öffentlichkeit nicht gern gesehen. Außerdem mochte der Autor in seinem Zartgefühl Bedenken tragen, die Schuld Lilis, die der Scharfsinn zwischen den Zeilen lesen konnte und mußte, der Lebenden ins Gesicht zu sagen.

Aus diesem Grunde wurde die Vollendung des vierten Buches verschoben. Die Ausarbeitung des Entworfenen wurde allerdings schon 1813 gemacht, die Fortsetzung gehört den Jahren 1816 und 1817 an, eine Wiederaufnahme erfolgte in den Jahren 1821 bis 1825; der Abschluß ist aber erst in das Jahr 1830 zu setzen. Diese lange Zögerung ist den Schlußabschnitten verhängnisvoll geworden, sie sind infolge der langen Pause nicht so aus einem Guß wie die ersten Bände, sie bezeugen auch im Gegensatz zu dem mustergültigen Stil und der hinreißenden Darstellungsweise der ersten Teile eine gewisse Ermüdung, haben das Gesuchte, manchmal auch das Gequälte des Altersstiles.

Den Inhalt des ganzen Werkes bildet die Darstellung der ersten sechsundzwanzig Jahre des Dichters, von 1749 bis 1775. Gewiß sollte dieser kleine Ausschnitt eines langen Lebens ursprünglich weit mehr zusammengedrängt werden; die Darstellung erweiterte sich während der Arbeit; kein Verständiger aber wird über solche Ausdehnung sich beklagen. Sicher wollte der Dichter anfangs auch mehr geben; aber die Schilderung der Weimarer Zeit unterblieb aus noch schwereren Bedenken, wie sie dem Verhältnis mit Lili entgegengetreten waren: denn wie sollte von der tollen Zeit in Weimar, wie von dem Bunde mit Charlotte geredet werden, ohne sich

und die Dargestellten groben Mißdeutungen auszusetzen? Derartig zarte Beziehungen, ganz abgesehen davon, daß die Beteiligte bis 1827 lebte, konnten gar nicht geschildert werden, ohne daß aller Schmelz abgestreift wurde; für eine Vorführung der genialischen Jugendzeit, die trotz aller ihrer Torheiten, die unverwelkliche Frische und den unzerstörbaren Duft der Jugend an sich trug, hätte dem Alten das Organ gefehlt.

Die vier Bände sind wie folgt eingeteilt: Der erste Teil, wie jeder der folgenden: fünf Bücher umfassend, behandelt die Knabenzeit, das Erdbeben von Lissabon, die Jugendstreiche, die Mitglieder der älteren Frankfurter Familien und manche Anekdoten, z. B. die niedliche Geschichte, wie die Kinder, während der Vater rasiert wurde, Stellen aus Klopstocks Messias deklamierten und mit den Worten: „O, wie bin ich zermalmt" den Barbier so erschreckten, daß dieser dem Vater das Seifenbecken in die Brust goß. Der Einzug der Franzosen in Frankfurt gibt Anlaß zu einer Schilderung des Königsleutnant Thoranc, dann der Frankfurter Maler, die von Thoranc viel beschäftigt wurden.

Die einzelnen Gegenstände des Unterrichts: Musik, Naturwissenschaft, Hebräisch, werden anschaulich dargestellt, und der Hinweis auf die letzteren Studien gibt Gelegenheit zu mannigfachen Ausführungen über biblische Geschichte. Eine große Anzahl alter Frankfurter, die auf den Knaben Einfluß übten, wird vorgeführt und schließlich die Gesellschaft junger Leute geschildert, die für den Knaben verhängnisvoll wurden. Mitten in der Darstellung des Zwischenfalls mit Gretchen bricht der erste Teil ab.

Der zweite Teil bringt die Frankfurter Jugendzeit zum Abschluß. Mitten im ersten Buch, dem sechsten der ganzen Reihe, steht die Übersiedlung nach Leipzig und die dortige Studienzeit; die Schilderung der einflußreichen Persönlichkeiten, der literarischen Strömungen, der Dichtungen, Arbeiten und Zerstreuungen machen den Inhalt der folgenden Bücher aus; nach einem verhältnismäßig kurzen Abschluß über die Frankfurter Zwischenzeit folgt der Übergang nach Straßburg. Von dieser Stadt wird eine eingehende Charakteristik entworfen, die Studien, Lehrer und die Gefährten werden dargestellt, öffentliche Ereignisse, Spaziergänge kurz erwähnt, einzelne Vorkommnisse berichtet, das Straßburger Münster gewürdigt, kleine Abenteuer, z. B. mit den Töchtern des französischen Tanzmeisters dramatisch dargestellt. Zum Schlusse des zweiten Teils folgt ein Hinweis auf die Literatur jener Zeit, eine treffliche Würdigung Herders und eine Schilderung der Lothringer Reise. Zuletzt stehen die Anfänge der Sesenheimer Idylle.

Aber wie die Frankfurter Kindheit im ersten Teile nicht ganz zu Ende geführt wird, so auch die Straßburger Zeit nicht im zweiten Teile. Denn die eigentliche Verklärung jener Sesenheimer Liebeszeit folgt erst im

dritten Teile; Stimmung und Rückreise, Aufenthalt in Mannheim schließen sich an. Unmittelbar darauf folgt Wetzlar und nach dem Berichte über Persönlichkeiten und Ereignisse, die Entwicklung des Schriftstellers durch die beiden größten Werke der Jugendzeit, „Götz" und „Werther". Lenz und Lavater, Basedow und Jacobi beanspruchen die Hauptabschnitte des vierzehnten Buches, das mit einem Hinweise auf „Mahomet" endet. Fräulein v. Klettenberg bildet den Übergang zu den religiösen Arbeiten („Ewiger Jude", „Prometheus"), die Bekanntschaft mit Zimmermann, Knebel, dem Erbprinzen von Weimar schließt sich an, Weimar erscheint schon andeutungsweise und das „Heiratsspiel" und „Clavigo" machen den Schluß des dritten Teils.

Spinoza bildet die weihevolle Ouvertüre zum sechzehnten Buch. Kleine Dichtungen, die Wendung gegen die Buchdrucker werden unmittelbar danach berichtet, Stillings Erscheinen gibt Anlaß, von seiner Persönlichkeit zu reden, die im Abschnitt über Straßburg bereits gestreift worden war. Ganz unvermittelt beginnt das siebzehnte Buch: „Wenn ich die Geschichte meines Verhältnisses zu Lili wieder aufnehme", während in Wirklichkeit von diesem Verhältnis zu dem schönen Mädchen noch gar nicht die Rede gewesen war. Das gibt übrigens ein deutliches Zeugnis dafür, daß hier ein Stück fehlt, das beabsichtigt, vielleicht sogar schon entworfen war. Die Geschichte dieser Brautschaft entwickelt sich nun in schönen, großen Zügen vor dem Leser, freilich durch viele Zwischenstücke unterbrochen: durch einen Hinweis auf die Rechtsanwalt-Tätigkeit, durch Darstellung Frankfurter Verhältnisse und durch Streifereien auf das Gebiet politischer und religiöser Zustände Deutschlands. Mit der Erwähnung literarischer Arbeiten hebt das achtzehnte Buch an, dessen Hauptinhalt die Schweizer Reise mit allen ihren Stationen, von Karlsruhe, Straßburg, Emmendingen an, bildet. Aber wiederum wird die Schweizer Reise nicht zu Ende geführt, sondern sie wird im neunzehnten Buch wieder aufgenommen, mit einer umständlichen, die ursprüngliche Begeisterung dämpfenden, aber auch die spätere Gegnerschaft mildernden Beurteilung Lavaters; breite Schilderungen der Brüder Stolberg stehen unmittelbar vor der Abschlußdarstellung des Verhältnisses zu Lili. Die Arbeit am „Egmont" wird im Beginn des zwanzigsten und letzten Buches angedeutet; Hinweise auf Weimar bilden dann den Übergang zum Besuch des fürstlichen Paares; die Einladung, als Gast an den jungen Hof zu kommen und die Enttäuschung über den ausbleibenden Reisegefährten wird dargelegt, die Flucht nach Heidelberg berichtet, die den Anfang der Reise nach Italien bilden soll. Die Abmahnung Fräulein Delfs (siehe oben S. 112) steht am Schluß. Der jugendliche Reisende, des Schicksals, das ihn in Weimar erwartete, nicht gewiß und doch mit einer

Art Ahnungsvermögen die Wendung seines Lebens vorausfühlend, will der Freundin mit den Worten aus Egmonts II. Akt entgegnet haben:

„Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam."

Ob Goethe damals wirklich so zu der älteren Freundin gesprochen, ob der Dichter zu jener Zeit bereits diese Stelle in der vorliegenden Fassung niedergeschrieben hatte, ist recht gleichgültig — sie steht als stimmungsvoller Akkord am Ende der gewaltigen Symphonie. Sie ist der schönste Abschluß, die würdige Hindeutung auf einen neuen: den wichtigsten Lebensabschnitt des Dichters.

Überblickt man diesen reichen Inhalt, bei dessen kurzer Vergegenwärtigung die großen Abschnitte über deutsche und französische Geistesentwicklung gar nicht berührt worden sind, so muß man das Gefühl der innigsten Bewunderung für den Meister ausdrücken, der in solcher Weise von seiner Jugend zu reden wußte. „Dichtung und Wahrheit" bleibt die schönste, unübertroffene und unübertreffbare Darstellung jener sechsundzwanzig Jahre. Dieses Lob und dieser Dank wird nicht verkümmert dadurch, daß man an der Einteilung manches zu bemängeln, im einzelnen vieles zu verbessern und richtig zu stellen findet. Manches in der Anordnung, in der Verteilung des Stoffes erscheint verfehlt: die Hauptabschnitte sind nicht deutlich genug geschieden: Frankfurt, Leipzig, wieder Frankfurt, Straßburg, Wetzlar, die letzte Frankfurter Periode; die Ausführungen über Lili werden unnötigerweise zerrissen, die Schilderung der Friederiken-Epoche in wenig verständlicher Art auf zwei Bücher verteilt und von denselben Dingen wird an verschiedenen Stellen erzählt.

Eine Schilderung wie diese, vierzig zum Teil sechzig Jahre nach den Vorfällen entworfen, konnte nicht fehlerfrei gelingen, selbst wenn die Absicht geherrscht hätte, alles einwandsfrei zu berichten. Gar vieles ist ausgelassen, mochte es nun dem auf seine Jugendzeit Zurückblickenden zu unbedeutend erscheinen, oder seiner Erinnerung völlig entschwunden gewesen sein. Anderes bleibt aus bestimmten Rücksichten unerwähnt, z. B. Lilis Familienname, wahrscheinlich aus einer höchst überflüssigen Schonung der weitverzweigten Familie. Oft war das Gedächtnis getrübt, manches war dem Geschichtschreiber nicht so vertraut, wie es uns bekannt ist, denen eine größere Fülle von Quellen zugänglich ist. Wir wissen genau, daß die Beurteilung Zimmermanns, namentlich das Verhalten zu seiner Tochter, falsch und ungerecht ist; er war kein hartherziger, seine Sprößlinge schlecht

behandelnder Vater; wir können berichtigen, daß die Bekanntschaft mit jenem Manne erst 1775 erfolgte, nicht 1774. Wir können nachweisen, daß der Marienborner Kongreß — jene Zusammenkunft der Frommen im Lande, zu deren Besuch Fräulein v. Klettenberg angeregt hatte — 1769, nicht 1774 stattfand; daß die Landpartien, die im 4. Buch als vor der Leipziger Zeit veranstaltet erzählt werden, nach den Leipziger Jahren unternommen wurden; daß in der Erzählung der lothringischen Reise, die in die Zeit der Straßburger Epoche fällt, die Zeitfolge völlig verwirrt ist; daß Merck unmöglich 1774 bei dem Aufenthalt Lavaters in Frankfurt eine spöttische Bemerkung gemacht haben kann, weil er damals gar nicht in der alten Reichsstadt war, daß Klopstock Goethe nicht 1774 am Karlsruher Hofe getroffen haben kann, da er damals schon längst wieder in Hamburg war.

Am mangelhaftesten sind die Berichte über die Dramen und Gedichte; oft hatte der Dichter davon nur eine dunkle Ahnung, Einzelnes war ihm geradezu unzugänglich geworden; die Entstehungszeit vieler Werke wird nicht selten unrichtig angegeben, ihre Veranlassung und Bedeutung verkannt. Den „Werther" läßt Goethe 1772 entstehen, in Wirklichkeit ist er erst 1774 begonnen, nachdem der Plan: die ganze Geschichte in einem Schauspiel zu bearbeiten, fallen gelassen worden war. Die Anfänge des „Götz" setzte er in den März 1772, während schon Ende 1771 die Abschriften dieses Dramas an die Freunde gegangen waren. Den „Faustplan" will er schon in Straßburg gefaßt haben, 1772 in ihm weit vorgerückt gewesen sein, während doch der Anfang der Ausarbeitung ziemlich sicher erst dem Jahre 1773 zuzuschreiben ist. „Mahomet" ist nach seiner Angabe 1774 begonnen und zwar soll das Zusammentreffen mit Lavater und Basedow die Grundlinien zur Zeichnung abgegeben haben, dagegen kann man geltend machen, daß ein zu dem Werke gehöriger Zwiegesang bereits 1773 im Göttinger Musenalmanach gedruckt erschien. Der Schluß des „Ewigen Juden" wird 1773 als fertig erwähnt, obgleich es ziemlich sicher ist, daß das Ende dieses bedeutenden Bruchstückes, so lebhaft es dem Dichter vorschwebte, niemals aufgezeichnet worden ist.

Doch stehen solchen Mängeln reiche Vorzüge gegenüber: was dem flüchtigen Blicke als Unregelmäßigkeit erscheint, geschieht oft mit bewußter Absicht. Zu den Kunstmitteln, die der Verfasser gebraucht, gehört vor allem das: die Gegensätze einander gegenüberzustellen. Lavater, der reinliche, in höheren Sphären schwebende Gottesmann, wird dem schmutzigen, bei allen höheren Zwecken im Irdischen weilenden, eifervollen Basedow entgegengesetzt; Professor Böhme, der in seiner Studierstube eingesponnene Gelehrte, steht seiner weltklugen, gesellschaftsfrohen Frau gegenüber; das Heitere tritt in Gegensatz zu dem Ernsten, das

Besondere zu dem Allgemeinen; Selbstschau wechselt mit Menschendarstellungen.

Sodann wählt der Autor mit Vorliebe das Kunstmittel der „Spiegelung", d. h. er stellt einzelne Ereignisse, von denen er zu melden hat, in Beziehung zu bedeutenden früheren literarischen Werken, so z. B. um die richtige Stimmung für das Erlebnis mit Gretchen zu erzeugen, deutet er den Roman Manon Lescaut an — ein großer Auszug daraus hat sich, wie erwähnt, in den hinterlassenen Papieren erhalten —, einen Roman, dessen Hauptinhalt die alle Schranken überspringende Hingabe eines sündigen Mädchens zu einem vornehmen Manne bildete. Um die Sesenheimer Idylle recht verständlich zu machen, weist er auf das berühmte Werk von Oliver Goldsmith: „The Vicar of Wakefield" hin, in dem die heitere Ruhe eines geweihten Pfarrhauses gezeichnet ist, das durch die Liebe gestört und zugleich verklärt wird. Wenn an anderen Stellen wörtliche Anführungen aus berühmten Werken sich finden, z. B. einmal ein großer Brief Ulrichs v. Hutten an Wilibald Pirckheimer — zwei wackeren Gelehrten aus dem von unserem Dichter in seiner Bedeutung erkannten 16. Jahrhundert, der großen Geistesbewegung, die man mit dem Namen des Humanismus bezeichnet — so geschieht dies und Ähnliches niemals, um sich mit gelehrtem Wissen zu brüsten, sondern immer in der Absicht: Zeugen aus der Vergangenheit heraufzubeschwören, die ähnliche Gedanken hegten, erlauchte Vertreter von Anschauungen zu Worte kommen zu lassen, durch welche Meinungen und Taten des Selbstschilderers ihre Begründung finden.

Wie der Verfasser mit voller Absichtlichkeit Menschen vergangener Zeit zu Worte kommen ließ, so bediente er sich für seine Erzählung vieler Quellen, die er fleißig und umsichtig aufsuchte: so für die Vorgänge aus der Kindheit der Erzählungen der Mutter, die ihm durch Bettine zukamen. Für diese Frankfurter Zeit, namentlich für die öffentlichen Vorgänge und Zustände: Kaiserkrönung, Pfeifergericht, ließ er sich durch seinen Frankfurter Freund J. H. Schlosser, mit dem er schon bei Lebzeiten der Mutter in Verbindung gestanden hatte, der aber später in noch höherem Grade sein Vertrauensmann und Geschäftsbesorger geworden war, Bücher schicken, unterrichtete sich bei ihm über kleine Vorfälle, befragte ihn über einzelne Ausdrücke, die ihm nach so langer Zeit entfallen waren. Wie Schlosser über Frankfurter Angelegenheiten Bescheid gab, so belehrten F. H. Jacobi und Knebel ihn über sich selbst und über die ersten Beziehungen, die sie mit dem Meister gehabt hatten. Auch eigene Papiere legte Goethe seiner Darstellung vielfach zugrunde. Recht bedauerlich war es, daß er 1797 in einem Anfall von Unmut viele Zeugnisse durch Feuer zerstörte, die er für diese Selbstschau hätte verwerten können, und daß

er durch ein beklagenswertes Zusammentreffen von Umständen seine Leipziger Briefe an Behrisch (oben S. 30) und das von diesem zusammengestellte Büchlein „Annette" (oben S. 33) erst viel später in die Hände bekam, daß er ferner den ältesten Briefwechsel aus der Knabenzeit, der den beabsichtigten Eintritt in eine jugendliche Gesellschaft zum Gegenstande hatte (oben S. 19) nicht mehr besaß. Aber die von Leipzig an die Schwester geschriebenen Briefe (oben S. 24) hatte er aus dem Nachlasse des Vaters wiederbekommen und wußte sie trefflich zu nutzen, wenn er auch nicht jede Einzelheit wiedergab und manches seinen künstlerischen Absichten gemäß modelte. Aus der Straßburger Zeit lagen ihm seine Aufzeichnungen vor (Ephemeriden): aus ihnen, wie aus den mannigfachen Zeichnungen und Niederschriften der Schweizer Reise von 1775 wußte er gar manches zu entnehmen.

Überhaupt ließ er es an Fleiß nicht fehlen. Für die Auseinandersetzung der Zustände des Wetzlarer Kammergerichtes — um nur einen einzigen Fall zu erwähnen — benutzte er nicht weniger als dreizehn gedruckte Werke. Manche Ausleihezettel der Weimarer Bibliothek geben Kunde davon, daß er, um irgend eine Einzelheit richtig darzustellen, schwere Quartanten wälzte. Seine eigene Bibliothek und die Büchersammlungen der Freunde oder der öffentlichen Anstalten setzten ihn in den Stand, von den deutschen und französischen Schriftstellern der vergangenen Zeit ein so lebensvolles und meist richtiges Bild zu entwerfen. Um sich selbst den Eindruck, den einzelne seiner Arbeiten oder die Leistungen seiner Zeitgenossen bei ihrem Erscheinen hervorgerufen hatten, zu vergegenwärtigen und um ihn anderen wiederzugeben, blätterte er die gelehrten Zeitungen jener Tage durch: die Göttinger gelehrten Anzeigen, Nicolais kritische Blätter und studierte manchen Band des „teutschen Merkur". Dadurch versetzte er sich wiederum in eine längst vergangene fruchtbare literarische Bewegung, in der er selbst so manches Rad trefflich gedreht hatte.

Wie treu Goethe diese Quellen benutzt hat, mag an einem lehrreichen Beispiele gezeigt werden. Im 14. Buche wird über einen Vorgang des Jahres 1774 folgendes berichtet: „Merck, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete über das Zudringen der Weiblein und als einige derselben die Zimmer, die man dem Propheten (Lavater) eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk: die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe." Daß damals Merck nicht in Frankfurt war, ist oben auseinandergesetzt, und doch hat Goethe hier wirklich eine Äußerung Mercks verwertet, freilich eine solche über einen anderen Besuch Lavaters in Frankfurt, im Jahre 1782. Denn Merck

schrieb dann: „Frau Aja hatte gerade ihre zweite Etage malen lassen, und deshalb dem Züricher Gast nichts als das Stübchen hinten, wo sich sonst die Mägde aufhielten, anbieten können. Hier hatte sie dem Propheten ein kleines Bettchen ohne Vorhang bereitet, und als derselbe gleich anderen guten Geistern nachts um 12 Uhr erschien und hinter ihm drein ein Gefolge von unbekannten Weiblein, verlangten diese schlechterdings von den Mägden, sie wollten ins Grab schauen und sehen, wo sie den Herrn hingelegt hätten.“ Goethe überträgt also einfach einen späteren Vorgang auf eine frühere Zeit und bedient sich zur Schilderung genau der Worte seiner Quelle.

Die Erzählungen aus seiner eigenen Kinderzeit entsprechen nicht nur in ihrem Inhalt, sondern oft auch in den einzelnen Worten dem, was Bettine aus dem Munde der Mutter gehört haben wollte. Oft gab sich der Dichter gar nicht die Mühe, diese Darstellung zu verändern, sondern nahm wörtlich auf, was seine Berichterstatterin ihm überliefert hatte, wenn er auch wohl wußte, daß in ihren Schilderungen die freigestaltende Phantasie gar sehr ihre eigenen Wege ging.

Während nun diese Vorzüge: Anordnung, sorgfältige Quellenbenutzung, kunstmäßige Gliederung und Wahrhaftigkeit hin und wieder durch einzelne Mängel gemindert werden, die freilich nur dem Kleingesinnten als Entstellung erscheinen, so sind andere Eigenschaften des Werkes rückhaltlos zu bewundern.

Da ist zunächst die Lebensfreude, die das Ganze durchzieht und die einen wohltuenden Gegensatz manchen anderen Selbstschilderungen bildet z. B. zu Rousseaus Bekenntnissen, die dem deutschen Meister gewiß vorschwebten und vielleicht geradezu einen Anstoß zu seinen Darlegungen boten. An Stelle jener eitlen Selbstbespiegelung steht die große Bescheidenheit, die in der Selbstbeurteilung, die Gerechtigkeit und Dankbarkeit, die sich in der Würdigung der Lehrer und Meister überall zeigt. Da ist endlich die vollendete Beherrschung der Sprache. Nirgends ein Behagen an rednerischen Floskeln, nirgends die abstoßende Eintönigkeit eines trockenen Berichts. Die Sprache der drei ersten Bände ist klassisch, meisterhaft, ebenso fern von der Überhastung und der bewußten Regelverletzung der jugendlichen Zeit, wie von der bisweilen verschnörkelten Ausdrucksweise des Alters: sie ist schlicht und behaglich, „einfältig wie die Haimonskinder“, um einen Ausdruck zu gebrauchen, den der Dichter selbst einmal auf seine Redeweise anwandte. Trotz aller ruhigen Gelassenheit wirkt sie nicht ermüdend: ein Kennzeichen der Meisterschaft besteht gerade darin, daß für die verschiedenen Stimmungen immer der entsprechende Ton gefunden wird.

Die Vortrefflichkeit dieser Selbstschau wurde früh erkannt. Mochten

die Franzosen, die an blühenderem Stil und an einer üppigeren Schilderung ihre Freude hatten, sich in die Einfachheit dieser Darstellung nicht recht finden, die stammverwandten Engländer und Amerikaner bewunderten die Buntheit der Ereignisse ebensosehr, wie die Lauterkeit der Gesinnung und den prächtigen Fluß der Darstellung. Besonders aber jubelten die Deutschen.

Freilich es fehlte nicht an erbitterten Gegnern; die religiösen Teile fanden in den unversöhnlichen Feinden aus beiden Lagern heftig polternde Tadler. Ein eifriger Katholik, der sich sonst wohl in Goethes Wesen zu schicken wußte, J. J. Görres, hat vielleicht wegen seines gegensätzlichen religiösen Standpunktes die ersten Teile des Werkes schnöde beurteilt: „Schätzbare Reflexionen, kaum aber ein rechter Naturlaut, vielerlei verschwiegen und wohl auch gar geändert, und alles gar altklug und gezirkelt. Darum will sich's auch gar nicht in ein rechtes Bild zusammenschließen, alle seine Bestrebungen liegen zerstückt und auseinander geworfen da, denn der alte gereifte Geist, der da wohnt, weiß sich in all dem Plunder nicht zu finden, und der junge, der ihn zusammenband, ist verdampft und vergessen. Darum kommt auch selbst bei den Liebschaften nichts heraus, es weht oft eine und wie große verputzte Laulichkeit, denn wenn es auch zu einem Kind gekommen, so wird verschwiegen und geleugnet... Das Ganze ist eine sehr anmutige Auseinandersetzung der Gedanken, die der Herr Geheimrat jetzt über sein Leben hat, aber nicht recht dies Leben selbst."

Aber wie sehr verhallten und verhallen solche Stimmen hinter den anerkennenden, ja begeisterten Urteilen. In den öffentlichen Blättern fanden sich zumeist rühmende Anzeigen. Weit herzlicher noch erklingt das Lob in vertrauten Briefen, nicht etwa in solchen, die an den Dichter selbst gelangten und die naturgemäß Ausstellungen, wenn solche überhaupt gewagt wurden, sehr schonend hätten ausdrücken müssen, sondern in Briefen der Zeitgenossen an Freunde und Verwandte. Schon 1811 schrieb eine deutsche Frau: Pauline Schelling geb. Gotter, die als Mädchen dem Dichter persönlich nahegestanden hatte, folgendes: „Es ist eine Grazie in der Erzählung der unbedeutsamsten Zufälle, die nur aus Goethes Feder fließen kann und die einen entzücken muß; oft hätte ich ihn in der Freude meines Herzens in die Arme schließen mögen als die einzige Äußerung, die uns Menschen herzliche Empfindungen, als wirklich aus dem Herzen kommende, nur einigermaßen zur Genüge ausdrückt. Mit den kleinsten Vorfällen seiner Kindheit wird man nach und nach vertraut, und es ereignet sich alles, möcht' ich sagen, fast sichtbar vor unsern Augen, daß man eben sich zuletzt einbildet, man hätte es mit ihm erlebt."

In demselben Jahre äußerte sich ein deutscher Geschichtsschreiber:

Niebuhr, der gegen andere Werke des Großen nicht so gerecht war, folgendermaßen: „In ihm ist die Jugend bei der Beschauung seiner Jugend wieder erwacht, und wenn er nichts Ähnliches mehr schreiben möchte, so hat er freilich auch schon lange nichts Ähnliches geschrieben. Die Darstellung ist unerreichlich schön und liebenswürdig. — Der viele geringfügige Stoff wird Dich nicht stören, Du wirst ihn Dir auch erzählend denken, und das ist die Vortrefflichkeit des Stils, daß man sich vorstellen möchte, man höre ihn erzählen. Die Geschichte seiner ersten Liebe ist hinreißend schön: aber eine zweite wird auch in der Geschichte nicht wiederkommen, und ich könnte mich trösten, wenn sie unvollendet bliebe."

In Übereinstimmung mit solchen Zeugnissen wird man noch heute das Wort unterschreiben, das F. M. Klinger 1814 brauchte: „Ein einziges Werk seiner Art, welches das Streben und den Geist unserer verlebten Zeit so darstellt, daß unsere späten Nachkommen beim Lesen allein sie mit uns als Zeitgenossen leben werden."

Sollte man aber diesen Satz aus dem Grunde nicht gelten lassen wollen, weil Klinger für die Art, wie seiner gedacht worden, sich zum Dank verpflichtet fühlte, so wird man die Äußerung des wackeren Fr. Perthes sich gern zu eigen machen: „Wie die Bibel das Buch des Lebens in Gott ist, so möchte ich Goethes „Dichtung und Wahrheit" das Buch des Lebens in der Welt nennen." Wer das Werk recht versteht, kann und muß mit Iffland aussprechen: „Es ist ein großes Wohlgefühl, mir sagen zu können, daß ich fähig bin, mit ihm zu fühlen."



Goethes Wappen



Der Mühl- und Neubrunnen in Karlsbad.

Einundzwanzigstes Kapitel

1809—1814. Lebensereignisse. Kleine Dichtungen, besonders die Karlsbader Gedichte. Die Befreiungskriege. Des Epimenides Erwachen

Die Lebensvorfälle der Jahre 1809—1814 können ziemlich kurz erzählt werden, da die bedeutsamen Ereignisse dieser Jahre: die naturwissenschaftlichen Arbeiten, die „Wahlverwandtschaften", „Dichtung und Wahrheit", Werke sind, von denen in den vorhergehenden Abschnitten ausführlich gehandelt worden ist.

Eine Biographie Goethes hat nicht nötig, eine Krankengeschichte zu sein. Darum muß es genügen, wenn darauf hingewiesen wird, daß der Dichter sich in jenen Jahren körperlich häufig sehr angegriffen fühlte und sich zur Heilung oder wenigstens zur Linderung seines Leidens mehrfach nach Karlsbad begab.

21*

Diese Reisen hatten für ihn dadurch einen besonderen Gewinn, daß er seine naturwissenschaftlichen, namentlich aber mineralogischen Kenntnisse erweiterte. Sie verschafften ihm ferner die Freude, eng verbundene Freunde wie Wolf, Zelter, Frau v. Eybenberg wiederzusehen, rasch lieb gewonnene neue Erscheinungen wie Bettine, nochmals zu begrüßen. Sie führten ihn auch mit dem Meister der Töne, Ludwig van Beethoven, zusammen, aber weder gelangt Goethe mit diesem in ein zutrauliches persönliches Verhältnis, noch auch gelangt er zu einem Verständnis seiner Tonschöpfungen. Die Reisen brachten ihn endlich in Beziehung zu männlichen und weiblichen Vertretern des österreichischen Adels, auch zu angesehenen Kaufleuten, wie Simon v. Laemmel aus Prag, der in Umwechslung österreichischen Geldes ersprießliche Dienste leistete, für diese Tätigkeit freundliche Dankesworte empfing, aber nicht durchsetzen konnte, daß der Dichter Prag besuchte, — ein Versäumnis, das Goethe später sehr bedauerte. Zwei dieser persönlichen Beziehungen: zu der Gräfin O'Donnell und der Kaiserin von Österreich müssen noch in anderem Zusammenhang später erwähnt werden. Drei Männer verdienen hier eine besondere Hervorhebung. Der eine ist Graf Paar, mit dem Goethe das brüderliche Du tauschte und dessen Aufmerksamkeiten, die in Geschenken merkwürdiger Pflanzen und Steine bestanden, er liebenswürdig beantwortete, der andere: Graf Karl Harrach, mit dem und dessen Familie der Karlsbader Kurgast seit 1786 vielfach zusammen war. Harrach hatte sich der Heilkunst zugewendet und wurde als ein in seiner Wissenschaft tätiger Mann von dem Dichter willkommen geheißen. Er empfing später (1818) eine hübsche dichterische Begrüßung, deren Schlußverse lauten:

Treues Wirken, reines Lieben
Ist das Beste stets geblieben.

Der dritte ist Fürst Karl Josef Lamoral von Ligne, ein Mann von unverwüstlicher Lebenskraft, nach dessen Tode der Dichter „dem frohesten Mann des Jahrhunderts" einen Totengesang anstimmte: dem Lebenden hatte er liebenswürdige Verse gewidmet. Goethe bekannte darin, nie nach seinem Dichterberuf gefragt zu haben — das Höchste sei ihm die Liebe gewesen. Und er fuhr fort:

So bleibt es noch. Ich weiß nicht viel
Von eignen dichterischen Taten.
Man sagt, mir sei als Ernst und Spiel
Nicht übel dies und jen's geraten.
Gern hör ich Gutes von der Kunst,
Der ich mein Leben treu geblieben:
Doch mich in meinen Freunden lieben,
Dies, edler Mensch, dies ist die schönste Gunst.



Christiane von Goethe.
Nach der Büste von Weißer (1812), im Goethe-Museum zu Weimar

Die Beziehungen zu den genannten drei Männern, sind nicht mit Badebekanntschaften zu vergleichen, und doch gestalteten sie sich nicht zu Lebensbündnissen. Ein solches dagegen wurde mit dem französischen Residenten Karl Reinhard geschlossen, einem Deutschen von Geburt (geb. 1761), der nach Frankreich verschlagen, seit dem Jahre 1793 in raschem Aufstieg, freilich nicht ohne peinliche Zwischenfälle, zu hohen Ehren und bedeutsamer Stellung gelangte und der damals französischer Resident in den türkischen Donauprovinzen war. Reinhard bedeutete keine große Persönlichkeit, aber er war vielseitig gebildet und übte auf den Dichter eine dreifache Anziehung: er ähnelte dem geliebten Schiller, dessen Landsmann er war, er besaß ferner eine anmutige geistreiche Gattin, die

wohl zuzuhören und bedeutsam zu fragen wußte, er zeigte endlich im Gegensatz zu den meisten Laien und Fachgenossen eine starke Anteilnahme für Goethes Farbenlehre und gab sich Mühe, diese durch mündliche und schriftliche Rühmung zu verbreiten. Durch solche Vorzüge erwarb er Goethes wahrhafte Anteilnahme: ein regelmäßiger traulicher Briefwechsel entspann sich, der Reinhard in die erste Reihe von Goethes Freunden setzte. Nicht alle gönnten dem würdigen Mann diese Bevorzugung; die Brüder Grimm z. B., die Reinhard wohl kannten, spöttelten über ihn, entweder weil sie ihm die Vertrautheit mit dem Meister nicht gönnten, oder weil sie die laute Verkündung dieser Vertraulichkeit nicht leiden mochten.

1809 war Goethes Sohn August von der Universität zurückgekehrt; der Vater bemühte sich, ihn in ein Amt und eine Hofstellung zu bringen.

Die äußerlich erfolgreichen, innerlich aber nicht recht wirksamen Bemühungen, Frau Christiane in die Weimarer Gesellschaft einzuführen, sind schon (S. 269) erwähnt worden; eine entschiedene Befestigung ihrer Stellung wurde dadurch erreicht, daß Goethe sie mit ihrer damals unzertrennlichen Begleiterin Karoline Ulrich, einem anmutigen wohlgebildeten Mädchen, das häufig für Goethe schrieb, nach Karlsbad kommen ließ. Christiane muß dort, mochten auch die Weimaraner Damen, die in dem Badeorte von ihren Ausschweifungen munkelten, noch so erzürnt sein, einen recht guten Eindruck bei geistig bedeutenden und hochgestellten Persönlichkeiten gemacht haben. Das bezeugten auch mancherlei Grüße und freundliche Erwähnungen der Folgezeit.

In dem stillen Kreise seines Hauses gab und erhielt der Dichter manche Anregung. Nach wie vor, und unter reger Beteiligung Christianens, fanden sich Schauspieler und Schauspielerinnen ein, denen der Schutz der Frau Geheimrätin bei dem Meister wohl noch wirksamer wurde als die Unterstützung der Demoiselle Vulpius. Aus den stimmbegabten Mitgliedern dieser Gesellschaft setzte sich wohl auch der Singechor zusammen, der seine regelmäßigen Versammlungen in dem Hause am Frauenplan hatte. Unter der Leitung des Musikers Eberwein wurden hier Lieder und Chöre älterer Meister gesungen, die von dem stets hilfsbereiten Zelter ausgewählt und nach Weimar gesendet wurden; auch Zelters eigene frische Melodien erklangen zu stets erneuter Befriedigung.

Während Christiane in solchem Verein der Künstler und Kunstjünger erschien, wurde sie bei den Zusammenkünften der vornehmen Gesellschaft nicht gesehen. Vielleicht hätte sie von dem Gatten gerade zu solchen mehr herangezogen werden sollen, so daß sie zuerst unter Widerspruch, allmählich aber doch als notwendiges Glied der Gesellschaft hätte betrachtet werden müssen, — ein solcher Versuch wurde aber von Goethe nicht gemacht. Daß

daran, wie manche meinen, ihre Bildungsunfähigkeit schuld war, ist kaum anzunehmen — denn das erstaunte Wort: „Vehrsche macht der Herr Geheimrat ooch?" das eine besonders übelgelaunte Zeitgenossin ihr zuschreibt, hat sie gewiß nicht gesprochen —, wahrscheinlicher ist, daß der Gemahl, der sie zwar allmählich emporzuheben suchte, nicht wagte, sie mit einem Machtwort als gleichberechtigtes Mitglied einzuführen und den unwilligen



Erbherzogin Maria Paulowna

Kreisen aufzudrängen. Dies geschah umsoweniger, als in den Zusammenkünften in Goethes Haus, die nicht ganz regelmäßig, aber sehr häufig am Mittwoch, manchmal auch am Sonntag stattfanden, die regierende Herzogin Luise und die Erbherzogin Maria Paulowna mit ihren Damen erschienen, und als die wegen ihrer bürgerlichen Herkunft und wegen der lange inne gehabten unregelmäßigen Stellung vom Hofe Ausgeschlossene in einem zumeist aus Mitgliedern der Hof-

gesellschaft bestehenden Kreise eine nicht ganz angemessene Figur gemacht hätte.

In diesen Zusammenkünften zeigte sich der Wirt von der schönsten Seite. Er legte Zeichnungen, Kunstblätter aller Art, Stücke aus seinen wissenschaftlichen Sammlungen vor, hielt Vorträge, die entweder an neue Entdeckungen oder Funde anknüpften und in lehrhafter Art in einzelne Zweige der Naturwissenschaften einführten, oder er veranstaltete Vorlesungen großer Werke der Weltliteratur, z. B. der Nibelungen. Es waren unterrichtende Mitteilungen, zu denen sich Goethe, wie bei allem, was er unternahm, ernstlich vorbereitete; für die Teilnehmenden waren es Weihestunden, von denen sie lange zehrten. Mochte es für einige eine Mode sein, die sich von dem gewöhnlichen Tagesgeträtsch unterschied, für andere eine Befriedigung der Eitelkeit, einer solchen erlauchten Gesellschaft zugezählt zu werden; für ernstere, lerneifrige und fortgeschrittene Naturen, wie Charlotte v. Schiller waren es erhebende Augenblicke, eine wonnige Stärkung des Bewußtseins, daß der Stadt Weimar wirklich ein besonderes Los zugefallen war.

Solange die Prinzessin Karoline, Karl Augusts Tochter, in Weimar lebte, war sie auch Mitglied dieses Kreises; die Prinzessin, verheiratete sich 1810 mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und starb nach einigen Jahren glücklicher Ehe. Wie sehr der Dichter diese hochgeborene Dame schätzte, die weder an Tatkraft ihrer Mutter glich, noch die Gabe ihrer Schwägerin besaß, eine führende Stellung einzunehmen, die aber in kleinerer Umgebung segensreich wirkte, geht aus den Versen hervor, die Goethe — seine Verfasserschaft ist allerdings nicht ganz sicher bezeugt — beim Abschiede an sie richtete:

Sieh, wir segnen dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geschick
Und auf himmlisch reinen Schwingen
Ruhet über dir das Glück.

Wie sehr sie aber auch fern von der thüringischen Residenz diese als ihre geistige Heimat betrachtete, wie sie nimmer müde wurde, zu fragen, was an jenen Mittwochen verhandelt werde, zu hören, was in der herrlichen Geistesschmiede geschaffen wurde, das zeigen ihre anmutigen Briefe an ihre getreue Charlotte v. Schiller und die umfangreichen Berichte dieser ehemaligen Hofdame, die sich oft zu lebensvollen und inhaltreichen Schilderungen aus dem „kleinen und doch so großen Bethlehem" erweiterten.

In welchem Grade das kleine Weimar wirklich groß war, beweist z. B. eine Festdichtung, die dieser Zeit angehört. Es ist einer jener Maskenzüge, wie sie am 30. Januar, dem Geburtstage der regierenden



Figuren aus dem 1810 aufgeführten Maskenzuge „Die romantische Poesie".

Herzogin, häufig veranstaltet wurden. Aus den vielen unbedeutenden Dichtungen dieser Art, hebt sich die des Jahres 1810 hervor: „Die romantische Poesie. Stanzen zur Erklärung eines Maskenzuges. Aufgeführt den 30. Januar 1810." Bei diesem Zuge sollten dargestellt werden „die verschiedenen Dichtungen, denen unsere Vorfahren und auch die Ahnherrn jenes hohen Fürstenhauses eine vorzügliche Neigung schenkten." Minnesänger, der Heldendichter, der Herold priesen die vergangene Zeit, Liebe und Tanz verklärten sie, die Jahreszeiten verkündeten ihre Vorzüge, bis der Winter der Herrin des Festes in edlen Versen gedachte:

Wir dürfen kaum hier noch den Winter nennen —
Denn ist wohl Winter, wo die Sonne scheint?
Die Augen glühn, die Herzen alle brennen
Und jeder spricht und handelt, wie er's meint.
Von allen Jahreszeiten, die wir kennen,
Ist sie's, die eine, die uns so vereint.
Sie gab uns dich, belebt nun diese Feste,
Und so erscheint sie uns die allerbeste.

Die Personen der mittelalterlichen Gedichte und deren Eigenschaften

treten mit ihrer Selbstschilderung hervor, die Treue darf sich ihres Vorzugs rühmen, und endlich beschloß der Heldendichter den Zug mit den weihevollen Worten:

> Ja, selbst das Große schwindet gleich den Schatten,
> Und öde wird der tatenvollste Raum;
> Drum soll die Tat sich mit dem Worte gatten:
> Ein solcher Zweig, gepflanzt, er wird zum Baum;
> Lustwälder ziehn sich über grüne Matten,
> So blüht er fort, der schöne Lebenstraum;
> Was eure hohen Väter, ihr nach ihnen
> An uns getan, es soll für ewig grünen.

Die Jahre 1813 bis 1815 bedeuten für die vaterländisch Gesinnten eine Zeit reinster Erhebung. Wie aus schwerem Bangen und wüstem Druck atmete man auf nach dem Aufruf des Königs von Preußen „An mein Volk!" Man verfolgte mit ängstlicher Spannung die Ereignisse des Krieges und man glaubte nach den ersten wenig glücklichen, fast verhängnisvollen Schlachten, einer neuen endgültigen Unterwerfung entgegensehen zu müssen; um so lauter und stürmischer jubelte man dann seit der Entscheidungsschlacht bei Leipzig und überbot sich in Lobpreisung der Helden und im Hohn gegen die Feinde und Besiegten.



Maria Ludovica, Kaiserin von Österreich
Nach der Miniatur von Isabey (1812)

Von solch tiefen Beklemmungen, von solch herzbefreiender Siegesfreude ist bei Goethe keine Rede. Er hatte allerdings 1806 an der Zukunft nicht verzweifelt, er hatte sich auch Napoleon gegenüber als Mann gezeigt, gerade in den Zeiten der schwersten Not, da die meisten schwiegen, wußte er zu reden.

So galt er den Tieferblickenden als ein Held, als ein Führer der Zu-

kunft. Freilich, 1808 tat er etwas, was ihm die Deutschen damals sehr verübelten und was man ihm auch heute nicht leicht verzeiht. Er hatte die Kaiserin von Österreich, Maria Ludovica in Karlsbad kennen gelernt. Sie war eine Fürstin von italienischer Herkunft, die als Gattin und als Landesmutter unbestreitbare Verdienste besaß, sie war eine liebenswürdige vornehme Frau und verstand es, erquickende Huldbeweise zu spenden. Eine Frau von Mut und Einsicht, die den ihr an Jahren überlegenen Gatten geistig übersah. Sie war, als sie nach Karlsbad kam, sehr leidend und bewährte doch in dieser schweren Leidenszeit die den Hochstehenden anerzogene Gabe, sich auch Fremden liebenswürdig zu zeigen. Außerordentliche Gaben des Geistes besaß sie nicht. Eine Frau, die noch 1809 Schill und Schiller miteinander verwechselte und die von dem letzteren nur zu sagen wußte, „er sei durch seine Schriften bekannt geworden", oder die einmal von Goethe urteilte — das einzige Urteil, das man von ihr kennt — „der berühmte Verfasser machte darüber eine anspielende Poesie", beweist durch solche nüchternen und recht undeutschen Ausdrücke, daß sie keine hervorragende Bildung besaß. Und doch geriet der Dichter, obgleich er während eines langen Lebens schöne, geistvolle und höchststehende Frauen von ganz außerordentlichen Eigenschaften kennen gelernt hatte, bei dem Anblick der Kaiserin ganz in ihren Bann. Er schwärmte wie ein Gläubiger, dem die Gottheit erschienen war. Er fühlte sich beglückt durch jedes Wort, durch jeden Blick und konnte gar kein Ende finden in der Rühmung ihrer Art und ihres Wesens. Darum nahm er den Auftrag der Karlsbader Stadtbehörden gern an, der Fürstin als Dichter zu huldigen. So entstanden die Karlsbader Gedichte, die später als besondere Abteilung den Werken des Meisters einverleibt wurden. Sie dürfen aber durchaus nicht als ihr besonderer Schmuck bezeichnet werden.

Ihro Majestät
der
Allerdurchlauchtigsten
Frau Frau
Maria Ludovica
Kaiserinn von Oesterreich

bey
Ihrer höchst beglückenden Anwesenheit
in Karlsbad
allerunterthänigst zugeeignete
Gedichte.

1810.

Titel der Karlsbader Gedichte vom Jahre 1810

Diese Karlsbader Gedichte bestehen aus sieben Nummern. Die vier ersten hängen zusammen, sie stammen aus den Tagen vom 6. bis 22. Juni 1810 und führen die Titel: „Der Kaiserin Ankunft; Der Kaiserin Becher; Der Kaiserin Platz; Der Kaiserin Abschied“. Das erste preist die berühmte und oft besungene Heilkraft des Weltbades und begrüßt den neuen Gast in den unterwürfigen Versen:

Sie, die Tausenden gehöret,
Sie erwählt euch, sie ist euer!
Ihr umgebt sie unverwehret:
Gnädig gönnt sie dieser Feier
Mutterblicke hoch und mild.
Dränget euch, ihr jungen Scharen!
Dem, der früh solch Glück erfahren,
Wächst an Glanz, von Jahr zu Jahren
Der Erinnrung Himmelsbild.

Das zweite, ein Sonett, ist durch und durch höfisch: Der Dichter erachtet es als ein vergeblich Streben, das Gefäß (den Becher) gebührend zu würdigen, das die hohe Reisende an die Lippen geführt hat. Das dritte leistet an demütiger Unterwürfigkeit das Menschenmögliche: die von der Natur geschmückten lauschigen Plätzchen hätten bisher des besten entbehrt:

Nun sie auf euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wißt ihr erst, warum ihr euch geschmücket.

Dann drückt der Dichter in der Voraussicht der baldigen Abreise der Fürstin den Wunsch aus, daß sie im nächsten Frühjahr neu erscheinen möge.

Aber wie platt wird dieser an die Nymphe von Karlsbad gerichtete Wunsch ausgesprochen:

O möchtest du, wenn du dich neu verschönet,
In deinem zweigumwölbten luft'gen Saale,
Sie wiedersehen, sie sehn mit dem Gemahle.

Und als nun die Kaiserin wirklich abreist, herrscht, wie im vierten Gedichte gelehrt wird, überall Trauer, ein Gefühl, gedämpft durch das Versprechen der Abschiednehmenden, das sie durch die Muse in Versen verkünden läßt, die freilich ebensowenig kaiserliche Hoheit, wie echten Musenklang verraten.

Darf man bei diesen Gedichten nur bedauern, daß ein so erhabener Dichter, ein so vollendeter Meister, trotz lebhafter Empfindung so durchaus Mittelmäßiges geleistet, so hat man Mühe bei den folgenden Gedichten ein mitleidiges, wenn nicht geradezu verächtliches Lächeln zu unterdrücken.

Denn das fünfte: „Jhro der Kaiserin von Österreich Majestät" ist, wie schon in der Aufschrift altväterisch, voll von stümperhaften Versen.

Begünstigt ist der Höchsten größtes Glück,
Im Drang der ahnungsvollsten Weltgewühle
Die elterlichen, kindlichen Gefühle,

Die Andeutung der erwarteten Hochzeit der Tochter wird in folgende Worte gefaßt:

Erst soll es ihr und dem Gemahle glücken,
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.

Von der Karlsbader Bürgerschaft heißt es:

Wie unsre Brunnen immer treu gequollen,
So unser Herz dem, der das Szepter führt,
Und unser Tun, wie wir die Gäste pflegen,
Verdienet seinen Blick und seinen Segen.

Weit schlimmer ist es aber, wenn in den folgenden Gedichten an Stelle der Ehrerbietung, gemischt mit inniger Neigung für eine zwar überschätzte, hohe Frau, bloßes demütiges Lallen tritt. Dies ist der Fall in dem 6. Gedicht „Jhro des Kaisers von Österreich Majestät". Prosaisch ist schon die Schilderung der kaiserlichen Macht, gequält die Darstellung der Erwartung des erlauchten Kurgastes, und wenig würdig, noch dazu durch die schlechtesten Reime entstellt, die letzte Strophe:

Von seines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig Feuer, das uns nie entweicht;
Und wie man erst des Sommers Kräfte kennet,
Wenn sich im Herbst der Traube Fülle zeigt,
So zeige sich, wenn er von uns getrennet,
Der Segen wirksam, den er uns gereicht,
Und werde so, beim glücklichsten Ereignis,
Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichnis.

Mochte man indessen alle diese flachen Unbedeutendheiten einem Dichter zugute halten, der so viel Unvergängliches geschaffen, — das letzte Gedicht: „Jhro der Kaiserin von Frankreich Majestät" kann selbst der größte Verehrer des Meisters ihm nur schwer verzeihen. Goethe war beauftragt, das Mutterglück der österreichischen Erzherzogin Marie Luise zu preisen, die Kaiserin von Frankreich geworden war und ihrem Gemahl einen Sohn geboren hatte, der den pomphaften Titel „König von Rom" führte.

Der Dichter entsprach dem ihm gewordenen Auftrage in höchst schwächlichen und recht schwer verständlichen Versen und übertrumpfte dies Verbrechen an der Heiligkeit der Poesie, wenigstens in den

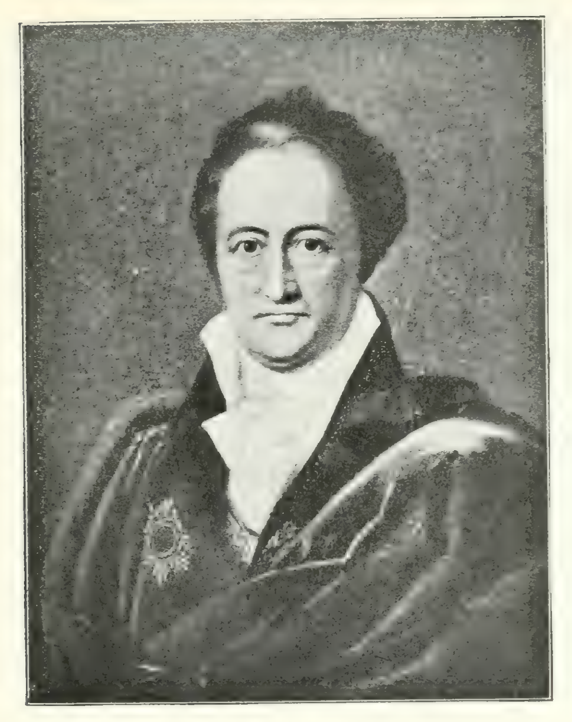
Augen der Vaterlandsfreunde, durch eine Huldigung an den französischen Kaiser:

> Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
> Er übersieht's in hellstem Geisteslicht,
> Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
> Nur Meer und Erde haben hier Gewicht:
> Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
> Daß sich daran die stolze Woge bricht,
> So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
> Das feste Land in alle seine Rechte.

Solche Verse erregten den großen Zorn der Deutschgesinnten. Unter ihnen mögen zwei erwähnt werden, die den Dichter auf das innigste verehrten und die gerade durch derartige Äußerungen an dem Meister irre wurden. Der eine ist K. A. Varnhagen von Ense, der einer vertrauten Freundin gegenüber sein Befremden und Unbehagen offen äußerte. Der andere ist F. M. Klinger, der am 7. März 1813 folgendes schrieb: „Das Gedicht Goethes hat mich sehr verwundet und jetzt von neuem: in den hiesigen russischen öffentlichen und deutschen Blättern werden die bittersten Anmerkungen darüber dem Publikum mitgeteilt und Goethe trägt die Schmach nicht allein — sie wird der Nation aufgeladen, da einer ihrer ersten Schriftsteller unter den Augen einer russischen, einer der edelsten Prinzessinnen der Erde, eine solche Fluchprophezeiung über die Welt ausspricht. Ich weiß wohl, daß dieses Spiel einer dichterischen Einbildungskraft sein kann, aber wo ist die Not dazu bei einem solchen Manne? — Ich mag über diesen Gegenstand nicht das sagen, was ich empfinde, es wäre zuviel zu sagen. Was konnte Goethe nötigen, den Gelegenheitsdichter zu machen und so zu machen — zum Hohn Europas? Ich begreife es nicht und will, mag es mir auch noch so weh tun, glauben, er rede aus Überzeugung — denn das Gegenteil zu denken — wäre über alles Maß."

Nun kam das Jahr 1813 heran. Es ist sehr lehrreich, in den Briefen und Gesprächen des Meisters zu verfolgen, wie dieser sich damals benahm, was er dachte und schrieb.

Als der französische Gesandte, Baron von St. Aignan, übrigens ein feingebildeter Mann, Weimar verließ, erhielt er einen freundlichen Abschiedsbrief, „der Schreiber sei traurig über die Entfernung des Gesandten." Um ihn selbst der Unruhe zu entziehen, die durch voraussichtliche Truppendurchmärsche und durch die unberechenbaren Möglichkeiten des Krieges für Weimar erwartet wurden, ward er überredet, nach Teplitz zu reisen und dort die Kur zu gebrauchen. Auf der Reise hatte er Zeit



Goethe
Nach einem Gemälde von Gerhard von Kügelgen 1810

und Stimmung genug, die Merkwürdigkeiten des Naumburger Domes anzusehen und zu beschreiben. In Leipzig besuchte er eine Darstellung des Deklamators Ch. G. Solbrig und schrieb darüber: „Hohler, geist- und geschmackloser ist mir nicht leicht etwas vorgekommen, das Publikum aber hat mir gefallen. Es mochten gewiß an 300 Taler eingekommen sein, sie applaudierten aber nur ein einzig Mal, als er den Kaiser Alexander hochleben ließ. Hätte der arme Schlucker sein Handwerk verstanden, so hätte er gleich ‚Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd' angestimmt und hätte gewiß große Sensation erregt."

In seiner gewohnten, genauen Weise zeichnete er alle durch den Krieg hervorgerufenen Zerstörungen auf. In Dresden, das voll von Truppen war, gewann er es über sich, die Kunstschätze sorgsam zu betrachten. Er besuchte die alten Freunde Körner, „wo ich Herrn Arndt antraf, der sich als Patriot durch Schriften bekannt gemacht." Über dieses Zusammentreffen, von dem der Meister selbst nichts weiter erzählte, hat Arndt den oft angeführten Bericht gegeben: „Der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung

noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern, der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus: da erwiderte ihm Goethe gleichsam erzürnt: ,Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen.'"

Es ist leicht möglich, daß der Dichter bei seiner Bewunderung Napoleons und bei der Kleingläubigkeit, mit der er die Deutschen betrachtete, derartiges gesagt hat. Allerdings steht diesem Berichte ein anderer Bericht Friedrich Försters gegenüber, der den Meister kurz vor dessen Ankunft in Dresden getroffen hat. Förster erzählt nämlich, daß er Mitte April dem in Meißen weilenden, militärisch kostümierten Dichter mit andern Angehörigen der preußischen Freischar der schwarzen Jäger ein Ovation bereitet habe. Nach dem Kommando: „Präsentiert das Gewehr!" rief er: „Der Dichter aller Dichter, Goethe, lebe hoch!" Mit Hurra und Hörnerschall fiel die ganze Kompagnie ein. Goethe faßte mit der Haltung eines Generals an seine Militärmütze und nickte freundlich. Darauf baten sie ihn um den Waffensegen. Förster reichte ihm Büchse und Hirschfänger; er legte seine Hand darauf und sprach: „Ziehet mit Gott, und alles Gute sei eurem frischen deutschen Mute gegönnt!" Ein nochmaliges Lebehoch, und Goethe fuhr grüßend vorüber." (Freilich wird diese Erzählung mit Recht in das Reich der Fabel verwiesen.)

Die mannigfachen Truppen, die Goethe auf seiner Reise sah, veranlaßten ihn zu keiner Bemerkung; die Furcht, der Krieg könne sich nach Böhmen ziehen, entlockten ihm nur bedenkliche Worte, wie sie jeder Ängstliche brauchen konnte. Unbekümmert um die gewaltigen Welthändel, die Sinn und Denken der meisten übrigen völlig gefangen nahmen, lebte er in seiner Welt. Er dichtete gar manches, z. B. eine Entgegnung auf ein von jenem Solbrig vorgetragenes „jammervolles" deutsches Lied: „Ich habe geliebet, nun lieb ich nicht mehr", mit dem für seine Stimmung kennzeichnenden Anfang: „Ich habe geliebet, nun lieb ich erst recht". Er verfaßte nach einer Erzählung, die er damals hörte, die Ballade: „Die wandelnde Glocke", er arbeitete eifrig an der Fortsetzung seiner Selbstschilderung, kümmerte sich um Naturwissenschaftliches und pflegte eifrigen Umgang mit den österreichischen Adligen und anderen Gästen, die er in dem Badeorte traf. Freilich wenn er mit Verwundeten zusammen war, so entschlüpften ihm wohl politische Bemerkungen, z. B. bei dem Bericht über ein Zusammentreffen mit Adolf v. Dankelmann, von dem er meinte: „Dieses ist einer von den vielen Tausenden, die jetzt in der Irre herumgehen und nicht wissen, welchem Heiligen sie sich widmen sollen. Am schlimmsten sind die königlich sächsischen Landeskinder dran, besonders die, welche bei Leipzig den 18. Juni gefangen worden. Man verfährt gegen sie, ihr Vermögen, ihre Eltern sehr streng

und sie werden von niemand bedauert, weil selbst die Wohlwollenden doch immer meinen, sie hätten es können bleiben lassen."

So sprach der erste deutsche Mann über die, die ihre Pflicht gegen das Vaterland geübt hatten.

Mitte August 1813 war der Dichter wieder in Weimar. Ruhig ging die gewohnte Tätigkeit weiter, der Briefwechsel wurde eifrig gefördert, die Sorge für das Theater, für die Hochschule nahm ihn in Anspruch. Nur selten findet sich in seinen Briefen eine trübe Bemerkung über die Zeit etwa wie:



Christian Gottfried Körner

„(15. Oktober) Die Unbilden der Zeit haben uns diesen Herbst äußerlich so ziemlich verschont, freilich kann sich in solcher Lage das Gemüt schwer beruhigen."

Noch seltener zeigt sich ein schüchterner, aber doch höchst eigenartiger Versuch, in die Zeit einzugreifen. Es soll, da gegenüber dem Verhalten des Dichters in jenen schicksalsschweren Tagen der Tadel nicht zurückgehalten werden darf, ihm zum Ruhme angerechnet werden und bleiben, daß er (29. Oktober) seinem Verleger Cotta den Vorschlag machte, „Hermann und Dorothea" „im Taschenformat abdrucken und um wohlfeilen Preis ausstreuen" zu lassen. Damit wollte Goethe nicht etwa seinen Ruhm erhöhen und sich größere Einnahmen verschaffen, sondern im Hinblick auf die dort ausgesprochene vaterländische Gesinnung, den dort enthaltenen Aufruf, daß ein jeder seine Kräfte dem eigenen Lande weihen solle, wünschte er sich in den Dienst der großen Sache zu stellen. „Auf alle Fälle", so schrieb er, „würde jenes Werkchen jetzt von guter Wirkung sein."

Während alle deutschen Männer und Frauen nach der Entscheidungsschlacht von Leipzig aufatmeten und wie von einer schweren Last befreit ihre Hoffnungsfreudigkeit begeistert aussprachen, schwieg der große Dichter. Nach der Schlacht bei Leipzig fand in unmittelbarster Nähe Weimars ein Scharmützel der Russen und der fliehenden Franzosen statt. Am 25. Ok-

tober fuhr der Kaiser von Österreich durch die thüringische Residenz durch, hielt sich aber nur kurze Zeit auf. In den Tagen jener gewaltigen Völkerschlacht hatte der Dichter einen Epilog zu „Essex“ gemacht; „die ominösen Stellen darin haben mich nachher selbst in Verwunderung gesetzt.“ Gemeint sind wohl die Verse:

Er ist gestraft — ich bin es auch! Wohlan,
Hier ist der Abschluß! Alles ist getan
Und nichts kann mehr geschehn. Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie sind verschwunden, alles ist nicht mehr.

Unter den durchreisenden Kriegern, die bei dem Dichter eintrafen, befand sich auch Friedrich Baron de la Motte Fouqué, ihm, dem jüngeren, vertrauensvoll der Zukunft entgegensehenden Dichter stellte sich der ältere zweifelnd gegenüber. Er wollte lange nicht glauben, daß die Herrschaft der Franzosen gebrochen sei; bedenklich, aber nicht freudig brach er endlich in die Worte aus: „So wäre er denn also wirklich schon vollständig geschehen, der entscheidende Schlag? Desto besser.“ Und es ist gewiß kein Zeichen begeisterter Zuversicht, wenn Goethe am 12. Dezember einem Freunde schreibt: „Da jedoch soviel Zufälliges in der Welt ist, so soll man nicht unterlassen, hie und da anzuklopfen und auf die Gunst des Tages zu vertrauen, von dessen Ungunst, in Hoffnung einer glücklicheren Nationalzukunft, man so vieles erduldet.“

In dem Weimarischen Ländchen regte sich die Freiheitsbewegung, Freiwillige drängten sich zu den Fahnen. Während Goethe für den jungen Knebel sich bemühte, der in der Tat durch seine Förderung in das Heer eintreten konnte, wirkte er als ängstlicher Vater aus, daß sein Sohn, der, wie einige berichten, mit Leidenschaft seinen Kameraden folgen wollte, von dem Kriegsdienst befreit wurde und in die Lage kam, seine Kräfte anderweitig zu verwenden. Nachdem Karl August den Sohn des Freundes in Begleitung eines höheren Beamten auf eine Dienstreise gesendet hatte, gab der Vater seinem Fürsten die etwas gewundene Erklärung: „Zu diesem Schritte (der beabsichtigten Meldung August's) hätte ich widerstrebender meine Einwilligung gegeben, wenn Euer Durchlaucht höchste Erklärung nicht zum voraus bezeugte, daß Ihro oberste Übersicht jeden an seinen Platz zu stellen sich vorbehalte.“ Auch einem anderen jungen Weimaraner, D. G. Kieser, suchte er von der Gestellung zu den Freiwilligen abzureden und bot ihm seine ernste Mitwirkung in den Weimarischen Geschäften an, wenn er sich entschlösse, ruhig daheim zu bleiben.

Wie die Weimarische Jugend sich zu den Fahnen drängte, so suchten die Älteren, die ihr Beruf zu Hause hielt, den Widerstand gegen den Feind zu schüren und freiheitliche Ideen durch Schriften zu verkünden.

Der Jenaer Professor der Geschichte, H. Luden, begann ein neues Blatt, „Die Nemesis", herauszugeben, das zur Verbreitung solcher Gedanken bestimmt war. Der Dichter und Minister Goethe äußerte sich darüber sehr kühl, wenn nicht geradezu ablehnend. „Ich müßte mich sehr irren oder die Karre ist schon verfahren", meinte er einem Vertrauten gegenüber, und dem Herausgeber selbst bemerkte er schriftlich: „denn jetzt muß ich beinahe schon fürchten, daß wegen Redaktion und Direktion der unternommenen Zeitschrift unausgleichbare Differenzen entstehen werden und ich leugne nicht, daß ich alles Gedeihen einer solchen Anstalt bloß in der Unabhängigkeit, ja in Despotie des Redakteurs zu finden glaube." In einer höchst merkwürdigen Unterhaltung mit dem Herausgeber, die uns freilich nur aus des Letzteren Bericht bekannt ist, stellte er in Aussicht, die Regierung werde ihm freie Hand lassen, wollte ihm aber den erbetenen Schutz nicht versprechen, ja bekannte offen, er würde von dem ganzen Unternehmen abgeraten haben, wenn er vorher darum befragt worden wäre. Als der Herausgeber betonte, daß er, von seiner Natur getrieben, das Unternehmen wagen müsse, sprach Goethe die merkwürdigen Worte: „Sie werden in mannigfaltige Händel verwickelt werden. Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden, wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignorieren und manchem geschieht mit Verachtung zu viele Ehre. Aber anders ist es mit den Mächtigen und Großen: mit denselben ist nicht gut Kirschen zu essen; Sie wissen, aus welchen Gründen: den Waffen derselben hat man nichts einzusetzen. — Da ich dieses alles ganz klar voraussehe, so bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unserm fürstlichen Hause, für welches auch Sie fromme Wünsche hegen, keine Unannehmlichkeiten bereitet, ich möchte unser Gouvernement, das nicht über hunderttausend Bajonette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Universität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachteil abwenden; ich denke endlich — warum sollte ich es nicht sagen? — auch an meine Ruhe und Ihr Wohl." Er führte sodann aus, daß er nicht gleichgültig sei gegen Volk, Freiheit und Vaterland, daß er aber im Gegensatze zu dem Herausgeber und vielen anderen nicht überzeugt sei, daß die Befreiung von dem äußeren Feinde und noch viel weniger, daß die innere Freiheit wirklich errungen sei.

Nur selten ertönt in jenen Tagen, da die meisten wähnten, eine neue herrliche Zeit sei heraufgezogen, ein einigermaßen erquickliches Wort, z. B. das folgende: „Die Heilung so vieler dem Vaterlande geschlagner Wunden kann nicht sicherer vonstatten gehen und aus so manchem Verderben ein frisches Leben nicht schneller hervordringen, als wenn die Deutschen sich nicht nur im stillen und einzelnen anerkennen und schätzen, sondern wenn sie es sich auch liebevoll und vertraulich bekennen und aus-

22*

sprechen ... Kann die gegenwärtige große Epoche die deutschen Geister zu wechselseitiger Anerkennung stimmen, so bedarf die Nation kaum etwas weiter, um sowohl sich aus der Gegenwart herauszureißen als der Zukunft getrost entgegen zu gehen."

Aber solche Worte verschwinden gegenüber dem Gefühl der Bekümmernis, ja der Hoffnungslosigkeit. Da heißt es einmal: „Wo man hinsieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen, alles klingt wieder von Jammer und Not, und nur die Hoffnung, daß aus diesem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müsse, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Älteren es wahrscheinlich finden, daß sie erst aus glücklicheren Regionen auf dieses neue Glück herabsehen werden."

Ein andermal sprach er den hochgespannten freudigen Erwartungen der Anderen gegenüber seine schweren Bedenken aus: „Vor den Freiwilligen habe ich allen Respekt, wenn sie von Hause aus Masse machen und der Geist, der sie vereint, eintritt, anstatt des Handwerks, das sie noch nicht verstehen. Auch unsern paar Männchen will ich ihr Glück nicht absprechen: aber sie müssen doch immer wo nicht untergeschoben, doch angeschlossen werden. Was daraus entspringen kann, muß die Zeit lehren; ich wünsche, daß mein Mißtrauen möge beschämt werden."

Ja, er spottet geradezu der allgemeinen Begeisterung (7. Januar 1814): „Unsere jungen Herren finden nichts bequemer, als hinauszumarschieren, um anderen ehrlichen Leuten ebenso beschwerlich zu sein, als man uns gewesen, und das ist ein sehr lockender Beruf, da man noch nebenher für einen ausgemachten Patrioten gilt."

Während die verbündeten Truppen in raschem Siegeszuge die deutschen Grenzen überschritten, Frankreich zueilten, den französischen Boden betraten und verwüsteten, kam aus der einsamen Zelle in Weimar nur der etwas bängliche Glückwunsch (7. Februar 1814): „Man enthielte sich gern jetzt alles Blickes in die Ferne ... wenn nicht das Glück der Sieger im Südwesten und das Schicksal der Freunde im Nordosten unsere Teilnahme und Aufmerksamkeit gewaltsam an sich zöge. Jene machen unserem Herzen täglich mehr Luft, da sie unseren Hoffnungen immer voreilen; hingegen fühlen wir uns beengt und betrübt, wenn wir an diese gedenken und ihnen im Geiste nur leere Wünsche und in Briefen nur gehaltlose Worte zusenden können. Und so hält die Freude den Schmerz im Gleichgewicht und wiegt ihn zuletzt denn doch auf, weil sich Erwartungen hervortun, die vielleicht nie gegründeter und von mehr nachhaltiger Kraft unterstützt waren."

Sehr bemerkenswert ist die Tatsache, daß, durch diesen Befreiungskrieg angeregt, Goethe der inneren politischen Entwicklung größere Teil-

nahme zuzuwenden anfing. Er las mit großer Aufmerksamkeit die Broschüren, die damals über eine Neugestaltung Deutschlands erschienen, und äußerte seine Freude an den Berichten, die darüber in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung ausgesprochen wurden. Einer Schrift „Geburt, Taten und Ende des Rheinbundes“ widmete er die Bemerkung: „Hier haben wir also die Selbsthülfe rechtlich ausgesprochen und die westliche Hälfte von Süddeutschland wenigstens mentaliter (dem Geiste nach) revolutioniert.“

Mit lebhaftem Eifer beachtete er z. B., was sein Göttinger Freund, der Geschichtsschreiber Sartorius, über eine künftige Gestaltung der deutschen Verhältnisse schrieb. „Auf Ihre neue Reichsverfassung“, so meldete er diesem, „bin ich sehr verlangend. Es ist löblich, wenn einsichtige Männer die Gestalt vorzeichnen, die eigentlich aus der Form heraustreten sollte. Beim Erzguß ist es ein Unglück, wenn einige Glieder ausbleiben, diesmal hat man das Entgegengesetzte zu befürchten.“

Aber die rechte Freude und frohe Erwartung einer heiteren Zukunft mangelt ihm doch. Am 16. März 1814 wandte er sich an einen Vertrauten mit den Worten: „Man schilt mit gleichem Recht auf Anarchie und Tyrannei; wo ist denn aber der wünschenswerte Mittelzustand? Der vernünftige Mensch sucht ihn in seinem Kreise hervorzubringen, und da gelingt es ihm kaum.“

Gewiß war diese Stimmung nicht geeignet, den Mann, bei dem sich alles so gern und leicht zum Liede gestaltete, zum Dichten von Kriegsliedern zu bewegen. Wer selbst zweifelt und bangt, kann andere nicht zu frohem Hoffen erwecken. Und da ist es merkwürdig genug, wie der den Siebzigen Nahe nun auf einmal das Gefühl des Alter-, ja des Altwerdens bei sich anklopfen hört. Hatte er 1813 im Gegensatz zu einem Griesgrämigen, der die Liebe von sich abwies, die volle Lebensfreude bekundet, so spürte er nun eine lebensabgewandte Stimmung und bekannte traurig, daß das Alter komme und sich nicht vertreiben lasse. Diese Empfindung sprach er in einem Gedichte „Die Jahre“ so aus:

Die Jahre sind allerliebste Leut':
Sie brachten gestern, sie bringen heut'
Und so verbringen wir Jüngern eben
Das allerliebste Schlaraffenleben.
Und dann fällt's den Jahren auf einmal ein,
Nicht mehr, wie sonst, bequem zu sein;
Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr borgen,
Sie nehmen heute, sie nehmen morgen.

Und in einem anderen, „Das Alter“, äußerte er sich folgendermaßen:

Das Alter ist ein höflich Mann,
Einmal übers andere klopft er an.

Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Türe will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

Aber auch sonst kam in kleinen Liedern die verschiedene Stimmung, von der der Dichter hin- und hergetrieben wurde, zu merkwürdigem Ausdruck. Bald machte sich der Unmut geltend:

Zu verschweigen meinen Gewinn,
Muß ich die Menschen vermeiden;
Daß ich wisse, woran ich bin,
Das wollen die andern nicht leiden

Bald wurde eine frohere Empfindung ausgedrückt, wie in den lieblichen Versen:

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Füreinander sein.

Zu den Bemühungen, die damals in Deutschland gemacht wurden, um sich der errungenen Freiheit zu freuen, gehörten nicht nur die Versuche, die Grundlagen zu einer neuen Verfassung zu legen, sondern auch die Bestrebungen, die Sprache und die Geschichte der Deutschen neu zu beleben, besonders sie von den ausländischen Brocken zu befreien. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte der Alte diese Versuche. Schon am 22. Februar 1814 äußerte er sich darüber an A. v. Arnim: „Etwas Ähnliches (wie das über E. M. Arndt Gesagte) möchte ich wohl über das neue Bestreben vernehmen, durch welches die aus einer Knechtschaft kaum entronnenen Deutschen sich schnell wieder in die Fesseln ihrer eigenen Sprache zu schmieden gedenken. Indem ich diesen Dingen nur zusehen kann, so ist mir nichts angenehmer, als von Anderen zu hören, was ich gern selbst sagen möchte."

In diesen Bestrebungen ist ein Doppeltes zu unterscheiden: zunächst der mit der Befreiung zusammenhängende Purismus, d. h. die von einseitigen Deutschgesinnten ausgehende Bemühung, jedes Fremdwort zu verbannen, rein deutsch zu schreiben, selbst das gute Wort „deutsch" mit „teutsch" zu vertauschen. Der Dichter, der von früh an das Bewußtsein hatte, daß die deutsche Sprache in nahem Zusammenhange mit den anderen stände und wie sie große Wirkung auf fremde übte, so auch von diesen

beeinflußt wurde, fuhr gegen dieses einseitige Verfahren, sich von anderen Völkern loszulösen, mit heftigen Worten los:

An die T . . . und D . . .

Verfluchtes Volk, kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selbst entzwei.
War nicht der Not, des Glücks genug?
Deutsch oder teutsch — du wirst nicht klug.

Ein anderes war der unmittelbar im Gefolge der Befreiungskriege auftretende Plan, eine deutsche Wissenschaftliche Gesellschaft zu begründen.

Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm wandten sich (allerdings erst im Jahr 1816, aber die ganze Angelegenheit muß als eine Folge des Befreiungskriegs an dieser Stelle erwähnt werden) an Goethe mit dem Plan, eine Gesellschaft für altdeutsche Literatur zu begründen. Sie sprachen von den Mitgliedern, von der werktätigen Unterstützung der Regierungen und bestimmten als Hauptzweck der Gesellschaft eine vollständige Quellensammlung, Herausgabe dieser Quellen, Zusammenstellung eines Wörterbuchs, Beiträge zur Grammatik und Veröffentlichung einer Sammlung deutscher Klassiker des 12. bis 14. Jahrhunderts. Mit diesem Plan hing ein anderer zusammen, und zwar der Plan der Gründung einer Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte, dessen geistiger Urheber der Minister Karl Freiherr vom Stein war. Dieser hatte in der gleich zu erwähnenden Unterredung mit Goethe (siehe unten S. 347) seinem Besucher schon Andeutungen über die Sache gemacht; Goethe wurde von der Gesellschaft zum Ehrenmitgliede ernannt und unterstützte sie durch Nachweisung und Überlassung mancher Handschrift. Freilich blieb er trotz seiner Mitwirkung, die sich auch darin bekundete, daß er einzelne Freunde für das Unternehmen zu gewinnen suchte, bedenklich. An seinen Amtsgenossen, den Minister Voigt, schrieb er: „Auch hier ist wunderbar zu sehen, wie der patriotische Enthusiasmus über Zweck und Mittel verblendet: denn wie soll so etwas getan werden? Und wenn es getan ist, wem soll's frommen? Doch sind dergleichen Anstöße und Anlässe möglichst zu benutzen."

In diesen großen Plan wurde dann auch die Grimmsche Anregung aufgenommen, indem es in einem § 14 hieß: „Der Gesellschaft ist die Sorge für die Bildung einer wirklich gelehrten deutschen Philologie und deren Studium in den Lehranstalten aufgetragen. Sie hat zu diesem Zweck die Befugnis, vorläufig Abschriften von allen dahin gehörigen nur handschriftlich vorhandenen Werken, die älter als das 14. Jahrhundert sind, nehmen zu lassen." Als Aufgabe der Gesellschaft wurde ferner bezeichnet,

„Wörterbücher, Grammatiken, wohlfeile Ausgaben der wichtigsten Schriftsteller und der Volksbücher zu besorgen". Gerade einem solchen Gedanken war Karl August keineswegs fremd, hatte er doch, was freilich seinem Minister unbekannt geblieben zu sein scheint, schon im Jahre 1788 Herder, der durch Karl Friedrich v. Baden zu einem solchen Unternehmen angeregt worden war, lebhaft unterstützt. Es war daher durchaus billig, daß Goethe, ehe er sich weiter mit der Sache befaßte, sie seinem Herrn vortrug, dessen Billigung er sofort erhielt.

Der Plan des Freiherrn vom Stein ist bekanntlich zur Ausführung gelangt; die gewaltige Sammlung der Monumenta Germaniae historica (geschichtliche Denkmäler Deutschlands), die nun seit Jahrzehnten unter der Obhut des Deutschen Reiches steht, beweist die Ausführbarkeit, aber freilich auch die ungeheure Ausdehnung des Unternehmens. Die Teilnahme unseres Dichters, durch manchen Brief bezeugt, bleibt schätzenswert, wenn er auch einmal von sich sagt, „daß er sich in diesen Regionen nur als Gast und Wanderer aufgehalten". Er durfte darin die Ausführung seiner oft ausgedrückten Meinung erblicken, daß eine wahrhafte Wiederbelebung Deutschlands nur auf geistigem Gebiete zu erzielen sei und daß gerade auf ihm die Kräfte nicht zersplittert werden dürften, sondern zu einer Einheit zusammengehalten und dadurch zu glücklichem Ende geführt werden müßten.

Die vorstehenden Bemerkungen haben ein wenig über die Zeit, die der Betrachtung unterlag, hinausgeführt, es ist daher nötig, in das Jahr 1814 zurückzukehren.

Napoleon war nach Elba gegangen. Kaum daß dieses weltbewegende Ereignis in den Briefen erwähnt wird. Von jener Insel war das Wort des Gewaltigen gemeldet worden: „Ich habe immer das Wunderbare gesucht, ich hatte die Leidenschaft, alle Schwierigkeiten zu überwinden, jeder Widerspruch verhärtete mich noch mehr: all dies hat mich nach Elba geführt." Darüber äußerte sich Goethe: „Die Worte Napoleons sind merkwürdig genug, er legt sich die entgegengesetztesten Eigenschaften bei. Die Liebe zum Wunderbaren gehört eigentlich den Poeten und die Lust, Schwierigkeiten zu überwinden, den Mathematikern."

Und nun vergeht eine ganze Zeit, in der, während ganz Europa vor politischer Erregung zitterte, aus Weimar kaum ein politisches Wort hervordrang. Nur eine mehr abseits liegende Schrift von A. F. Thibaut, „Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" wurde gelesen und mit einem unfrohen Urteil begleitet:

„Sie läßt mit großer Sachkenntnis uns tief in die Übel schauen, ohne sehr die Hoffnung zu beleben, daß sie gehoben werden könnten."

Doch war es selbstverständlich, daß der Minister die Verhandlungen des Wiener Kongresses, auf dem die Geschicke Europas und damit auch die des weimarischen Ländchens beraten wurden, aufmerksam verfolgte. — Dem dort weilenden weimarischen Staatsmann G. C. A. v. Gersdorff schrieb er: „Die lange Dauer des Kongresses und das Hinziehen so mancher unangenehmen Verhältnisse macht freilich Ihren Aufenthalt in Wien uns Entfernten nicht wünschenswert; wenn man aber bedenkt, wie viel merkwürdige Personen dort zu kennen und welche treffliche Gegenstände der Kunst und Natur zu betrachten sind, so kann man sich eines heimlichen kleinen Neides nicht erwehren, der uns befällt, wenn wir an die werten Personen denken, die dies alles genießen." Freilich wird man wohl hinzufügen dürfen, daß so jeder gebildete Privatmann schreiben konnte und daß man nicht Minister zu sein brauchte, um nach den Sehenswürdigkeiten Wiens Verlangen zu tragen. Aber man erfährt doch gelegentlich, daß durch Voigt wichtige Aktenstücke in die Hände des Amtsgenossen gelangten; und namentlich die Bemühungen, die Verhältnisse der Einzelstaaten zu ordnen, wie dies in manchen Schriften durch J. G. Sartorius geschah, fanden das Interesse des Meisters.

Im März 1815 erschien den meisten unerwartet Napoleon wieder in Frankreich und sammelte schneller, als selbst seine begeistertesten Anhänger vermutet hatten, ein Heer um sich, und wurde von den alten Getreuen und neuen Anhängern als Kaiser bejubelt. Die Weltgefahr, die eben abgewendet worden war, schien sich zu erneuern, da sein Erscheinen an der Spitze eines kriegsgewohnten Heeres einen ungeheuren Schrecken erzeugte. Das Entsetzen war umso größer als die schöne Einigkeit, das frische frohmutige Zusammenhalten der Verbündeten stark gemindert war. Auch Goethe, der sonst so kühle Beobachter der Ereignisse wurde stutzig und gab seinem Bedenken durch die Worte Ausdruck: „Und das Neueste? Was soll man sagen? Ein paar diplomatische Phrasen tun's freilich nicht ab. Ein unübersehbares Unglück scheint sich wieder zu entfalten und von allen Seiten höre ich Chorus: Plectuntur Achivi (Die Achäer werden vernichtet)."

Aber wenige Tage später war Goethe doch schon wieder so weit, daß er die Arbeit für die neue Ausgabe seiner Werke wieder aufnehmen konnte. „Freilich ist bei den neueren ungeheuren Ereignissen die ganze Welt mehr gespannt als erregt, doch sind wir ja in so vielen Jahren gewohnt, von Tag zu Tag zu leben und unsere höhern und geringern Pflichten in Hoffnung der Zukunft auf gut Glück auszuüben." Für die immer wichtigeren und aufgeregteren Wiener Sitzungen hatte er nur eine ziemlich

wegwerfende Bemerkung: „Ich will gern an meinem Schnuppen laborieren, wenn ich nur keinem diplomatischen Diner in Wien beiwohnen darf, wo sich jedes über die neusten Greuel expectoriert." Das einzig Wichtige bei diesen Verhandlungen war ihm nicht die Neugestaltung der europäischen Lage, sondern die Erwartung dessen, was etwa dabei für Weimar herauskam. Aber in bezug darauf brauchte er verächtliche Ausdrücke, die nicht nur durch seine Erkältung zu erklären sind: „Meiner katarrhalischen Hypochondrie sei verziehen, daß mir einfällt, wie ich auch einmal durch diese Schule gelaufen bin und daß mich Ao. 1791 und 1792 die trefflichen Luchesinis, Haugwitze und Steins ebenso höflich und ebenso schlecht traktiert haben, als jetzt unserm Freunde von deren Nachfahren begegnet. Wehe den Bittenden!"

Gerade diese Rücksicht auf die weimarischen Verhältnisse war der Grund, daß er sich über die Rangerhöhung seines Fürsten (die Erhebung zum Großherzog) wahrhaft freute, und durch den höfischen Glückwunsch, den er seinem Herrn abstattete, klingt die innige Verehrung und der enge Zusammenhang hindurch, in dem er mit dem Langverbundenen steht: „Ereignet sich's nun, daß Höchstdenenselben für so vielfaches, redliches inneres Bemühen auch von außen ein gebührendes Beiwort erteilt wird, so benutzen wir mit Freude, wenn die Hof- und Kanzleisprache uns nunmehr erlaubt, dasjenige als ein Anerkanntes auszusprechen, was sonst bei aller Wahrheit als Schmeichelei hätte erscheinen können. Euer Königliche Hoheit haben bisher den kleinen Kreis bis ins Unendliche erweitert, indem Sie in einem jedem einzelnen der Ihrigen eine gemäße Tätigkeit zu erregen und zu begünstigen gewußt. Möge Höchstdenenselben eine lange Reihe von Jahren gegönnt sein, um in einem ausgebreiteteren Wirkungskreise eben diese Wohltat fortzusetzen."

Die Freude über dieses Einzelglück ließ aber doch eine wahrhafte Zufriedenheit nicht aufkommen. Vielmehr hielt der Zwiespalt zwischen Ruhe und Unruhe, zwischen Vertrauen und Hoffnungslosigkeit weiter an. „Man weiß wahrlich nicht, woran man besser tut, ob sich über die Zustände aufzuklären oder sich darüber zu verdüstern. Ja, beides will nicht gelingen: wer sollte sich die Kräfte, die jetzt wieder in Bewegung sind, und ihre Wirkungen klar machen können, und wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken, die er bringt, wieder auseinanderreißt?"

Einige Wochen nach diesen wenig trostreichen Worten, am 18. Juni, erfolgte die Entscheidungsschlacht bei Belleallianee; die einzige Äußerung, die drei Wochen nach dem Ereignis, dessen Kunde freilich auch nicht so schnell, wie wir dies jetzt gewohnt sind, in Wiesbaden eintraf, ist vom 5. Juli und ist dürftig genug: „Man muß nur denken, man wäre am

18. leicht blessiert worden. Freude und Schmerz über diesen Tag waren auch hier sehr groß. Der letzte lindert sich, die erste wächst, da man die Gefahr näher kennen lernt, in der man schwebte. Über Prinz Bernhard war man auch hier schnell beruhigt. Gefällig kam ein Abgeordneter von Biebrich, mir es anzuzeigen." Oder an demselben Tage die weitere Äußerung: „Die großen Nachrichten des Verlustes erst, dann des Gewinnes trafen hier heftig. Der Nassauer einzelne Leiden und Sorgen teilte man mehrere Tage ... Jetzt ist alles vorwärts, und wir wären in Langeweile versunken, wenn nicht der Deutsche Merkur tägliche Aufmerksamkeit erregte." Und sechs Tage später an Christiane: „Eine große stille und laute Freude ist in dieser Gegend wegen des errungenen Siegs. Wäre die Schlacht verloren gegangen, so hätte man die unruhige unglückliche Nachbarschaft schon wieder auf dem Halse. Unterdessen bedauert jede Familie einen Toten, Verwundeten, Vermißten, Verstummten. Und dies gibt bei so großem Glück dem Aufenthalt eine traurige Stimmung. Auch Blessierte kommen nach und nach. Charpie und Bandagen werden in Massen über den Rhein gesendet. Die vorjährigen Vereine sind wieder in voller Tätigkeit. Und doch ist alles froh, weil man bedenkt, daß diese Übel von dem allergrößten hätten verschlungen werden können."

Der Umgang mit dem Erzherzog Karl, der Empfang (oder die Ankündigung) der Kommandeurswürde des Leopoldordens beanspruchte die volle Teilnahme des für solche Begegnungen und Auszeichnungen sehr Empfänglichen. Darauf folgte vom 25. bis 30. Juli das Zusammensein mit dem Minister vom Stein in Nassau und die Rheinfahrt in der Begleitung des großen Mannes. Über die Gegenstände des Gespräches berichtet Goethe freilich weder in Brief noch Tagebuch, auch der Dankbrief enthält nur wenige Zeilen: „Ich finde mir eine neue Ansicht des Lebens und der Erkenntnis eröffnet, indem ich durch Dero Vertrauen hellere Blicke in die uns zunächst umgebende moralische und politische Welt richten sowie eine freiere Übersicht über Fluß- und Landgegenden gewinnen konnte." Man kann sich denken, daß jener Plan, über eine Gesellschaft zur Erforschung der deutschen Geschichte (vgl. oben S. 343) eifrig erwogen wurde, aber man muß lebhaft bedauern, über das lange Zusammensein zweier so großer Männer nur so mangelhafte Kunde zu besitzen.

Vielleicht ist es eine unmittelbare Wirkung des Zusammenseins mit jenem grimmigen Franzosenfeinde, daß der Dichter am 1. August 1815 von „der Aussicht" sprach, „die fremden Verbrecher los zu sein. Denn was für Übel den Franzosen begegnen mag, so gönnt man es ihnen von Grund des Herzens, wenn man die Übel vor Augen sieht, mit welchen sie seit zwanzig Jahren diese Gegend quälten und verderbten, ja, auf ewig entstellten und zerrütteten."

Während nun aber der Umgang mit dem Minister v. Stein die Franzosenfeindschaft steigerte, war er nicht vermögend, eine gewisse Abneigung gegen Preußen zu vermindern. Diese Abneignung tritt in einer abfälligen Bemerkung gegen die nunmehrige Zugehörigkeit der Rheinprovinz zu Preußen hervor. Am 15. August nämlich schrieb der Dichter: „Sehr glücklich machte mich die langentbehrte Wiederansicht der schönen Natur und bedeutenden Kunst. Nur der Zustand war nicht ganz erfreulich, in welchem man die Menschen antraf, die nach fremdem Druck und provisorischer Ungewißheit nunmehr einem Reiche angehören, dessen Mittelpunkt von ihnen durch Gebirge, Flüsse, weitschichtige Provinzen, ja, durch Bildung, Denkweise, Religion, Sitten, Gesetz und Herkommen getrennt ist. Einsichtige Vorgesetzte werden mit Zeit und Geduld hier das Beste tun."

Die sogenannte politische Zeit, der Jahre 1813 bis 1815, ist damit zu Ende. Man wird nicht leugnen können: aus dieser zum ersten Male in solcher Vollständigkeit zusammengebrachten Menge der Äußerungen Goethes läßt sich keine Herzensfreude, keine so mächtige innere Teilnahme an den Ereignissen erkennen, wie man wünschen möchte. Kein Jubelruf der Befreiung, keine Verachtung des Weltzertrümmerers, der den wiederholten Anstrengungen des vereinigten Europa erlag. Es sind fast nur Äußerungen eines kühlen Beobachters. Manche Bemerkungen muten geradezu so an, als wenn der Sprecher den Ereignissen ganz fern stünde, andere, als sei er unwillig darüber, daß seine Kreise durch die Welthändel gestört würden. Ja, auch nur selten erschallt der Ton des Mitleids für die Duldenden, und nur spärlich gibt sich die Freude des Geistesarbeiters kund, daß nun die Musen nicht mehr zu schweigen brauchen. Aber das, wonach man sich sehnt, hört man nirgends: den erquickenden Laut des Herzens, den befreienden Jubel darüber, daß eine heilige Sache geführt wurde.

Nun gibt es ja freilich weltabgewandte Männer, die selbst die gewaltigsten Ereignisse still in sich verarbeiten und ihrem Eindruck erst dann Worte leihen, wenn sie durch äußeren Zwang dazu veranlaßt werden. Aber auch dieser Trost ist uns hier versagt. Denn in den beiden Fällen, da Goethe als Dichter zu sprechen berufen wurde, wußte er nicht fortzureißen und schuf keine Werke von ewiger Geltung.

Zweimal hatte er Veranlassung seiner Empfindung Ausdruck zu geben. Das eine Mal für Weimar bei der Rückkehr des Großherzogs, das andere Mal für Berlin.

Als der Herzog Karl August im September 1814 von England zurückkehrte, bereiteten ihm die Bewohner Weimars einen fürstlichen Empfang. Zu einem solchen gehörte außer der üblichen Ausschmückung und den sonstigen hergebrachten Begrüßungen bei dem sangesfrohen Charakter



Großherzog Karl August von Weimar
Nach einem Gemälde von Ferd. Jagemann. Phot. Held, Weimar

der Residenz auch eine Sammlung von Gedichten. Sie erschien unter dem Titel „Willkommen“, ward von Goethe geordnet, verbessert und durch manche eigenen Beiträge versehen. Die sicher von unserem Dichter herrührenden Stücke begrüßen den Herrscher, der durch die Tat ausgeführt, was die Verse nur in Worten zu schildern vermögen und wünschen ihm, daß er nach den langen schweren Kriegsjahren sich für lange Zeit des Friedens erfreuen möge. Andere Verse, die gleichfalls dem Meister zu-

gesprochen werden, deuten an, daß die bildende Kunst mit der Dichtung Hand in Hand gehen solle, um die Ankunft des Herzogs zu feiern (J. F. Rabe nämlich sollte ein Gemälde der Herzoglichen Familie schaffen), Endlich stammen wohl aus des Dichters Feder die ersten einer größeren Reihe von Blumengedichten, in denen die lieblichen Kinder Floras zur Feier des Herrschers aufgerufen werden. Den Schluß macht das folgende Lied:

Das Veilchen.

Das Veilchen aber, wollt' es Dich erreichen,
So müßt' es tausendfach dich überschütten;
Doch wird es still wie alle seinesgleichen,
Mit Wohlgerüchen deine Gunst erbitten.

Aber auch in dem größeren Werke, in dem der Dichter auf die Zeitereignisse zu sprechen kam, in dem Drama „Des Epimenides Erwachen“ findet sich kein wahrhaft harmonischer Nachklang der großen Zeit. Auch dieses Drama war wie die früher gewürdigten Karlsbader Gedichte keine frei gewählte Aufgabe, sondern entstand in fremdem Auftrag. Iffland, der Leiter des Berliner Theaters, wünschte von dem größten Dichter des deutschen Volkes ein Stück zur Begrüßung der Rückkehr der Verbündeten, das in Berlin zur Aufführung gelangen sollte (Mai 1814). Goethe nahm den Auftrag gern an, gedachte von vornherein im Drama viele Personen auftreten zu lassen und es mit mancherlei für das Ohr und Auge wirksamen Mitteln auszustatten (Musik, Aufzüge, Dekoration). Schon gegen Ende Juni hatte er seine Arbeit abgeschlossen. Doch gelangte das Stück nicht sobald zur Aufführung. Ifflands Tod trat hindernd dazwischen. Der Einzug der Verbündeten erfolgte früher, als man erwartete und einen Augenblick schien es auch, als wenn durch eine königliche Bestimmung „auf dem Theater nichts, was sich auf die nächsten Umstände bezöge, erscheinen und also auch mein Stück nicht aufgeführt werden solle.“ Diese Befürchtung bestätigte sich aber nicht. Jedenfalls mußte das Stück zurückgelegt werden und die erste Aufführung fand erst am 30. März 1815, dem Jahrestage der Einnahme von Paris, statt.

Das Drama ist schwach und unklar, und der Berliner Volkswitz, der den unverständlichen Namen sich zu verdeutlichen suchte, hatte mit der Scherzfrage „I, wie meenen Sie des?“ nicht so Unrecht. Der Inhalt ist etwa folgender: Die Muse tritt auf und freut sich der wiedereingetretenen Ruhe. Epimenides, der Jahrhunderte geschlafen, begrüßt aufs Neue die Morgensonne. Aber kam erwacht, wird er wieder in Schlaf versenkt, verschiedene Personen treten auf und bewegen sich vor dem Zuschauer; ein Heereszug, der von dem Dämon des Krieges angeregt wird; die

Dämonen der List, die mannigfache Unterredungen führen mit den Vertretern einzelner Stände, dem Diplomaten (Staatsmann), dem Juristen, Pfaffen, Hofmann und anderen. Der Dämon der Unterdrückung beschaut sein Werk, wird aber von der Liebe, dem Glauben und der Hoffnung bedrängt und besiegt. Liebe, Glaube und Hoffnung bestimmen die Welt und belehren den erwachenden Epimenides über den Umschwung, der während seines langen Schlafes eingetreten ist. Die Einigkeit erscheint und spricht Wünsche und Verheißungen für eine neue Zeit aus, und ein großer Chor schließt das Ganze.

Man sieht: von wirklicher Handlung ist überhaupt gar nicht die Rede. Die Persönlichkeit, die dem Drama seinen Titel gegeben, ist zwar eine bisweilen redende, aber in keiner Weise tätige; die Ereignisse ziehen an ihr vorüber, ohne daß sie in sie einzugreifen versucht. Man hat versucht, auch dieses Stück als Selbstbekenntnis aufzufassen, indem man es als ein reumütiges Geständnis des Dichters ansieht: er sei der Epimenides, der von einer großen Zeit sich abgewendet und sie verschlafen habe und nun voll Schmerz und doch voll Freude sehe, was um ihn, aber ohne ihn geschehen ist. Aber diese Ansicht ist durchaus falsch. Der Dichter hat vielmehr nur eine Persönlichkeit des Altertums gewählt, eine alte Sage benutzt, vielleicht mit Heranziehung einzelner französischer Vorlagen, aber ein wirkliches Selbstbekenntnis gab er nicht. Was er aber hier lieferte, ist trotz der entfalteten Pracht, trotz der mannigfachen Bilder und Aufzüge, die das Auge beleben, trotz der begleitenden Musik, die das Ohr beschäftigt, frostig und kalt. Man merkt den meisten Gesängen und den Reden der einzelnen Personen an, daß der Dichter an den Ereignissen innerlich unbeteiligt war und daß er nicht die Begeisterung spürte, die fähig ist, ähnliches Gefühl zu erwecken. Dazu kommen platte oder entsetzliche Verse, z. B. die folgenden:

> Wandelt der Mond und bewegt sich der Stern,
> Junge wie Alte, sie schlafen so gern.
> Leuchtet die Sonne nach löblichem Brauch,
> Junge wie Alte, sie schlafen wohl auch.

Oder wie die nachstehenden, mit denen die „Liebe“ eingeführt wird:

> Ja, ich schweife schon im Weiten
> Dieser Wildnis leicht und froh:
> Denn der Liebe sind die Zeiten
> Alle gleich und immer so.

Freilich neben solchem Mißlungenen, bei dem man fast entsetzt fragen muß, wie es möglich war, daß ein so unvergleichlicher Dichter derartige Plattheiten schreiben und stehen lassen konnte, giebt es manche Stellen,

die, wie sie das Gefühl jener Zeit beredt ausdrücken, zugleich Kunde geben von dichterischer Vollendung. Zunächst die auf Napoleon bezügliche Strophe, die so lautet:

Doch was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerstehn!
Und alle, die noch an ihm hangen,
Sie müssen mit zugrunde gehn.

Von besonderer Bedeutung ist der Schlußchor. Schon der gewaltige Anfang erhebt und erfreut:

So rissen wir uns rings herum
Von fremden Banden los
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Taten Recht.

Und nachdem der Dichter von der Einheit von Fürst und Volk gesprochen, der bestandenen Gefahr, der glänzenden, durch die vereinigten Heere erfochtenen Siege, des zweimaligen Einzugs in die Hauptstadt der Welt gedacht, schloß er mit den gewaltigen Worten:

Nun töne laut: der Herr ist da,
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es getan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

Wäre von dem Drama nichts gerettet als dieser Chor, den man mit Recht als ein deutsches Nationallied erklärt und mit dröhnender Musik begleitet hat, so könnte man sagen, die Stimmung jener Tage sei in würdigster Weise ausgesprochen worden. Aber das Drama selbst, dem dieser Chor angeflickt ist, muß im ganzen als völlig verfehlt bezeichnet werden.



Marianne von Willemer
Kreidezeichnung von D. Raab

Zweiundzwanzigstes Kapitel

West-Östlicher Divan

In zwiefacher Beziehung knüpft diese große lyrische Sammlung West-Östlicher Divan (Divan gleich Sammlung), die größte, die unser Dichter geschrieben, die einzige einheitliche, in sich zusammenhängende, die von ihm herrührt, an den vorigen Abschnitt an. Einzelne Lebensereignisse müssen vorher kurz zusammengestellt werden, um diese Vereinigung von Gedichten zu verstehen: in ihr finden sich ein paar politische Bemerkungen, die durch die Zeit der Entstehung der Sammlung verständlich sind.

Der Divan erschien freilich erst 1819 unter dem Titel „West-östlicher Divan von Goethe", muß aber schon hier erwähnt werden, weil die Ent-

stehung der Gedichte, die den ersten Teil des Bandes, 241 von 556 Seiten, ausmachen, in die Jahre 1814 und 1815 gehört. Der zweite nichtdichterische Teil besteht aus erklärenden Abhandlungen über die in den Versen gestreiften oder behandelten orientalischen Verhältnisse und Personen, und darf, ein so wichtiges Zeugnis er auch für die Gabe ist, sich in ein fremdes Land einzuleben, hier übergangen werden. Nur soviel sei erwähnt, daß der Meister sich in den persischen Dichter Hafis einlas, daß er ein Verständnis der Ursprache zu erwerben sich bemühte, sich in Übersetzungen vertiefte, gelehrte Werke mit großer Sorgfalt studierte und sich vielfach durch berühmte Forscher und Kenner der östlichen Literaturgebiete belehren ließ, teils von solchen, die wie J. G. Stickel und Lorsbach in Jena lebten, teils von auswärtigen, wie v. Diez und Hammer.

Am 25. Juli 1814 war Goethe zu seiner Sommerreise von Weimar aufgebrochen, er kam durch Frankfurt durch, langte am 29. Juli in Wiesbaden an, wo er einige Wochen die Kur gebrauchte und hielt sich vom 10. September an mehrere Wochen in Frankfurt auf. Er wohnte dort in dem ihm befreundeten Schlosserschen Hause, erschien aber häufig auf der Gerbermühle, dem Sommerwohnsitz der von Willemerschen Familie. Dann brachte er einige Zeit mit den Brüdern Boisserée in Heidelberg zu, verweilte noch kürzere Zeit in Frankfurt und schied von dort am 20. Oktober. Im Jahre 1815 ging er wieder, da sich sein Leiden in der letzten Zeit sehr fühlbar gemacht hatte, diesmal aber weit früher, nämlich am 24. Mai nach Wiesbaden, gebrauchte viele Wochen hindurch eine strenge Kur und verbrachte sodann manche Wochen in Frankfurt, wo er teils in der Stadt, teils auf der Gerbermühle bei Willemers wohnte. Er suchte dann aufs neue Heidelberg auf, wo er die Freude hatte, Willemers wiederzufinden, reiste aber dann, ohne Frankfurt zu berühren, nach Weimar, wo er erst gegen Ende September eintraf.

Diese Ereignisse, besonders der Aufenthalt im Willemerschen Hause mußten erwähnt werden, weil sie zum Verständnis des „Divan" notwendig sind.

Das Haupt des Willemerschen Hauses, J. J. Willemer, seit 1816 geadelt, 11 Jahre jünger als Goethe, war ein reicher, kunstliebender Kaufmann, der sich besonders mit dem Theater eifrig beschäftigte und sich schriftstellerisch mannigfach betätigte. Er war zweimal verheiratet, besaß von seiner ersten Frau drei Töchter, von der zweiten einen Sohn. Seit 1796 lebte er als Witwer in seinem großen Stadthause. In dieses nahm er, der beinahe Vierzigjährige, im Jahre 1800 ein sechzehnjähriges Mädchen: Marianne Jung aus Linz auf, die seit 1798 als Tänzerin und Sängerin durch ihre Anmut und ihre hübsche Stimme das Publikum entzückt hatte. Er betrachtete sie durchaus als Gefährtin seiner Töchter, von



Die Gerbermühle bei Frankfurt a. M.
Nach einem Stich von Radl

denen einige etwa im Alter der jungen Hausgenossin standen, ließ sie gemeinsam mit diesen erziehen und nahm sie auf seine Reisen mit. Auf einer dieser Reisen hat eine schlichte Frau, die Gattin des Erziehungsmeisters Pestalozzi, folgendes in Mariannes Stammbuch geschrieben: „Gott erhalte sie (Gesang und Seelengefühl) in Ihnen. So lange Sie der Natur und Einfalt getreu bleiben, aber die werden ewig bleiben, und sich noch immer in Ihrem guten Herzen befestigen, und so erfreuen Sie auch ewig das Herz."

Anmut und Sangeskunst waren die Gaben, durch die Marianne auf die Menschen wirkte, sie waren es auch, die ihr das Herz des Dichters gewannen, der lange in ihrem Hause weilte, wo sie, erst seit dem September 1814 mit Willemer vermählt, als Hausfrau schaltete.

Willemer, der den Kreisen der Frau Rat nicht fern stand, gehörte seit lange zu Goethes Bekanntschaft. Beide hatten mehrfach Briefe gewechselt und Willemer hatte sich auch August und Christianen freundlich erzeigt. Er besuchte den Landsmann in Wiesbaden und empfing seinen Gegenbesuch auf dem schon erwähnten Sommersitze, der Gerbermühle.

Bei diesem ersten Besuche war Marianne nicht zugegen. Willemers älteste Tochter, die verwitwete Frau Rosette Städel, eine kluge und gebildete Frau, der Goethe eine erquickliche Zutulichkeit bewies, gab

23*

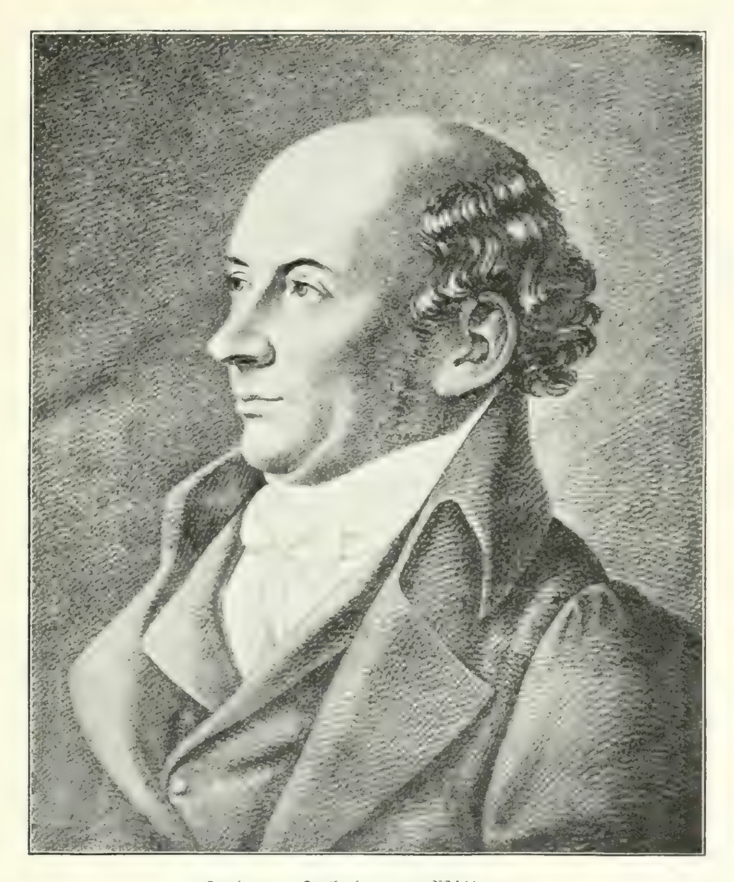
von dem Besucher folgende Schilderung: „Welch ein Mann, und welche Gefühle bewegen mich. Erst den Mann gesehen, den ich mir als schroffen unzugänglichen Tyrannen gedacht und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüt gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Er ist eine gewiß einzige Natur. Diese Empfänglichkeit, diese Fähigkeit und zugleich würdige Ruhe. Die ganze Natur, jeder Grashalm, Ton, Wort und Blick redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Rede. Und so lebendig vermag er es wiederzugeben. Darum muß wohl jede Zeile seiner Schriften so in die Seele reden, so wundervoll reich sein, weil sie aus einem so wundervoll reichen Gemüte kommt. — Und wie wenig imponiert seine Nähe, wie wohltätig freundlich kann man neben ihm stehen. Er ist ein glücklich von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein. So gab er sich heute (18. September 1814), so will ich mir ihn denken, mögen andere sagen, was sie wollen."

Die vorstehende Schilderung ist äußerst wichtig, weil sie beweist, wie Goethe sich von vornherein in jenem Kreise zu geben verstand. Mehrfach traf er sodann in den folgenden Tagen, mitten in dem frohen Kreise, die anmutige Marianne, die sich nun, seitdem sie Willemers Gattin geworden war, freier und offener zeigen konnte. Daß sie die gleichen Empfindungen hegte wie ihre Stieftochter Rosette, bekundete sie durch die folgenden Strophen, deren immer wiederkehrender Schlußvers an ein im Willemerschen Hause gebrauchtes oder von Goethe eingeführtes Scherzwort erinnerte. (Es ist die Inschrift in das Stammbuch des Dichters):

Zu den Kleinen zähl' ich mich,
„Liebe Kleine" nennst du mich.
Willst du immer mich so heißen,
Werd' ich mich stets glücklich preisen,
Bleibe gern mein Leben lang
Lang wie breit und breit wie lang.

Als den Größten nennt man dich,
Als den Besten ehrt man dich,
Sieht man dich, muß man dich lieben.
Wärst du nur bei uns geblieben!
Ohne dich scheint uns die Zeit
Breit wie lang und lang wie breit.

Ins Gedächtnis prägt' ich dich,
In dem Herzen trag' ich dich.
Nur möcht' ich von Gnadengaben
Dich noch gern im Stammbuch haben,
Wär's auch nur der kurze Sang:
Lang wie breit und breit wie lang.



Johann Jakob von Willemer
Nach einer Kreidezeichnung im Goethe-Museum, Weimar

Doch in Demut schweige ich;
Des Gedichts erbarme dich!
Geh, o Herr, nicht ins Gerichte
Mit dem armseligen Wichte!
Find' es aus Barmherzigkeit
Breit wie lang und lang wie breit.

Gewiß ist diese Gelegenheitsdichtung nichts anderes als ein gut gemeinter scherzhafter Versuch, aber schon diese Verse deuten Mariannes Begabung an.

Im Laufe des Jahres 1814 und am Anfang des folgenden ging manch kostbare Sendung von Frankfurt nach Weimar und umgekehrt. Wie sehr der Weimarer Dichter die neue Freundin ins Herz geschlossen hatte, geht aus einem sorgfältig vorbereiteten, mehrfach angekündigten Gedicht hervor (zur nachträglichen Feier der Vermählung des Willemerschen

Paares), das umso deutlicher spricht, als es keusch den Namen der Teuren verschweigt. Es beginnt mit den Versen:

> Reicher Blumen goldne Ranken
> Sind des Liedes würdge Schranken,
> Goldneres hab ich genossen,
> Als ich euch ins Herz geschlossen.

Der Dichter gedenkt des Zusammenseins, rühmt das „elterliche Einverständnis“, d. h. das friedliche Zusammenleben der an Jahren so verschiedenen Gatten und schließt mit den Zeilen:

> Goldnes Netz, das euch umwunden,
> Wer will dessen Wert erkunden?
> Wie dem heil'gen Stein der Alten
> Muß sich Golde Gold entfalten.
>
> Und so bringt vom fernen Orte
> Dieses Blatt euch goldne Worte,
> Wenn die Lettern, schwarz gebildet,
> Liebevoll der Blick vergüldet.

Und so mag, da Goethe zum zweiten Male die Reise nach dem Süden antrat, der schon früher gefaßte Plan feste Gestalt angenommen haben, in dem Liebesabschnitt des West-Östlichen Divan Marianne als Suleika zu preisen, während der Dichter nach orientalischem Vorgange sich den Namen Hatem beilegte. Aber nicht als Störefried erschien Goethe in Frankfurt, nicht etwa willens, das neue Glück der ungleichen Ehegatten zu beunruhigen oder gar zu vernichten; er machte vielmehr den Eindruck des freundlichen Vaters, wie Mariannens anschaulicher Bericht ihn vorführt: „Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung nachmittags auf Spaziergängen; gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer sein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn er seinen weißflanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig. Sehr schön las er vor, wie er auch schön sprach. Aus seinem Munde glaubte man manches erst recht zu verstehen; leicht ward er selbst beim Lesen zu Tränen gerührt. Vor Tische ließ er sich gern Lieder von mir singen.“

Ein großer Kreis versammelte sich häufig im Willemerschen Hause: vornehme Besucher trafen ein, wie Herzog Ernst August von Cumberland und seine Gemahlin Friederike, die Schwester der Königin Luise, Männer und Frauen verschiedenster Kreise, z. B. der eigenartige Dr. Joh. Chr. Ehrmann, der Stifter des „Ordens der verrückten Hofräte“, der Jugendfreund J. J. Riese, S. Boisserée und der Physiker Seebeck. Der 28. August, Goethes Geburtstag, wurde festlich begangen; am 8. September zog man in die Stadtwohnung, um einige Tage

später wiederum nach der Mühle zurückzukehren. Eine kleine Szene aus so vielen, die sich in dem geselligen Kreise ereigneten, hat Boisserée uns aufbewahrt: „Es wurde viel Scherz getrieben, mit Anspielung an die Müllerin (wie Marianne genannt wurde) und auf den Müllerknecht: an dem ist nichts zu verderben. Während des Vorlesens des Meisters schmückte sich die kleine Müllerin mit ihrem Turban und einem türkischen Schal, den Goethe ihr geschenkt hatte ... Willemer schlief ein und wurde darum gefoppt, wir blieben deshalb desto länger zusammen, bis ein Uhr. Es war eine schöne Mondscheinnacht. Goethe will mich in seinem Zimmer noch bei sich behalten, wir schwatzten, dann fällt ihm ein, mir den Versuch mit den farbigen Schatten zu zeigen, wir treten mit einem Wachslicht auf den Balkon und werden am Fenster durch die kleine Frau belauscht."

Der jugendfrische Alte, der schon, als er nach Frankfurt eilte, einen Johannistrieb gespürt hatte, fühlte bald seine Pulse lebhafter schlagen. Nun wurde er wirklich Hatem, und Marianne empfand wie Suleika. Er besang sie in dem Liede:

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie ist selbst der größte Dieb;
Denn sie stahl den Rest der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat sie ihn übergeben,
Meines Lebens Vollgewinn,
Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle schon Erbarmen
Im Karfunkel deines Blicks,
Und erfreu' in deinen Armen
Mich erneuerten Geschicks.

Vier Tage später antwortete die Besungene:

Hochbeglückt in deiner Liebe,
Schelt' ich nicht Gelegenheit,
Ward sie auch an dir zum Diebe.
Wie mich solcher Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gib dich mir aus freier Wahl;
Gar zu gerne möcht' ich glauben:
Ja, ich bin's, die dich bestahl.

Was so willig du gegeben,
Bringt dir herrlichen Gewinn,
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb ich freudig, nimm es hin!

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

Denn nun vollzog sich ein doppeltes Wunder. Das war das kleinere, daß diese junge Frau, die Künstlertemperament besaß und ein klein wenig von der Zigeunerin an sich hatte, dem Alten sich leidenschaftlich zuneigte, denn sie war keine sinnige Wilhelmine, die nur mit großen verwunderten Augen den lieben alten Herrn anstaunte. Das größere Wunder war, daß die junge Frau, der die Muse bisher nur kleine Gelegenheitsscherze vergönnt hatte, durch ihre Liebe zur Dichterin geweiht wurde. Goethe aber vereinte ihre Verse mit den seinen, ohne sie äußerlich zu unterscheiden, es sei denn, daß er ihnen den Namen Suleika voranstellte. Unsere Großväter und Väter nahmen diese duftenden innigen Lieder auf, ohne auch nur zu ahnen, daß zu ihnen hier eine Fremde sprach. Der Dichter selbst hütete sorgfältig das Geheimnis und auch aus der Gerbermühle trat kein Laut in die Öffentlichkeit. Eine einzige Andeutung der Verfasserschaft Mariannes könnte man in dem Wechselgesang erblicken, in dem der Sänger sich beklagt, daß die Geliebte nicht mehr wie früher ausschließlich *seine* Lieder sänge, worauf Suleika antwortet:

War Hatem lange doch entfernt,
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war sie so schön gelobt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl, daß sie dir nicht fremde scheinen;
Sie sind Suleika's, sind die Deinen!

Erst Jahrzehnte später offenbarte Marianne einem jüngeren Freunde, dem Schwiegersohn Bettinens Herman Grimm, das Geheimnis; dieser trat damit erst neun Jahre nach Mariannens Tode, im Jahre 1869 an die Öffentlichkeit. Nur darf man nicht mit Grimm annehmen, daß jedes Gedicht, das die Aufschrift „Suleika" trägt, von Marianne stammt, denn wie jeder wahrhafte Dichter verstand es der Meister, sich in die Gefühle anderer versetzend, die Empfindung der Geliebten zu schildern und ihren Ton zu treffen. Sie mag sich, da sie in hohem Alter jenen Bericht erstattete, bei einzelnen geirrt haben — bei vielen drückte sie sich überhaupt vorsichtig aus; vollkommen zutreffend bleibt indessen ihr schönes Wort: „Manches habe ich angeregt, veranlaßt und erlebt." Zwei Perlen der Sammlung jedoch stammen sicher von ihr. An demselben Tage, am 23. September 1815, da Goethe, der in Heidelberg weilte, in den Versen „In vollen Büschelzweigen" der fernen, aber nahenden Geliebten gedachte, dichtete Marianne ihr unvergleichliches Sehnsuchtslied. Es ist hier in der Urform wiedergegeben, nicht aber in der veränderten, keineswegs verbesserten Gestalt, in der es in den Divan aufgenommen wurde:

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ostwind frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

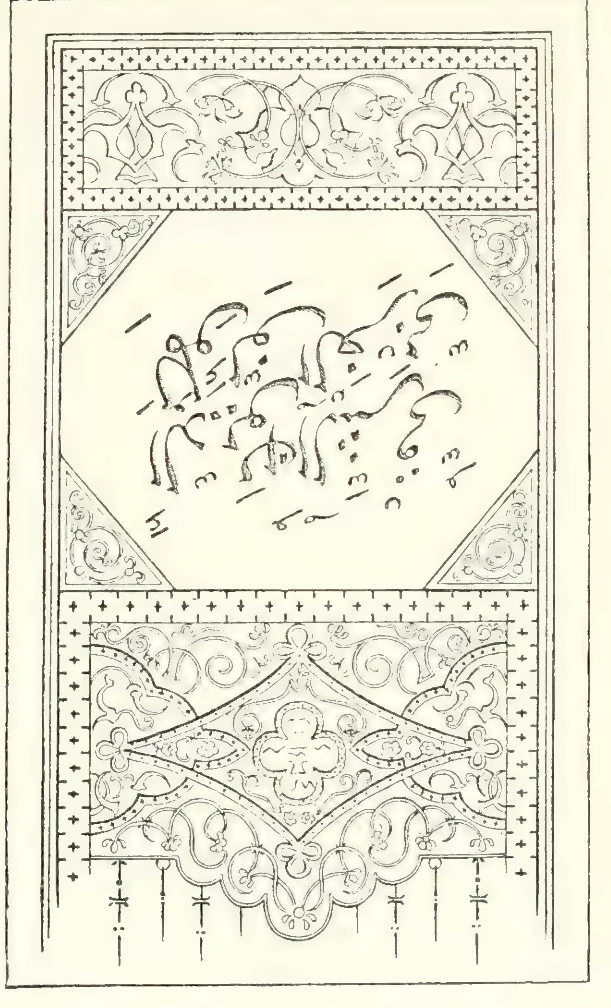
Kosend spielt er mit dem
Staube,
Jagt ihn auf in leichten
Wölkchen,
Treibt zur sichern Reben-
laube
Der Insekten frohes Völk-
chen.

Lindert sanft der Sonne
Glühen,
Kühlt auch mir die heißen
Wangen,
Küßt die Reben noch im
Fliehen,
Die auf Feld und Wiese
prangen.

Und mich soll sein leises
Flüstern
Von dem Freunde lieblich
grüßen,
Eh noch diese Hügel
düstern,
Sitz ich still zu seinen
Füßen.

Und nun magst du weiter
ziehen!
Diene Frohen und Be-
trübten.
Dort, wo hohe Mauern
glühen,
Finde ich den Vielge-
liebten.

Ach, die wahre Herzens-
kunde,
Liebeshauch, erfrischtes
Leben
Wird mir nur aus seinem
Munde,
Kann mir nur sein Atem
geben.



Kupfertitel zu der ersten Ausgabe des
West-Östlichen Divan 1819
Die arabischen Worte des Kupfertitels lauten: Der östliche Divan
vom westlichen Verfasser

Von Marianne rührt das nicht minder herrliche Gedicht: „An den Westwind" her, der Schmerzenslaut der Verlassenen, der aber von dem Bewußtsein des unzerstörbaren Besitzes, wenn nicht übertönt, so doch gemildert wird:

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen,
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben.
Freudiges Gefühl von beiden,
Wird mir seine Nähe geben.

Wahrscheinlich stammt von ihr auch die stolze Zukunftsverheißung und die Verkündung des Glückes, daß sie die Erkorene des Dichters sei:

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.

Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist!
Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

Alle diese Verse, schwellenden Früchten gleich, sind umrankt von frischen saftstrotzenden Blättern, wundervollen Bekundungen der unvergänglichen Jugend des alternden Mannes: Laute der Sehnsucht, in denen er die Sonne oder seinen lieblichen Gefährten, den Mond, begehrt, Töne der Erwartung, z. B.:

Wie sollt' ich heiter bleiben,
Entfernt von Tag und Licht?
Nun aber will ich schreiben
Und trinken mag ich nicht.

Wenn sie mich an sich lockte,
War Reden nicht im Brauch,
Und wie die Zunge stockte,
So stockt die Feder auch.

Oder die sinnlich erregte „Vollmondsnacht“, mit ihrem stets wiederkehrenden Schluß:

Ich will küssen! küssen! sagt' ich.

Oder der in echt östlichen Wendungen sich ergehende „Nachklang", in dem es heißt:

Von Wolken streifenhaft befangen,
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;
Vermagert, bleich sind meine Wangen
Und meine Herzenstränen grau.

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du Allerliebstes, du mein Mondgesicht!
O du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht.

Oder endlich das große Gedicht, in dem das Bild der Geliebten als allgegenwärtig in der Zypresse, in des Kanales reinem Wellenleben, im Wasserstrahl, in der Wolke, im Wiesenteppich, im Morgenrot, im Himmelsrund erblickt wird, und das mit den Worten schließt:

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich.
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Außer jenen Sehnsuchtslauten und Erwartungstönen Klänge der Verheißung:

Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor:
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Ätna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand.

In der vorletzten Zeile steht im Divan ‚Hatem'; hier ist der Name des Dichters ergänzt, der, wie man aus dem notwendigen Reim erkennt, hier stehen muß. Endlich gibt es aufjauchzende Erfüllung und Befriedigung:

So mit morgenroten Flügeln
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.

Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual
Und ein zweites Wort: es werde!
Trennt uns nicht zum zweiten Mal.

Und so kann der Dichter seine Gefühle in das Wort zusammenfassen:

Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Oft genug versetzt sich der Poet, wie schon aus einigen der vorstehenden Proben hervorgeht, nach den Orient, spricht von den Basarlädchen, von Bagdad, Bassorah, bleibt dem Charakter des weinseligen Hafis treu, indem er von Schenken und Trinken redet, von Nisami, Sodi und Dschami; er gedenkt der Chiffernschrift, deren sich beide zu heimlicher schriftlicher Zwiesprache bedienten, oder er redet nicht nur an jener oben angeführten Stelle, von Hatem-Goethe, der noch einmal Frühlingshauch und Sommerbrand fühlt.

Und doch erkannte der Dichter mit tiefer Begründung daß es Herbst für ihn wurde, wenn auch nicht in ihm. Nicht nur das Pflichtgefühl trieb ihn von Heidelberg nach Weimar, sondern das Gebot der Entsagung. Der reine Friede der jungen Frau sollte nicht gestört, das heilige Gefühl der Beseligung, das er gespendet, der Wonne, die er gekostet hatte, sollte nicht vernichtet werden. Durch nichts erscheint Goethe größer als dadurch, daß er Marianne mied, die ihn sehnsüchtig erwartete. In einem Chiffrenbrief des Jahres 1815 schrieb Marianne: „Immer sehnt sich mein Herz nach Deinem Liede", in einem anderen: „Beglückt der Kranke, welcher stets von seinem Freunde Kunde hat."

Ein Briefwechsel folgte, der bis zu Goethes Tode dauerte. Keine Liebesbeteuerungen, denn aus Weimar wurden meist diktierte Briefe gesendet, mit Ausnahme eines einzigen eigenhändigen, in dem ein leidenschaftlicherer Ton, auch das trauliche Du erklingt, nicht allzu häufig kleine selbstgeschriebene Zusätze, wie a. M. (allerliebste Marianne); meist aber sind es harmlose Berichte, freundliche Begleitworte zu mannigfachen Sendungen. Nur einmal aus Heidelberg sandte Marianne Verse, die nicht reumütig, sondern jubelnd der Vergangenheit gedenken.

Der Dichter richtete sich in tiefem Schmerz an der Erinnerung vergangener Freuden auf. Als er 1828, sich nach Dornburg zurückgezogen hatte, um ganz dem wehmütigen Andenken an seinen Fürsten Karl August zu leben, der ihm mehr als Landesherr gewesen war, kam ihm das mit Marianne ausgetauschte Versprechen zum Bewußtsein: sie wollten einander beim Vollmonde gedenken. Und so dichtete der beinahe Achtzigjährige die von Jugendkraft erfüllten Verse:

Dem aufgehenden Vollmonde.

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern,
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht.

Das Tagebuch gedenkt dieses Gedichtes ebensowenig, wie des anderen vom 25. August 1828. Unter dem letzteren Datum heißt es nur: „schöner Aufgang und Fortschritt des Vollmonds“.

Drei Jahre später, als der müde Mann ahnte, daß sein Ende nicht mehr fern sei, trug er Sorge, daß Mariannens Briefe nicht in fremde Hände kämen. Er packte sie zusammen und dichtete dazu die Verse (3. März 1831):

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben,
Einst, mit heißestem Verlangen,
So erwartet wie empfangen,
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen,
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

Nicht ganz sechs Wochen vor seinem Tode, am 10. Februar 1832, meldete der Alte, ohne des eben angeführten Gedichtes Erwähnung zu tun, daß er das Päckchen ihrer Briefe an sie senden wolle, nur dürfe sie es vor seinem Tode nicht öffnen: „Dergleichen Blätter geben uns das frohe Gefühl, daß wir gelebt haben; sie sind die schönsten Dokumente, auf denen man ruhen darf.“ Und Marianne dankte am 15. desselben Monats für das Anerbieten: „Senden Sie es nur, ich will es treu und gewissenhaft bewahren, wo Ihre Briefe liegen, die ich alle geordnet habe und die ich oft und immer wieder lese.“

Das gewaltige, nur von wenigen bleichen Silberfäden des Alters entstellte jugendfrische Buch „Suleika“ ist nicht das einzige des Divan. Außer jenem enthält er folgende elf Bücher: Buch des Sängers; Buch Hafis; Buch der Liebe; Buch der Betrachtungen; Buch des Unmuts; Buch der Sprüche; Buch Timur; Schenkenbuch; Buch der Parabeln; Buch der Parsen; Buch des Paradieses.

Die Gedichte, die in diesen verschiedenen Büchern stehen, sind vielfach Übersetzungen und Nachahmungen aus den östlichen Literaturen, gewandtes Einleben in fremde Muster bezeugend, doch mutet gar manches als etwas recht Fremdes und Ungewohntes an, besonders die Trinklieder, die unserem deutschen Dichter wenig anstehen.

Von besonderer Bedeutung sind noch die politischen und die Verse, die allgemeine geistige Fragen behandeln.

Von den politischen Gedichten, die ursprünglich zahlreicher geplant waren, hat sich nur eines, das eine der beiden Gedichte des Buches Timur, erhalten: „Der Winter und Timur". Es ist eine gewaltige Anrede des Winters an Timur, der ihm Vernichtung droht:

Leise, langsam, Unglückseliger!
Wandle du Tyrann des Unrechts:
Sollen länger noch die Herzen
Sengen, brennen deinen Flammen?
Bist du der verdammten Geister
Einer, wohl! Ich bin der andere.
Du bist Greis! Ich auch! erstarren
Machen wir so Land als Menschen.
Mars! Du bist's! ich bin Saturnus,
Übeltätige Gestirne,
Im Verein die schrecklichsten.
Tötest du die Seele, kältest
Du den Luftkreis; meine Lüfte
Sind noch kälter als du sein kannst.
Quälen deine wilden Heere
Gläubige mit tausend Martern:
Wohl in meinen Tagen soll sich,
Geb' es Gott! was schlimmres finden.

Es sind dräuende Worte, die gar nicht anders verstanden werden können denn als dichterische Darstellung des russischen Feldzuges. Sonst aber ist der Divan so unpolitisch wie möglich, denn er entstand ja mit des Dichters klar ausgesprochener Absicht, sich aus den unruhevollen Bewegungen des Westens in den friedlichen von Liebe und Lust erfüllten Osten zu begeben. Und so wendet er sich allerdings nur einmal mit Entschiedenheit gegen Heerführer und Staatsmänner mit den Worten:

Hab' ich euch denn je geraten,
Wie ihr Kriege führen solltet?
Schalt ich euch nach euren Taten,
Wenn ihr Friede schließen wolltet?

Um so eifriger beschäftigt sich der Dichter in seiner großen Sammlung mit Fragen allgemeiner Art. Mit Entschiedenheit predigt er eine freie Religion. Wie er Hafis mit Ulrich Hutten zusammenstellte als Kämpfer gegen das Pfaffenwesen, so will er selbst von den Formeln der Religion und von bestimmten Glaubenssätzen befreit sein. Als Grundgedanken seiner Anschauung hat er einmal in einem Gespräch verkündet, daß er in der Ahnung, „ein Bürger jenes geistigen Reichs zu sein, wovon wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen, das Geheimnis finde des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele, den Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit."

Mit solchen Gedanken läßt sich recht wohl der Glaube an Gott ver-

binden. Nur tritt er in eigenartiger Weise auf, schließt sich weniger an das Christentum als an die Religion der Perser an, will eher eine Verherrlichung des Lichtdienstes als der den Freuden der Welt entsagenden Glaubensmeinung sein. Aber den starken Glauben an Gott verkündet der Vers:

Denn vor Gott ist alles herrlich,
Eben weil er ist der Beste.

Die selige Stätte der Gläubigen, das Paradies, soll auch dem Dichter nicht verschlossen sein. Indessen, er verdient sie weniger durch den Glauben als durch die Dichtung und durch die Tat. Denn also läßt er sich selbst in einem Zuruf an die Paradieswächterin vernehmen:

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Ein anderer damit in Zusammenhang stehender Gedanke durchzieht manches Gedicht, nämlich der Gedanke der Verjüngung. Er kommt z. B. in einem kürzlich gefundenen, gleichfalls für den Divan bestimmten Gedicht an den „Eilfer" zum Ausdruck, das sonst wegen seiner recht gesuchten Nachahmung der Form östlicher Poesie nicht übermäßig anziehend ist. Auch später, im Rückblick auf den Divan, wurde dieser Gedanke einmal in den Worten ausgesprochen:

So schlang's von dir sich fort mit ew'gen Gluten,
Ein deutsches Herz von frischem Übermut.

Aber bereits in dem früh entstandenen Einleitungsgedicht zu der ganzen Sammlung wurde dieser Gedanke mit den Versen verkündet:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern.
Flüchte du, im reinen Osten,
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Es ist eine Vorstellung, die gerade dem alternden Dichter geläufig ist, der mitunter seine Schlangenhaut abzulegen bereit und ergrimmt darüber war, daß die anderen an ihr zerrten, — eine Vorstellung, die nicht Wandelbarkeit der Gesinnung, sondern die unerschöpfliche Begabung beweist, mit immer neuem Frohsinn das Leben zu erfassen und unbetretene Pfade wie ein des Weges Kundiger zu wandeln.

Dieses Sich-immer-erneuern ist auch der tiefere Gedanke des Divan-Spruches:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: stirb und werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Mögen solche Gedanken aus dem Orient stammen und von dem Dichter nur übernommen sein, so enthalten andere Sprüche wieder das Glaubensbekenntnis, das ihm immer innewohnte: die Heiligung der Tätigkeit, des Wirkens für andere, nicht um der Belohnung willen, sondern aus dem Drange heraus, dem eigenen Bewußtsein zu genügen. Dies wird ausgedrückt in den Versen:

Und nun sei ein heiliges Vermächtnis,
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Dazu gehört der Anruf zur Mannhaftigkeit:

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren.

Und der Spruch:

Noch ist es Tag,
Da rühre sich der Mann,
Die Nacht tritt ein,
Wo niemand wirken kann.

So ist der Westöstliche Divan trotz des östlichen Gewandes, eine tiefe meist auch formvollendete Darbietung echt Goethescher Gedanken. Darum kann man es nur einem Mißverständnis Eckermanns zuschreiben, wenn er am 12. Januar 1827 den Dichter sprechen läßt: „Ich habe diesen Abend die Bemerkung gemacht, daß die Lieder des Divan gar kein Verhältnis mehr zu mir haben; sowohl was darin orientalisch als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört, in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben." Vielmehr ist es sein Werk, das immer das seine blieb, nur muß man es zu erkennen vermögen:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Und Goethe durfte mit Recht sein Büchlein mit den Worten entlassen, die sich zum Glück für Deutschland erfüllt haben:

Nun so legt euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke.



Goethe
Nach der Originalzeichnung von Ferd. Jagemann 1817

Dreiundzwanzigstes Kapitel

1816—19

Mit wehem Herzen und doch keiner Untreue schuldig war der Reisende aus der Heimat seiner Väter zu seinem Wohnsitz zurückgelangt. Die Heimat hat er nie wieder betreten: als er 1816 einen neuen Versuch machte, dem Westen zuzureisen, betrachtete er einen Bruch des Wagens, der nicht fern von Weimar erfolgte, als eine so ungünstige Vorbedeutung, daß er rasch entschlossen die ganze Reise aufgab und die unschuldige Quelle in dem Städtchen Berka an der Ilm zum Kurgebrauch wählte.

Als er im Herbst 1815 nach Hause zurückkehrte, fand er alles in altem Zustande, bald jedoch mußte er einen großen Verlust erleiden. Frau Christiane kränkelte seit der Geburt ihres letzten Kindes. Alle Mittel, die gegen ihr

Leiden versucht wurden: Brunnentrinken, Bäderbesuch, Untersuchung durch berühmte Ärzte fruchteten nichts. Möglich, daß für ihren Zustand ihre „Unmäßigkeit im Trinken und Tanzen gerade während der gefährlichsten Jahre im Leben des Weibes“ — in der Wende der Fünfziger — verhängnisvoll wurden. Vielleicht auch, daß die mannigfachen Kränkungen und Zurücksetzungen, unter denen sie gelitten hatte, an ihr zehrten oder daß die Sorge für das Haus, dem sie seit Caroline Ulrichs Verheiratung mit F. W. Riemer allein vorstand, ihre Kraft überstieg, — sicher war seit 1815 jede Hoffnung auf Besserung ausgeschlossen. Goethe hatte der Gattin, seitdem er sie öffentlich anerkannt, jede Rücksicht angedeihen lassen und sie durch die mannigfachsten Liebesbeweise erfreut. Zwar war der Sechziger in seinen brieflichen und dichterischen Äußerungen nicht mehr so zärtlich und verschwenderisch wie der Genießende der ersten Monate und Jahre, aber manch Liebeswort wurde von Reisen aus der zu Hause Weilenden gespendet, und mancher Vers gab Kunde von der Erinnerung an süße Stunden. In dieser Hinsicht ist ein Gedicht „Das Tagebuch“ (1810) wichtig, das aus den meisten Ausgaben der Goetheschen Werke ausgeschlossen wird. Es ist eine Erzählung in Versen, ein wirkliches oder erdichtetes Abenteuer enthaltend. Der Reisende kommt in ein Gasthaus, wo er von einer willigen Kellnerin das Versprechen eines nächtlichen Besuches empfängt, kann aber infolge plötzlich eintretender Unfähigkeit sich des Mädchens nicht erfreuen, das sich ihm darbietet. Er betrachtet diese Schwäche als Schicksalsstrafe dafür, daß er der rechtmäßigen Gefährtin untreu zu werden gedachte, und sandte ihr das Bekenntnis seines Fehlens zugleich mit der Versicherung seiner Treue:

Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
Moralien uns ernstlich fördern sollen,
So will auch ich in so geliebtem Gleise
Euch gern bekennen, was die Verse wollen:
Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

Ein zweites Zeugnis für die stete Anhänglichkeit an die Lebensgefährtin ist ein bei der silbernen Hochzeit entstandenes Gedicht. Denn der Gatte sah den Tag, an dem er Christianen getroffen und sich mit ihr verbunden hatte, den 12. Juli 1788, immer als seinen wirklichen Hochzeitstag an. Als 25 Jahre seit jener Vereinigung vergangen waren, feierte er, wenn er auch geschmackvoll genug war, kein lautes Fest zu begehen, in Erinnerung an das Jahrzehntelang genossene Glück, den Tag im Stillen und dichtete die schönen Verse „Gefunden“. Es ist das Gedicht von dem Blümlein, das nicht zum Welken gebracht sein wollte.

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort.
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Und so lieb war ihm der hier ausgeführte Gedanke, daß er nach einiger Zeit das Gedicht wieder vornahm und umdichtete: „Im Vorübergehen": freilich, die ursprüngliche Frische und Unmittelbarkeit wurde verwischt, jedoch ein Schluß hinzugefügt, der die Untrennbarkeit und seine Hoffnung auf eine selige Zukunft verkündete.

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war so heiter,
Wollt' immer weiter,
Das war mein Sinn.

Und als ein drittes Zeugnis für die innige Art, mit der der Mann, der allerdings zarte Gefühle zu anderen Frauen hegte, die Gattin umgab, kann das liebliche Gedicht gelten, das in den Zeiten von Christianens schwersten Leiden entstand: „Frühling übers Jahr". Der Dichter kann sich der Vorstellung zwar nicht verschließen, daß der Lenz für ihn und die Seine zum letzten Male erschienen sei, und doch will er die Hoffnung nicht aufgeben, daß ihr Leben erhalten bleibe. Nachdem er das unendliche Blühen geschildert und gepriesen, gibt er von der Geliebten die Beschreibung:

Doch was im Garten
Am reichsten blüht,
Das ist des Liebchens
Lieblich Gemüt.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen
Erheiternd Wort.
Ein immer offen
Ein Blütenherz,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Ros' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Aber die Hoffnung war vergeblich. Die Tage des armen Weibes waren gezählt. Am 6. Juni 1816 starb sie. Der Gatte, selbst krank, war in den letzten fürchterlichen Augenblicken nicht zugegen. August bewährte

24*

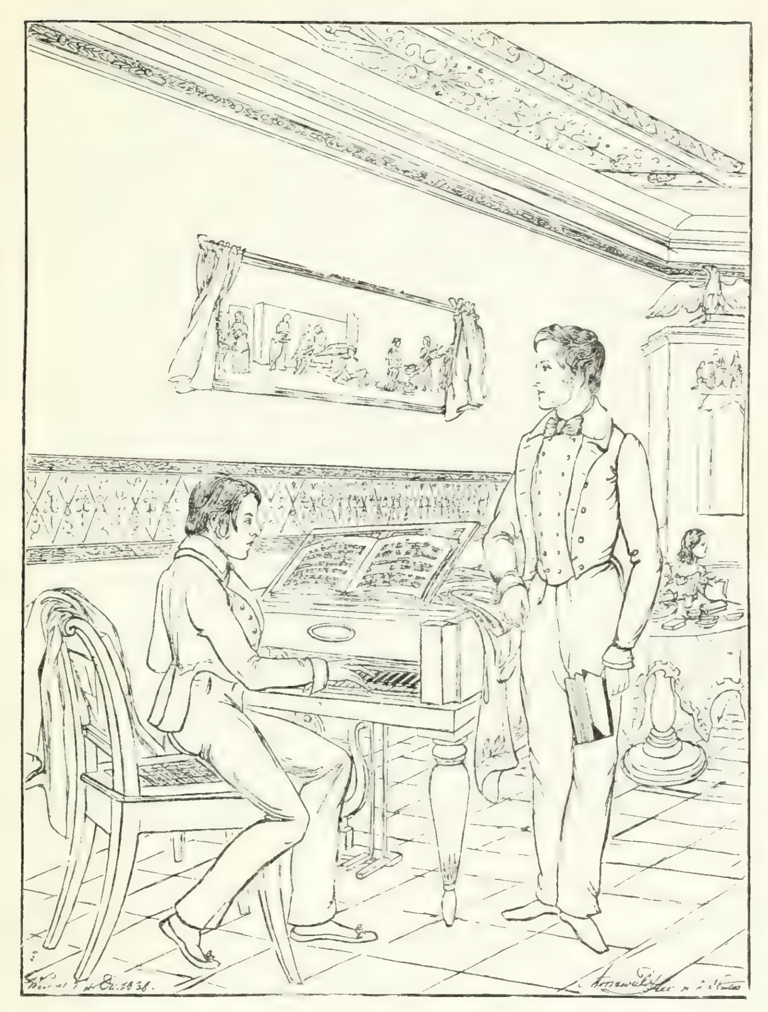
sich tapfer. Die hämischen Feinde übten aber ihr Verleumdungswerk auch nach dem Tode. Nur wenige, wie Frau v. Knebel und Johanna Schopenhauer fanden Worte zum Preise ihres Verstandes, ihrer Anmut, ihrer Güte. Der Gatte war verzweifelt. Einem Freunde schrieb er: „Wenn ich Dir, derber geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will", und einem anderen gegenüber bekannte er: „Leugnen will ich's Ihnen nicht, und warum sollte man großtun, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt." Kurze Zeit nach dem Ereignisse, dessen Folgen er lange spürte, dichtete er Verse, in denen nur Solche, die dichterischen Gefühls und menschlichen Empfindens bar sind, keinen echten und wahren Schmerz erkennen mögen:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

Goethe raffte sich aber auf. Er handelte wie so oft nach seinem Spruche, daß man wirken müsse, solange es Tag sei.

Sein stilles Haus wurde bald wieder belebt. August, der als Sohn seines Vaters, vielleicht auch infolge seiner Begabung, rascher als andere in seiner amtlichen Laufbahn vorwärts kam, war 1815 Kammerjunker, nicht viel später Kammerrat geworden. Endlich erlangte er Titel und Würden eines Geheimen Kammerrats und seine Stellung brachte ihn vielfach an den Hof. Mit den Obliegenheiten seines Amtes und in der Nähe seines Fürsten vereinigte er aber eine fleißige und höchst förderliche Arbeit im Dienste seines Vaters. Er half bei der Anordnung von dessen Sammlungen, unterstützte ihn im Theaterwesen, war ihm behülflich bei der Erledigung seiner brieflichen Pflichten, vertrat den dem Festgepränge Abholden häufig bei feierlichen Angelegenheiten und betätigte später seine Geschäftskenntnis, auch seine auf den Vorteil bedachte Natur, mit Umsicht bei den Verhandlungen mit den Verlegern, als es darauf ankam, die Geistesarbeit des Vaters auch für die Nachkommen nutzbar zu machen.

August hatte, wie es scheint, schon bei Lebzeiten der Mutter an eine Verheiratung gedacht. Seinem Stande nach, gemäß der Stellung des Vaters, mußte er eine Gefährtin unter den Mitgliedern der Hofgesellschaft wählen. Doch hätte sich ihm schwerlich einer der vornehmen Kreise willig geöffnet, solange seine Mutter am Leben war, die so viele Jahre den Namen Mamsell Vulpius geführt hatte; nach Christianens Tode sprangen aber dem jungen, stattlichen Manne, dem man eine schöne Zukunft vorhersagen mochte, dem einzigen Sohne der Exzellenz, die bisher verschlossenen Türen auf.



Goethes drei Enkel im großväterlichen Hause
Zeichnung des Herrn von Arendswald aus dem Jahre 1836

Am 1. Januar 1817 verlobte sich August mit Ottilie von Pogwisch, der Tochter der Weimarischen Oberhofmeisterin, einer feinen und adligstolzen Dame. Am 17. Juni 1817 fand die Trauung statt: Augusts ältester Sohn, Walter, wurde am 9. April 1818, der zweite, Wolfgang Maximilian, am 18. September 1820, die Tochter Alma am 29. Oktober 1827 geboren.

Die Ehe, die von Goethe und von den guten Freunden mit frohen Erwartungen begrüßt worden war, gestaltete sich keineswegs rosig. Ottilie war wenig häuslich, August leichtsinnig, trunk- und vergnügungssüchtig: es kam, obgleich beide oft ihre eigenen Wege gingen, zu un-



August von Goethe
Ölgemälde von E. Grünler 1828 im Goethe-Museum zu Weimar

angenehmen häuslichen Szenen. August krankte an seiner unregelmäßigen Jugend, er war gedrückt von der Größe des Vaters und wurde durch die Unbändigkeit seiner Natur bald zum Überschäumen getrieben, bald zur Selbsterniedrigung verdammt.

Ottilie, eine geistreiche, kunstbegabte, schriftstellerisch veranlagte Frau, paßte weder zu dieser, noch zu irgendeiner anderen Ehe, sie schwärmte in ungesunder Weise für Freiheit und Glück und war doch unfähig, die Freiheit zu genießen, wahrhaftes Glück zu empfinden und zu gewähren. Wollte man sie nach gewöhnlichem Maßstabe beurteilen, so müßte man sie eine Abenteurerin nennen; gerechter wird man ihr, wenn man sie zu den rätselhaften Wesen zählt, die dem einen als Inbegriff der Unschuld, dem Anderen als die fleischgewordene Bosheit erscheinen. Denn sie war eine Frau, die andere in Rausch zu versetzen, in Verzweiflung zu stürzen geeignet war, die ihre Freunde bald entzückte, bald betrübte und die sich und denen, die



Ottilie von Goethe
Nach der Zeichnung von Heinrich Müller

ihr nahestanden, im Streben nach der Befriedigung ihrer Lust das herbste Ungemach bereitete.

Seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln gegenüber war der Dichter der zärtlichste Vater und der liebreichste Großvater. All den Zauber, den er jungen, anmutigen Frauen und Mädchen gegenüber zu beweisen verstand, entfaltete er im Verkehr mit dieser schillernden Frau, die ihn mit Freundlichkeit umgab, ohne ihm doch die Ruhe und Ordnung eines gut geführten Hauswesens zu bereiten. Er liebkoste sie, schrieb ihr die zierlichsten Briefe und Verse voll spielerischer Anmut, z. B. die folgenden (1820):

Ehe wir nun weiter schreiten,
Halte still und sieh dich um!
Denn geschwätzig sind die Zeiten,
Und sie sind auch wieder stumm.

Was du mir als Kind gewesen,
Was du mir als Mädchen warst,
Magst in Deinem Innern lesen,
Wie du dir es offenbarst.

Deiner Treue sei's zum Lohne,
Wenn du diese Lieder singst,
Daß dem Vater in dem Sohne
Tüchtig-schöne Knaben bringst.

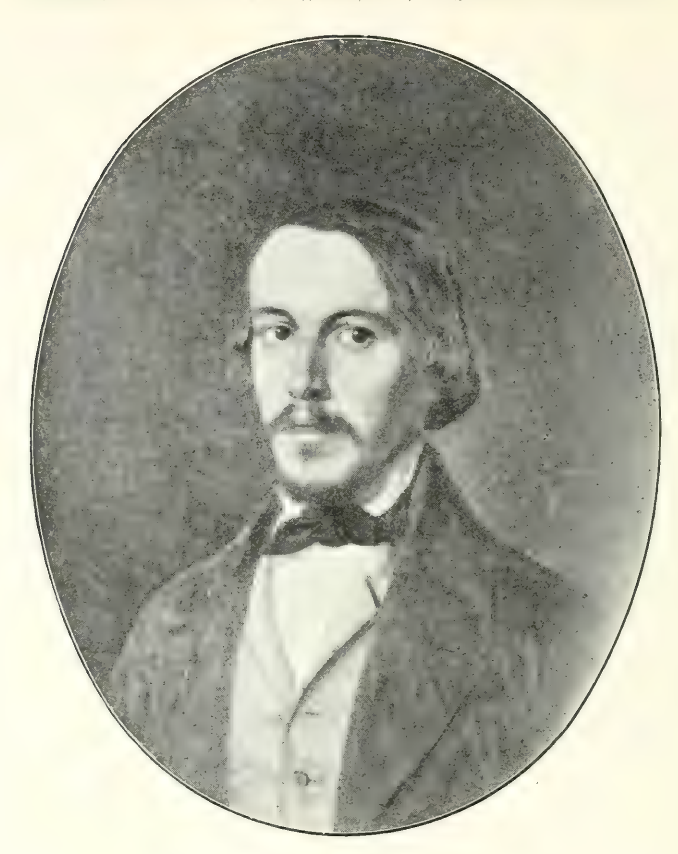
Goethe ließ die Schwiegertochter an dem allgemeinen Genuß seiner Vorlesungen teilnehmen und bereitete ihr den besonderen, daß er die neuesten Bücher und Zeichnungen mit ihr durchsah und besprach. Sie besaß nicht die in ihrer Stummheit so beredte Kraft des Zuhörens, wie etwa Marianne, mußte sich vielmehr bei ihrer Lebhaftigkeit oft einen Zwang antun, wortlos zu verharren und ermüdete leicht, wenn ihr etwas vorgelegt wurde, was ihrem Wesen nicht entsprach. Sie hatte die unglückliche Angewohnheit, durch Einwendungen den Redner zu verwirren, aber auch die glückliche Gabe, ihn durch schlagfertige Antworten anzuregen und zu stacheln. Sie war eine Frau, die, wie sie stets eine andere Laune hatte und ein fremdes Gesicht aufstecken konnte, so mit den altgewohnten Männern und Frauen unumgänglich, ja abweisend, für Fremde, Niegesehene dagegen von bestrickendem Liebreiz war. Sie war eine Deutsche, die doch Ausländisches bevorzugte, die den aus fremden Gegenden Stammenden lieber heranzog als den Einheimischen: sie war eine große Dame, die immer geputzt zu gehen schien, selbst wenn sie ein Hauskleid trug, und der die Schleppe gewohnter war, als die Küchenschürze. Dieselbe Frau, von den Söhnen als herrliche Mutter gepriesen, die die größten Reisen unternehmen konnte, um einen Sohn zu pflegen, und die ihre Kinder bald verzärtelte bald übel behandelte, warf ihre Mutter- und Frauenwürde oft genug weg und verschwendete leichtsinnig das väterliche Vermögen, so daß ihre Kinder schließlich in unstandesgemäßer Dürftigkeit dahinlebten; die Dame, die in ihren Räumen die liebreizendste und aus dem Vollen spendende Wirtin war, die in den stillen Räumen des Alten bald Schmeichelkätzchen, bald unermüdliche Krankenschwester sein konnte, untergrub den Frieden des Hauses und die wohlgefügte Ordnung.

Gegen die Enkel war der Großvater von rührender Zärtlichkeit und überbot noch die sprichwörtliche großväterliche Langmut. Aus den an sie gerichteten Versen kann man diese herzerquickende Freundlichkeit kaum erkennen. Von diesen Gedichten ist eins ein Wiegenlied an den jungen Mineralogen Walther v. Goethe, das andere ist für dessen Stammbuch bestimmt (13. September 1827) und lautet so:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag.

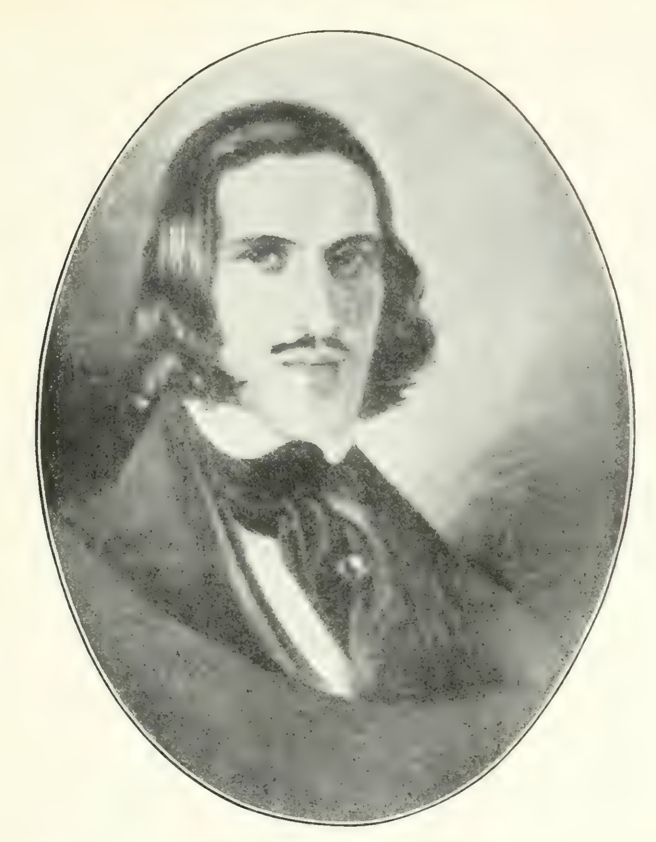
Die außerordentliche Liebe, die der Großvater seinen Enkeln spendete, tritt aber in unzähligen Stellen der Briefe, Gespräche und Tagebuchaufzeichnungen hervor. Den Enkeln war die Arbeitsstube des Alten, die allen anderen ein geheiligter Ort war, ein Tummelplatz kindlicher Spiele. Dort wurden sie liebreich unterwiesen, ihrem Alter gemäß, oft auch weit über ihre Jahre hinaus, durch Vorzeigen von Bilderbüchern und Kunstwerken aller Art tändelnd belehrt; sie wurden aber auch gern von dem Alten auf Spazierfahrten und Reisen mitgenommen. Sie durften zu Hause und in der Fremde zuhören, wenn Erwachsene sprachen und wohl auch in gewichtige Unterhaltungen dreinreden. Ihre Geburtstage wurden von Goethe, der seiner Neigung nach rauschenden Vergnügungen aus dem Wege ging, lärmend gefeiert, der Weihnachtstisch wurde ihnen bereitet, Schalttage nach ihrer Bedeutung erklärt, Mondfinsternisse und andere Naturerscheinungen ihnen sachgemäß erläutert. Jedes Vergnügen ward ihnen gewährt, schon in zarter Jugend waren sie Stammgäste des Theaters, sie durften durchreisende Künstler anschauen und sich mit ihren Altersgenossen froh tummeln, unter denen die Mitglieder des fürstlichen Hauses die bevorzugten Spielkameraden waren.

Aber wie wenig entsprach der Erfolg der aufgewandten Mühe, wie wenig glich dieser an Freuden reichen Kindheit das Alter der beiden männlichen Enkel (die Enkelin Alma starb schon in sehr jugendlichen Jahren). Zwar der greise Mann, der sein schönes Wort: „Ich muß nun an die Enkel denken“ nicht nur auf das Papier übertrug, sondern zur Tat machte, fand sich belohnt durch die leidenschaftliche Anhänglichkeit der zarten Kinder und hätte sich beseligt gefühlt, wenn er nach Jahrzehnten erlebt hätte, wie diese altgewordenen Knaben das Andenken des Großvaters heilig hielten. Aber sie bewährten in ihrem Leben mehr das grausame Wort: „Weh dir, daß du ein Enkel bist“ als das Glück, einer solchen Wurzel zu entstammen. Nicht etwa, daß sie geistig minderwertig, noch weniger, daß sie sittlich unwürdig gewesen wären. Vielmehr waren beide edle Menschen. Ihre innere Würde entsprach durchaus der äußeren Würde, die sie beständig zur Schau trugen. Aber zwei Dinge mangelten ihnen, ohne die ein Mensch im Leben weder frei stehen noch hochkommen kann: Selbstvertrauen und Schaffenskraft. Noch schlimmer als der Vater litten sie unter der Last des großen Namens, den sie trugen. All der Krankheitsstoff, der von Frau Christiane und ihrer Nachkommenschaft aufgehäuft war, schien auf sie übertragen. Sie waren und blieben körperliche Schwächlinge, bei denen nur zu sehr sichtbar ward, daß die festere Hand des Vaters so bald gefehlt hatte. Von der Mutter und dem Großvater verzärtelt, brachen sie unter den Unbilden der rauhen Wirklichkeit völlig zusammen, durch die Verschwendungssucht der Mutter in die Unmöglichkeit versetzt, die



Walter von Goethe
Ölgemälde von Gust. Jäger 1853 im Goethe-Museum zu Weimar

Ansprüche, an die man sie gewöhnt hatte, zu befriedigen, besaßen sie doch nicht die Fähigkeit und vielleicht nicht einmal den Willen, sich das zu erwerben, was sie zum Lebensunterhalte bedurften. Die gelehrten Arbeiten, die Wolfgang schrieb, waren nur für einen kleinen Kreis bestimmt und blieben unfertig, manche kamen über die Anfänge und die ersten Vorarbeiten kaum hinaus, die poetischen Leistungen, die eine gar nicht üble Begabung bekundet hatten, erstarben, je mehr Kränklichkeit und Alter bei dem kleinen Dichter mit dem großen Namen sich bemerkbar machten. Noch früher hörte Walter, der Musiker, der noch leidender als der Bruder war, mit dem Schaffen auf. Er verstummte, als die Welt das bißchen Anerkennung, das sie den Leistungen des Bruders bezeugt hatte, ihm völlig versagte. Er starb noch früher als jener der Welt ab und verschloß sich in selbstgewollte Einsamkeit. Beide verhärteten sich in der Empfindung des schweren Unrechts, das Deutschland ihnen dadurch zugefügt hätte,



Wolfgang von Goethe
Ölgemälde von E. Baumann-Jerichau 1846 im Goethe-Museum zu Weimar

daß seit 1867 — so lange hatte das Vorrecht der Cottaschen Buchhandlung gedauert — die deutschen Verleger billige Ausgaben der Werke ihres Großvaters veranstalteten, ohne die Enkel darum zu befragen oder etwa zu entschädigen. Sie bejammerten es als ein Verbrechen, daß die Nachkommen der Besitzer von Briefen und Handschriften durch Veröffentlichung ihres kostbaren Eigentums die Welt mit unbekannten Tatsachen, mit wertvollen Geisteserzeugnissen bereicherten, sie faßten es als einen Eingriff in ihr Vorrecht auf, daß Scharen andächtiger Wallfahrer den Zutritt zu der Wohnung des Meisters begehrten und wiesen diese meist rücksichtslos ab, ebenso wie die goetheliebenden Gelehrten, die den Einblick in die geistige Hinterlassenschaft begehrten, nicht etwa zur Befriedigung ihrer Neugier, nicht aus Klatschsucht, sondern aus wissenschaftlichem Interesse.

Goethes Enkel starben einsam, wie sie gelebt hatten. Aber sie gewährten durch die hochherzige Schenkung des großväterlichen Hauses und

Nachlasses an die Fürstin und den Staat von Weimar freigebig das, was sie während ihres Lebens verweigert hatten. Die Nachwelt muß ihnen dankbar sein für das, was sie eigensinnig verschlossen hielten und verehrungsvoll wahrten; jedes neue, in dem Handschriftenschatz gefundene und daraus veröffentlichte Blättchen macht das Andenken an die Armen lebendig, die selbst nichts genossen, weil sie die wahre Erquickung nicht verstanden und es fast wider ihren Willen dahin brachten, viele folgende Geschlechter froh genießen zu lassen.

— —

In demselben Jahre, in dem Goethes Haus verwaist ward, wurde der Weimarische Staat vermehrt und neu geordnet. Im Herbst 1816 wurde Goethe unter Belassung in seiner bisherigen Tätigkeit, die sich im wesentlichen auf die Leitung der unmittelbaren Angelegenheiten für Kunst und Wissenschaft beschränkte, zum ersten Minister mit einem Gehalt von dreitausend Talern und einer besonderen Entschädigung für Equipage ernannt. Am 30. Januar desselben Jahres wurde der Falkenorden von der Wachsamkeit (der die Inschrift trug: vigilando ascendimus: durch Wachen steigen wir auf), feierlichst neuhergestellt; der erste Minister empfing das Großkreuz dieses Ordens und hielt bei der Feierlichkeit, die bei dieser Gelegenheit stattfand, eine Rede. Er erinnerte darin an die vielfachen Verdienste des Fürsten, an die mannigfaltigen Gaben, die er in seinen früheren Tagen erteilt hatte und schloß seine Betrachtung mit den schönen Worten:

„Man nennt den Adler den König der Vögel; ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken erteilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weißgefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der e d l e genannt. Und doch wohl deswegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleitet. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute, und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken. Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit den vielen Jahren die Künste ihren mannigfaltigsten Schmuck, soviel sie nur vermochten, anzueignen und

zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernsten Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem Höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn betätigen, vigilando ascendimus."

Weimar war der erste deutsche Staat, der eine freie Verfassung erhielt, in der das ständische Wesen eingeführt und die Preßfreiheit verkündet wurde. Wie weit der erste Minister an der Beratung und Durchführung dieser Gesetze beteiligt war, ist nicht überliefert. Da man sich kaum denken kann, daß solche grundlegende Bestimmungen beschlossen und veröffentlicht wurden, wenn der höchststehende Beamte widersprach, so muß man wohl annehmen, daß der Minister, wenn auch grollend, sich fügte. Denn gewiß war er ein heftiger Gegner beider: der Preßfreiheit und der Landstände. Die Preßfreiheit geißelte er in scharfen Versen, z. B. den folgenden:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Oder:

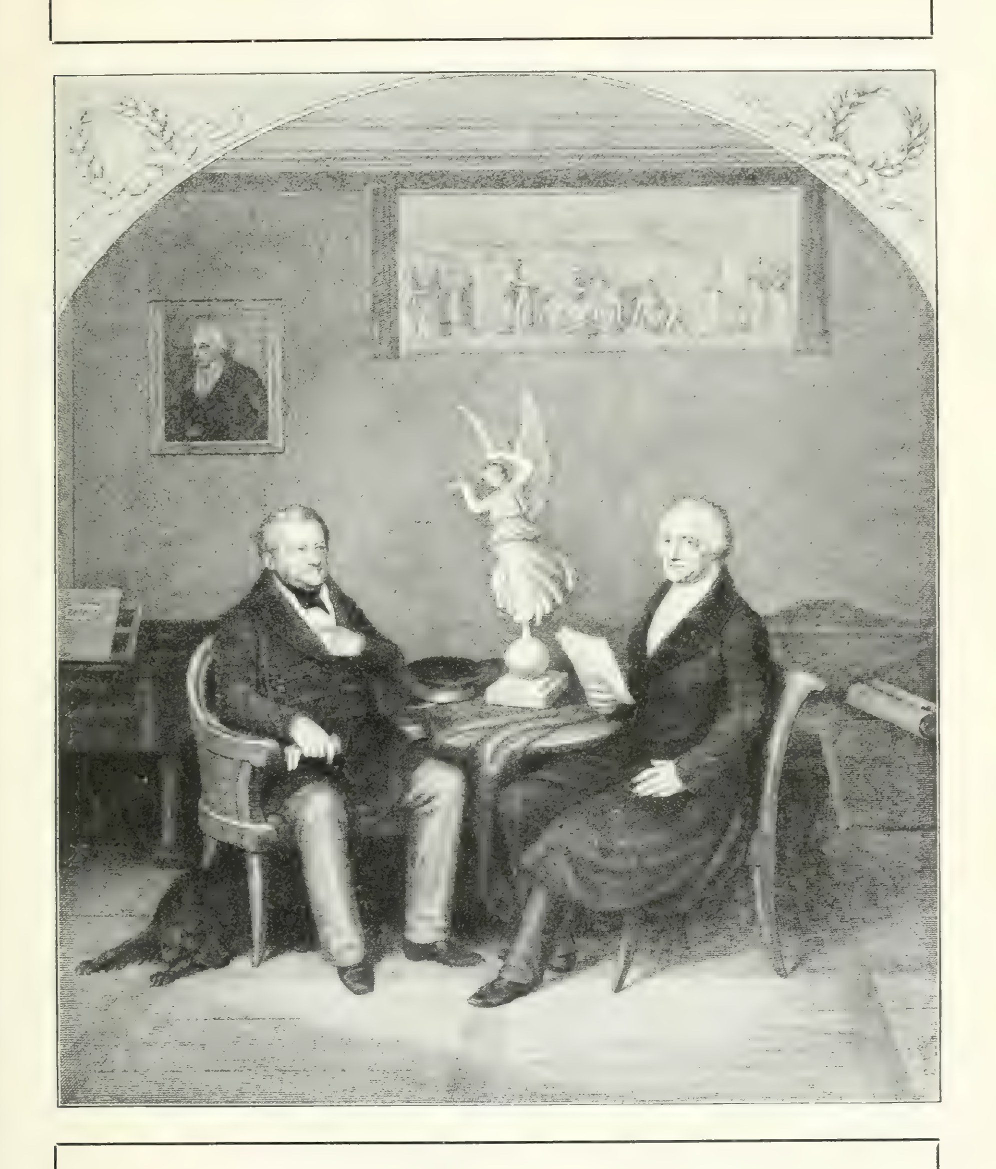
Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

Den Landständen gegenüber soll er seine Mißbilligung nicht verhehlt haben. Freilich seine Schuldigkeit tat er auch in diesem Falle. Am 7. April 1816 fand die Huldigungsfeier bei der Eröffnung der Stände statt. Goethe war vorher sehr krank gewesen. Aber er erinnerte sich, wie er selbst erzählt, des napoleonischen Spruches: „Der Kaiser kennt keine andere Krankheit als den Tod." Und so erschien er, die Krankheit beherrschend, bei der festlichen Handlung, verweilte bei der Tafel und konnte allen schuldigen Obliegenheiten genug tun. Dann zog er sich zurück und legte sich wieder zu Bett. Bei den Sitzungen der Landstände jedoch, die in Dornburg abgehalten wurden, erschien er nicht, wenn etwa auch seine Anwesenheit erforderlich oder rätlich war. Er soll sich den Aufklärungen, die man von ihm wünschte, in etwas selbstherrlicher Weise entzogen haben. Denn man berichtet, daß, als an ihn vom Landtage die Aufforderung er-

gangen war, Einzelrechnungen und Beläge über die seiner Oberaufsicht unterstehenden Anstalten einzureichen, er auf einem großen Bogen die Gesamtsumme der Einnahmen und Ausgaben sowie den Rest verzeichnete, jede weitere Auskunft aber verweigert habe. Eine solche Erzählung, die freilich allem widerspricht, was man von des Ministers Unterwerfung unter die Anordnungen seines Fürsten weiß, würde recht wohl übereinstimmen mit seinem Selbstgefühl, mit seiner Überzeugung, die ihm übertragenen Geschäfte ordnungsgemäß zu leiten. Er, der es gerne aussprach, daß er das ihm Aufgetragene nach bestem Können mache, und der als sein Bekenntnis Neidern und Mißwollenden zum Trotz hinstellte: „Was ich gemalt hab', hab' ich gemalt", wollte sich, wie es die Größten gerne tun, in das von ihm Geleistete nicht dreinreden lassen.

Aber lieber knurrte und polterte er, als daß er offen widersprach. So geschah es 1823 bei einem merkwürdigen Vorfall. Damals nämlich war in Weimar, in Verfolg der freisinnigen Maßregeln, die dieses Land planmäßig durchführte, im Gegensatz zu der rückläufigen Bewegung, die in jener Zeit in ganz Deutschland eingetreten war, ein Gesetz erlassen worden, das die Mischehe, die Verbindung zwischen Christen und Juden, gestattete. „Er goß", wie Kanzler Müller berichtet (23. September 1823), „seinen leidenschaftlichen Zorn über dieses Gesetz aus. Er ahnte die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zu trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solches skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes begreiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stecke." Und er verstieg sich zu der Frage: „Wollen wir denn überall im Absurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerst probieren?" Solche heftige Äußerungen waren ebenso erklärlich durch seine, sowohl dem Liberalismus wie den Juden abholde Gesinnung. Nicht die Einzelnen haßte er, sondern die Gesamtheit. Wie er einmal beklagte, daß die Kultur der Welt, also auch der christlichen, nicht bei Homer stehen geblieben sei, und aus ihm immer weiter geschöpft habe, so sah er in dem Eindringen der, wie er meinte, abgelebten Glaubensgemeinschaft, der er doch andererseits ewigen Bestand, ja eine Aufgabe für die Zukunft zuschrieb, schlimme Gefahren für die Entwicklung der Menschheit.

In diesen Zusammenhang der Besprechung der Ereignisse von 1816 bis 1819 werden am besten die Freimaurergedichte (Loge)



Herzog Carl August von Weimar bei Goethe zu Besuch
Nach dem Stich von C. A. Schwerdgeburth

eingereiht. Goethe gehörte der Loge Anna Amalia seit 1780 an (übrigens wurde er auch 1783 Mitglied des Illuminatenordens). Die Loge, in der er bald den vierten Grad erreicht hatte, wurde 1782 geschlossen und erst nach langer Pause, 1808, wieder eröffnet. Goethe beteiligte sich in der Zeit, die hier besprochen wird, nicht an den Arbeiten der Brüderschaft, ließ sich aber als Redner und Dichter manchmal vernehmen. Er teilte die Gesinnungen dieser, der Wohltätigkeit und Pflege brüderlicher Empfindungen sich widmenden Gesellschaft vollständig und drückte freimaurerische Gedanken in manchen Oden, in dem Gedicht „Die Geheimnisse", in den Dramen „Der Großkophta", „Faust", II. Teil der „Zauberflöte" und in dem Roman „Wilhelm Meister" aus. Die Logengedichte, von denen hier die Rede sein muß, sind 1815, 1816, 1817, 1825 und 1830 entstanden, zur Erinnerung an Verstorbene, zur Feier bedeutender Mitglieder, zum Dank für die Ehrungen, die ihm persönlich erwiesen worden waren, oder als Anerkennung und Gruß bei der Aufnahme seines Sohnes. Ob die folgenden nicht in die Werke unseres Dichters aufgenommenen Verse von ihm herrühren, ist sehr zweifelhaft:

Wo Lieb' und Güte wohnet, ist gut weilen,
O Glück, wo Leid wie Lust die Edlen teilen,
Der Kindheit Paradies erwacht aufs neue,
Blüht schöner noch, wo Huld sich regt und Treue.

In den sicher von ihm herstammenden Logengedichten bezeichnete er das Wesen des Bundes (Symbolum) also:

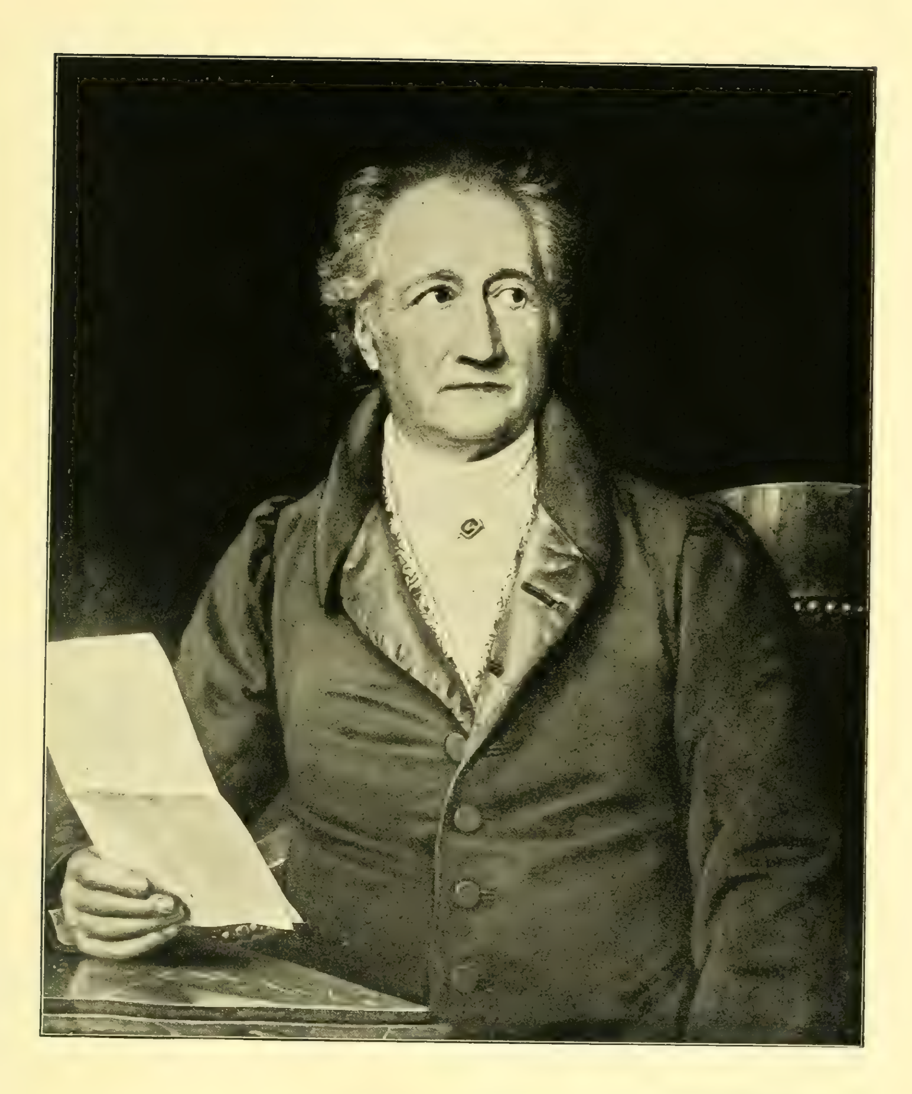
Des Maurers Wandeln,
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben,
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.

Er erklärte, daß auf Schweigen und Vertrauen der Tempel aufgebaut sei, und er versuchte Gesinnung und Tat zu feiern; die Gesinnung in den schönen Versen (Zur Logenfeier des 3. September 1825):

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat:
In dem Vergangenen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

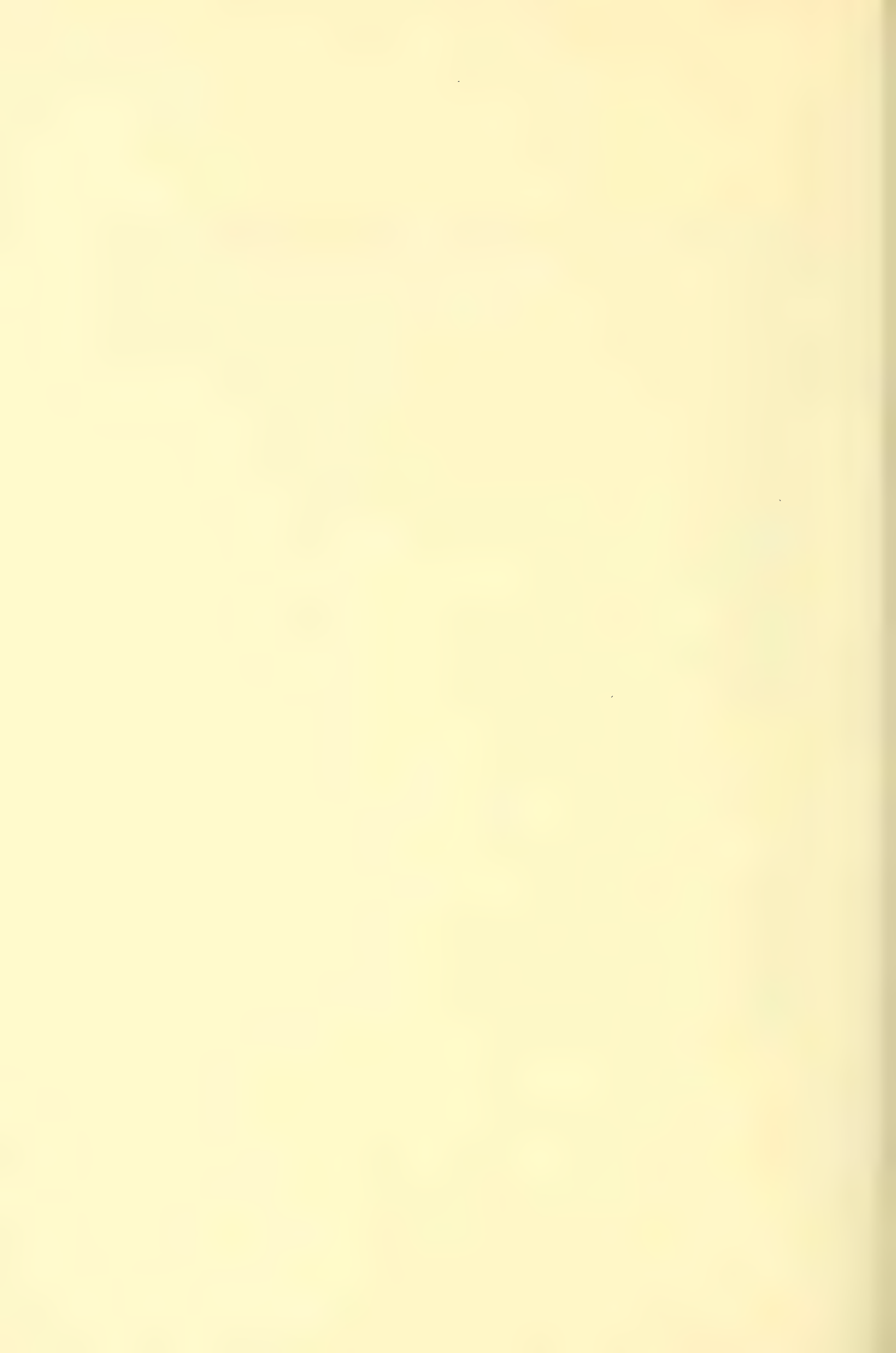
Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft:
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Die Tat pries er mit dem echten Goethewort: „Die Erde wird durch Liebe frei, durch Taten wird sie groß."



Goethe

Nach einem Gemälde
von J. K. Stieler 1828



Im Jahre 1817 trat Goethe, wie schon oben erwähnt, von der Leitung des Theaters zurück. Es war kein freundliches Scheiden. Das Erscheinen des Pudels im „Hund des Aubry" bot zwar den unmittelbaren Anlaß, aber nicht den eigentlichen inneren Grund. Dieser lag vielmehr in den sich häufenden Unbotmäßigkeiten, deren der Alte nicht mehr Herr werden konnte, in der Schwierigkeit, brauchbare Stücke zu erlangen, in dem Entgegenwirken der feindlichen Parteien. Das Unerfreulichste bei diesem Abgang aus einer länger als ein Vierteljahrhundert geübten Tätigkeit war die allzu willige Art, mit der der Großherzog der vorgetragenen Bitte entsprach und keinen Versuch machte, den treu erprobten Diener zu erhalten. Er ließ sich nur zu einem Danke herbei, der einem ungnädigen Fortschicken verzweifelt ähnlich sah. Denn dem offiziellen Schreiben waren nur die folgenden Worte des Fürsten beigefügt: „Ich komme gern hierin Deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite desselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren soll."

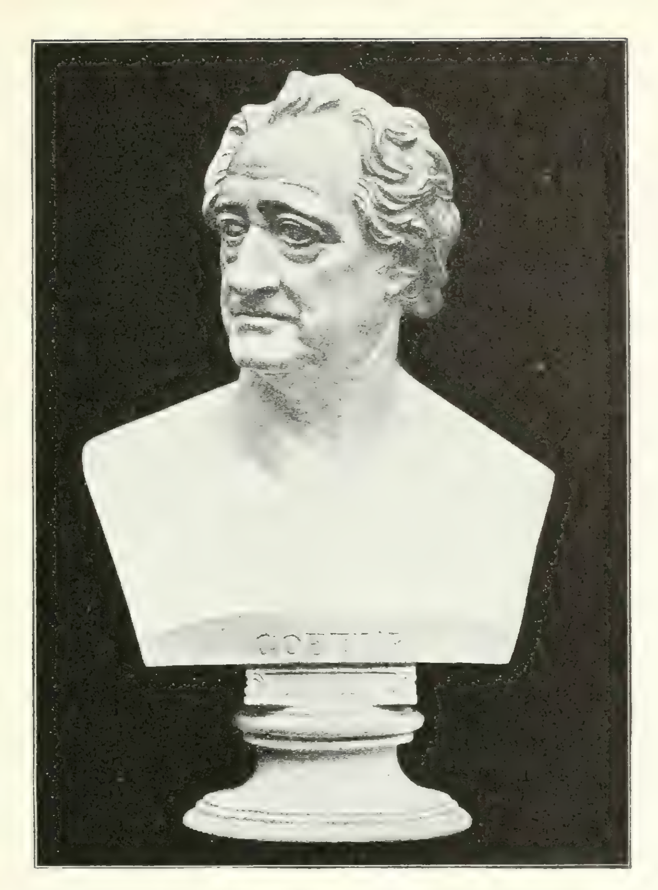
Damit war das Maß der Kränkung voll. Aus diesem Gefühle heraus sind die Worte zu verstehen, die der Verabschiedete zu einem Getreuen sprach: „Wohl dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt. Ich kann's und will fort von einem Wege, auf welchem die rechte Höhe unerreichbar ist — bei dem Theater besonders deshalb, weil den jetzigen Schauspielern überhaupt das Leben und die Kunst, der Ernst und die tüchtige Auffassungsgabe mangeln. Es ist ein weibisch Volk und ein Weiberregiment ihnen das Zuträglichste."

Nun hatte er Zeit genug, sich seinen großen Arbeiten ungestört hinzugeben und sein Lebenswerk zu vollenden.

In den Jahren 1815 bis 1819 erschien die zweite Cottasche Ausgabe der Werke Goethes. Der Plan dazu ging von dem Dichter aus. Er setzte die Zahl der Bände auf zwanzig fest, erstreckte das Verlagsrecht des Buchhändlers bis zum Jahre 1823, beanspruchte ein Honorar von 16 000 Talern und bedang sich ferner die stattliche Zahl von vierundvierzig Freiexemplaren aus, von denen vierundzwanzig auf feinem (Velin-) Papier gedruckt werden sollten. Die neue Ausgabe war auch eine wesentlich bereicherte. Eine besondere Vermehrung erhielten die Gedichte, die auf die zwei ersten Bände ausgedehnt, einzelne Abteilungen brachten, die bisher entweder gar nicht gedruckt oder jedenfalls nie in eine Ausgabe aufgenommen waren, z. B. Vermischte Gedichte, Sonette, Kunst, Parabeln, Gott, Gemüt und Welt, Sprüchwörtlich. In dem achten Band wurden die Karlsbader Gedichte, die Maskenzüge, des Epimenides Erwachen hinzugefügt. Sonst entsprechen die Bände 1 bis 13 im wesentlichen dem Inhalt

der ersten Cottaschen Ausgabe, nur daß die Anordnung mannigfache Änderungen erfuhr. Eine wirklich große Vermehrung wurde der neuen Ausgabe durch die Bände 14 bis 20 zuteil; sie enthielten die „Wahlverwandtschaften", „Cellini" und drei Bände „Dichtung und Wahrheit". Zwei Dinge in dem vom Dichter an den Verleger übersendeten Inhaltsverzeichnis sind sehr merkwürdig. Am Ende von Band 10, der in etwas bunter Reihe einzelne auf die Revolution bezügliche Stücke, nebst zwei Possen der ersten Weimarer Zeit zusammenfaßte, wird angegeben: „Die Zeichen der Zeit", womit offenbar das nur bruchstückweise vorliegende Drama „Die Aufgeregten" gemeint war. Als Überschrift des letzten, 20. Bandes war angegeben „Miscellen"; in Wirklichkeit wurde diesem Bande folgender Inhalt gegeben: Rameau, Diderots Versuche über die Malerei, Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, der Sammler und die Seinigen (lauter Schriften, die schon an verschiedenen Orten besprochen worden sind). Den Schluß machte eine bisher ungedruckte, recht nützliche „summarische Jahresfolge Goethescher Schriften", die von W. Musculus gewiß nicht ohne Mitarbeit des Verfassers zusammengestellt worden ist.





Goethes Büste
Von Ch. D. Rauch, modelliert zu Jena im September 1820

Vierundzwanzigstes Kapitel

Wilhelm Meisters Wanderjahre

Die „Wanderjahre" haben eine lange Geschichte. Schon Schiller regte die Idee der Fortsetzung der „Lehrjahre" an. Bereits am Ende des 18. Jahrhunderts begegnen wir einzelnen Spuren der Novellen, die später in dem Roman vereinigt wurden. Den ersten sicheren Anhaltspunkt gibt aber eine Einzeichnung in das Tagebuch vom 5. Oktober 1803 über den „Mann von fünfzig Jahren", jedoch erst am 16. Mai 1807 liest man von dem Beginn des ersten Kapitels St. Josef oder die Flucht nach Ägypten. In den folgenden Jahren wurde die Arbeit, freilich mit sehr großen Unter=

25*

brechungen, fortgesetzt; die „Wahlverwandtschaften", die ursprünglich für dies große Werk geplant waren, erweiterten sich, wie früher gezeigt wurde, zu einer selbständigen Dichtung. Dann traten andere Pläne und Arbeiten dazwischen, so daß erst 1820 der lange ruhende Gedanke wieder aufgenommen und das Werk in seiner ersten Gestalt 1821 veröffentlicht wurde. Aber das, was hier unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden I. Teil" geboten wurde, ist durchaus nicht das, oder keineswegs vollständig das, was nun als „Wanderjahre" bekannt ist. Es schloß mit der Rede, mit welcher Lenardo die Wandergesellschaft entläßt und war auch in seinem Inhalt noch ziemlich unvollkommen, so daß Übergänge und Verzahnungen völlig fehlten.

Der dürftige Inhalt, verbrämt mit Briefen und Reden, wurde durch eine Anzahl Erzählungen unterbrochen, von denen gleich gesprochen werden soll.

Das seltsame Werk fand bei einzelnen Freunden, z. B. Varnhagen und Boisserée, Anerkennung, und der Dichter, der, wie Väter dies so gern tun, gerade dieses schwächliche Kind besonders liebte, war eifrig bemüht, die zustimmenden Äußerungen, z. B. die eines Professor Kayßler in Breslau, zusammenzustellen in dem kleinen Aufsatze: „Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren" (1822).

Weit lauter als der Beifall war jedoch der Widerspruch. Dieser richtete sich teils gegen die Unform des Werkes, teils gegen die darin enthaltene sogenannte unchristliche Gesinnung. Nur die Werke eines Schriftstellers, Nachahmung und Entgegnung zugleich, sollen hier hervorgehoben werden, nämlich die Schriften von J. F. W. Pustkuchen: „Wilhelm Meisters Tagebuch" vom Verfasser der Wanderjahre, 1821; „Gedanken einer frommen Gräfin", auch unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre, 2. Beilage" 1822; „Wilhelm Meisters Meisterjahre", 2 Teile, 1824, und ein sich daran anschließendes Buch von K. J. Schütz: „Goethe und Pustkuchen oder über die beiden Wanderjahre und ihre Verfasser", 2 Bände, 1822. So verfehlt, pfäffisch und unkünstlerisch auch das erstere Werk ist, so wurde es nicht nur von Schütz als ein bedeutendes, durch philosophischen und dichterischen Geist ausgezeichnetes Buch erklärt, sondern Leser gewöhnlichen Schlages, ebenso wie Beurteiler, die sonst das Treffliche in den Werken des Altmeisters wohl zu erkennen wußten, gaben dem Machwerke den Vorzug vor Goethes Roman. Nur wenige wie K. Immermann und Ludwig Tieck, traten für unseren Dichter ein und wandten sich mit Entschiedenheit gegen den flachen Nachahmer. Während der Meister sich sonst um Lob und Tadel wenig kümmerte, pries er in dankbaren Versen einen seiner Verteidiger, Tieck, und fuhr mit heftigen Worten gegen seinen Gegner los. Da dessen

Werk in Quedlinburg erschienen war, so wurde er als der „Quedlinburger Wanderer" verspottet und mit Anspielung auf das dort geschürfte Erz als Falschmünzer verhöhnt, ja, selbst mit Benutzung seines Namens als Pusterich belacht.

Indessen der Dichter konnte sich nicht verhehlen, daß das dem Publikum dargebotene Werk ein Bruchstück war, das seine Absichten nicht völlig erkennen ließ und einen reinen Genuß zu bereiten nicht imstande sei. Trotzdem ließ er fast ein Jahrzehnt verstreichen, ehe er sich ernstlich an eine Fortsetzung machte. Freilich war schon in der 1825 geschriebenen und verbreiteten Übersicht des Inhalts der Ausgabe letzter Hand für Bd. 17 und 18 eine endgültige Ausgabe der „Wanderjahre" und eine „Auflösung" des alten Buches in Aussicht gestellt. Aber nur weniges geschah daran im Jahre 1827, die Hauptarbeit wurde in den Jahren 1828 und 1829 vorgenommen. Durch solche Tätigkeit wurde, wie es dem Dichter schien, der den Wanderjahren zugewiesene Raum reichlich ausgefüllt, ja, überschritten, so daß ein dritter Band dem Werke zugebilligt wurde. Als es aber zum Drucke ging, stellte es sich heraus, daß diese Berechnung falsch gewesen war. Da nun aber einmal drei Bände gefüllt werden mußten, so griff der Dichter mit seinen Gehülfen zu dem seltsamsten und unzweckmäßigsten Auskunftsmittel; er ließ nämlich unter dem Titel „Aus Makariens Archiv" ein paar hundert Sprüche einfügen, denen er, um ihnen wenigstens in der Aufschrift das Ungehörige zu nehmen, den Titel vorsetzte: „Betrachtungen im Sinne der Wanderer, Kunst, Ethisches, Natur". So erschien denn diese zweite Bearbeitung in Bd. 21 bis 23 der Ausgabe letzter Hand, aus dem Jahre 1829.

Von einem wirklich zusammenhängenden Inhalt des großen Werkes kann man kaum sprechen, doch soll in dem Nachfolgenden versucht werden, einen Leitfaden für das krause und wirre Ganze zu geben.

Es beginnt mit dem Zusammentreffen des, in Begleitung seines Sohnes Felix erscheinenden Wilhelm, mit dem Zimmermann, dann folgt ein Brief Wilhelms an Natalie, in dem die Bestimmungen mitgeteilt werden, die ihm von der am Schluß der Lehrjahre geschilderten Gesellschaft aufgelegt wurden. Sein Leben soll eine Wanderschaft sein. „Nicht über drei Tage soll ich unter e i n e m Dache bleiben. Keine Herberge soll ich verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne." An den Brief schließt sich die Geschichte „St. Josef II." Wilhelm hört, wie man wiederum aus einem Briefe an Natalie erfährt, daß sein Freund Jarno (Montan) in der Nähe ist, trifft mit diesem zusammen und findet durch Felix und dessen Freund Fitz geleitet, in einer Höhle ein Prachtkästchen. Jarno meldet, daß er sich der Mineralogie zugewendet habe und rät, Felix in die pädagogische Provinz zu geben. Während Jarno sich entfernt, um sich ganz der Ent-

sagung hinzugeben, kommt Wilhelm mit seinen zwei jungen Begleitern in einen großen Garten, worin dessen Besitzer, ein kunstliebender Sammler mit zwei Nichten, Juliette und Hersilie, haust. Die Unterhaltung mit den genannten Personen wird unterbrochen durch die Novelle „Die pilgernde Törin." Wilhelm besieht die Sammlung und den Garten, speist mit den Genannten in einem Jagdhause, wo sich zu der bereits bekannten Gesellschaft mannigfache Beamte des Oheims zusammenfinden. Bei seiner Rückkehr erhält Wilhelm verschiedene Briefe Lenardos und andere, und schreibt selbst an Natalie.

Am nächsten Morgen trifft er mit dem Hausherrn zusammen und erhält bei seinem Scheiden aus dem gastlichen Hause eine große Novelle: „Wer ist der Verräter?" Die Wanderer, Wilhelm und Felix, gelangen zu einem Arzt, der zugleich Astronom und ein heiterer Gesellschafter ist, lernen dort die Beschließerin Angela und eine ältere geistreiche Dame: Makarie kennen, eine Verwandte der Mitglieder der früher dargestellten Gesellschaft, und hören von dem Archiv der Letztgenannten, einer großen Sammlung belehrender Aufzeichnungen. Bei einem ganz unvermittelten Zusammentreffen mit Lenardo wird die Geschichte vom „nußbraunen Mädchen" mitgeteilt, die dann manchmal in die Haupterzählung übergreift.

Im zweiten Buche treten die Wanderer in die pädagogische Anstalt ein, deren Wesen: Ausbildung des Körpers, Lehren der Künste, Pflege der Ehrfurcht, Darlegung der Religion aufgezeichnet wird. Damit es auch hier an einer novellistischen Ergötzlichkeit nicht fehle, wird die Geschichte „Der Mann von fünfzig Jahren" aufgetischt. Wilhelm findet das nußbraune Mädchen und unternimmt eine größere Wanderung. Außer dem Bericht über diese, werden solche über die Wanderungen des Lenardo und des Abbé mitgeteilt, die zugleich von Lotharios Bemühungen in Amerika zu erzählen wissen.

Im dritten Buch kommt Wilhelm aufs Neue in die pädagogische Provinz, wo er die Entwicklung seines Sohnes mitansieht und sich selbst der Wundarzneikunst widmet. Von Hersilien erhält er die Mitteilung, daß der Schlüssel zum Prachtkästchen gefunden sei, von Friedrich (eine Persönlichkeit aus den Lehrjahren) und Lenardo erhält er Auseinandersetzungen, wie beide sich zu tüchtigen Menschen herangebildet hätten, jener als Schreiber, dieser als Techniker. Dazwischen werden große Auszüge aus Makariens Archiv, ein Schwank „die gefährliche Wette", das Märchen „die neue Melusine" und die Novelle „Nicht zu weit" erzählt.

Außer dem Wanderbund der Freunde, dessen Aufgabe es ist, in weiten, wenig angebauten Landstrecken Ortschaften anzulegen, wird auch

von einem Handwerkerbunde gesprochen, der die Mitglieder zu freien selbständigen Künstlern zu entwickeln die Aufgabe hat.

Was nun noch alles kommt, ist seltsam genug: die Vereinigung Lenardos mit seiner Tochter wird als ein himmlischer Bund erklärt und aufgelöst; bei Makarien versammeln sich bekannte und unbekannte Persönlichkeiten, von denen manche aus den Wanderjahren, andere aus den Lehrjahren dem Leser vertraut sind: Philine und Friedrich, Jarno und Lenardo. Merkwürdige Abenteuer dieser Menschen verschlingen sich mit den Schicksalen anderer. Und damit es in diesem seltsamsten aller Romane an dem nicht fehle, was häufig ausschließlich den Inhalt solcher Dichtungen ausmacht, kommt es zu mancherlei Heiraten: Juliette wird mit einem tüchtigen Werkmeister, Felix mit Hersilie glücklich.

Wenn man dieses Werk nur oder hauptsächlich als Roman betrachtet, so muß man es auf das Ungünstigste beurteilen. Schon gegen den Titel möchte man Bedenken erheben. Zwar vom Wandern ist viel, von Entsagen aber wenig die Rede, denn wenn auch der Held und einzelne mit ihm Verbundene auf einiges verzichten müssen, so ist doch im Grunde ihr Streben alles andere eher als Entsagung.

Aber der Titel könnte verfehlt und doch der Inhalt wohlgelungen sein. Leider kann man auch dieses nicht sagen. Vielmehr zeigen Anordnung und Ausarbeitung die schlimmsten Mißgriffe. Zum Beleg dafür sei nur Einzelnes hervorgehoben. Alles wird unpersönlich dargestellt, unvorbereitet vorgebracht. Der Begleiter von Wilhelm und Felix zu dem Schlosse tritt einmal auf, um alsbald auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Der große Landbesitzer, bei dem sie eine ganze Weile zubringen, wird nicht einmal mit seinem Namen genannt, und es wird weder angedeutet, wieso sie zu seiner Bekanntschaft kommen, noch was schließlich aus ihm wird. Über das „nußbraune Mädchen", so oft auch von ihr die Rede ist, erfahren wir durchaus nichts Genügendes. Eine große Lücke ist am Anfang des zweiten Buches, denn gewiß sollte zwischen der Ankündigung der pädagogischen Provinz und Wilhelms Verweilen in dieser eine Aufklärung gegeben werden, die nicht erfolgt ist. Im dritten Buche ist Wilhelm plötzlich Wundarzt, man weiß aber weder wie er es geworden, noch warum er sich gerade diesem Berufe zuwendet. Namentlich der Schluß ist ein wahrhafter Saltomortale.

Häufig heißt es, dieses oder jenes Ereignis werde später erzählt werden; gar manchmal bekennt der Verfasser, er wisse nicht recht, wie die Sache verlaufen sei; nach der Lektüre der schon erwähnten Erzählung „Der Mann von fünfzig Jahren" heißt es einmal: „Wie sich nun der Freund aus solcher Verlegenheit gezogen, ist uns unbekannt geblieben." Die Ereignisse drängen sich, aber sie erklären sich nicht. Felix ist am An-

Wilhelm Meisters
Wanderjahre
oder
Die Entsagenden.

Ein Roman
von
Goethe.

Erster Theil.

Stuttgard und Tübingen,
in der Cotta'schen Buchhandlung.
1821.

Titel zur ersten Ausgabe von „Wilhelm Meisters Wanderjahre“

fang des Romans ein Knabe, am Ende des Romans verheiratet er sich, während die ganze Erzählung doch in keiner Weise den Eindruck macht, daß ein Jahrzehnt oder gar fünfzehn Jahre zwischen Anfang und Ende vergangen sind; Hersilie, seine Gattin, erscheint in den ersten Kapiteln als eine junge Dame, die um viele Jahre älter als Felix ist, und man erhält keine Aufklärung darüber, wie dieser junge Bursche die Liebe und Hand der reifen Frau erlangt.

Zu den Seltsamkeiten des Werkes, von denen eben nur ein paar Proben gegeben wurden, die leicht hätten verzehnfacht werden können, gehört das beständige Sichhervordrängen des Verfassers, seine ewig sich wiederholenden Ansprachen an den Leser. Hierin liegt eine schlimme Verletzung des obersten Gesetzes der epischen Dichtung. Dieses verlangt, daß der Verfasser hinter seinen Stoff zurücktrete, diesen allein auf den Leser wirken lasse; statt dessen macht sich in den Wanderjahren das Hervortreten des Dichters, seine Anrede an den Leser in geradezu störender Weise geltend. Zudem sind die Zwischenreden in einem so verschnörkelten Stil geschrieben, daß sie den Leser herzlich wenig erfreuen.

Die eigentliche Erzählung muß also abgewiesen werden, aber sie ist, wenn man es genauer betrachtet, gar nicht die Hauptsache. Diese vielmehr verkörpert sich in Briefen, Reden, Novellen. Die beiden ersten Formen sind ungemein zahlreich vertreten: Natalie, Felix, Hersilie, besonders Wilhelm unterhalten sich schriftlich mit abwesenden Freunden. Oft greifen die Briefe in die Handlung ein, oder berühren wenigstens das, was in der Haupterzählung dargestellt war; mitunter sind aber die Briefe ebenso wie

die Reden, unter denen besonders die des Lenardo und der Vorsteher der pädagogischen Provinz, aber auch gar manche der in der Inhaltsangabe angedeuteten Personen hervorzuheben sind, breite Kanäle für die Einführung allgemeiner philosophischer und religiöser Gedanken.

Die Novellen sind alle schon oben genannt. Sie haben mit der Haupthandlung entweder gar nichts zu tun oder sind künstlich mit ihr in Verbindung gebracht. Sie stehen an Umfang dem erzählenden Teil des ganzen Werkes nicht sehr nach, übertreffen ihn aber bei weitem an künstlerischer und dichterischer Bedeutung. Manche sind gewiß Früchte der Lektüre, den Schätzen der Weltliteratur entnommen, die der Dichter sich angeeignet hatte. Man möchte meinen, daß auch sie nur Füllsel seien, Einfügungen von Bereitliegendem aus dem Vorrate, die der Alternde in das Ganze hineinbrachte, um in seiner Verlegenheit die versprochenen drei Bände auszustatten; oder aber sie sind nach Plänen, die dem Dichter schon lange beschäftigten, neu gestaltet. Dieser Vermutung aber widerspricht die schon angeführte Tatsache, daß die „Wahlverwandtschaften" als Bestandteil der Wanderjahre gedacht waren und daß das erste, was von diesem neuen Werke wirklich erschien, die Novelle ist, die auch jetzt noch am Anfang des Gesamtwerkes steht. Freilich muß man hinzufügen, daß damit das Werk nicht besser wird, denn, wenn wirklich die Einreihung aller dieser Novellen gerechtfertigt sein sollte, so müßte ihr Zusammenhang mit dem Hauptteil kunstmäßiger durchgeführt, innerlich mehr begründet sein, als es geschah.

Was nun die Novellen im einzelnen betrifft, so sind sie zum Teil recht weitschweifig und ermüdend, einzelne dagegen unterhaltend und anmutig. Sie kranken mehr an unliebsamen Alterserscheinungen: mangelnder Erfindungsgabe, mühselig schleppender oder gequälter Ausdrucksweise, als daß sie jene unverwüstliche Frische bekunden, die in lyrischen und dramatischen Erzeugnissen des Meisters so wohltuend noch in dessen hohem Alter hervortritt.

Angesichts aller dieser Mängel würde man zu einer vollkommenen Ablehnung des Romans gelangen. So hart indessen das Urteil über den Kunstwert auch sein und bleiben muß, der G e d a n k e d e s G a n z e n und der Inhalt im einzelnen ist aller Anerkennung wert.

Was jenen betrifft, so ist es ein Bildungsroman als Fortsetzung zu den Lehrjahren. Nur mit dem Unterschied, daß, während dort die geistige Ausbildung des einzelnen in den Vordergrund gerückt wird, hier die ökonomische, materielle und religiöse Entwicklung besonders betrachtet wird. Religion wird in erhabenster Weise gelehrt „aus der Vereinigung der drei Ehrfurchten" — ich bediene mich der Worte eines neueren Forschers — „vor dem, was über uns ist, vor dem, was unter uns ist und vor

dem, was uns gleich ist, erwächst die Ehrfurcht vor dem Menschen selbst; aus der Vereinigung der drei Religionsarten: der ethnischen (volksmäßigen), die am vollkommensten in der israelitischen zur Erscheinung kommt, der philosophischen, welche sich auf das Privatleben Christi als eines Weisen gründet, und der christlichen, die in der Passion des Heilands als leidende Liebe zum Ausdruck kommt, geht die wahre, vom Geschichtlichen abgelöste Religion der freien und schönen Menschlichkeit hervor." In bezug auf das andere ist es von hohem Werte, wie hier die Vervollkommnung der Menschheit angestrebt oder dargestellt ist. Es wird hier der Versuch gemacht, eine neue Gesellschaftsordnung einzuführen. Auf dem jungfräulichen Boden Amerikas wird eine neue Gemeinschaft gegründet, der aber die Errungenschaften einer tausendjährigen Kultur zugute kommen, so daß in diesem neuen Gemeinwesen, um mit dem schon einmal zitierten Forscher zu sprechen, „das bis zur Kunst durchgebildete Handwerk als Grundlage einer gemeinnützigen Tätigkeit, die Künste selbst in ihrer reinsten Gestalt, die Ehe als vollkommene geistige und seelische Ergänzung der beiden Geschlechter, das Gesetz als der übereinstimmende Ausdruck des Willens aller im Sinne einer höheren, sittlichen Naturnotwendigkeit gilt." Wenn nun freilich auf dieses neue Gemeinwesen ebenso wie auf die sogenannte pädagogische Provinz das Wort bezogen werden kann, das eine der Persönlichkeiten des Romans zu sprechen hat: „es schien mir, als sei unter dem Bilde der Wirklichkeit eine Reihe von Ideen, Vorschlägen und Vorsätzen gemeint, die freilich zusammenhingen, aber im gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen werden", so muß man doch die großartige Auffassung des Dichters, seinen Blick in eine ferne Zukunft bewundern.

Gerade das Sozialistische, der Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung, muß aufs entschiedenste betont werden. Es ist von außerordentlicher Bedeutung, daß schon hier der Gedanke der Gemeinsamkeit der Besitzenden und Arbeitenden, die Sorge der ersteren, namentlich der Landeigentümer für ihre Untergebenen, das Bestreben dieser, der Arbeiter, nicht nur Geldgewinn für die einzelnen zu häufen, sondern durch engen Zusammenschluß die Vorteile für den ganzen Stand zu erwerben, daß sich ferner hier das Bemühen ausspricht, das Handwerksmäßige zur Kunstübung zu steigern und einen Zusammenschluß der Arbeitenden hervorzurufen, der nicht nur dazu dient, ihnen größere Vorteile zu verschaffen, sondern sie zu einigen und sittlich zu heben. Das sind Anschauungen, die jener Zeit unendlich vorauseilen. Solche Gedanken, dem engen politischen Standpunkt entgegengesetzt, den der Dichter sonst einnahm, aber ihm eingegeben durch seine Menschlichkeit, durch seine innere Teilnahme an den Dürftigen und Niedrigstehenden, die zur Zeit des Erscheinens des

Werkes kaum beachtet und wenn beachtet, nicht verstanden wurden, solche Gedanken sind viel später in ihrer großen Bedeutung erkannt, nach der gewaltigen Bewegung des Jahres 1848 fast neu entdeckt worden und haben eine Wertschätzung der betreffenden Teile des Romans hervorgerufen, an die bei der ersten Veröffentlichung außer dem Dichter selbst niemand dachte.

Wer nun aber zu solchen allgemeinen Vorstellungen nicht durchzudringen vermag, und wer als ein einfacher Romanleser, allein auf die Haupthandlung begierig, die vielen eingeflochtenen Novellen als lästig und störend empfindet, der wird durch die zahllosen Einzelbemerkungen über Staat, Religion, Erziehung, allgemeine Bildung, wie sie sich in den Sprüchen und Reden finden, reich entschädigt. Darin zeigt sich die Weisheit des Alters in tausendfachen Ausstrahlungen, und darum ist das Werk, wie es in der Alterszeit des Meisters entstanden ist, in einer Epoche, da der Alte fast ausschließlich ein Innenleben führte und sich von der Menge so gut wie völlig abgesondert hatte, auch immer ein Lieblingsbuch der Alten und Älteren gewesen und wird immer nur wenigen verständlich bleiben.

Sehr hübsch hat Rochlitz, einer der feinsinnigsten Freunde Goethes, der für die neuen Werke des Meisters in mündlicher und brieflicher Unterhaltung den rechten Ausdruck zu finden wußte, das Wesen der Wanderjahre so bezeichnet: „Ich würde das Ganze, soweit ich es kenne, seinem Wesen und seiner Absicht nach doch wohl genannt haben: Hervorhebung der realistischen Seite der Welt und menschlicher Dinge vom idealistischen Standpunkte aus."

Goethe selbst stellte seiner Dichtung die Verse voran:

Und so heb' ich alte Schätze
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.

Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen;
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen.



Ulrike von Levetzow

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Letzte Liebe. Marienbader Elegie

Die Jahre 1819 bis 1823 sind nicht von besonders wichtigen Ereignissen erfüllt, außer dem Zusammentreffen mit Ulrike v. Levetzow, auf das der Titel des vorliegenden Kapitels hinweist. Nur wenige Einzelheiten sind besonders hervorzuheben.

Am 28. August 1819 wurde der Dichter 70 Jahre alt. Er war ein frischer Greis, der anderen gegenüber oft den Eindruck des Jugendlichen machte. Peucer schreibt 1827: „Goethe ist wie ein Jüngling ... Matthison ist wohl zehn Jahre jünger, aber wie sehr steht er körperlich gegen jenen Unvergänglichen zurück."

Während andere ihm die Jahre nicht anmerkten, spürte er selbst öfters ihre Wirkung. Für die Altersstimmung ist eine Äußerung bedeutsam, die Goethe an Rochlitz einmal sandte: „Mit dem Altern ist es freilich so eine Sache. Die Jahre könnte man allenfalls noch wohl ertragen, wenn sie flüchtig wie die früheren vorübergingen, da sie aber so manches auch von außen heranschleppen, womit sich die Jugend nicht befassen möchte, so spürt man freilich Mangel an Kraft und Ausdauer doppelt und dreifach. Hat man indessen so lange des Guten genossen und sich in das Schlimme gefügt, so bleibt wohl nichts übrig, als daß man seine Kräfte zusammennehme, um bis an das Ende etwas wert zu sein."

Goethe wurde durch manches daran erinnert, daß die Zeiten schwanden, vor allem durch die Trennung von manchem lieben Genossen. Der nächste seiner Amtsgenossen, Ch. G. v. Voigt (geb. 1743) starb 1819, am 22. März.

Drei Jahre vorher, 1816, hatte der in demselben Jahre zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannte Beamte sein 50 jähriges Dienstjubiläum gefeiert. Während Goethe damals dem langjährigen Genossen zu diesem Feste freundliche Verse widmete, veranstaltete er jetzt für den Heimgegangenen keine besondere Trauerfeier; das Wort aber, das er an einen jüngeren Staatsbeamten schrieb, bekundet seine Vereinsamung und seine wehmütige Stimmung: „Der Abschied des ältesten mitwirkenden Freundes muß den Wunsch um Teilnahme von jüngeren aufs lebhafteste erregen, um die Augenblicke des Scheidens durch entschlossene neue Lebenstätigkeit erträglich zu machen."

Solche Verluste konnten nicht ersetzt werden, wenn auch mit den jüngeren Beamten, den Herren v. Conta, v. Gersdorff u. a. ein freundliches Verhältnis sich gestaltete. Um so fester schloß sich der Meister an die fernen Freunde an; der Briefwechsel mit Zelter, Reinhard, Wilhelm v. Humboldt, Boisserée u. a. wurde lebhaft geführt und das Haus ward nicht leer von Besuchern. Alte Freunde sprachen wiederholt vor, Neugierige und bewundernde Reisende, Künstler und Künstlerinnen. Der erquicklichste Besuch in jenen Jahren war wohl der des genialen Knaben Felix Mendelssohn-Bartholdy, der in Begleitung seines Meisters, des treuen Zelter, erschien und durch seine unvergleichliche Kunstbegabung sowie durch die Anmut seines Wesens den Meister entzückte, förmlich verjüngte und ihn zu Schmeicheleien und Liebkosungen hinriß, die er sonst selten oder nie gewährte.

Bei der Feier seines 70. Geburtstages in Weimar war der Dichter nicht zugegen. Er war, wie er es bei solchen Gelegenheiten liebte, den Festlichkeiten aus dem Wege gegangen, indem er am 25. August von Jena nach Karlsbad fuhr. In seinen Tagebüchern und Briefen erwähnt

er jenes Fest fast gar nicht. Und doch waren an jenem Tage Briefe, Gedichte, Festspiele, Ehrendiplome in bedeutender Zahl angekommen, die sorgfältig in einem Aktenfaszikel vereinigt wurden. Zu Weimar selbst wurde unter Anregung von Müller, Peucer, Froriep im Schießhause ein Festmahl veranstaltet, bei dem Lieder des Abwesenden vorgetragen und gesungen und Toaste gehalten wurden, auf die August im Namen seines Vaters antwortete. Von auswärts war G. H. L. Nicolovius, Goethes Neffe, der Mann seiner Nichte, der Tochter Corneliens, mit seinen Töchtern Cornelia und Lorchen erschienen. Der Gefeierte begnügte sich damit, den Weimaranern durch seinen Sohn danken zu lassen. Ausführlicher ging er auf eine größere Feier ein, die in Frankfurt in der dortigen Museumsgesellschaft veranstaltet worden war; er dankte den Feiernden für ihre Teilnahme und für ein kostbares Geschenk, einen goldenen, mit Smaragden geschmückten Kranz, durch ein Gedicht: Erwiderung der Feier meines Geburtstages.

Die wiederholten Reisen nach Karlsbad, 1819 und 1820, nach Marienbad, 1821, 1822, 1823, führten Goethe immer wieder mit Mitgliedern des österreichischen Adels zusammen, teils mit den altbekannten, teils mit solchen, die sich begierig dem Gefeierten näherten. Unter den neueren Gefährten ist Joh. Sebastian Grüner und Graf Caspar Sternberg zu nennen. Der erstere, Magistratsrat in Eger, ein Mann, der zunächst als Beamter den durch die Stadt Passierenden kennen lernte und ihm die Paßformalitäten erleichterte, wurde durch Goethe zum Sammeln von Steinen veranlaßt und dadurch zu einem leidenschaftlichen Naturfreunde. Graf Sternberg, ein hoher Adliger, war selbst Naturforscher hervorragenden Ranges und wurde durch den Dichter ebenso angeregt, wie er ihn wieder anzuregen verstand. In den Verbindungen mit beiden Männern ist aber wiederum das Menschliche weit wichtiger als das Wissenschaftliche: Grüner, ein einfacher Mann, wurde nicht begönnert, sondern als ein Gleicher behandelt, Graf Sternberg, ein Hochgeborener, in der feinsten Gesellschaft verkehrender Herr, imponierte nicht durch seine hohe Geburt, sondern wurde wegen seiner Zutraulichkeit und der Liebenswürdigkeit seines Wesens geschätzt. Beide Männer gehörten seitdem zu den Engverbundenen des Meisters. Beide erschienen auch in Weimar, und Sternberg trat dem Dichter besonders nahe dadurch, daß er auch von dem Großherzog geehrt ward, der die wissenschaftlichen Neigungen seines ersten Ministers teilte und dessen Freunde gern zu sich heranzog.

Zeigt sich in solchen Verbindungen, zu denen man auch den Verkehr mit dem sprachgewandten und literaturkundigen Prof. Zauper rechnen kann, der verständnisvoll in die Dichtungen des Altmeisters sich versenkte,



Kapelle in Karlsbad
Nach einer Zeichnung von Goethe

die nie ermattende Lust, in neue Kreise einzudringen und die Fähigkeit, durch edle Zutulichkeit neue Freunde zu gewinnen, so sprach in einem anderen Verkehr das Herz.

Das große Ereignis der Marienbader Reise 1822 und 1823 war das Zusammentreffen mit den Familien von Brösigke und Levetzow.

Goethe hatte Frau Amalie v. Levetzow 1806 kennen gelernt und das Andenken an ihre anmutige Erscheinung durch die Jahre bewahrt. Er traf die früh verwitwete Frau 1821 in der Gesellschaft ihrer Eltern und ihrer drei Töchter Amélie, Bertha und Ulrike; auf den ziemlich flüchtigen Verkehr jenes Jahres folgte ein wochenlanges, fast ständiges Zusammensein in den Sommern 1822 bis 1823. Goethe fühlte sich in diesen Wochen unendlich wohl. Wie sehr dies der Fall war, geht aus den Tagebüchern und Briefen hervor. Seinem Sohn und seiner Schwiegertochter gab er Andeutungen von seinem Frohgefühl, von den neuen Empfindungen, die sich in ihm vorbereiteten. So schrieb er einmal: „Weiß Dame Ottilie im Tagebuch den Worten ‚Terrasse', ‚Gesellschaft', ‚Familie' den rechten Sinn zu geben, so ist sie ganz in meinem Geheimnis". „Ich gelangte (von der Feier des Königs Geburtstag) erst um Mitternacht nach Hause, woraus Du erraten wirst, daß außer Tanz, Tee, Abendessen und Champagner, wovon ich nichts mitgenoß, sich noch ein Fünftes müsse eingemischt haben, welches auf mich seine Wirkung nicht verfehlte." Nachdem er seine Freude ausgedrückt, daß August einen Engländer freundlich empfangen, schreibt der Alte: „Das ist mir eine wahre Lust. Verzeihung! Aber das Zu-

sammensein so guter verständiger Menschen, als wir sind, war mitunter so stockend als möglich, zu meiner Verzweiflung; es fehlte ein Drittes oder Viertes, um den Kreis abzuschließen." „Es ist nicht mit Worten auszudrücken, was diese acht Wochen freien, heiter geselligen Lebens mich wiederhergestellt haben." „Gern gesteh' ich, daß ich mich solchen Wohlbefindens an Leib und Geist lange nicht erfreute, und wünsche nur, diese tätige Heiterkeit mit zu euch zu bringen."

Diese Stimmung war nicht nur erzeugt durch das Zusammensein mit vornehmen und gebildeten Menschen, sondern durch die Leidenschaft, die der 74 jährige in sich aufkeimen fühlte. Sie galt der siebzehnjährigen Ulrike v. Levetzow. Sie muß bezaubernd gewesen sein. Ein Jugendbildnis stellt sie dar „in dem ganzen Zauber ihrer kindlichen Reinheit; die braunen Augen blickten unter den krausen braunen Locken unschuldig und treuherzig in die Welt, und wir begreifen, wie das Töchterchen so früh dem Dichter es angetan hat. Dieser feingeformte Mund, will es uns bedünken, eröffnet sich zu den Mahnungen kindlicher Weisheit, die er von ihrer reinen freien Stirn abgelesen hat."

Der Dichter brachte dem jungen Mädchen seine Huldigungen dar und glaubte, daß sie die innige Zärtlichkeit, die ihn durchströmte, erwidere. Ulrike hat in hohem Alter durchaus geleugnet, daß sie ein wärmeres Gefühl für den alten Herrn besessen, ja, hätte am liebsten andere glauben gemacht, daß es sich hier nur um die freundliche Begegnung eines Großvaters mit einer Enkelin gehandelt hätte. Im Jahre 1898, da sie 94 Jahre alt war, erzählte sie einem jugendlichen Besucher: „Es war keine Liebschaft; Wahrheit und Dichtung werden vermischt, wenn man von meinen Beziehungen zu Goethe spricht. Als ich ihn kennen lernte, war er 72 Jahre alt, ich 17; ich kam aus Straßburg aus der Pension und kannte nur Voltaire und die französischen Schriftsteller. Von Goethe hatte ich nichts gelesen, ich wußte kaum, wer er war und lernte ihn kennen als Se. Excellenz, den Herrn Minister. Aber diese Unwissenheit gefiel Goethe gerade, er kannte meine Familie, und da wir damals dasselbe Haus bewohnten, so bat Goethe um die Erlaubnis, mit mir spazieren gehen zu dürfen. Er belehrte mich und ließ mich an seinen mineralogischen Studien teilnehmen. Goethe konnte mein Großvater sein und so betrachtete ich ihn auch. Und er nannte mich nur immer ‚sein Töchterchen'." Ein anderes Mal sagte sie: „Es war keine Liebschaft, sondern Goethe fand Gefallen an mir und suchte mich zu belehren, und ich hatte für ihn eine tiefe Verehrung." Und dann erzählte sie eine anmutige Geschichte: „Er erfreute sich, mit mir und unserem Kreise junger Mädchen zu verkehren. Er lehrte uns Gesellschaftsspiele. Eines Tages saßen wir wieder beisammen, und Goethe schlug folgendes Spiel vor: Ein Mitglied der Gesellschaft muß



Ulrike von Levetzow mit Mutter und Geschwistern
Ulrike ist mit der Laute in der Hand abgebildet

ein Thema anschlagen und darüber reden. Der Nachbar fährt fort; aber ein anderer hat das Recht, ein Wort einzuwerfen, das in die Erzählung verwoben werden muß, und so geht das Spiel weiter. Ich begann nun von einer schönen Gegend zu reden, und spann das Thema aus. Das Spiel ging im Kreise herum, und als ich wieder daran kam, warf Goethe das Wort ‚Strumpfband' ein. Ich wurde rot und wußte nicht, was ich sagen sollte. Da lachte Goethe und half mir aus der Verlegenheit, indem er selbst die Erzählung fortsetzte, und zwar ging er sogleich auf den Strumpfbandorden über." Und ein anderes Mal: „Amelie fragte den Dichter einmal, wie ihm ihr Kleid gefiele. ‚Es ist sehr hübsch', antwortete Goethe, ‚aber Ulrikens ist hübscher'. Darauf die Schwester: ‚da hätte ich ja gar nicht zu

fragen brauchen, an Ulriken ist ja alles hübscher'." Wie zuverlässig das Gedächtnis der Greisin ist, ersieht man daraus, daß die erste Geschichte bestätigt wird durch eine Eintragung in Goethes Tagebuch „kleine Spiele", die andere durch die Notiz 3. September 1823: „Kleid von gegittertem echten schottischen Zeuge, das sehr gut stand." Aber so treu auch das Gedächtnis der alten Dame für Kleinigkeiten war, die Hauptsache hatte sie vergessen oder wollte sie nicht mehr wissen. Denn die Hauptsache ist, daß Goethe, wie Ulrike in schriftlichen Aufzeichnungen zugab, die Jahre oder Jahrzehnte vor den oben wiedergebenen mündlichen Mitteilungen gemacht wurden, nicht etwa nur ein flüchtiges Wohlgefallen an diesem Kinde fand, sondern von ihren Reizen so vollständig erfüllt war, daß er sich entschloß, sein Leben mit ihr zu teilen. Freilich wagte er es nicht selbst, dem Mädchen seine Liebe zu gestehen, oder bei der Mutter um die Hand der Geliebten anzuhalten, sondern beauftragte den Großherzog damit, der damals in Marienbad weilte. Das weiß man sicher aus folgender Erzählung Ulrikens:

„Der Großherzog war es, welcher meinen Eltern und auch mir sagte, daß ich Goethe heiraten möchte. Erst nahmen wir es für Scherz und meinten, daß Goethe sicher nicht daran denke, was er widersprach und oft wiederholte, ja, selbst mir es von der verlockendsten Seite schilderte, wie ich die erste Dame am Hofe von Weimar sein würde, wie sehr er, der Fürst, mich auszeichnen wolle, er würde meinen Eltern gleich ein Haus in Weimar einrichten und übergeben, damit sie nicht getrennt von mir lebten. Für meine Zukunft wolle er in jeder Weise sorgen; meiner Mutter redete er sehr zu, und später hörte ich, daß er ihr versprochen, daß, da nach aller Wahrscheinlichkeit ich Goethe überleben würde, er mir nach dessen Tod eine jährliche Pension von 10 000 Talern aussetzen wolle. Meine Mutter hatte sich aber fest vorgenommen, keine ihrer Töchter zu einer Heirat zu überreden und zu bestimmen, doch sprach sie darüber und frug mich, ob ich mich wohl dazu geneigt fühle, worauf ich ihr erwiderte, ob sie es wünsche, daß ich es tue; ihre Antwort war: ‚Nein, mein Kind, du bist noch zu jung, um daß ich dich schon jetzt verheiratet sehen möchte; doch ist der Antrag so ehrenvoll, daß ich auch nicht, ohne dich darüber zu fragen, ihn abweisen kann; du mußt es dir überlegen, ob du in einer solchen Lage den Goethe heiraten kannst.' Ich meinte: ‚Ich brauchte keine Zeit zu überlegen, ich hätte Goethe sehr lieb, so wie einen Vater, und wenn er ganz allein stünde, ich daher glauben dürfte, ihm nützlich zu sein, da wollte ich ihn nehmen; er habe aber durch seinen Sohn, welcher verheiratet sei und bei ihm im Hause lebe, eine Familie, die ich verdrängen würde, wenn ich mich an ihre Stelle setze: er brauche mich nicht, und die Trennung von Mutter, Schwestern und Großeltern würde mir gar zu schwer; ich hätte noch gar keine Lust zu heiraten.'"

Man staunt über diese nüchternen Überlegungen eines kühlen Mädchenköpfchens, das keine Ahnung hat von dem Brand, den es entzündet und mit heiterer Ruhe den Feurigen zurückweist, der sich in jugendlichster Leidenschaft verzehrt.

Die Vorgänge, von denen Ulrike so ruhig zu berichten weiß, müssen sich kurz vor der Trennung zugetragen haben. Der Alte ertrug das herbe Leid, das ihm widerfahren war, mit äußerlicher Ruhe; seine Gefühle aber strömte er aus in einem gewaltigen Liede. Am 5. September 1823, nach der Abfahrt, notierte er in seinem Tagebuche „Abschrift eines Gedichts"; am 6. „an dem Gedichte redigiert"; am 7. „Das Gedicht fortgesetzt". An demselben Tage, gleich nach der Ankunft in Eger „Abschrift der neuesten Strophen"; am 12. „Das Gedicht abermals unterwegs durchgegangen und Bemerkungen gemacht"; am 17., nachdem er in Weimar angelangt ist „Abschrift des Gedichts."

Wochenlang bewahrte er diesen kostbaren Schatz nur für sich. Erst am 27. Oktober lud er Eckermann ein, das Gedicht zu lesen: „Der Diener brachte zwei Wachslichte, die er auf den Arbeitstisch stellte, Goethe ersuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu lesen geben. Und was legte er mir vor? Sein neuestes liebstes Gedicht, seine Elegie von Marienbad. ...Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Äußeren, daß er dies Manuskript vor allen seinen übrigen besonders wert halte." Später las der Dichter seine Beichte wieder und immer wieder. Einige Wochen später ließ er sie sich von Zelter vorlesen: „Es war doch eigen", so schrieb er ihm nachher, „daß Du mir durch Dein sanftes gefühlvolles Organ mehrmals vernehmen ließest, was mir in einem Grade lieb ist, den ich mir selbst nicht gestehen mag, und was mir denn doch jetzt noch mehr angehört, da ich fühle, daß Du Dir's eigen gemacht hast." Er fügt hinzu: „Ich darf es nicht aus Händen geben, aber lebten wir zusammen, so müßtest Du mir's so lange vorlesen und vorsingen, bis Du's auswendig könntest." Dieses Original ist, nachdem das Gedicht selbst von dem Dichter in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen worden, 1900 den Mitgliedern der Goethegesellschaft in einer wundervollen Vervielfältigung dargeboten worden.

Schon die Eingangsverse versetzen unmittelbar in das gesteigerte seelische Empfinden des Dichters:

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschloss'ner Blüte?
Das Paradies, die Hölle steht dir offen;
Wie wankelsinnig regt sich's im Gemüte! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt ans Himmelstor,
Zu ihren Armen hebt sie dich empor.

Die Verse schildern nun im einzelnen die Wehmut des Abschieds und bezeugen den grenzenlosen Verlust, der mit dem Verschwinden der Geliebten eingetreten ist. Auch die Schönheit der Natur versagt diesmal ihre Tröstungsmacht, weil sie überall der Geliebten Bild wiederzustrahlen scheint:

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt seraphgleich aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Äther droben,
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor:
So sahst du sie in frohem Tanze walten,
Die lieblichste der lieblichen Gestalten.

Er erinnert sich aller kleinen Augenblicke des Zusammenlebens, wie er von ihr empfangen, begleitet wurde, ihr einen Kuß auf die Lippen drückte und muß nun den zerreißenden Schmerz des Abschieds kosten. Ein solcher Schmerz aber, der Schwächere niederschmettert, drückt ihn nicht nieder, sondern erhebt ihn:

In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: Fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Selbstsinn, Eigennutz und Eigenwille sind geschwunden, und doch kann der Liebende sein Gefühl nicht meistern, von unbezwinglichem Sehnen wird er umhergetrieben:

Da bleibt kein Rat, als grenzenlose Tränen

Und während er die Seinen ermahnt, dem tätigen Leben sich hinzugeben, hat er für sich nur die Verzweiflung:

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
Sie trennen mich — und richten mich zugrunde.

Die Marienbader Elegie ist in den Ausgaben der Gedichte als Mittelstück der „Trilogie der Leidenschaft“ gedruckt. Ihr geht als der Anfang ein Gedicht „An Werther“ voran; ihr folgt als Schluß die „Aussöhnung“. An diese Trilogie angereiht ist ein viertes Gedicht „Äolsharfen“, das seiner Empfindung nach an der ersten Stelle stehen müßte.

In dem letztgenannten Gedichte, einem Wechselgespräch, zittert die erste Trennung von dem geliebten Mädchen nach; die Unterrednerin ist

zwar betrübt über die Trennung, ihr Leid jedoch stammt nur aus Störung der lieben Gewohnheit; bei dem Liebenden aber regt sich der Gedanke: daß Verzichten das traurige Los des Alters ist. Und bewegt begrüßt er die Wiedererschienene mit den Worten:

> Ja, du bist wohl an Iris zu vergleichen!
> Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
> So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
> Und immer neu und immer gleich wie sie.

Dem Gebeugten winkt ein Trost, wie in dem dritten Gedicht „Aussöhnung" geschildert ist. Die Kunst ist es, die Musik, die dem Leidenden durch die wunderbare Gabe der Sängerin, Frau Anna Milder-Hauptmann, und durch das Klavierspiel der großen Künstlerin, Mme. Szymanowska, erklang. Die Musik, welche die Schmerzen mildert, wenn auch nicht vernichtet.

Doch das wußte der Verfasser des „Werther" am besten und sprach es nun 1824 beim 50 jährigen Jubiläum jener Dichtung in den Versen „an Werther" aus, daß weder Vernunft noch Kunst eine Leidenschaft zerstören können. Und so stellt sich dieses Lied als schmerzensvoller Rück- und Ausblick dar, eine Schilderung des ewigen Kreislaufs von Lustbegier und Schmerzempfindung in der glücklichen Kindheit, der hoffnungsvollen Jugendzeit, dem verzichtenden Alter:

> Und wir, verschlungen wiederholter Not,
> Dem Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod!
> Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,
> Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
> Verstrickt in solche Qualen, halb verschuldet,
> Geb' ihm ein Gott, zu sagen, was er duldet.

Nach der Heimkehr von jener verhängnisvollen Marienbader Reise wurde Goethe schwer krank, so daß man für sein Leben fürchtete. Seine gesunde Natur überwand die Krankheit noch einmal. Er genas an Körper und Seele. Und das große Entsagungswerk begann von neuem. Daß August und Ottilie dem Alten über seine Heiratspläne, die ihnen bekannt geworden waren, schlimme Szenen machten, daß sie mit Wegzug drohten, sei kurz erwähnt. Für den Alten war es wohl ein Glück, daß die Heirat nicht vollzogen wurde. Sie hätte ihm eine kurze Seligkeit verschafft und doch nur Unheil zur Folge gehabt.

Der Verkehr mit Ulrike hörte nicht völlig auf, freilich schrieb er nur an die Mutter, aber die Zeilen, die er an sie richtete, waren mehr für die Tochter bestimmt. Vielleicht stammt aus der Zeit nach der persönlichen

Trennung der Entwurf eines Briefes an das geliebte Mädchen, der freilich niemals abgeschickt wurde. Der Schreiber berichtet von einem Traum: „Ich fand Sie freundlich und hübsch, anmutig und schön, so liebenswürdig als möglich und mir wie immer gewogen. Ihre Gegenwart war mir unentbehrlich geworden und alle traumartigen Hindernisse, die mich in der großen palastähnlichen Wohnung von Ihnen zu entfernen sich fügten, vermochten es nicht, ich war immer wieder an Ihrer Seite, gleich vertraut und vertrauend, ich verweilte statt zu gehen, und wenn ich gegangen war, kam ich wieder, sogar daß es mir zuletzt schien, beschwerlich geworden zu

Brief der Ulrike von Levetzow an Goethe

sein. Ich beschied mich, eilte nach der Türe eines großen Gartens, die ich aber verschlossen fand.

Sollte das nicht auf eine recht innerlichste Zuneigung deuten, auf unbezwingliche Anhänglichkeit und wahre Liebe."

Auch von Ulrike haben sich einige herzlich unbedeutende Briefe erhalten. Am 28. August 1824 beteiligt sie sich an einem zum Glückwunsch bestimmten Familienbriefe durch folgende Zeilen:

Geehrter Herr Geheime Rath

Heute vor einem Jahre hatten wir das Vergnügen, beinahe den ganzen Tag mit Ihnen in Ellbogen zuzubringen, damals nahmen wir uns sehr

in acht, das öffentliche Geheimnis nicht durch Worte zu entheiligen, da Sie unsere Gefühle in unsern Mienen lesen konnten, heute ist es anders, aber gewiß nicht besser, denn wir entbehren das Glück, in Ihrer Gesellschaft zu sein, und darum dürfen wir auch aussprechen, was wir fühlen an dem Tage, der Sie uns und der Welt schenkte. Nehmen Sie daher unsere besten innigsten Wünsche für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit von uns mit freundlichem Wohlwollen an und erinnern sich auch entfernt zuweilen an Ihre ergebene Freundin

Ulrike.

Wohl die letzte Nachricht, die aus dem böhmischen Schlosse nicht von der ehemals Heißgeliebten, sondern über sie nach Weimar drang, ein Briefchen der Mutter vom 6. September 1829 lautet so:

„Ulrike ist wie sie war, gut, sanft, häuslich, sorgt für die Schwester und deren Kinder, dabei heiter, ohne lustig zu sein. Ihre immer gleich bleibende Laune, ihr gefälliges anspruchsloses Wesen macht ihr fast aus allen Bekannten Freunde, was ja als ein Glück anzusehen ist."

In diesem Glück, wenn es wirklich ein solches zu nennen ist, allen gefällig zu sein und nichts zu entbehren, lebte Ulrike noch viele Jahrzehnte; fast hundertjährig ist sie gestorben.

Man mag es ja auch ein Glück nennen, daß sie die Leidenschaft kaum ahnte, die sie dem Größten eingeflößt hatte. Der Dichter aber bewahrte in sich das hohe schmerzensvolle Glück, noch einmal der Liebe Lust und Leid gekostet zu haben. In jenen Tagen, da er sein herrliches Abschiedsgedicht abschloß, schrieb er einige Briefe an Freunde und fügte diesen die Worte hinzu, die unverständlich für jene, für uns verständlich, den Abschluß andeuten sollten, zu dem er gelangt war: „Neigung, Friede, Freude."

Und wenn der Mensch in seiner Quaal verstummt
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide

Motto der Marienbader Elegie



Goethe-Medaille
Von Pierre Jean David 1829

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Ausgabe letzter Hand. Prosaschriften

Die Wanderjahre bildeten, wie oben S. 390 erwähnt, einen Bestandteil der „Ausgabe letzter Hand". Darunter versteht man die vierzigbändige Ausgabe, die im Cottaschen Verlage in den Jahren 1827 bis 1830 erschien.

Das Verlagsrecht dieser Buchhandlung hatte sich, wie S. 385 erwähnt worden war, bis zum Jahre 1823 erstreckt.

Noch in demselben Jahre begann von Weimar aus eine eifrige Tätigkeit, bei der August sich vollkommen bewährte, indem er selbst Beratungen pflog, Briefe schrieb und sich außerordentlich bemüht zeigte, den Vorteil des Vaters, der auch der seine war, im Auge zu halten. Mannigfache Buchhändler drängten sich zu der lockenden Ausgabe: Joseph Max & Co. in Breslau, F. A. Brockhaus in Leipzig; auch aus Hamburg und Bremen gingen beachtenswerte Angebote ein. Während der Sohn am liebsten den Höchstbietenden ohne weiteres angenommen hätte, neigte der Vater von vornherein zu Cotta, teils der alten Anhänglichkeit wegen, teils weil

dieser schon bei der zweiten Ausgabe sich bereit erklärt hatte, 10 000 Taler mehr zu zahlen als irgend ein anderer Verleger.

Bevor die Verhandlungen eine greifbare Gestalt annahmen, war der Alte bemüht, sich von dem Deutschen Bunde, aber auch von den großen Staaten, Preußen und Österreich, wie von den kleinsten, den vier Hansastädten, Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen, Schutz gegen den Nachdruck zu verschaffen. Die demütigen Bittschreiben an die meisten dieser Staaten sind ebenso erhalten, wie die von Dank überströmenden Briefe, die nach Gewährung des erbetenen Schutzes an Fürsten und Städte gerichtet wurden.

Nachdem diese wichtige Vorarbeit erledigt war, wurden die Verhandlungen mit Cotta eifriger geführt, teils durch einen direkten Briefwechsel zwischen Weimar und Stuttgart, teils durch Vermittlung von Sulpiz Boisserée, oder durch mündliche Verhandlungen mit dem Buchhändler. Da ein Höchstgebot von 50 000 Talern vorlag, so erklärte sich Cotta bereit, 60 000 Taler zu zahlen als Grundhonorar, wofür ihm 20 000 Subskribenten zugestanden werden sollten; für jede weiteren 10 000 Abnehmer wollte er 20 000 Taler entrichten. Nicht ohne weiteres ging der Verfasser auf diese lockenden Zahlen ein. Er wünschte genau unterrichtet zu werden, sowohl über die, die die Werke direkt vom Verleger abnähmen, als über die Zahl der auf dem Buchhändlerweg verkauften Exemplare, und er hätte es gern gesehen, eine besondere Entschädigung für die Einzelausgaben der verschiedenen Schriften zu erhalten und legte besonderen Wert auf die Ausstattung für diese Ausgabe, „die man ohne Anmaßung eine Nationalangelegenheit nennen darf.“ Er bedang sich ferner aus, daß die auf 40 Bände berechnete Edition in vier Jahren, von 1827 an, vollendet sein und in acht Lieferungen zu fünf Bänden ausgegeben werden sollte.

Während der Verleger diese günstigen Bedingungen gewährte, wurde auf Anstacheln Augusts die geforderte Summe auf 100 000 Taler erhöht, freilich mit dem Zugeständnis, daß weitere Forderungen für Einzelexemplare vom Weimar nicht erhoben werden sollten und mit dem ferneren, daß der Buchhändler 40 000 Exemplare abzusetzen das Recht haben sollte, ehe er zu einer Nachzahlung verpflichtet war.

Auf solche erhöhte Forderung glaubte Cotta jedoch nicht eingehen zu können. Durch die Vermittlung Boisserées, der bei dieser Angelegenheit ein wirklich großes diplomatisches Talent entwickelte, kam Anfang 1826 eine Einigung zustande. Danach wurde das Verlagsrecht auf zwölf Jahre, von 1826 bis 1838, dem Verleger zugestanden. Er hatte dafür 60 000 Taler und beim Abschluß des Kontrakts eine kleine Entschädigung von 5000 Talern zu zahlen. Diese Summe mußte in acht Raten von je 7500 Talern nach Weimar bezahlt und an jedem Zahlungstermin eine

Lieferung von fünf Bänden ausgegeben werden. Nach dem Absatz von 20000 Exemplaren sollten für je 1000 weitere 3000 Taler entrichtet werden. Nach neun Jahren würden dann die Vertragsschließenden zu neuen Verhandlungen zusammentreten, in denen die billigen Wünsche des Verlegers zu berücksichtigen waren. Als am 3. Februar 1826 die Angelegenheit geordnet war, richtete der Alte an den Verleger folgenden Brief: „Da sich die Beruhigung, zu der unser Geist gelangt, nicht mit Worten und Zeichen ausdrücken läßt, so erlaube mir Euer Hochwohlgeboren im allgemeinen das Höchstbedeutende zu sagen: daß ich seit Jahren erst in diesen Stunden eine wahrhafte Zufriedenheit empfinde, wo ich gewiß bin, daß die Resultate meiner literarischen Tätigkeit in Ihre Hände gelegt sind; ein gültigeres Zeugnis wechselseitigen Vertrauens konnte nicht gegeben werden. Schritt für Schritt wird sich dartun, daß ich kein ander Geschäft mehr habe, als diese Ergebnisse meines Lebens uns beiderseitig zu Ehr und Vorteil abzuschließen. Sie handeln in gleichem Sinne, und da ist denn wohl keine Frage, daß wir etwas Wertes und Würdiges zutage fördern werden."

An den treuen Unterhändler aber, der diese wichtige Angelegenheit zum richtigen Abschluß gebracht hatte, sendete der Alte am gleichen Tage folgende Dankeszeilen: „Sie haben sich, lassen Sie es mich geradezu sagen, so klug als tüchtig, so edel als grandios gezeigt, und ich fange nur an, mich zu prüfen, ob ich meinen Dank bis an Ihre Leistung steigern kann."

Die ersten Bände erschienen wirklich 1827, nach vier Jahren lagen sämtliche 40 vor. Über die Teilnahme des Publikums an diesem Riesenwerk ist man nicht unterrichtet und kann daher nicht sagen, ob und inwieweit die Zahl der 20000 Abnehmer überschritten wurde. Da alsbald nach Ablauf der Frist (1840) eine neue Ausgabe erschien, so hat man allen Grund anzunehmen, daß der Verleger auf seine Kosten gekommen war, und daß die Erben des Verfassers keinen Anlaß hatten, mit einem andern Buchhändler abzuschließen.

Im Jahre 1832, unmittelbar nach Goethes Tode, wurde der Vertrag auf 15 Nachlaßbände ausgedehnt und für diese, entsprechend dem Hauptvertrage, die Summe von 22500 Talern bewilligt. Im Ganzen hatte, wie man aus Cottas Rechnungsbüchern ersehen kann, mit Einschluß der zuletzt angeführten Summe, Goethe von 1795 bis 1832 von dem genannten Buchhändler für seine Zeitschriften, Beiträge in Zeitungen und anderen Unternehmungen jenes Verlages, für Einzelausgaben und für die drei Gesamteditionen von 1806, 1815 und 1827 die stattliche Summe von 150000 Talern erhalten.

Die Einteilung jener endgültigen Ausgabe ist seitdem für die meisten Wiederholungen des Textes maßgebend geblieben.

Die Ausgabe letzter Hand enthält außer den Wanderjahren vier Arten von prosaischen Schriften, die in diesem Abschnitte zu behandeln sind: Sprüche in Prosa, Biographische Arbeiten, Literarische Beurteilungen und kleine Aufsätze, sowie die Abhandlungen über Kunst.

I. Sprüche in Prosa. Maximen und Reflexionen. Die Anfänge der Sammlung reichen noch in die Zeit der italienischen Reise zurück. Eine größere Reihe stammt aus dem Jahre 1795; außerdem gehören etwa 20 Nummern in die Epoche vor 1800. Wie die Spruchweisheit überhaupt zumeist Sache des höheren Alters ist, so gehört auch diese Fassung fast ausschließlich der zweiten Hälfte, ja dem letzten Drittel des Lebens Goethes an, wenn auch die Gedanken selbst ihn Jahre und Jahrzehnte vorher beherrscht hatten. Diese Sprüche zu einem System zu vereinigen, lag seiner Absicht gänzlich fern. Auch hat er niemals alle diese Sätze als eine selbständige, in sich zusammenhängende Abteilung in seine Werke aufgenommen, sondern nur gelegentlich einiges mitgeteilt. Den Anfang dazu machte er in den „Wahlverwandtschaften“ unter dem Titel: „aus Ottiliens Tagebuch“, andere veröffentlichte er unter verschiedenen Überschriften in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Kunst und Altertum“ als auch besonders in den naturwissenschaftlichen Studien gewidmeten Zeitschriften. Noch andere Sprüche rückte er, wie oben gezeigt, in die endgültige Ausgabe der Wanderjahre ein, unter der Aufschrift „im Sinne der Wanderer“, um anzudeuten, daß die Sprüche den Anschauungen der Personen des Romans zwar gemäß und verwandt, aber nicht notwendig als ihr Eigentum zu betrachten seien. Viele Abteilungen sind bei Lebzeiten des Meisters überhaupt nicht gedruckt, sondern in seinem Nachlaß gefunden, und teilweise von den Herausgebern dieses Nachlasses, Riemer und Eckermann, aufgenommen worden. Über die Art der Aufnahme hatte zwischen Verfasser und Herausgeber eine Verabredung stattgefunden, die der eine von ihnen so wiedergibt: „Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunst bezüglichen Aphorismen in einen Band Kunstgegenstände, alle auf die Natur bezügliche in einen Band über Naturwissenschaften im allgemeinen, sowie alles Ethische und Literarische in einen gleichfalls passenden Band dereinst zu verteilen habe.“ Die neueren Herausgeber haben diese Anordnung nur zum Teile bewahrt, teils griffen sie auf die alte Art zurück, die Goethe beobachtete, und fügten alles von ihm nicht Gedruckte in selbständiger Anordnung hinzu. Zu der von Eckermann vereinigten Masse ist vieles aus verschiedenen handschriftlichen Quellen, namentlich aus dem Nachlaß hinzugekommen; alles dies ist von G. v. Loeper und Max Hecker mit dem alten Bestande vereinigt worden.

Die „Sprüche in Prosa“ sind ein Lehrbuch der Lebensweisheit, nicht

in der wohlgeordneten Form eines Lehrgebäudes, nicht nach bestimmten Stoffen zusammengestellt, sondern in kurzen Sätzen dargelegt, die oft bei besonderen, noch nachweisbaren Veranlassungen entstanden sind, und die auf einzelne Vorgänge und Persönlichkeiten Bezug haben. Sie sind meist eigenartig gestaltet, enthalten nicht allgemeine Lehrsätze, sondern Auseinandersetzungen, die sich aus der persönlichen Stellung des Verfassers zu Gott und Welt ergeben. Goethes sonstigem Wesen, seiner Auffassung entsprechend wird Politik und Religion nur gestreift, Wissenschaft und Moral aufs eingehendste behandelt. Der unermüdliche Wissenstrieb, die im Alter eher gesteigerte, als geminderte Lust am Forschen, bei dem Bewußtsein, daß auch dem eifrigsten Forschen gewisse Grenzen gesteckt werden, die Freude an den Fortschritten des Wissens, das Behagen an der Jugend, wenn sie ernst und tüchtig ihren Weg geht, das Festhalten an der einmal gewonnenen Überzeugung und das Frohlocken über einen Sieg der durch angestrengte Arbeit erworbenen Resultate kommt in den Sprüchen zum Ausdruck. Auch die Sprache des Werkes ist hochbedeutend: keine der Altersarbeiten Goethes ist so frei von Spuren des Alters wie diese.

Auch der Verfasser legte auf diese Sammlung großen Wert. Das Wort, das er einmal seinen Wilhelm sagen läßt, kann man, wie der neueste Herausgeber es tut, auf die Sprüche anwenden: „kurz gefaßte Sprüche jeder Art weiß ich zu ehren, besonders wenn sie mich anregen, das Entgegengesetzte zu überschauen und in Übereinstimmung zu bringen.“

Keineswegs hat Goethe alles selbst erdacht. Darum setzte er an die Spitze der Sprüche das Wort: „Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken“ und ließ seine Ottilie niederschreiben: „Einen guten Gedanken, den wir gelesen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wohl in unser Tagebuch.“ So verfuhr er selbst: er zeichnete mit kleinen Veränderungen aus den zahllosen Büchern, die er las, Sätze auf, die ihm gefielen oder seiner Anschauung entsprachen und spann Gedanken weiter aus, die er irgendwo gelesen oder gehört hatte. So hat er sich wirklich das Fremde angeeignet: manchmal hat er aus seinen Quellen durchaus wörtlich entlehnt, manchmal den besonderen Gedanken zu einem allgemeinen gemacht. Außer den vielen Beobachtungen, die er beim Spazierengehen, bei Betrachtung von Menschen und Dingen, auf Reisen machte, benutzte er die verschiedensten Quellen. Solche sind ihm die Bibel, der Koran, Sprichwörtersammlungen, Werke des Altertums, geschichtliche, dichterische, philosophische Werke, besonders Plotin, zahllose neuere Schriften, unter denen die Memoiren verschiedener Zeiten und Völker obenanstehen, aber auch neben vielen Deutschen: Herder, Schiller u. a. gar mannigfache Ausländer: Frau v. Sévigné,

Lorenz Sterne, Frau v. Staël u. a. Er scheute sich durchaus nicht, Dinge, die er in Versen gelegentlich behandelt hatte, noch einmal in Prosa wiederzugeben, oder Betrachtungen, zu denen er in Briefen oder Aufsätzen gekommen war, für seine Sprüche nochmals zu verwerten. So ist dieses Buch „Eigenes und Fremdes" wirklich sein Eigentum geworden. Wenn es auch nicht als Ganzes geplant war, so bildet es in höchstem Maße ein Ganzes und ein Einheitliches. Man kann mit dem neuesten Herausgeber dieser Sammlung sagen: „Goethes Persönlichkeit ist es, in der das Auseinanderstrebende seine Einheit findet; denn nach diesen Maximen hat er sein Leben gelebt, in diesen Reflexionen bricht sein Geist in tausend Farben. Absteigend von der Scheitelhöhe des Lebens hat Goethe seinem Volke nur e i n Werk geschenkt, das gleich unserer Sammlung Einheit und Mannigfaltigkeit zugleich ist: den westöstlichen Divan. Auch unsere Sammlung ist ein Divan. Ein Buch der Sprüche, ein Buch der Betrachtungen hier wie dort. Das Buch des Unmuts ist nicht vergessen worden. Timurs Gestalt steigt vor uns auf, und ein aufmerksames Ohr wird leise Klänge aus dem Buch der Liebe vernehmen."

Man müßte das Ganze abschreiben, um diese Fülle von Eigenartigem, trefflich Ausgedrücktem, Weisheitgetränktem erkennen zu lassen. Oft erklingen ganz moderne Töne, wenn es z. B. in einem nur handschriftlich erhaltenen Satze heißt: „eine solche Witwe (die ihren Kindern den Vater zu ersetzen imstande ist) ist in höchsten Ehren, und es war schon der Vorschlag, ab man solche nicht für fähig erklären sollte, in die Zahl der aufzurufenden Gerichtspersonen aufgenommen zu werden. Vielleicht könnten auch solche Hausfrauen, welche ganz erweislich die eine Hälfte des Haushaltes vollkommen beraten, eines gleichen Rechtes bei Lebzeiten ihrer Männer teilhaftig werden." Nur um den Leser einzuladen, sich in diesen Lebensführer zu vertiefen, sei aus den 1413 Sätzen, wie sie die neueste Ausgabe zusammenstellt, etwas mehr als ein Dutzend hervorgehoben:

„Wer gegen sich selbst und andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente."

„Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum."

„Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem stockenden pedantischen Volke ein Ärgernis und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Torheit."

„Es gibt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde sinnen. Dabei ist nichts zu gewinnen. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher acht gehabt und davon Vorteil gezogen."

„Das ganze Leben besteht aus: Wollen und Nichtvollbringen, Vollbringen und Nichtwollen."

„Herrschen und Genießen geht nicht zusammen. Genießen heißt: sich und andern in Fröhlichkeit angehören; herrschen heißt: sich und anderen im ernstlichsten Sinne wohltätig sein."

„In der Jugend bald die Vorzüge des Alters gewahr zu werden, im Alter die Vorzüge der Jugend zu erhalten, beides ist nur ein Glück."

„Das Publikum beklagt sich lieber unaufhörlich übel bedient worden zu sein, als daß es sich bemühte, besser bedient zu werden."

„Denn das Gemeine ists eigentlich, was den Herren Natur heißt! Aus sich schöpfen, mag wohl heißen, mit dem eben fertig werden, was uns bequem wird."

„Das Schrecklichste für den Schüler ist, daß er sich am Ende doch gegen den Meister wiederherstellen muß. Je kräftiger das ist, was dieser gibt, in desto größerem Unmut, ja, Verzweiflung ist der Empfangende."

„Die Sinne trügen nicht, das Urteil trügt."

„Irren heißt: sich in einem Zustande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrtum sich und andern entdecken, heißt rückwärts erfinden."

„Die Güte des Herzens nimmt einen weiteren Raum ein als der Gerechtigkeit geräumiges Feld."

„Wer freudig tut und sich des Getanen freut, ist glücklich."

II. Von den biographischen Schriften sind manche, wenn sie auch erst in den letzten Lebensjahren gedruckt wurden, bereits oben kurz behandelt worden: die Beschreibung der italienischen Reise, die Campagne in Frankreich, die Belagerung von Mainz. Aus diesem Grunde brauchen sie an dieser Stelle nicht nach ihrem Inhalt erläutert zu werden, sondern müssen nur kurz hinsichtlich ihres Kunstwertes gewürdigt werden. Gemeinsam ist allen dreien, im Gegensatz zu allen übrigen Beiträgen unseres Meisters zu seiner Lebensgeschichte, daß sie die in den Zeiten der geschilderten Vorgänge geschriebenen Briefe verwerten und ihnen zumeist, oft mit absichtlicher Ausschließung aller sonstigen Quellen folgen. Dadurch erlangen alle drei den Vorzug großer Unmittelbarkeit und Frische, der durch eine spätere, noch so lebendige Darstellung niemals erreicht werden kann. Sie sind sodann völlig subjektiv, d. h. nur von dem Gesichtspunkt des Erzählers aus gearbeitet, wollen keine ausgeführte Zeitdarstellung oder Länder- und Stadtbeschreibungen, sondern nur die Mitteilung des wirklich Erlebten, selbst Angeschauten sein. Sie erweitern sich nicht zu großen Zeitgemälden und enthalten sich tunlichst weitausholender Bemerkungen und Betrachtungen. Gegenüber dieser Gemeinsamkeit waltet doch ein bedeutender Unterschied zwischen ihnen. Er besteht nicht nur darin, daß „die Belagerung" ein schmächtiges Büchlein, die „Campagne"

ein mäßiger Oktavband ist, die „italienische Reise“ drei stattliche Bände ausmacht. Die beiden ersten Werke sind vielmehr Berichte über kleine Zeitabschnitte und verhältnismäßig geringfügige Ereignisse, obgleich der Verfasser die weltgeschichtliche Bedeutung der Vorfälle: ihre Zugehörigkeit zu der ungeheuren französischen Umwälzung wohl erkennt; das dreibändige Buch gibt eingehende Berichte über ein Wunderland und über eine lange Epoche großartiger Geistesentfaltung. Die Ereignisse, denen die ersten zwei Bücher gewidmet sind, greifen in des Geschichtsschreibers Leben wenig ein: damals hatte er nur zuzuschauen, was andere taten, nichts mitzubestimmen und war an den Ereignissen wenig beteiligt; der Aufenthalt in Italien dagegen bedeutet, wie früher gezeigt wurde, eine große Umwandlung in seiner Entwicklung. Demgemäß sind die beiden ersten Werke, wenn auch nicht inhaltsarm, so doch ziemlich einseitig und wenig bedeutend, dieses letzte Buch ist voll Abwechslung, bald belehrend, bald unterhaltend, zum Selbstunterricht anregend und die äußeren Schicksale, die innere Ausbildung des Reisenden mit künstlerischer Sachlichkeit aufweisend. Um über die Wichtigkeit jener Vorgänge in Frankreich und am Rhein geschichtliche Kunde zu erlangen, bedarf es ausführlicherer und wissenschaftlicherer Mitteilungen als es die Goetheschen sind. Was Italien dem Gebildeten ist und werden soll, vermag aber die „italienische Reise“ vollkommen in schönster Weise darzulegen.

Sind die bisher genannten Schriften unterrichtende und unterhaltende Bücher, so darf man auf die „Annalen, Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse“ den auf ein anderes Werk geprägten Spruch des Meisters anwenden: „sie sind kein Lesebuch, aber man muß sie gelesen haben.“

Die Annalen geben eine schlichte, sachliche, sorgfältig nach den Quellen, namentlich nach den gleich zu erwähnenden Tagebüchern gearbeitete Zusammenstellung der Lebensereignisse von 1795 bis 1822.

Daß Goethe die Annalen 1822 schloß, während sie sich doch bequem bis zum Jahre 1825, dem Jubeljahre, oder 1828, dem Tode des Großherzogs (den zwei wichtigsten Abschnitten), hätten fortsetzen können, hat einen tiefen, inneren, man möchte sagen ehrwürdigen Grund. Denn wie Goethe sich scheute, im Anschluß an Dichtung und Wahrheit von Charlotte v. Stein zu reden, von Angelegenheiten, die sein Gemüt mächtig ergriffen, wie er in den Annalen selbst von seiner Frau kaum sprach, so scheute er sich, das Jahr 1823 zu schildern, jene furchtbare Aufregung zu erneuern, die ihn innerlich fast zur Verzweiflung gebracht hatte.

Der Dichter hat sich zweimal über dieses eigenartige Werk ausgesprochen. Das eine Mal in dem 1826 veröffentlichten Plan seiner Werke bemerkt er, daß die Lebensbeschreibung bald als Tagebuch, bald als Chronik

erscheint, „sie nimmt alsdann die Gestalt von Memoiren und durch wiederholtes Eingreifen in das Öffentliche die Bedeutung der Annalen an; sie wird geschichtlich, sogar weltgeschichtlich, da der Verfasser wohl sagen darf, daß, wie er draußen die Universalhistorie aufgesucht, sie ihn dagegen wieder in Haus und Garten heimgesucht habe." In drei ganz kleinen Aufsätzen, die den Titel „Entstehung der biographischen Annalen" führen, braucht er für das Werk den bezeichnenden Ausdruck „Archiv des Dichters und Schriftstellers".

Die Annalen sind kein großzügiges Werk wie „Dichtung und Wahrheit", sondern eine nach Jahren geordnete Aneinanderreihung der Ereignisse. Beginnen sie auch 1749, so ist die Besprechung der ersten Jahrzehnte eine ganz flüchtige; eine etwas größere Ausführlichkeit hebt erst mit dem Jahre 1795 an, wirklich eingehend wird die Zeit von 1806 an behandelt. Jenes erste, größere autobiographische Werk schrieb der Verfasser aus einem inneren Drange heraus; zu diesem wurde er mehr durch das Drängen der Freunde und Verehrer geführt, über das Leben auch der späteren Zeit von dem Verfasser selbst aufgeklärt zu werden. Wenn daher „Dichtung und Wahrheit" mit hoher Kunst Leben und Zeit vorführt, in dichterischer Weise die innere Entwicklung verklärt, so machen die „Annalen" nur auf Wahrheit Anspruch. Sie sind mehr oder minder kunstvolle Verknüpfungen aus Tagebüchern, Briefschaften, persönlichen Erinnerungen, geben sachliche Mitteilungen über Arbeiten, Besuche, persönliche Verhältnisse. Wichtiges wird ganz verschwiegen oder zu kurz dargestellt: die Begegnung mit Napoleon 1808, der Tod der Frau 1816, Geschichte der Theaterleitung und Entfernung vom Theater 1817, die politischen Bewegungen desselben Jahres. Über das innere Leben des Dichters erfährt man wenig oder nichts. Während in „Dichtung und Wahrheit" gerade die Partien von so großer Anziehungskraft sind, in denen der Verfasser sein Verhältnis zu Mädchen und Frauen schildert, sucht man hier vergeblich Aufklärungen über Bettine, Wilhelmine, Marianne. Der Name der letzteren wird überhaupt nicht genannt, noch weniger wird, was ja begreiflich ist, ihre Teilnahme am „west-östlichen Divan" geschildert — er erwähnt an dieser Stelle nur „Teilnahme geistreicher liebender Freunde". — Aber die Fülle der einzelnen Mitteilungen, die Genauigkeit der Angaben, die Ruhe des Vortrags, die Bescheidenheit der Gesinnung machen das Werk für den, der einen sicheren, freilich etwas trockenen Führer durch einige Jahrzehnte des Lebens des Dichters nicht entbehren kann, zu einem gediegenen Begleiter. Ihr Stoffreichtum und ihre Zuverlässigkeit läßt lebhaft bedauern, daß man für die späteren Jahre einen so kundigen Führer entbehren muß.

III. Sehr zahlreiche kleine Aufsätze und Beurteilungen von Werken

anderer schrieb der Meister in der von ihm begründeten Jenaer Literaturzeitung, hauptsächlich in den Jahren 1804 bis 1806. Später ließ er sich manchmal von befreundeten Verlegern oder Herausgebern bestimmen, einzelnes für ihre Zeitschriften herzugeben. So wurde er gelegentlicher Mitarbeiter an dem Cottaschen Morgenblatt, im letzten Jahrzehnt seines Lebens an den Wiener Jahrbüchern und an den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Weniges steuerte er dem Archiv für deutsche Geschichtskunde bei. Zu dieser ganzen Art von Aufsätzen gehören aber auch Vorreden zu ein paar unbedeutenden Memoirenwerken sowie die Einleitung zu zwei bedeutenden Schriften: der Übersetzung von Th. Carlyles Leben Schillers und der Übertragung von A. Manzonis poetischen Werken. Die Hauptmasse dieser kleinen Aufsätze dagegen ist seit 1816 in die von ihm selbst geleitete Zeitschrift „Kunst und Altertum" aufgenommen worden und bildet deren wichtigsten Inhalt.

Als gelegentliche Mitarbeiter erscheinen einzelne Nahestehende: die vertrauten Genossen Riemer und Eckermann, gelegentlich auch K. E. Schubarth, Fr. Nicolovius und K. Göttling.

Die Masse der hier in Betracht kommenden kleinen Studien sind teils Aufsätze allgemeiner Art, teils geschichtliche und literarhistorische Auseinandersetzungen, teils und hauptsächlich Beurteilungen. Man muß in ihnen den Niederschlag einer ungeheuren Lektüre sehen; sie stellen die Rechenschaft dar, die der Alte seinen Zeitgenossen abzulegen sich verpflichtet fühlte. Oft genug verwies er die, mit denen er in Briefwechsel stand, auf die Aufsätze der genannten Zeitschrift, und mit Recht bezeichnete einer seiner Korrespondenten die Zeitschrift „Kunst und Altertum" als „Ersatz für Briefwechsel und Unterhaltung mit seinen Freunden."

Die Fülle der besprochenen und angedeuteten Gegenstände, die Masse der gelesenen Bücher ist eine geradezu staunenswerte. Diese Vielseitigkeit macht aber nicht den Eindruck einer zufälligen und verwirrenden Anhäufung sondern den der Einheitlichkeit. Der Verfasser wird von dem Gedanken getragen, das geistige Schaffen der Menschheit als Ausstrahlungen eines Geistes zu erfassen. Der Gedanke einer Weltliteratur, wie ihn vielleicht vor Goethe nur Herder geschaut, wagt sich hervor. Was unser Meister darunter verstanden, sagt er selbst einmal mit folgenden Worten: „Die Mitteilungen, die ich aus französischen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Absicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern; ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im ganzen hiermit beschaffen sein mag, welches

zu untersuchen und näher zu bestimmen, nicht meines Amts ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist ... Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus; sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung."

Außer der Vielseitigkeit in diesen Aufsätzen ist besonders die staunenswerte Jugendlichkeit und Aufnahmefähigkeit zu rühmen, mit der Goethe jedem neu aufkommenden Talent gebührende Beachtung schenkt. Dies zeigt sich hauptsächlich drei ausländischen Schriftstellern gegenüber: dem Italiener Manzoni, dessen Roman „Die Verlobten" und dessen Drama „Gli Adelchi" und „Il conte Carmagnola" er häufig würdigt, — durch ihn wird er zu Übertragungen angeregt und zu Übersetzungen veranlaßt — dann gegenüber dem Engländer Lord Byron, dessen ungestümem großartigen Talent er gerecht zu werden weiß; schließlich gegenüber dem Engländer Th. Carlyle, dessen feinsinnige Würdigung deutscher Literatur dem deutschen Dichter ebenso angenehm war wie seine geistvollen Betrachtungen und eigenartigen Schöpfungen. Aber auch sonst wußte Goethe das Neue aufzuspüren und gerecht zu würdigen: das kampffrohe Auftreten der jungen Franzosen in der Zeitschrift „Le Globe", die unparteiischen Versuche der Italiener in der Zeitschrit „L'Eco", die Bemühungen der Serben, ihre Volkslieder zu sammeln und die Hilfe, die deutsche Gelehrte diesen Unternehmungen spendeten. Dieser jugendlichen Eigenschaft, das Neue aufzusuchen statt sich mit dem überkommenen Alten zu begnügen, schließt sich der Eifer an, das für wahr Erkannte zu empfehlen: unermüdet das einmal Gelobte immer wieder vorzubringen, den widerwilligen Zeitgenossen förmlich aufzuzwingen. In den meisten dieser Beurteilungen herrscht eine durchaus richtige Würdigung des wahrhaft Bedeutenden. Wohl kommt es vor, daß der Alte Unbedeutendes überschätzt, z. B. A. Hagens „Olfried und Lisena", daß er gegen jüngere Zeitgenossen ungerecht ist wie gegen Ludwig Uhland, daß er andere übersieht oder absichtlich mißachtet wie Börne und Heine; im großen und ganzen dagegen ist aber sein Urteil über die zeitgenössische und frühere deutsche Literatur auch später maßgebend geblieben: er hat für das 16. Jahrhundert für den wackeren Hans Sachs und den derben, aber tüchtigen Hans v. Schweinichen

die richtige Schätzung; er besitzt Verständnis für einzelnes Bedeutsame des 19. Jahrhunderts, z. B. für Varnhagen v. Ense, Pückler-Muskau, Johanna Schopenhauer; er warnt auch nachdrücklich vor den Übertreibungen der Romantiker. Und er ist unparteiisch gegen sich. Wohl bucht er anerkennende Urteile über seine Werke, wie solche namentlich im Auslande veröffentlicht wurden, aber er gewinnt es auch über sich, tadelnde, fast wegwerfende Besprechungen von In- und Ausländern über seine Erzeugnisse zu erwähnen und mitzuteilen. Ja, er bedient sich dabei einer heiteren Ironie. In einem kleinen Aufsatze „Vorschlag zur Güte" entrollt er seinen Lesern den Plan, einem damals erschienenen Werke „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden", einer Zusammenstellung lobender Besprechungen und Bemerkungen, eine Sammlung „mißwollender" Zeugnisse entgegenzustellen.

Nur selten machen diese Auseinandersetzungen durch ihren orakelnden Ton einen etwas greisenhaften Eindruck; mitunter sind sie streng lehrhaft und geben nur einen knappen, nicht immer leicht verständlichen Auszug langer Gedankenreihen. Meist ist die Frische dieser Darbietungen wunderbar, erstaunlich die Geschicklichkeit mit wenigen Worten in den Inhalt großer Werke einzudringen, prächtig die Lebendigkeit der Auseinandersetzung, und die durch ihre Gerechtigkeit wohltuende Abwägung von Lob und Tadel. Hier spricht nicht der Gelehrte, der alles besser wissen will, sondern der Leser, der sich an dem Gelesenen erfreut und die Anderen seines Genusses teilhaftig machen möchte, denn er betrachtet diese Leser als eine große Gemeinde, er spricht zu ihr wie ein Patriarch. Wie er seiner Schwiegertochter oder dem Kreise der begierig aufhorchenden Frauen das Neue vorlegt, das ihn beschäftigt, so unterrichtet er wie ein sorgsamer Familienvater den großen Kreis derer, die sich seiner Beratung und seiner Führung anvertrauen, von dem, was er gelesen, erforscht und verarbeitet hat.

IV. Wie über Literatur so sprach Goethe namentlich in der genannten Zeitschrift „Kunst und Altertum" über neue Erscheinungen der Kunst und Kunstliteratur. Auch hier blieb ihm nichts fremd, er redete von neu aufgefundenen Resten des Altertums, von Kupferstichen, Bildern, Vorlagen für Architekten, Denkmälern des Kunsthandwerks. Den ersten Anlaß zu jener Zeitschrift boten ihm Kunstwerke, die er in Frankfurt und Umgegend gesehen hatte, so daß die ersten Hefte jener Zeitschrift speziell der Kunst „in den Rhein- und Maingegenden" gewidmet waren. Er verstand es, mit einer bis ins einzelne gehenden Gründlichkeit von dem Gemälde des heiligen Rochus zu reden, ohne irgendwelche Ermüdung hervorzurufen und ohne den Vorwurf der Kleinlichkeit auf sich zu ziehen.

Seine Begeisterung blieb aber immer den „lieben Alten" bewahrt; die Führer, von denen er sich stets leiten ließ, waren eben die Griechen. Mit jugendlicher Frische unternahm er noch in hohem Alter eine Wallfahrt in die Nachbarschaft, um einzelne Reste des Altertums zu besichtigen. Das Wort, das er einmal in Rom niederschrieb, bleibt beständig seine Überzeugung: „Die alten Künstler haben ebenso große Kenntnis der Natur und einen ebenso sicheren Begriff von dem, was sich vorstellen läßt, und wie es vorgestellt werden muß, gehabt als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Klasse gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen, als sie recht zu erkennen und dann in Frieden hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen, nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen: da ist die Notwendigkeit, da ist Gott."



Umschlagzeichnung zu „Kunst und Altertum"

Neben die großen Offenbarungen des Altertums stellte Goethe als fast gleichwertig die Kunstdenkmäler der italienischen Renaissance. Nicht nur in Italien schwelgte er im Anschauen der Urbilder, sondern die Wiedergaben solcher Werke bildeten seine Entzückung bis ins höchste Alter. Es war ein Gottesdienst, den er diesen weihte. Und hier, wie so oft, ist es eine wahre Erquickung, daß dieser hohe Mensch den Werken gerade solcher Meister eine innige Verehrung zollte, die ebenso bedeutsam als Menschen sind wie als Künstler. Freilich ist Raffael der größte Maler jener italienischen Glanzzeit und Albrecht Dürer der bedeutendste Vertreter der deutschen Kunst des 16. Jahrhunderts; aber gerade die vollendete Menschlichkeit jener beiden, nicht nur ihre überragende Kunstbegabung begeistern Goethe; beide zusammen entzücken seine Sinne und erfreuen sein Herz.

Die Ungerechtigkeit, die er während seiner italienischen Reise dem Mittelalter gegenüber walten ließ, hielt nicht während seines ganzen Lebens

an. Aber es war kein Bruch mit seinen Überzeugungen, wenn er gelegentlich einzelnen Werken jener Zeit näher trat; auch hier war es vielmehr das Persönliche, verbunden mit den Forderungen der Wahrhaftigkeit, dem er Genüge tat. Wie Goethe in Straßburg von Bewunderung für einen überragenden Meister der Vergangenheit, Erwin v. Steinbach, erfüllt wurde und zu einer Verherrlichung des Münsters dieser Stadt gelangte, so machte er seit 1814 einem begeisterten Verehrer des Mittelalters das Zugeständnis, manche Kunstwerke jener von ihm sonst vernachlässigten oder geradezu mißachteten Zeit als bedeutsam anzuerkennen. Freilich: die Äußerungen, mit denen er den Kölner Dom oder die Burg von Gelnhausen schilderte und würdigte, sind, entsprechend seinen höheren Jahren, nicht von der fortreißenden Lebendigkeit seiner Jugendpredigt für die Manen des Erwin v. Steinbach, immerhin geben sie neben der freundlichen Anerkennung der unermüdlichen Bemühungen Jüngerer auch verständnisvolle Erwägungen über großartige Reste vergangener Zeit. Die Brüder Boisserée, die den Altmeister zur Würdigung des Kölner Doms veranlaßten, erzwangen auch seine Teilnahme für die von ihnen gesammelten altdeutschen Gemälde. Wenig Geachtetes oder Unbekanntes trat ihm lebendig und in Massen entgegen; der Feuereifer der Sammler machte den Ungläubigen zum Gläubigen, wenn nicht zum Propheten.

Solche Zugeständnisse erschienen zwar dem hartnäckigen und einseitigen Altertumsverehrer H. Meyer, der einen maßgebenden, nicht immer ganz glücklichen Einfluß auf die Urteile des Meisters ausübte, als arge Versündigung. Durch ihn geleitet, nicht etwa nur ihm zu Liebe oder gar, um diesen notwendigen Genossen zu versöhnen, trat der Meister mit einer großen Entschiedenheit gegen eine Kunstrichtung auf, die sich im Gefolge der Romantik, namentlich bei jüngeren deutschen Künstlern in Italien entwickelte: gegen das sogenannte Nazarenertum, d. h. die Versuche, Heiligendarstellungen in der Art zu malen, wie sie im Mittelalter, in der vorraffaelischen Zeit Sitte gewesen war. Gegen die Gesinnung, die sich in solchen Zeichnungen und Gemälden offenbarte, ebenso gegen die Art der Kunstübung sprach er lebhaft seinen Zorn aus; er sah in diesen Werken keinen Fortschritt, sondern eine beklagenswerte Verirrung und wurde ungerecht gegen die Leistungen wahrhafter Meister, wie Peter v. Cornelius.

Ebenso mag es Meyers Einfluß zuzuschreiben sein, daß Goethe manchen Werken und Richtungen der Bildhauerkunst keinen Geschmack abgewinnen konnte. So sehr er auch in der Dichtung als Realist, d. h. als Darsteller des Wirklichen auftrat, so blieb er in der Kunst Idealist. Aus dieser Auffassung heraus ist sein Auftreten gegen G. Schadow und seine Verkennung von dessen Werken zu erklären. Denn in einigen

Schadowschen Werken glaubte Goethe den Naturalismus, die allzu deutliche Wiedergabe des Wirklichen zu erkennen und er wetterte gegen den prosaischen Zeitgeist, der sich in solchen Zeugnissen offenbarte.

Aber trotz solcher Mißgriffe im einzelnen beweisen die kleinen kunstgeschichtlichen Aufsätze und die Betrachtungen über Kunstwerke ein geübtes Auge und einen sinnigen Geist. Sie zeigen, daß diesem Ewigjungen die Kunst nicht eine Ergötzung müßiger Stunden, sondern kräftigendes Lebensbrot, unentbehrliche Freude des Daseins war. Um sich solche Freude zu verschaffen, gab es zwei Mittel: selbst zu versuchen, das Gesehene wiederzugeben oder eine Sammlung bedeutender Denkmäler sich anzulegen. Von beiden Mitteln machte Goethe Gebrauch. Wie früher, so zeichnete er auch in den Jahren 1810 und den folgenden hauptsächlich in Jena und in den böhmischen Bädern. Er stärkte sein Auge und übte seine Hand, mußte aber von neuem erkennen, daß ihm die Fähigkeit, als bildender Künstler Bedeutendes zu leisten, versagt war. Und doch blicken die Nachgeborenen nicht mit Mitleid, sondern mit Bewunderung auf diese unfertigen Blätter: das redliche Bemühen, die peinliche Sauberkeit solcher Zeichnungen läßt über die Mängel der Ausführung gern hinwegsehen.

Mußte aber der bildende Künstler hinter Befähigteren zurückstehen, als Sammler leistete Goethe Außerordentliches. Er besaß den richtigen Blick für das Bedeutende, hatte eine glückliche Hand und bewies auch hier seine Vielseitigkeit. Er brachte einen kostbaren Schatz von Handzeichnungen und Radierungen, Münzen und Medaillen zusammen und hatte als einer der ersten ein feines Verständnis für die Erzeugnisse des Kunstgewerbes, namentlich aus dem 16. Jahrhundert. Auch für den, der die reichhaltigeren Sammlungen der Gegenwart kennt, bietet es höchsten Genuß und reiche Belehrung, die während eines langen Lebens von dem Meister aufgehäuften Schätze zu durchforschen. Und man denkt sich gern, wie der Alte seinen Besuchern diese Herrlichkeiten vorwies und sein trunkenes Auge erlabte an den ewigen Mustern der Schönheit.

Zu den Prosaschriften gehören sodann noch zwei Abteilungen, hauptsächlich der Alterszeit angehörend, von dem Verfasser aber nicht zum Druck bestimmt: Briefe und Tagebücher.

Von den Briefen, die Goethe schrieb, und von denen, die er erhielt, gab er nur eine Sammlung heraus, den Briefwechsel mit Schiller, 6 Bände, 1827 bis 1828, und bestimmte eine zur Veröffentlichung, die er mit Sorgfalt durchsah, den Briefwechsel mit Zelter (6 Bände, 1833 bis 1834); Briefe und Tagebücher sind nur in die große Weimarer Ausgabe aufgenommen worden.

Von der ungeheuren Ausdehnung dieses Teiles der Lebensarbeit

macht sich der Uneingeweihte kaum einen Begriff. Darum mögen hier einige Zahlen stehen. Die Tagebücher umfassen 13, die Briefe 46 Bände. Die bisher veröffentlichten Briefe von 1765 bis 1830 enthalten ungefähr 13 000 Nummern. Diese Zahl würde sich außerordentlich vermehren, wenn alle Geschäftsbriefe des Theaterleiters, alle amtlichen Schreiben mit aufgenommen wären. Sie würde ins Ungeheure steigen, wenn alle Briefe erhalten wären, aber sehr vieles, namentlich aus der Zeit bis 1800 (man denke nur an die früher erwähnten Briefe an Bäbe Schultheß) ist durch die Ungunst der Zeiten verloren.

Bedenkt man nun, daß die Zeit bis 1805, also 40 Jahre, mit 18 Bänden abgetan ist, die Jahre 1805 bis 1832, also nur 27 Jahre, mehr als 30 Bände nötig machten, so kann man die Masse von Arbeit und Zeitaufwand ermessen, die für diesen Zweig der Tätigkeit notwendig war.

In den letzten Jahrzehnten schrieb der Meister sehr selten eigenhändig, selbst auf Reisen führte er einen Schreiber mit sich. Aber nur ausnahmsweise, etwa wenn sein Sohn oder Riemer oder andere gebildete Männer schrieben, überließ er diesen die freie Gestaltung, sonst diktierte er alles und zwar nicht etwa nur große Auseinandersetzungen, sondern auch das Geringfügigste: Weinbestellungen, Einladungen, Anordnungen, Berichte, Entscheidungen, ebenso wie das Bedeutende: freundschaftliche Darlegungen, wissenschaftliche Auseinandersetzungen. Ein solcher diktierter Brief wurde dann vom Schreiber ins Reine gebracht (mundiert), dann von dem Verfasser durchgesehen, mit gelegentlichen Abänderungen und Zusätzen bereichert, unterschrieben, gelegentlich nicht abgeschickt (kassiert), wenn sich allzu große Irrtümer eingeschlichen hatten, aufs Neue abgeschrieben und dann erst abgesendet. Welche Summe von Mühe und Arbeit! Wie ehrwürdig erscheint diese Andacht zum kleinen! Das Staunen wächst, wenn man bedenkt, daß die zur Absendung bestimmten Briefe mit voller Adresse im Tagebuch verzeichnet, die wirklich abgeschickten auch noch kurz in einem Postverzeichnis aufgestellt sind. Die Konzepte wurden sorgsam aufbewahrt, geordnet und in Bänden zusammengeheftet.

Dieselbe Sorgfalt, die Goethe der Herstellung, Ordnung und Sicherung der Briefe zuteil werden ließ, beobachtete er auch bei der Ausarbeitung. Es sind schriftstellerische Erzeugnisse, denen er selbst großen Wert beimaß, wie er durch sein Wort erkennen läßt: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann.“ Sie sind von dem außerordentlichsten Wert zur Erkenntnis der tausendfachen persönlichen Beziehungen, der Stimmungen des Schreibers, sie geben Kunde von vielen kleinen Ereignissen, belehren über die Entstehung größerer und kleinerer Werke. Oft sind sie wirkliche Bekenntnisse, wie die in anderem Zusammenhange gewürdigten Briefe an Char-

lotte, Christiane, Marianne, Ulrike v. Levetzow und deren Mutter oder die Briefe an Herder und Schiller, öfter sind sie nur Nachrichten und Mitteilungen.

„Wenn wir immer vorsichtig genug wären und uns mit Freunden nur von e i n e r Seite verbänden, von der sie wirklich mit uns harmonieren und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freundschaften bald dauerhafter und ununterbrochener sein. Gewöhnlich aber ist es ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, der Freund soll gleichsam ein anderes Ich sein, soll mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns dann eine Zeitlang täuschen, das aber nicht lange dauern kann. Das sicherste Mittel, ein freundschaftliches Verhältnis zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man sich wechselweise mitteilt, was man t u t , denn die Menschen treffen viel mehr zusammen in dem was sie tun, als in dem, was sie denken.“

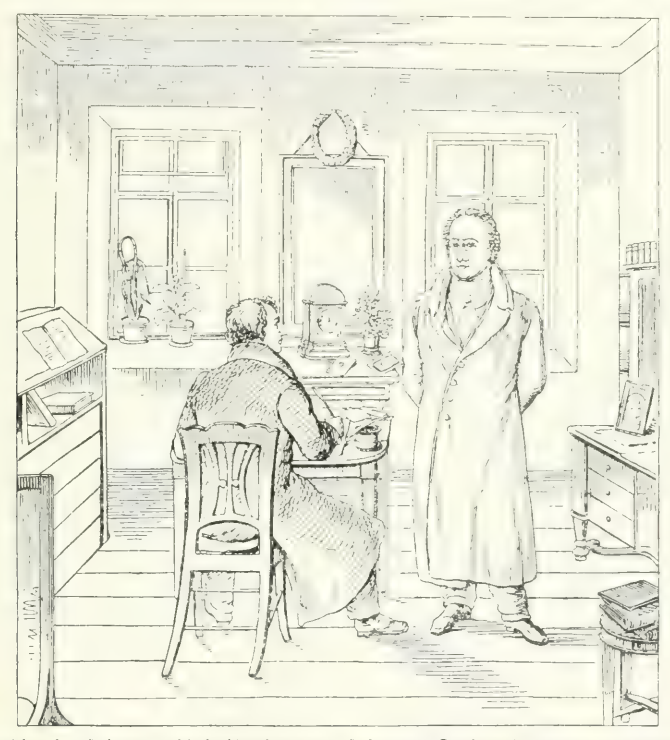
Die Stelle ist umso wichtiger, als sie Aufschluß gewährt über die Art von Goethes Briefen. Denn wer die ungeheure Masse von Goethes Korrespondenz durchsieht, gerät leicht in Verwunderung. Bei dem hohen Begriff, den der Leser von Goethes Vielseitigkeit und Geistestiefe besitzt, erwartet er nun in diesen Episteln gedankenreiche Aufschlüsse zu erlangen und ist erstaunt darüber, daß an Stelle allgemeiner Auseinandersetzungen, geistvoller Darlegungen oft einfache, mitunter trockene Berichte über das Tatsächliche stehen. Aus den oben angeführten Worten nun erkennt man deutlich, daß dies eine wohlerwogene Absicht unseres Meisters war. Er meinte den Freunden oder denen, denen er sich verbunden fühlte, einen größeren Dienst zu erweisen, wenn er ihnen über seine Arbeiten, als wenn er sie in sein Denken einführte, Bericht erstattete.

15 000 Briefe können nicht lauter Prachtstücke an Stil und Inhalt sein. Eine unendliche Masse ist geschäftlichen Inhalts, sehr viele Danksagungen und Antworten tragen ein etwas stereotypes Gepräge. Auch der schon erwähnte Umstand, daß die meisten Briefe diktiert sind, hindert die eigentliche Vertraulichkeit. Wer einem lebenden Menschen diktiert, wird, wenn er sich auch auf das pflicht- und berufsmäßige Schweigen seines Angestellten verläßt, das Letzte, Tiefste zurückhalten: wirkliche Vertraulichkeiten lassen sich nur Aug' in Auge sagen, sie fließen vielleicht in die Feder, scheuen indessen die Übertragung durch Dritte.

Die Briefe sind immer offen und wahr, sie bezeugen tiefe Bescheidenheit in der Selbstbeurteilung, freundliche Geneigtheit den Leistungen anderer gegenüber. Bald sind sie, zumal in der Jugendzeit: stürmisch, fortreißend, bald namentlich im Alter, nüchtern und bedächtig. Des Humors entbehren sie fast völlig, aber an geistreichen Auseinandersetzungen ist ebensowenig Mangel wie an behaglich gemütlichem Plaudern, besonders

gegenüber den Vertrauten, oder an zierlichen Redeblumen, die anmutigen Frauen übersendet wurden.

In der Schar derer, mit denen in der Zeit nach Schillers Tode häufig Briefe gewechselt wurden, stehen K. F. Zelter und J. H. Meyer obenan. Diese beiden sind einfache und schlichte Männer, trefflich in ihrem Fache, der eine als Maurermeister und Musiker, der andere als Kunstgelehrter und Künstler. Sie sind die Einzigen, denen gegenüber eine wirkliche Innigkeit, ja Zärtlichkeit hervortritt. Wie im Leben ihre



Goethe in seinem Arbeitszimmer seinem Sekretär John diktierend
Nach einem Gemälde von J. J. Schmeller 1831

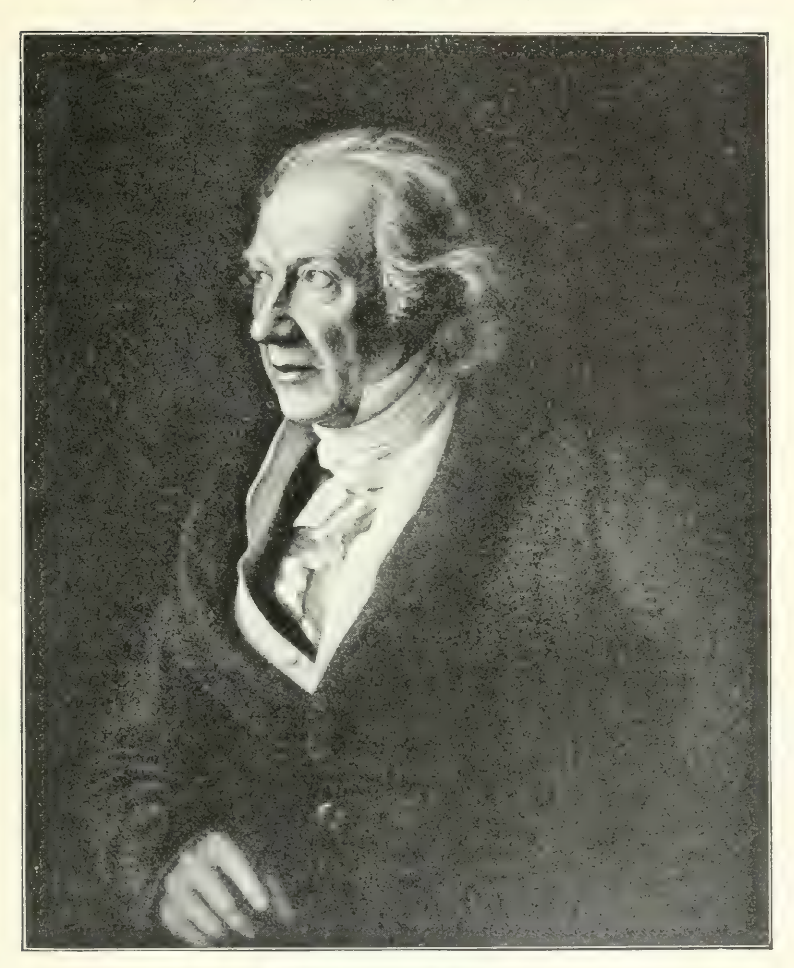
Schwächen geduldet, ja, beschönigt wurden: die Langsamkeit, Schüchternheit, Pedanterie des einen, das Brillentragen und Schnupfen des anderen, so zeigt sich auch in den an sie gerichteten Briefen eine so vertrauliche Anhänglichkeit, eine so liebenswürdige Herzlichkeit, wie sonst niemals. Zelter ist der einzige, dem Goethe das brüderliche Du anbietet. Die Art, wie er dies tut, ist so herrlich, daß sie hier wiedergegeben werden muß. Zelter hatte in einem Briefe vom November 1812 von dem Selbstmorde seines ältesten Sohnes zu berichten und tat dies mit einer fast übernatürlichen Kraft. Am 3. Dezember 1812 antwortete Goethe:

„Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches Deinem Hause wiederfahren, hat mich sehr gedrückt, ja, gebeugt; denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an Dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast Dich auf dem schwarzen Probiersteine des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das einem auf solchen Grunde ruht." Und nach vielen anderen Mitteilungen der Schluß: „Und nun das herzlichste Lebewohl! Wie sehr wünschte ich mich statt dieses Blatts in Deine Nähe!" Sonst keine Silbe der Ankündigung dieser neuen Art des Verkehrs, kein gewöhnliches Trostwort, keine rührende Redewendung. Seitdem wandte Goethe immer dem Freunde gegenüber die neue Anrede an; nur langsam, dann aber mit überströmendem Jubel erwiderte der Beglückte in gleicher Weise.

Ein reger Briefwechsel entspann sich ferner mit Reinhard und Boisserée, von denen schon gesprochen wurde. Auch die Schar der Dichter und Schriftsteller, mit denen der Alte von Weimar dauernd oder gelegentlich in Verbindung stand, ist sehr groß. Es sind darunter viele Romantiker, unter denen Schelling und Arnim den ersten Platz einnehmen. Gelegentlich kamen auch andere, wie Michael Beer an die Reihe. Die gehaltvollsten Schreiben erhielt wohl F. Rochlitz, dessen Antworten durch ihre Gediegenheit dem Meister besonders wohltaten.

Zu den Dichtern gesellen sich Sprachforscher, von denen F. A. Wolf der Bedeutendste ist, wegen seiner Homerstudien bewundert, wegen seiner mächtigen Anregung hoch verehrt, wenn auch infolge seiner persönlichen Wunderlichkeiten und seines absprechenden Wesens manchmal gefürchtet. Sodann H. A. Eichstädt, mit dem die Angelegenheiten der Jenaer Hochschule, die Beiträge zur Literaturzeitung durchgesprochen wurden; K. Göttling in Jena, dem die Aufgabe anvertraut ward, die Ausgabe letzter Hand genau durchzusehen, worüber die an ihn gerichteten Briefe mannigfachen Aufschluß erteilen; K. E. Schubarth, ein jüngerer geistvoller Mann, der zu keinem rechten Mittelpunkt für seine Arbeiten und keinem festen Standort im Leben zu gelangen wußte und der daher, nachdem er anfänglich zum dauernden Mitarbeiter ausersehen worden, fallen gelassen wurde.

Den Sprachforschern läßt sich auch Wilhelm v. Humboldt zugesellen, einer der wenigen Allseitigen, die sich Goethe näherten, dem von dem Meister tiefe Einsicht vergönnt wurde in sein Schaffen und Arbeiten und der das Wirken des Unvergleichlichen in verständnisvollster Art zu fördern, das Zusammenleben mit ihm als einen der Höhepunkte seines Daseins zu würdigen wußte.



Karl Friedrich Zelter
Nach einem Gemälde von C. Begas

Wilhelms Bruder Alexander von Humboldt, der ruhmreiche Forscher, von dem Altmeister mit so herzlichen Worten gepriesen wie kaum ein anderer, macht den Übergang zu den Naturforschern. Außer den zwei Bänden naturwissenschaftlicher Korrespondenz, die im Auftrage von Goethes Enkeln herausgegeben wurden, sind mehrere hundert Briefe an Männer des Fachs: Botaniker, Zoologen, Physiker, Chemiker, Anatomen erhalten. Unter den Chemikern ist J. W. Döbereiner zu erwähnen, der gewissenhaft und treu in den Wegen des Meisters ging. Unter den Botanikern F. S. Voigt, der von Goethe nach Paris geschickt ward und den botanischen Garten in Jena treu hütete, der geniale Nees v. Esenbeck, der eine Pflanze nach dem Namen des Gefeierten

nannte, dessen Metamorphosenlehre verteidigte und in jeder Weise dessen Forschungen unterstützte.

Von den Anatomen sei wenigstens einer, F. Chr. v. Loder genannt; von den Physikern L. D. v. Henning, der es wagte, in Berlin Vorlesungen über Goethes Untersuchungen zu halten.

Endlich sei der Künstler gedacht, der Maler, Bildhauer, Architekten, die für die Zeichnungen und Kunstwerke aller Art, die sie nach Weimar sendeten, freundliche Worte erhielten, die bildliche Darstellungen der Werke des Meisters machten, die nach seinem Wohnort pilgerten, um seine Gestalt und seine Gesichtszüge der Nachwelt zu übermitteln. Einzelne von ihnen waren Meister in ihrem Fach, wie K. F. Schinkel und Ch. D. Rauch, andere gleichfalls tüchtige Männer, wie Raabe, Ferd. Jagemann, K. A. Schwerdgeburth, die durch ihre Werke ihre Namen dauernd mit dem des Meisters verknüpften.

Was in allen diesen Beziehungen mit so mannigfach gearteten, oft völlig entgegengesetzten Männern der Wissenschaft, Literatur und Kunst so wohltuend berührt, das ist der Umstand, daß der geschäftliche Verkehr sich sehr häufig zu einem persönlichen gestaltet, daß der Meister jene, die sich an ihn wenden oder die er zu sich beruft, nicht ausnutzt, sie nicht nur zu einer Tätigkeit verwendet, sondern ihre Laufbahn verfolgt, ihnen gute Ratschläge erteilt, für ihre Erfolge Anerkennung, für ihre Mißerfolge ein Wort der Tröstung bereit hat, daß er eifrig bemüht ist, sie seinem Fürsten oder anderen Hochgeborenen, mit denen er in Beziehung steht, zu empfehlen, und ihnen Beschäftigung oder Verkauf ihrer Werke zu verschaffen weiß. Und nicht minder erhebend wirkt es, zu sehen, wie alle diese Männer von dem hohen Menschen, dem ein glücklicher Zufall sie nahe gebracht hat, den tiefsten Eindruck empfangen, wie sie ihm nicht nur leere Schmeicheleien sagen, sondern wie sie das Zusammensein mit ihm als Weihestunden empfinden, als eine Erhebung auf eine höhere Stufe betrachten.

Zum Schluß sind die Tagebücher zu erwähnen. Es sind Notizenhefte, in denen ausgeführte Sätze mit Ausnahme der letzten Jahre aber selten vorkommen, in denen Gedanken und Bekenntnisse nur spärlich auftauchen und in denen die Erinnerung an gemütserschütternde Erlebnisse fast gewaltsam zurückgehalten wird. Sind wichtige, dem Dichter nahegehende Tatsachen, wie der Tod des Sohnes, des Großherzogs, hier erwähnt, so werden sie ziemlich nüchtern gebucht; Gemütserregungen, wie die beim Verkehr mit Marianne v. Willemer und bei dem Abschied von Ulrike v. Levetzow, werden verschwiegen; nur selten erschallt ein erschütternder Schmerzenston wie beim Tode der Gattin. Also keine Sammlung von Reflexionen und Gefühlsäußerungen, sondern Namen und Daten. Die abgeschickten Briefe werden

notiert — viel seltener, eigentlich nur in Ausnahmefällen, die erhaltenen — ebenso die empfangenen Besuche, die gelesenen Bücher. Urteile über letztere finden sich recht selten, Angaben über Inhalt der mit den Besuchern geführten Gespräche nur in Ausnahmefällen, auch bei den Briefen werden fast ausschließlich die Namen der Adressaten angegeben. So lebhaft auch manches der eingelaufenen Schreiben den Empfänger interessieren, so lange es ihn beschäftigen mochte, ein noch so kurzes Eingehen auf seinen Inhalt findet sich überaus selten. Neben Besuchen, Briefen, Lektüre finden die übrigen Tagesereignisse: amtliche Beschäftigung, Spazierfahrten, Reisen Platz. Bei letzteren war eine etwas größere Ausführlichkeit beliebt, erklärlich bei der größeren Muße, dem Aufhören der vielen gewöhnlichen zeitraubenden Beschäftigungen, aber es bleibt nur eine Aufteilung, die nie so weit geht, daß sich die Aufzeichnung zu einer wirklichen Reiseschilderung erweitert. Den wichtigsten Bestandteil der Tagebuchnotizen bildet die genaue Angabe über die Arbeiten. Sie ist schon in den vielen Fällen wichtig, in denen bloß ganz allgemein das Werk genannt wird, dessen Fortführung den Autor beschäftigte, also die „Wahlverwandtschaften", „Faust" —, sie ist von dem allergrößten Werte, wenn Akt und Szene, Buch und Kapitel, wenn ein bestimmter Vers unter einem einzelnen Datum genannt wird. Wie viele Gelegenheitsgedichte gibt es, deren Sinn uns rätselhaft ist und die erst durch eine solche sichere Notiz Bedeutung, Leben gewinnen; wie viele persönliche und sonstige Anspielungen in den Werken werden erst klar, wenn man diese schlichten Tagesreferate zu Hilfe nimmt.



Goethes Petschaft.



Goethes Arbeitszimmer in Weimar

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Sprüche in Reimen. Zahme Xenien. Gedichte an Personen

Der sangesfrohe Mund verstummte auch nach den herrlichen Liedern des Divan und der Trilogie der Leidenschaft nicht. Die Abteilungen „Sprichwörtlich", „Gott, Gemüt und Welt", „Zahme Xenien", „Gedichte an Personen", „Dank- und Sendeblätter" gehören wenigstens größtenteils dem Alter an.

Die Sammlung „Sprichwörtlich" wurde zuerst 1815 gedruckt. Der Dichter hatte fleißig deutsche Sprichwörtersammlungen aus dem 16. Jahrhundert und den folgenden Zeiten gelesen, eignete sich manchen Spruch an und bearbeitete ihn auf seine Weise. Er wollte diese Nachahmung keineswegs verbergen, sondern zeigte sie offenkundig durch Beibehaltung alter Wortformen, wie „sunsten" für sonst, „ston" für stehen, „geloffen" für gelaufen u. a.

Die „Zahmen Xenien" begannen 1820 zu erscheinen. Sie sind aber trotz ihrer Benennung durchaus nicht „zahm", enthalten vielfach Angriffe gegen politische, wissenschaftliche und literarische Gegner. Goethe hat sie absichtlich in wenig gewählten Versen geschrieben, in einer Art poetischer Prosa; er wählte gerade diese Form, um den ganzen Ton

der Unmittelbarkeit, des Plauderns mit seinen Freunden zu wahren. Dadurch verstärken diese Verse das satirische Moment, stellen den derb dreinfahrenden Polterer vor Augen, wie er sich in vertrauten Kreisen gehen ließ.

Von Art und Inhalt dieser wenig gekannten Gedichte mag eine kurze Andeutung durch Proben gegeben werden. Zunächst sind es allgemeine moralische Sprüche: Ermahnungen zum Fleiß und zur moralischen Tüchtigkeit:

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist,
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Weiter der Spruch:

Nur heute, heute nur laß Dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen.

Dann Verse, die schon ähnlich in einem Prosaspruch erklangen:

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig tut, sich des Getanen freut.

Oder die schöne Lebensweisheit:

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern.
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer tun wie neu geboren:
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;
Mußt dich an eignem Tun ergetzen,
Was andre tun, das wirst du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und das übrige Gott überlassen.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren — Alles verloren!
Da wär' es besser nicht geboren.

Eine sehr große Anzahl von Sprüchen bezieht sich auf Dichtung und Gelehrsamkeit. In heftiger Weise wendet sich Goethe gegen seine naturwissenschaftlichen Gegner. Oft beklagt er sich im allgemeinen über Verkennung, ist sich aber seines eigenen Wertes bewußt:

Was räucherst du nun deinem Toten?
Hätt'st du's ihm so im Leben geboten!

Ja! wer eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm baut ihr Monumente.

Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.

Will einer in die Wüste pred'gen,
Der mag sich von sich selbst erled'gen:
Spricht aber einer zu seinen Brüdern,
Dem werden sie's oft schlecht erwidern.

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren,
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.

Der Dichter schilt die eitlen Gelehrten, die sich aufblähen und betont, daß ohne inneren Eifer die Gelehrsamkeit nichts nütze sei:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das alles ist ein Turm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Goethe weiß wohl, daß er auch als Dichter und als Mensch Feinde besitzt und wendet sich in heftiger Weise gegen die früher schon genannten Gegner wie Pustkuchen und Kotzebue, welchen letzteren er noch mit den Versen bedenkt:

Warum bekämpfst du nicht den Kotzebue,
Der scharfe Pfeile, dir zu schaden, richtet?
Ich sehe schadenfroh im stillen zu,
Wie dieser Feind sich selbst vernichtet.

Aber auch gegen Adolf Müllner, der den Wilhelm Meister getadelt hatte, richtet er die Verse:

Ein strenger Mann, von Stirne kraus,
Herr Doktor Müllner heißt er,
Wirft alles gleich zum Fenster hinaus,
Sogar den Wilhelm Meister.
Er ganz allein versteht es recht,
Daran ist gar kein Zweifel:
Denn geht es seinen Helden schlecht,
Ergibt er sie dem Teufel.

Und gegen Wolfgang Menzel, der in seiner Geschichte der deutschen Literatur den Meister geschmäht hatte, heißt es:

Verwandte sind sie von Natur,
Der Frischling und das Ferkel,
So ist Herr Menzel endlich nur
Ein potenzierter Merkel.

Aber nicht nur seine Gegner, sondern auch Freunde und Verehrer wußte der Meister zu treffen. Wider Achim v. Arnim, einen warmen Bewunderer von Goethe, der in der Zueignung seiner vier Novellen an die Brüder Grimm gesagt hatte:

Ihr Freunde, wißt, daß ich von keiner Schule,
Daß ich um keines Menschen Beifall buhle.

richten sich die Verse:

Den Originalen.

Ein Quidam sagt': „Ich bin von keiner Schule!
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Toten was gelernt."
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand."

Denen, die dem Dichter Vorwürfe machten, daß er so viele Gegner angreife und sie eben nicht mit seidenen Handschuhen anfaßte, ruft er zu:

Für und wider zu dieser Stunde
Quängelt ihr schon seit vielen Jahren:
Was ich getan, ihr Lumpenhunde,
Werdet ihr nimmermehr erfahren.

„So sei doch höflich!" — Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Wie mancher Mißwillige schnuffelt und wittert
Um das von der Muse verliehne Gedicht:
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sie's nicht.

Nicht so viel wie mit literarischen Dingen beschäftigte sich der Dichter mit Politik. Er eiferte wider die Preßfreiheit und verteidigte seine königliche (royalistische) Gesinnung:

Warum ich Royaliste bin,
Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel:
Mußt' aber alles selber tun,
Konnt' niemand fragen;
Der alte Fritz wußt' auch zu tun,
Durft' ihm niemand was sagen.

Folgenden merkwürdigen Zuruf ließ er nach Amerika herübertönen:

Den Vereinigten Staaten.

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

Auch das Religiöse ist in dieser Sammlung hin und wieder, wenn auch nicht allzu häufig, behandelt. Sehr schön wird das Reformationsjubiläum von 1817 gefeiert:

Dreihundert Jahre sind vorbei,
Werden auch nicht wieder kommen;
Sie haben Böses frank und frei,
Auch Gutes mitgenommen;
Und doch von beiden ist auch euch
Der Fülle genug geblieben:
Entzieht euch dem verstorbnen Zeug,
Lebend'ges laßt uns lieben!

Ebenso in den Versen:

Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß sie gehaßt das Christentum,
Bis Herrn Carolus leidigem Degen
Die edlen Sachsen unterlegen.
Doch haben sie lange genug gerungen,
Bis endlich die Pfaffen sie bezwungen
Und sie sich unters Joch geduckt;
Doch haben sie immer einmal gemuckt.
Sie lagen nur im halben Schlaf,
Als Luther die Bibel verdeutscht so brav.
Sankt Paulus, wie ein Ritter derb,
Erschien den Rittern minder herb.
Freiheit erwacht in jeder Brust,
Wir protestieren alle mit Lust.

Doch beschränkt sich der Dichter nicht auf eine einzelne Konfession, sondern streift auch das allgemein Religiöse mit dem Hinweis, daß jeder sich seinen Gott mache, wie er selbst sei. Er wendet sich gegen die Pfaffenherrschaft und Intoleranz, vergleicht sich mit dem wackeren Reuchlin, dem Kämpfer für Freiheit und Wissenschaft, und führt mit Entschiedenheit den Gedanken aus, daß die Kirchengeschichte vieles über Pfaffen und Sektenstreit, nichts aber von Gott und Religion enthalte.

Glaubt nicht, daß ich fasele, daß ich dichte:
Geht hin und findet mir andre Gestalt!
Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrtum und Gewalt.

Mit Kirchengeschichte was hab' ich zu schaffen?
Ich sehe weiter nichts als Pfaffen;
Wie's um die Christen steht, die Gemeinen,
Davon will mir gar nichts erscheinen.

Wie Goethe in diesen Gedichten seine Stellung zu Wissenschaft, Politik und Religion darlegt, so ist er auch bemüht, sein Verhältnis zu der mitstrebenden Jugend auseinanderzusetzen. Zwei Strömungen machen sich in diesen Versuchen bemerkbar, die eine ist die der Unduldsamkeit, des Sichabschließens von anderen in dem Bewußtsein, daß die Bemühungen der Entfernten ihn aus seinem Geleise bringen:

„Warum magst du gewisse Schriften nicht lesen?“
Das ist auch sonst meine Speise gewesen;
Eilt aber die Raupe, sich einzuspinnen,
Nicht kann sie mehr Blättern Geschmack abgewinnen.

oder

Warum willst du das junge Blut
So schnöde von dir entfernen?
Sie machen's alle hübsch und gut,
Aber sie wollen nichts lernen.

Die holden jungen Geister
Sind alle von *einem* Schlag,
Sie nennen mich ihren Meister
Und gehn der Nase nach.

Die andere Empfindung ist die der Duldsamkeit, der nachsichtigen Erinnerung, daß er selbst einmal jung gewesen und es nicht besser getrieben als die Gegenwärtigen:

„Wie hast du an der Welt noch Lust,
Da alles schon dir ist bewußt?“
Gar wohl! das Dümmste, was geschicht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.
Mich könnte dies und das betrüben,
Hätt' ich's nicht schon in Versen geschrieben.

Und:

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergetzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

Endlich aber sind diese kleinen Verse von der größten Bedeutung dadurch, daß Goethe Mitteilungen macht über sein eigenes Wesen und seine Entwicklung:

28*

Wenn Kindesblick begierig schaut,
Er findet des Vaters Haus gebaut;
Und wenn das Ohr sich erst vertraut,
Ihm tönt der Muttersprache Laut;
Gewahrt es dies und jenes nah,
Man fabelt ihm, was fern geschah,
Umsittigt ihn, wächst er heran:
Er findet eben alles getan;
Man rühmt ihm dies, man preist ihm das:
Er wäre gar gern auch etwas.
Wie er soll wirken, schaffen, lieben,
Das steht ja alles schon geschrieben.
Und, was noch schlimmer ist, gedruckt.
Da steht der junge Mensch verduckt,
Und endlich wird ihm offenbar:
Er sei nur, was ein andrer war.

Gern wär' ich Überliefrung los
Und ganz original;
Doch ist das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchsten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbst Überliefrung wäre.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der eine.

Von diesen kleinen Gedichten mußte ausführlich gehandelt werden, da sie zu unbekannt sind. Etwas kürzer kann von den an Personen gerichteten Versen gesprochen werden, zumal viele von ihnen wie die an Charlotte, Karl August, Voigt, an die Schwiegertochter, und die Danksagungen bei Festen schon früher behandelt worden sind. Es sind Albumblätter, Erinnerungsverse, Widmungen von Büchern und ähnliches. Ein weiter Kreis, fast so groß wie der der Besucher und Briefschreiber wird hierbedacht. Innig Verbundene und Zufallsbekanntschaften, Deutsche

und Ausländer, fürstliche Personen, unter denen die Weimaraner naturgemäß die erste Stelle einnehmen, weiter andere Hochgeborene, Dichter und Künstler, Forscher aller Art, liebenswürdige Frauen und anmutige Mädchen. Dazu kommen freundliche Erwiderungen auf Geschenke, Widmungen eigener Schriften, Begleitverse zu Bildern, poetische Beschreibungen des eigenen Heims, des Hauses und Gartens. Es wäre ermüdend, eine lange Liste der Angesungenen zu geben, aber auch zahlreiche Proben können nicht gegeben werden, da sie viele und ausführliche Anmerkungen erfordern würden, wie der Dichter selbst, um diese kleinen Verse dem Uneingeweihten verständlich zu machen, sich genötigt sah, Erläuterungen hinzuzufügen.

Um wenigstens einen Begriff dieser nach Hunderten zählenden Gattung zu gewähren und auf eine Art Verse hinzuweisen, die weiteren Kreisen gar nicht oder nur in sehr geringem Maße bekannt ist, mögen vier Proben genügen.

Die erste gilt dem Fürsten Hardenberg, dem preußischen Staatskanzler, einem hochverdienten Staatsmann, zu seinem siebzigsten Geburtstag (1820). Der Dichter hatte mit jenem hervorragenden Manne in Leipzig bei A. F. Oeser Zeichenstunde gehabt und war 1813 in Weimar von ihm ausgezeichnet worden. Nun besang er ihn mit den Worten:

Wer die Körner wollte zählen,
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen,
Solchem Strome nachzusinnen.

Auch vergehn uns die Gedanken,
Wenn wir in dein Leben schauen,
Freien Geist in Erdeschranken,
Festes Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde
Fügsam glückliche Geschäfte.
Segen dir von Mund zu Munde!
Neuen Mut und frische Kräfte.

Das zweite Gedicht ist an Lord Byron gerichtet, den gewaltigen, aber innerlich zerrissenen Dichter, der des Deutschen Wirken teilnahmsvoll und bewundernd begleitete und seine Hochschätzung durch manche Sendung bezeugte:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelsten zu wandern:
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich dem, den ich so lang begleite,
Nun etwas Traulichs in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen!

Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst, sich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

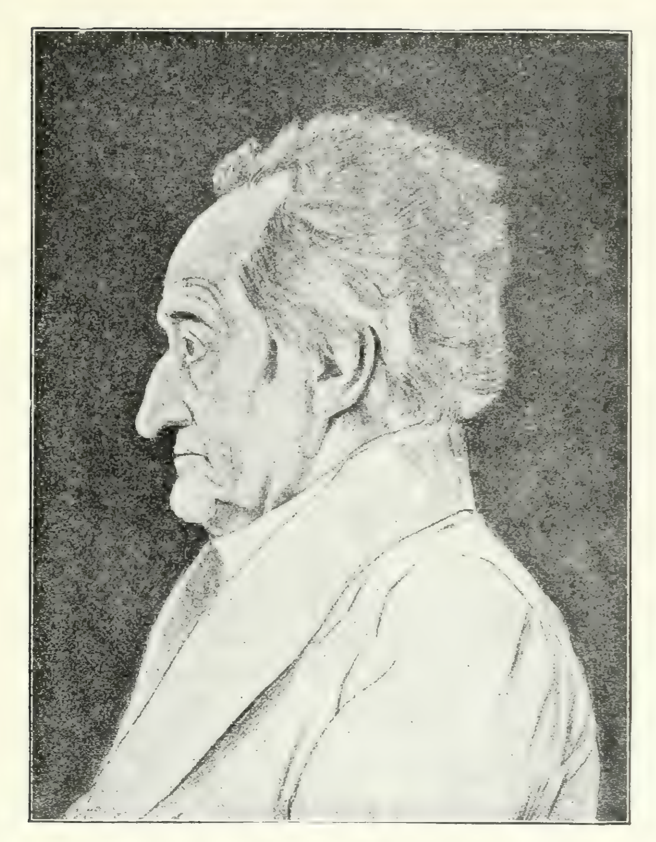
Wie Goethe in den vorstehenden Versen Zeitgenossen zu würdigen wußte, so auch verstorbene Meister. Ein Gedicht, „Schulpforta" überschrieben, ist eine Ehrung Klopstocks, des Mannes, von dem unser Meister als Jüngling mächtige Anregung empfangen hatte und dem er weit über das Grab hinaus dankbare Erinnerung weihte:

Ehre, Deutscher, treu und innig,
Des Erinnerns werten Schatz!
Denn der Knabe spielte sinnig,
Klopstock, einst auf diesem Platz.

An dem still begrenzten Orte
Bilde dich, so wie's gebührt!
Jüngling! öffne dir die Pforte,
Die ins weite Leben führt.

Das letzte Gedichtchen endlich ist an Fanny Mendelssohn-Bartholdy, gerichtet, auf Grund einer Mitteilung ihres Bruders, des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy, daß die Schwester sich über Mangel an Versen beklage, die sie vertonen könnte:

Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor,
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig mir erkor,
Möcht' ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut;
Ach, aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut.



Goethe in seinem 77 Lebensjahre
Originalzeichnung von dem Braunschweiger Maler Ludwig Sebbers angefertigt Weimar, den 7. September 1826, Original im Privatbesitz in New-York

Achtundzwanzigstes Kapitel

Faust II. Teil

Noch eine große Dichtung bleibt jetzt zu besprechen: der zweite Teil des Faust.

Von dem wirklich vorhandenen zweiten Teil ist ein beabsichtigter Teil zu unterscheiden, über den eine Inhaltsangabe des Dichters selbst aus dem Jahre 1816 vorliegt; die Berücksichtigung dieses letzteren liegt jedoch dem

Plane dieses Werkes fern. Der Inhalt des zweiten Teils der gewaltigen Dichtung, wie er wirklich vorliegt, ist folgender:

Faust, der, wie man sich aus dem I. Teil erinnert (oben S. 280), durch Mephisto aus dem Kerker fortgeführt worden war, in dem Gretchen den Henker erwartete, erwacht in einer anmutigen Gegend. (Bei dieser Inhaltsangabe folge ich den Darlegungen G. Witkowskis, die ich an zwei größeren Stellen wörtlich herübergenommen habe.) Von Geisterchören gegrüßt und erweckt, erfreut er sich in einem wunderbaren Monologe des neuen Lebens und spricht den Entschluß aus:

Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.

Statt eines nun durchaus notwendigen Zwiegesprächs zwischen Faust und Mephisto folgt unmittelbar die Szene „Kaiserliche Pfalz". Mephisto als Ersatzmann des alten Narren angestellt, gibt, nachdem der Schatzmeister auf die Leerheit der Kassen hingewiesen und alle Ratgeber: Marschall, Astrolog, Kanzler, Heermeister sich in erfolglosen Vorschlägen erschöpft haben, den Rat, auf die Schätze, die im Boden liegen, Papiergeld auszugeben.

An diese eine Palastszene schließt sich: „der Mummenschanz", ein Maskenzug, „den ein mächtiger Elefant, gelenkt von der Klugheit, begleitet von Furcht und Hoffnung, eine Allegorie des Staates, nach dem Willen der Festordner schließen soll; aber gespenstische Gestalten drängen sich hinterher und bereiten die zuschauende Menge auf das Außerordentliche, was nun folgt, vor.

„Faust wird als Plutos, der Gott des Reichtums, auf einem Drachenwagen, geführt von dem Knaben Lenker, der die Poesie verkörpert, hereingetragen. Die Drachen heben eine Kiste vom Wagen, in der sich wallendes Gold zeigt, gierig greift die Menge danach, aber der Stab des Plutos-Faust zieht einen Zauberkreis darum und treibt sie zurück.

„Da naht mit wildem Gesang eine Schar von Hofleuten als Faunen, Satyrn, Gnomen, Riesen maskiert, in ihrer Mitte der Kaiser als der große Pan, durch falschen Bart unkenntlich. Er tritt in den Zauberkreis, blickt in die Kiste mit dem siedenden Gold hinein und freut sich daran, sein falscher Bart fällt herab und augenblicklich steht er, bald auch seine Begleitung und der ganze Saal in Flammen. Der Herold, der bis dahin die Gestalten des Festes erläutert hat, bricht in Wehklagen aus; aber in Wahrheit handelt es sich nur um ein Flammengaukelspiel, das Mephisto und Faust ververanstaltet haben, um den Mummenschanz für ihre Zwecke auszunutzen, dem Kaiser die Unterschrift der Schatzscheine in der allgemeinen Verwirrung abzulocken, ihn und die Seinen dadurch von ihrer Geldnot, wenigstens scheinbar, zu befreien und ihn so den Wünschen Fausts geneigt zu machen."

Faust soll nun, wie er Mephisto mitteilt — aber die Szene, in der er den Auftrag erhalten, fehlt —, dem Kaiser Helena und Paris vorführen, Mephisto weigert sich, ihm dazu zu helfen, weil das Heidenvolk ihn nichts angehe das in seiner eigenen Hölle hause und rät Faust als den einzigen Weg, den Gang zu den „Müttern" an, den er ihm beschreibt und zu dessen Antritt er ihm einen Schlüssel einhändigt. Auch dieser Gang zu den Müttern, worunter man sich etwa die alles bestimmenden Schicksalsgöttinnen vorzustellen hat, wird nicht beschrieben, ebenso die Bedingungen nicht erwähnt, unter denen das Erscheinen Helenas gestattet werden soll. Daß aber Faust's Botschaft von Erfolg begleitet war, erkennt man daraus, daß er dem Kaiser und dem erstaunten Hofe die gewünschte Vorstellung gewähren kann. Während die schaulustige Menge sich an dem glänzenden Spiel ergötzt, wird Faust von der größten Leidenschaft für Helena erfaßt; nachdem der Astrolog das ganze Spiel als den Raub der Helena bezeichnet, — ruft er aus:

Was Raub! Bin ich für nichts an dieser Stelle!
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand!
Er führte mich durch Graus und Wog' und Welle
Der Einsamkeiten, her zum festen Strand.
Hier faß' ich Fuß! hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern sprechen,
Das Doppelreich, das große, sich bereiten.
So fern sie war, wie kann sie näher sein!
Ich rette sie, und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter! müßt's gewähren!
Wer sie erkannt, der darf sie nicht entbehren

Er versucht Helena zu berühren, die Geister gehen in Dunst auf, Faust liegt am Boden.

Im zweiten Akt befindet sich der Held in seinem alten Studierzimmer. Während er ruht, empfängt Mephisto wiederum im Professorenmantel den jungen Mann, der sich aus dem Schüler des I. Teils in einen Baccalaureus (einen Studenten, der die ersten Hochschulprüfungen abgelegt hat) erhoben, und aus einem schüchternen Menschlein zu einem hochmütigen Jüngling entwickelt hat, der stolz auf seine Weisheit, allerlei unverdaute Brocken philosophischer Vorlesungen auskramt. (In diesen Aussprüchen verspottet der Dichter Sätze der Fichteschen und der Schopenhauerschen Philosophie.)

Auch Wagner ist wieder da, auch er ist fortgeschritten. Während der langen Abwesenheit seines Herrn hat er ein Menschlein (Homunculus) auf chemischem Wege zustande gebracht, das, kaum erzeugt, sprechen kann, und nachdem es Bilder aus dem Altertum verkündet, z. B. das der Leda, als einzige Heilung für Faust empfiehlt, nach Griechenland zu ziehen und auf den pharsalischen Feldern, wo die klassische Walpurgisnacht gefeiert

Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Zweyter Theil

in fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Titel der ersten Separatausgabe zum zweiten Teil des „Faust"

wird, Helena zu suchen. Diese klassische Walpurgisnacht in Thessalien am Tage der Entscheidungsschlacht von Pharsalus, von den Geistern (Dämonen) des Altertums gefeiert, hat der Dichter nach dem Vorbild der im I. Teil geschilderten Walpurgisnacht auf dem Brocken erdacht. Die Genossen, Faust und Mephisto, Wagner und Homunculus ziehen aus und sind alsbald am Ziel. Auch hier dürften wohl einige Vorbereitungsszenen fehlen, in denen die Rüstung für die Reise und diese selbst beschrieben werden sollte.

Die klassische Walpurgisnacht selbst wird vorgeführt. Unzählige Gestalten treten auf: Sphinxe, Sirenen, Nymphen, Lamien, Grazien. Sie erscheinen, reden und singen, treiben ihr kosendes, manchmal frevles Spiel miteinander und mit Mephisto: Homunculus zerschellt an dem Muschelwagen der Galathea seine gläserne Hülle, um als Keim im Meere ein neues Dasein zu gewinnen. Schwer verständliche, fast unerklärliche Anspielungen auf antikgelehrte und naturwissenschaftliche Anschauungen wechseln mit tiefen Weisheitssprüchen, die den Großen des Altertums, Thales, Anaxagoras in den Mund gelegt wird. Faust wird von dem tollen Spuk, der sich um ihn entfaltet, wenig gerührt. Hatte er auf dem Brocken nur Augen für Gretchen, obwohl er sie nicht gesucht hatte, so ist auf den pharsalischen Feldern sein einziges Begehren, Helena zu finden. Aber dort kann er sie nirgends erblicken; von dem weisen Chiron wird er zu dessen Freundin, der Seherin Manto, gebracht, die ihm zuruft:

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.
Tritt ein, Verwegener, du sollst dich freuen;
Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olymps hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt,
Benutz' es besser, frisch, beherzt!

Nachdem Faust mit Manto hinabgestiegen, ziehen in verschiedenen Szenen, tausend Verse lang, allerlei Erscheinungen vorbei, darunter auch die Kraniche des Ibykus; Mephisto hat für viele unter ihnen Begrüßungen in seiner derben Art; die mannigfachsten Gesänge erschallen, in denen des Dichters naturwissenschaftliche Anschauungen ausführlich behandelt werden.

Hier nun aber fehlt die Hauptszene: der Gang des Faust zur Herrscherin der Unterwelt. Sie muß von dem Dichter beabsichtigt gewesen sein, er selbst sagte wie Eckermann berichtete: „Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt; was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Tränen davon gerührt wird." Man darf aus diesen Worten schließen, daß dem Dichter die Entwicklung dieser Szene bereits völlig vorgeschwebt hat. Ja, man muß versuchen, eine solche Szene sich selbst herzustellen, da sonst das Folgende unverständlich bleibt. Nach Wilhelm Scherers Auseinandersetzung war die von Persephone für das Wiedererscheinen der Griechin auf Erden gestellte Bedingung die: „Helena durfte nicht zur Klarheit darüber kommen, daß sie eigentlich tot sei und nur als Gespenst auf der Oberwelt verweile. Ihr Gedächtnis ist verdunkelt, und es darf nicht erhellt werden. Persephone hätte etwa zu dem Flehenden gesprochen: ‚Dein Wunsch sei dir gewährt — allein ein Schattenbild des Lebens nur kehrt Helenen zurück. Daß sie gestorben, daß in meinem Reich sie schon geweilt, soll sie vergessen, und alles sei aus dem Gedächtnis ihr verlöscht, was seit dem Falle Trojas sich begeben. Doch merke wohl! Wird die Erinnerung ihr geweckt, kehrt je das Bild des eigenen Todes ihr mit Klarheit wieder, weiß sie, daß sie mein war und dem Orkus schon verfallen: so schwindet ihr des Lebens Schein und zu den Schatten kehret sie zurück."

Schließt man sich dieser höchst ansprechenden Vermutung an, dann hätte auch die Lösung eine andere sein müssen: in einem gewaltigen Zwiegespräch hätte Helena ähnlich wie Gretchen im I. Teil in Mephisto den Verderber, den schauerlichen Begleiter ihres Geliebten erkannt, in einem Halbbewußtsein Vergangenheit und Gegenwart geahnt. Man könnte sich denken, um wiederum die Ausführungen Wilhelm Scherers anzunehmen, „daß etwa Faust im äußersten Unwillen und von Mephisto aufs äußerste in die Enge getrieben, sich durch das Zeichen des Kreuzes geholfen und den Dämon gebannt habe. So hatte Helena, sobald sie mit Faust wieder allein ist, gar viel zu fragen — und es konnte nicht anders

sein: Faust mußte ihr einen Blick in die christliche Religion eröffnen; er mußte ihr ein Bekenntnis ablegen, wie es einst Gretchen hervorgelockt hatte; er mußte ihr von Gott und vom Teufel, vielleicht auch von dem Gekreuzigten sprechen." So wäre Helena zur Vorstellung einer neuen Welt und zur Erinnerung an die alte gelangt, so wäre es ihr dann klar geworden, daß sie eigentlich dem Orkus (der Unterwelt) angehöre, die Erinnerung daran, mit der sich vielleicht auch die an ihre verlassenen Kinder mischte, zieht sie in die Unterwelt wieder herab.

In der vorhandenen Dichtung ist jedoch von alledem nichts zu finden. Ohne jede Vorbereitung ist Helena im 3. Akte da, nicht von Faust geleitet, der sie doch von der Göttin der Unterwelt erbeten und sie wie man annehmen müßte, nach der tollen Leidenschaft, die ihn ergriffen, keinen Augenblick verlassen dürfte. Sie ist da in einer griechischen Gegend vor einem Schlosse, ungeleitet von ihrem Retter, nur begleitet von ihren Frauen. Sie meint, da sie ja eben nur die Helena des Altertums zu sein glaubt, von ihrem Gatten Menelaos, mit dem sie nach dem trojanischen Kriege sich wieder vereinigt hatte, zur Verrichtung eines Opfers nach dem Palast geschickt zu sein. Daher erschrickt sie, als sie die Phorkyas erblickt, eine alte Dienerin, deren Maske Mephisto vorgenommen und fürchtet, zumal sie von jener die schrecklichsten Vorwürfe zu hören bekommt, von Menelaos selbst als Opfer bestimmt zu sein. Aber sie wird beruhigt, als sie durch Mephisto die Kunde erhält, sie könne gerettet werden, wenn sie sich in den Schutz eines nordischen Fürsten, Faust, begebe.

Faust erscheint nun selbst mit dem gefesselten Lynkeus, dem Turmwächter, der seine Schuld bekennt, die herannahende Fürstin nicht nach Würden angekündigt zu haben; Faust und Helena, von Liebe ergriffen, vereinigen sich zu zärtlichem Bunde. Aber ihr Gekose wird unterbrochen durch die Meldung, daß Menelaos mit seinen Gewappneten herankomme. Fast ebenso schnell wie dies Ereignis wird auch das andere nur berichtet, nicht den Augen des Zuschauers vorgeführt, daß durch die Kraft der nordischen Barbaren die Schar der Griechen in die Flucht geschlagen ist. Wiederum eine große Lücke in der Dichtung. Denn alsbald erscheint, obgleich doch Jahre dazwischen vergangen sein müssen, Euphorion, die Frucht der Liebe Fausts und der Helena, als Knabe. Er spielt, tanzt und springt mit den Gefährten, wagt sich trotz der Mahnung des besorgten Vaters zu weit in die Höhe und mit den Worten:

> ein Flügelpaar
> Faltet sich los!
> Dorthin! Ich muß! Ich muß!
> Gönnt mir den Flug!

„wirft er sich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, sein

Haupt strahlt, ein Lichtschweif zieht nach; ein schöner [toter] Jüngling stürzt zu der Eltern Füßen."

So herrlich die Verse dieser ganzen Szene sind, so ergreifend der Tod ist, mit der eigentlichen Handlung hat dieser Tod nichts zu tun. Goethe hat hier dem von ihm hochgeehrten englischen Dichter Lord Byron, der ein zügelloses Leben durch seinen Tod im griechischen Freiheitskampfe schloß, ein Ehrendenkmal stiften wollen; ihm, nicht Euphorion, gilt der Klagegesang des Chors:

Ach, zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! Früh dir selbst verloren,
Jugendblüte weggerafft.

Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz.

Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Mit dem Tod des Sohnes ist Helenas Wiedererscheinen auf der Welt zu Ende. Sie fleht:

„Persephoneia, nimm den Knaben auf und mich"

umarmt Faust, das Körperliche verschwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen".

Und wiederum eine große Lücke. Auf die Frage: was tut Faust nach diesem schweren Verlust? Wie gelangt er von Griechenland in ein neues Land, worunter man wohl Deutschland zu verstehen hat — der Dichter bezeichnet es nur als „Hochgebirge" — wird keine Antwort erteilt.

Faust — die folgende Inhaltsangabe gebe ich im wörtlichen Anschluß an G. Witkowski — „verläßt auf einem Gipfel des Hochgebirges seine Wolke, Mephisto, der mit Siebenmeilenstiefeln gefolgt ist, fragt, ob er beim Überfliegen der Reiche der Welt und ihrer Herrlichkeiten kein Gelüst empfunden habe. Mephisto denkt daran, daß etwa in Faust die Herrschbegier, die Sucht unumschränkt zu befehlen und zu genießen, erwacht sei. Aber dieser wehrt ab: „Schlecht und modern! Sardanapal!" Er vermutet weiter, Faust wolle Ruhm verdienen; doch der erwidert: „Herrschaft gewinn' ich, Eigentum! Die Tat ist alles, nichts der Ruhm!" Me-

phisto ist eben nicht fähig, die erhabene Lebensanschauung, die neuen Ziele, die sich Faust nach der letzten Läuterung durch das Zusammenleben mit Helena erschlossen haben, zu erfassen. Er weiß nur von den egoistischen Arten des Strebens und Genießens, die zur Befriedigung der Sinne und des Verstandes führen; die höchste Stufe, die im Erringen neuer Werte für die Menschheit, im Schöpfungsgenuß gipfelt, ist ihm unerreichbar. Aber Faust ist jetzt zu ihr emporgestiegen. Während ihn die Wolke über Meere und Länder hinwegtrug, hat er mit Schmerz sehen müssen, wie durch das Steigen und Sinken der Flut in zweckloser Kraftvergeudung ungeheure Strecken nutzbarer menschlicher Tätigkeit entzogen werden. Und er stellt sich nun die Aufgabe, dieses Gebiet dem Meere durch gewaltige Kanäle und Dammbauten abzuringen, ein Unternehmen von höchster Bedeutung, das an Größe des Gedankens und Nutzen für die Menschheit schwerlich von einem andern übertroffen werden kann und das deshalb durchaus würdig erscheint, das letzte Ziel Faustischen Strebens zu bilden.

Aber ehe Faust ans Werk schreiten kann, muß er vom Kaiser mit dem Strande belehnt sein, um als Herr darauf schalten zu dürfen. Mephisto weiß dazu Rat. Eben zieht der Kaiser, dem sie einst falschen Reichtum und Unterhaltung verschafften, zur Entscheidungsschlacht heran, von einem Gegenkaiser arg bedrängt, und schon fast verloren. Jetzt hat Faust erkannt, was den Kaiser ins Unglück gebracht hat, er wollte zugleich genießen und regieren, und er spricht das bedeutsame entscheidende Wort aus: „Genießen macht gemein!" Er hat erkannt, daß der egoistische Genuß herabzieht und das edlere Selbst ertötet und daß nur im Wirken für große Zwecke, im Dienste der Allgemeinheit das Heil liegt.

Mephisto und Faust helfen mit ihren Geisterscharen dem Kaiser die Schlacht gewinnen, deren Schilderung zu den großen Meisterstücken der Goetheschen Poesie gehört. Faust wird zum Ritter geschlagen und seinem Wunsche gemäß mit dem Strande des Meeres belehnt.

Da hat er nun für ein Wirken im höchsten Sinne den Boden gefunden. Nicht unfruchtbares Forschen nach den Urrätseln aller Dinge, nicht der Sinnengenuß, nicht das bunte Treiben am Hofe konnte ihm Genüge geben, der beseligende Bund mit Helena wurde nach kurzem Glücke zerrissen. Wird ihm jetzt endlich Befriedigung zuteil werden? Mephistopheles hofft es noch immer, der letzte Akt gibt die Antwort. Jahrzehnte sind inzwischen vergangen. Faust hat die äußerste Grenze menschlichen Daseins als Hundertjähriger erreicht; aber sein leidenschaftliches Wollen, die Kraft seines Strebens ist ungebrochen. Wo früher der unfruchtbare Meeresstrand sich dehnte, erstrecken sich nun blühende Gefilde durch Dünen geschützt, die Geister und Menschen in seinem Dienste in rastloser Arbeit bei Tag und Nacht aufgeführt haben. Durch die neugewonnene

Ebene zieht sich ein Kanal, an dessen Endpunkt sich Fausts Palast erhebt. Von der Zinne übersieht er das weite Land, das ihm gehört, nur ein Hügelchen ist nicht sein, auf dem zwei alte Leute, Philemon und Baucis, ihr bescheidenes Leben führen. Vergebens hat er ihnen neues Land angeboten. Das alles exponieren die Eingangsszenen des fünften Aktes.

Auf dem Kanal naht Mephistopheles mit den drei Gewaltigen, sie kehren von einer Seefahrt zurück, auf der sie für Faust unermeßliche Güter gewonnen haben. Aber er kann sich ihrer nicht freuen, der Gedanke an das Hügelchen, das ihm nicht gehört, verkümmert ihm den Weltbesitz, und er gibt Mephisto den Befehl, die Alten fortzuschaffen auf das Gütchen, das er ihnen bestimmt hat. Mephistopheles jedoch handelt in *seinem* Sinne, er steckt die Hütte in Brand, und die Alten kommen darin um. Faust flucht dem unbesonnenen wilden Streich und versinkt in Gedanken. Da schweben vier graue Weiber heran, drei von ihnen, Mangel, Schuld, Not, können nicht zu ihm dringen; aber die Sorge schleicht sich durchs Schlüsselloch ein und steht plötzlich an seiner Seite. Die Sorge, die Begleiterin alles menschlichen Tuns, die er einst als die Feindin des Glückes, des kühnen Strebens verwünscht, die er seit seinem Bunde mit Mephisto nicht gekannt hat, sie naht sich ihm wieder, denn jetzt ist er so weit, um zu erkennen, daß nicht übermenschliches Streben und übermenschliche Erkenntnis dem Leben Wert verleiht, sondern das Wirken in den Grenzen des Irdischen:

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen;
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.....
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem *Tüchtigen* ist diese Welt nicht stumm;
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen:
Was er erkennt, läßt sich ergreifen;
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang,
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Mit dieser Erkenntnis hat er die Macht Mephistos überwunden. Er ist zum klaren Bewußtsein seines hohen Menschenberufes gelangt: zu wirken, so lange es Tag ist. Die Sorge stellt ihm noch einmal alle die feindlichen Mächte vor Augen, die das irdische Streben nach oben hemmen, aber er erkennt ihre Macht nicht an, sie kann die Kraft seines Willens nicht brechen, auch jetzt nicht, als sie ihn erblinden läßt. Ruhelos eifert er die Knechte an, das neue Werk zu vollenden, durch das er Millionen Räume

schaffen will, um dort tätig frei zu wohnen, gemeinsam von Tag zu Tag die von außen drohende Meeresflut abwehrend. Nicht als Herrscher will er unter ihnen stehen, als freier Mann mit freiem Volke. Dann glaubt er die Zeit der Befriedigung gekommen, dann glaubt er ruhen zu dürfen, und er genießt schon jetzt im Vorgefühl solch hohen Glückes den höchsten Augenblick."

Damit glaubt Mephisto seine Wette gewonnen zu haben, er bewacht Fausts Leiche, läßt sie von allen Seiten durch seine Diener umstellen, aber er wird doch betrogen. Die Engel entführen Fausts Unsterbliches. Unter der Schar der zwar nicht heiligen, aber zur Läuterung sich vorbereitenden Frauen befindet sich Gretchen. Sie stammelt mit Anlehnung an ihr früheres erschütterndes Gebet an die Mutter Gottes nun die Bitte:

Neige, neige,
Du Ohnegleichen,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück.
Der Frühgeliebte, nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Sie ist es, die triumphierend des Geliebten Befreiung verkündet:

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der Heiligenschar.
Sieh! Wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft.
Vergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

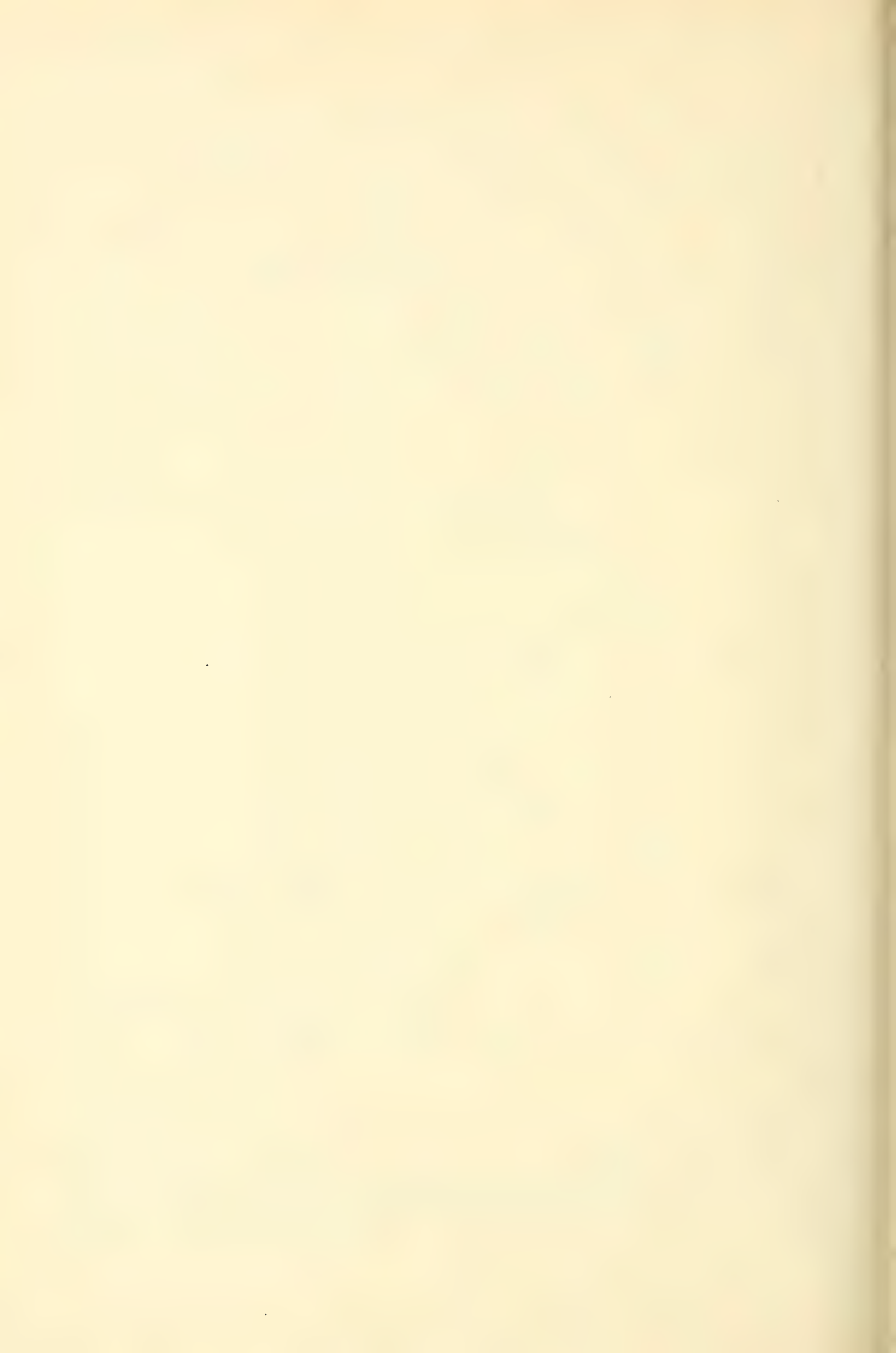
Und das Ganze endet mit dem mystischen Chore:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Dieser Schluß gibt freilich zu manchen Bedenken Anlaß. Er ist völlig katholisierend. Die Heiligen, zu deren Einführung Stellen aus den Evangelien und den Kirchenvätern angegeben werden, die seligen Knaben, die jüngeren und vollendeteren Engel, ein Erzengel und andere erscheinen, singen und sprechen in erhabenen Worten. Es ist eine Szene, zwar voll

Entwurf Goethes zu den Schlußversen von Faust, Teil II.

Aus der R. Brockhausschen Autographensammlung.



von dichterischen Schönheiten, erfüllt von tiefsten Gedanken, aber ganz in dem Sinne starren Kirchenglaubens. Es ist eine Szene, die, so mächtig sie den Leser packt, den Hörer trotz aller Aufwendung von Dekorationskunst, trotz blendender Lichteffekte und einschmeichelnder Musik kalt läßt.

Nicht minder bedenklich ist die Art, wie der Teufel betrogen wird. Bei dem Vertrag mit Mephisto im I. Teil hatte Faust gesagt:

> Werd' ich zum Augenblicke sagen:
> Verweile doch, du bist so schön,
> Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
> Dann will ich gern zu Grunde gehn,
> Dann mag die Totenglocke schallen,
> Dann bist du deines Dienstes frei,
> Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
> Es sei die Zeit für mich vorbei.

Jetzt spricht er, ein großartiges Bild der Zukunft entrollend, nach jenen unvergleichlichen Versen:

> Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
> Das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.
> Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
> Hier Kindheit, Mann und Greis, sein tüchtig Jahr,
> Solch ein Gewimmel möcht ich seh'n,
> Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n.

die Worte:

> Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
> Verweile doch, du bist so schön! ...
> Im Vorgefühl vom solchem hohen Glück,
> Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Nach dem geltenden Recht, nach dem Wortlaute hat Faust seine Wette verloren. Man hat wohl dagegen eingewendet, daß er sich nicht ausdrückt „ich sage“, sondern „ich dürfte sagen“, daß er den höchsten Augenblick genießt, im Vorgefühl des hohen Glücks, daß er also durch solche Einschränkung seine Zugeständnisse auf eine spätere Zeit verschiebt. Aber stichhaltig ist dieser Einwand nicht. Sobald nur der Buchstabe gilt, hat der Teufel einen wohlbegründeten Anspruch auf die ihm vermachte Seele, da die Worte gefallen sind, die den Untergang dieser Seele bedingen.

Und doch mußte der Dichter so schließen, wie er es getan. Nicht etwa deshalb, weil er wie alle dem Teufel das Gekränktwerden von Herzen gönnt, sondern aus tiefen inneren Erwägungen heraus, und aus einem äußeren Grunde. Der letztere ist, daß in dem Vorspiel im Himmel zwischen Mephisto und dem Herrn eine Wette um Faust geschlossen war. Es hieße jedes religiöse Gefühl beleidigen, wenn bei einer solchen Wette der Herr der Verlierende, der Teufel der Gewinner wäre. Aber stärker

sind die inneren Gründe. So wenig Goethe ausschließlich ein Schüler der Aufklärungszeit war, die Vorstellung hatte er mit jener Zeit gemein, daß die innere Befreiung des Strebenden erfolgen müsse, daß der Mensch, der Großartiges geleistet und sich zur Vervollkommnung durchgerungen, trotz allen Irrens und Fehlens kein Raub des Bösen werden dürfe.

Insofern kann man von einer großen Einheitlichkeit der Dichtung sprechen. Dabei ist es ziemlich gleichgültig, ob der Dichter wirklich bei dem ersten Beginn seiner Faustdichtung schon diesen Ausgang vorgesehen habe oder nicht. Man hat oft den Brief an Wilhelm v. Humboldt vom 17. März 1832 angeführt, um zu beweisen, daß die ganze Dichtung schon in jener Zeit im festen Plane vorlag. Demgegenüber ist daran festzuhalten, daß der Plan sich mannigfach änderte, daß, wie die aus dem Jahre 1816 stammende Darlegung zeigt, die Ausführung in vielen Einzelheiten ganz anders beabsichtigt war, ja, daß schon, wie aus den an Schiller gerichteten Äußerungen 1797 hervorgeht, die mannigfachsten Verschiedenheiten sich kundgeben.

Bis vor einem Menschenalter etwa galt der zweite Teil als eine ziemlich unverständliche und durchaus unaufführbare Dichtung. Seit einigen Jahrzehnten ist dieser Teil fast ebenso häufig auf die Bühne gebracht worden wie der erste. Durch verschwenderische Pracht der Dekorationen, durch Begleitung mit Musik, an der unsere ersten Komponisten sich wetteifernd versucht haben, ist der zweite Teil zu einem vielbegehrten und immer gern gesehenen Theaterstück geworden. Soll er aber wirken, so müssen unendlich viele Striche gemacht, die Reden stark gekürzt, die Walpurgisnacht gewaltig zusammengezogen werden. Auch dann bleibt vieles Unverständliche übrig. Ist auch heute der wütende Spott unbegreiflich, mit dem ein so geistreicher Mann wie F. Vischer die Dichtung verfolgte, der sich so weit verstieg, das Ganze und die einzelnen Teile absurd zu nennen, so ist auch die Bewunderung, mit der man jedes Wort dieses zweiten Teils verteidigt, und die Behauptung, daß die ganze Dichtung und all ihre einzelnen Teile klar verständlich seien, ungerechtfertigt. Denn man darf sich nicht verhehlen, daß außer zahlreichen Lücken, auf die bei der Inhaltsangabe hingewiesen ist, sehr viele einzelne Verse vorkommen, die entweder jeder Erklärung spotten, oder wenn sie auch mühsam gedeutet werden können, durchaus ungelenk, spröde im Ausdruck sind.

Freilich solche tadelnde Bemerkungen können für den, der sich die Mühe nimmt, das Ganze ernst durchzunehmen, den hohen Genuß nicht dauernd stören, gewiß nicht vernichten.

Was die Entwicklung der Persönlichkeiten anbetrifft, so sind eigentlich nur zwei Charaktere zu besprechen. Denn in diesem figurenreichen Stücke sind alle Auftretenden nur Nebenpersonen, Helena, Faust und

Mephisto sind die einzigen Träger der ganzen Handlung. Während der letztere immer tiefer herabgedrückt wird, erhebt sich Faust zu schwindelnder Höhe.

Im I. Teil ist Mephisto der Überlegene, der feine Gesellschaftsmensch, der geistreiche Spötter, dem Faust trotz aller seiner Gelehrsamkeit als ein ungelenkes Weltkind gegenübersteht. Der Junker im verbrämten Kleid entwickelt alle seine Künste, um sein Opfer zu umgarnen. Nun hält er ihn fest durch das Doppelverbrechen, zu dem er ihn genötigt, durch die Ermordung Valentins, durch das Verderben, das er Gretchen bereitet hat. Die Zeit rückt vor: er sieht den Augenblick kommen, da Faust, der sich ihm verschrieben hat, völlig der Seine ist. So kehrt er allmählich den Herrn heraus. Zwar bleibt er oft der geistreiche Unterhalter, der witzige Spötter, muß wider Willen den Diener spielen und Ungeheures seinem Gefährten verschaffen; aber er verhüllt weniger als früher seine schlechten Triebe und seine niedrige Gesinnung. Immer mehr offenbart er sich als den Teufel mit gemeinen Neigungen, widrigen Gelüsten, unanständigen Gebärden und Worten. Er pocht auf sein Recht und zeigt auch schon vor Ablauf der Frist nicht übel Lust, sich als Tyrann zu zeigen. Während er im ersten Teil eigentlich nur in der Hexenküche und während der Walpurgisnacht sich in seinem Element gefühlt, hat er im zweiten Teil oft genug Gelegenheit, sich als den wahren Satan zu offenbaren: als Narr und Verderber unter den Räten des Kaisers, als lüsterner Frechling mit den Hofdamen, und dem Gesinde, als Buhlknabe bei den appetitlichen Weibern der klassischen Walpurgisnacht, als Antreiber zu Greueln und Verbrechen in den Schrecknissen des Krieges, als der Verderber dem friedlichen Paare Philemon und Baucis gegenüber, deren stilles Glück seiner zerstörenden Natur widerstrebt, ja, selbst in den Gefilden der Seligen wagt er es, gegenüber der strahlenden Reinheit der Engel seine Lüste zu bekunden.

Ihm entgegen erhebt sich Faust zu immer größerer Kraft. Er scheint zuerst ganz der Sinnlichkeit geopfert, aber er scheint es nur. Dem Faust des Volksbuches war die Vereinigung mit Helena nur das Hinabtauchen in den Pfuhl gewöhnlichster Befriedigung, das Erschöpfen des niedrigsten Triebes, der bei den früheren Geliebten sich nicht austoben konnte: für den Faust der Goetheschen Dichtung ist das Zusammensein mit Helena zwar auch sinnlicher Genuß, aber erhabene Läuterung zugleich. Gewiß gerät sein ganzes Wesen in fürchterlichste Aufregung, da er ihr Schattenbild erblickt, seine Reise nach der Unterwelt, sein wahnsinniges Begehren, die wirkliche Helena zu genießen erscheint zuerst als niedriges Gelüst, aber die Vereinigung mit ihr erwirkt seine Umkehr. Der Barbar vermählt sich mit griechischer Schönheit und Hoheit. „Helena ist“, um mit den Worten Scherers zu sprechen, „stärker als Mephisto. Was Gretchen nicht vermochte, gelingt der Heroine. Faust steigt immer höher, er macht sich immer freier

von dem Einflusse des Teufels." Denn nach dieser letzten heftigen Steigerung des niederen Menschentums, nach dem Überschwang des Genusses tritt nicht Ermattung und Ekel ein. Nun verschmachtet Faust nicht mehr im Genuß nach Begierde. Diese höchsten Liebesfreuden haben ihn bekehrt. Denn er hat mehr als das Weib erkannt. Das Urbild der Schönheit lehrt ihn das Ideal der Erhabenheit und Größe kennen. Das verkörperte Griechentum war ihm in Helena entgegengetreten: wie die Griechen in dem Genießen heller Sinnesfreude die großartigste Weisheit begründeten, ewig gültige Musterwerke der Kunst schufen und zugleich ein Staatswesen errichteten, dessen Formen mit geringen Veränderungen bestimmend für die Menschheit blieben, so wird Faust durch Griechentum und Schönheit zur Bewährung seiner Kraft, zu gewaltigen Taten im Kriege, zu Leistungen im Staate und für den Staat angetrieben. Der Forscher, der in tastenden Übersetzungsversuchen der heiligen Urkunden die T a t als die bewegende Kraft verkündete, die im Anfange war, ist zu dem Menschen emporgeschritten, der nun im Leben die Tat bewährt. Vielleicht wirkte hier auf den Dichter die Erinnerung an den Weltzerstörer und Welterbauer Napoleon, vielleicht hat seine Kunde von den staunenswerten Versuchen der Holländer, dem Meere immer neues Land abzugewinnen, manche Einzelheit bestimmt, — in tiefer Erkenntnis des wahren Menschentums gestaltet er seinen Helden zum gewaltigen Kriegsmann, zum Beherrscher des Landes und des Meeres. Faust häuft Schätze und Besitz, aber nicht nur um sich zu bereichern, sondern um andere glücklich zu machen. Als freier Herrscher gebietet er über freies Volk. Zwar tritt noch einmal das niedrig Menschliche in seine Rechte: er läßt es zu, daß friedliche Arme, die einzigen, die neben ihm über ein winziges Fleckchen gebieten und seinen Alleinbesitz verkümmern, vertrieben werden, aber er wird von Reue gepackt über diese Schändung seines großartigen Wirkens. Der Mann, der alle Abgründe des Denkens erschöpft, der den Genuß bis zur Neige gekostet, der sich durch die Tat bewährt, der Heldenmut und Weisheit erprobt hat, ist der Vollkommenheit nahe; es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen. Und wenn nun sein Augenlicht schwindet, wenn er, der dem Irdischen scheinbar Unnahbare, spürt, daß Sorge und Not sich an ihn herandrängen, ist er reif zur himmlischen Verklärung.

In früherer Zeit suchte man, namentlich auf Grund eines Ausspruchs des Dichters selbst, daß er in Faust allerlei hineingeheimnist habe, die ganze Dichtung symbolisch zu erklären, d. h. man wollte die einzelnen Personen nicht als Menschen, sondern als Vorstellung, als Verkörperung von Gedanken auffassen. Dies trifft für Faust und Mephisto höchstens insoweit zu, als sie, wenn auch völlig eigengeartete Wesen, der eine als Vertreter des Menschen und der ganzen Menschheit, des in ihr ruhenden

Entwicklungs- und Vervollkommnungstriebes, der andere als Inbegriff des Bösen, des teuflischen Grundsatzes gelten können.

Aber auch für die übrigen Personen muß man daran festhalten, daß abgesehen von der klassischen Walpurgisnacht, die im einzelnen ziemlich unverständlich bleibt, nur wirkliche Menschen auftreten, deren Entwicklung uns vorgeführt wird. Ausnahmen davon machen nur Homunculus und Euphorion. Beide sind Phantasien. In dem Homunculus, bei dessen Schilderung sich Goethe Andeutungen des Paracelsus sowie eines deutschen Romans des 17. Jahrhunderts und des gern gelesenen und viel gerühmten Tristram Shandy zunutze machte, wollte er wohl einen Dämon darstellen, dem Mephisto, entgegen der Meinung Wagners, er selbst habe ihn künstlich hervorgebracht, teilweise zur Menschwerdung verhilft. Damit versuchte der Dichter die mechanische Naturauffassung, deren Wagner sich rühmt, mit köstlichem Spotte zu übergießen; andererseits wurde Homunculus zu dem Fabelwesen, das durch seine Einflüsterung den bedeutsamen Umschwung in Fausts Leben herbeiführt.

Euphorion, dem Homunculus darin ähnlich, daß er nur entsteht, um bald zu verschwinden, ist auch nur ein Phantasiebegriff. Zwar wußte schon das alte Faustbuch, in dem bereits die antike Helena als das schönste Weib der Erde vorkam, davon zu melden, daß Faust in Vereinigung mit ihr einen Sohn zeugte, aber dies ist auch der einzigste Punkt, in dem sich der Dichter der alten Quelle anschloß. Sein Euphorion soll die neuere Dichtung darstellen und verspotten, die deutsche Poesie im Anfange des 19. Jahrhunderts, die himmelstürmende, ungesunde, die kaum geboren wieder vergeht, die aus der Vermählung des antiken und des deutschen Geistes entstanden, nicht genug Lebenskraft besitzt, um zur Männlichkeit emporzuwachsen. Allerdings verdarb sich der Dichter selbst die Satire dadurch, daß er diesen lieblichen Knaben mit der Figur des von ihm hochverehrten englischen Dichters Lord Byron zusammenschweißte.

Die Charaktere der wirklichen und unwirklichen Wesen bilden jedoch nicht die einzigen Schönheiten des gewaltigen Werks. Diese Schönheiten bestehen vielmehr in dem wunderbaren dramatischen Aufbau, in zahllosen Einzelstellen in dem wahrhaft Modernen, das diesem unvergänglichen Dichterwerk innewohnt.

Der dramatische Aufbau ist trotz der vielen früher aufgezeigten Lücken straff und knapp, jeder Akt ein abgerundetes Ganze, jeder den früheren voraussetzend. Dazu dramatische Erfindungen der ergreifendsten Art: die drei Gewaltigen, die im Kriege Ungeheures leisten und später als gewaltig tätige Diener Fausts wirken; die vier grauen Weiber: Mangel, Schuld, Sorge, Not und vieles andere.

Die Fülle der Einzelschönheiten ist so groß, daß man Seiten abschreiben

müßte, um nur das Bedeutsamste hervorzuheben. In den Gegenreden des Faust und Mephisto, in dem großgedachten fünften Akte findet man die schönsten Stellen: so die Verse, in denen das stille Glück des Philemon und der Baucis geschildert wird, die sang- und klangreichen Strophen des Türmers Lynceus, die letzten Selbstgespräche des hundertjährigen Helden und viele Partien der Verklärten.

Und auch auf das Moderne mag kurz hingewiesen werden, das in diesem Werke, dem man immer noch von manchen Seiten nur ein grämliches Altersgesicht zugestehen will, doppelt merkwürdig ist. Nicht nur die überall hin zerstreuten Anspielungen auf literarische Zeitrichtungen und naturwissenschaftliche Anschauungen, sondern namentlich die Erfindung des Papiergelds und die Anspielungen auf die Luftschiffahrt sind hervorzuheben, wobei nebenher bemerkt werden mag, daß der Dichter sich schon am Ende des 18. Jahrhunderts lebhaft für die ersten Versuche der Luftschiffahrt durch Montgolfier interessierte und wie er selbst einmal bekannte, nahe daran war, das wissenschaftliche Problem zu entdecken.

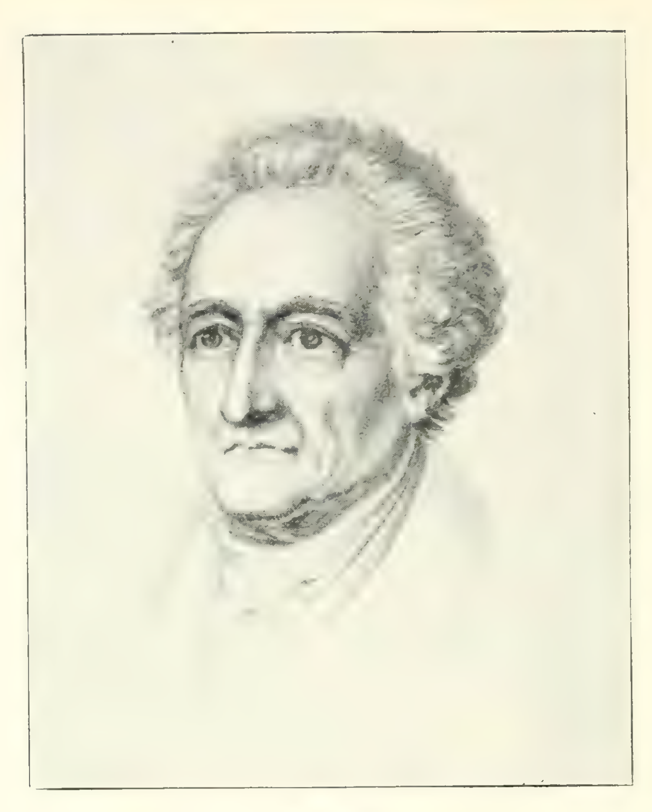
Das wunderbarste an diesem einzig dastehenden Stück ist aber, daß es wirklich größtenteils ein Erzeugnis des letzten Jahrzehnts, ja, der letzten Jahre ist, daß es die Arbeit eines mehr als Achtzigjährigen darstellt. Wohl war einzelnes schon früher fertig, sogar früher als der Abschluß des ersten Teils. Auf den Helena-Akt fällt schon dadurch ein verklärender Schimmer, daß er Schiller bekannt war. Den „Gipfel des Ganzen“ nannten die beiden Verbündeten diesen Teil, und Schiller schrieb: „Ihre neuliche Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlassen; der edle hohe Geist der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem entgegen und macht den gehörigen Effekt indem er ruhig und mächtig das Tiefste aufregt. Gelingt Ihnen diese Synthese (Zusammenschluß) des Edlen mit dem Barbarischen, wie ich nicht zweifle, so wird auch der Schlüssel zu den übrigen Teilen des Ganzen gefunden sein, und es wird Ihnen alsdann nicht schwer sein, gleichsam analytisch von diesem Punkt aus den Sinn und Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu verteilen; denn dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muß von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen.“

Seit jener Vorlesung ruhte die Arbeit jahrzehntelang. Eckermann läßt, gewißlich sein Verdienst um das Werk und den Meister übertreibend, den Dichter einmal folgendes sagen: „Sie können es sich zurechnen, wenn ich den II. Teil des Faust zustande bringe, ich habe es Ihnen schon oft gesagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wissen.“ Aber einen gewissen Zwang mag dieser Freund wohl ausgeübt haben. Freilich, nicht allzubald nach seinem Eintritt in das Dichterhaus wurde das Werk wieder

vorgenommen, erst 1826 begann die Arbeit. Damals wurden die nächsten Bekannten, z. B. Zelter geheimnisvoll unterrichtet; das Tagebuch gibt genauere Notizen. Besonders arbeitsreich war die Zeit vom 12. Mai bis 9. Juni 1827. Damals entstanden die ersten Stücke des ersten Aktes. Häufig genug sprechen jene intimen Aufzeichnungen von dem „Hauptwerk“, „Hauptzweck“, die „nicht versäumt, gefördert, verfolgt, gearbeitet“ wurden. Manchmal kommen ausführlichere Äußerungen vor, wie „nachts Entwicklung der zunächst auszuführenden poetischen Motive.“ Die dritte Szene des ersten Aktes wird am 1. Januar 1828 abgeschlossen, dann heißt es „Übergang zur vierten“. Manches Datum läßt sich auch aus den Urhandschriften entnehmen. Die Verse „Olivenzweig mit Früchten“ sind auf der Rückseite eines Theaterzettels vom 5. Oktober 1827, die Rede des Knaben Lenker, auf einer geschäftlichen Abmachung vom 10. November 1827 geschrieben. Die Hoffnung des Dichters, sein Werk im Jahre 1828 abzuschließen, wenn auch damals nicht der Plan vorschwebte, es gleich drucken zu lassen, erfüllte sich nicht, aber um den begierigen Zeitgenossen eine Probe zu geben, erschien die erste Szene des ersten Aktes Ostern 1828 im 12. Band der Ausgabe letzter Hand.

Der zweite Akt war sicher Ende 1829 noch nicht vollendet, die Arbeit an diesem wurde in den ersten Monaten des Jahres 1830 rüstig gefördert. Am 4. Januar 1831 konnte der Dichter an Zelter melden, daß die zwei ersten Akte (der dritte war ja längst vollendet) fertig seien, daß der fünfte gleichfalls bis zum Ende des Aktes auf dem Papier stehe; „inwiefern mir die Götter zum vierten Akt helfen, steht dahin.“ Begonnen hatte Goethe diesen vierten Akt schon im Jahre 1827, ein eigentliches Schema für ihn wurde aber erst am 16. Mai 1831 diktiert. Trotz dieses späteren Schemas kann man schon frühere Versuche, vom 9. Februar 1831 nachweisen; am 22. Juli 1831 war der vierte Akt völlig vollendet, das Tagebuch verzeichnet: „das Hauptgeschäft zustande gebracht, letztes Mundum.“ Und doch finden sich nachher noch Aufzeichnungen; am 24. Januar 1832 wird notiert: „neue Aufregung zu Faust in größerer Rücksicht auf die Hauptmotive, die ich, um nur fertig zu werden, allzu lakonisch behandelt hatte.“ Nach Beendigung dieser Riesenarbeit konnte der Dichter sprechen: „Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämone, die sich auf dem Gipfel der Vergangenheit glänzend niederlassen.“

Zurückblickend auf seine Arbeit sprach er zu einem seiner Vertrauten: „Mein ferneres Leben darf ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch tue.“



Goethe
Nach einer Originalzeichnung von C. A. Schwerdgeburth 1832

Neunundzwanzigstes Kapitel

Religion und Persönlichkeit

Von Goethes religiösen Ansichten ist im Verlauf dieser Darstellung häufig die Rede gewesen. Der Knabe fürchtete infolge des Erdbebens von Lissabon den strafenden Gott; der Jüngling bewegte sich gern in den Kreisen der frommen Susanne v. Klettenberg und teilte die innige Anhänglichkeit der Mitglieder dieses Kreises an den Stifter des Christentums. Der Mann wurde durch Herder und durch Spinoza, den er hauptsächlich auf Herders Anregung studierte, zu freieren Anschauungen bekehrt. Er ließ sich gern einen Atheisten schelten, wenn er damit als ein Mann bezeichnet wurde, der in den Wegen des so innig verehrten Weltweisen ging. Eine solche Stimmung setzte sich in Italien fort. Dieses Land mit seinen un-

zähligen kirchlichen Denkmälern, das viele Besucher dem Katholizismus gewann und ebenso viele von der christlichen Mutterreligion abwendig machte, erregte in Goethe nicht nur den Zorn gegen das Pfaffentum, sondern verstärkte seine durch das Altertum genährte Abwendung von dem Christentum vor. Niemals sprach er sich so lebhaft gegen die Pfaffen aus wie bei dem zweiten Aufenthalt in Venedig, im Jahre 1790; die Hinneigung zum Altertum, eine Wirkung seines Aufenthaltes in Italien, die durch den Umgang mit Schiller immer entschiedener hervortrat, verstärkte seine Entfernung von der Religion, in der er aufgewachsen war. Solche Abwendung verkündete Goethe z. B. in der „Braut von Korinth“ und in dem Gedicht „Der Gott und die Bajadere“. Von jener Zeit an kam die Bezeichnung „der große Heide“ für den Meister auf und auch Goethe selbst wandte sie gelegentlich auf sich an. Die Empörung gegen Lavater, die heftige Wendung gegen F. L. Stolberg hatte, wenn sie auch teilweise durch andere Anlässe bestimmt war, in diesem Heidentum ihren tieferen Grund.

Und doch ist dieses sogenannte Heidentum nicht gleichbedeutend mit Ungläubigkeit. Es ist mehr eine Wendung gegen das Erstarrte, in bestimmten Glaubensmeinungen Festgesetzte, ein Widerspruch gegen die Ausschließlichkeit und Herrschsucht einer Kirche und einer Partei.

Goethes Religion war fast zu allen Zeiten die Ehrfurcht, die Neigung vor dem Unerforschten. Gewiß gibt es bei Goethe Widersprüche. Die ziemlich aus derselben Zeit stammenden heftigen Wendungen gegen ein göttliches Wesen überhaupt (in dem Monolog des Prometheus) und das fast demütige Bekennen eines höheren Wesens (in der berühmten Katechisationsszene des Faust) scheinen sich auszuschließen. Und ebenso stehen sich in der späteren Zeit oft Sätze gegenüber, die Entgegengesetztes bekunden; manchmal scheint Goethe auf eine Erkenntnis Gottes überhaupt zu verzichten: „das Wahre mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen. Wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, in einzelnen verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen“, oder wieder: „mögen die Menschen ihn auch ewig suchen und zu schauen hoffen, sie können Gott nur ahnen und nicht schauen, ihn nur aus seinen Manifestationen erraten.“ Und doch bringt ihn gerade seine Naturbetrachtung und Naturforschung auf eine bestimmte Art, sich Gott zu nähern.

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf,
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft,
In jenes Namen, der so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, soweit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug;
Es zieht dich an, es reißt dich weiter fort,
Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort.
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit
Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

Mit dem Tode Schillers vollzieht sich in dem zurückgebliebenen Freunde ein Umschwung. Vielleicht geht man nicht zu weit, wenn man von einem Anlehnungsbedürfnis des Alleingelassenen spricht, und wenn man in den unsicheren Zeitverhältnissen, in denen jeder Halt verloren schien, ein Moment erblickt, das den Dichter veranlaßte, einen Schutz außerhalb der Welt zu suchen. Goethe schließt äußerlich seinen Frieden mit den kirchlichen Verhältnissen, indem er, der bisher die äußeren Formen nicht achtete, und z. B. die Konfirmation seines Sohnes nur zögernd mit gewissen Einschränkungen hatte geschehen lassen, sich kirchlich trauen läßt. Jetzt spricht er in den herrlichen Schlußworten der „Pandora" (vergl. S. 273), in denen Götter doch nur umschreibend für Gottheit gebraucht wird, das Vertrauen zu der Weisheit der Weltregierung aus. Wenige Jahre später, 1813, folgt das frohe Bekenntnis der Gläubigkeit:

Ich habe geglaubet, nun glaub' ich erst recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden;
So düster es oft und so dunkel es war
In drängenden Nöten, in naher Gefahr,
Auf einmal ist's lichter geworden.

Goethes Glaube ist aber nicht der übliche Kirchenglauben, sondern die Ehrfurcht vor der Natur, vor dem Heiligen im Menschen:

Läg' nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken.

oder der Spruch: „Je mehr du fühlst, ein Mensch zu sein, desto ähnlicher bist du den Göttern." Daher fordert Goethe von jedem für Andersgläubige nicht nur Duldung (Toleranz), sondern die Erkenntnis, daß jeder nach seinem besten Wissen bemüht sei, das Rechte zu tun und die aus dieser Anerkennung entspringende Liebe:

Soll das Rechte zu dir ein,
Fühl' in Gott was Rechts zu sein:
Wer von reiner Lieb' entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt.

Aus dieser Hochschätzung, ja Verehrung des sittlich Ringenden ergab sich für Goehte die Heiligstellung Christi. Die Liebe zu ihm, die für den Knaben und den jungen Menschen nur Gefühlsschwelgen gewesen war, wurde

in dem Reiferen dadurch begründet, daß Christus ihm erschien als „die göttliche Offenbarung des höchsten Grundsatzes der Sittlichkeit". Darum konnte der Meister sagen: „Sobald man die reine Liebe und Lehre Christi, so wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen." Und er konnte die Wirksamkeit Christi mit den Worten schildern: „Indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichtums, seiner Kraft, teilhaftig werden läßt und sich deshalb ihnen gleichzustellen scheint, so verleugnet er doch auf der anderen Seite nicht seinen göttlichen Ursprung; er wagt sich Gott gleichzustellen, ja, sich selbst für Gott zu erklären."

Aber auch das an den großen Vorgänger Christi, an Moses ergangene Wort Gottes, erschien ihm verehrungswürdig, wenn er auch nicht an eine mündliche Offenbarung Gottes an Moses glaubte. Auch ihm war, wie so vielen die Bibel das Buch der Bücher: „Ich für meine Person halte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Art wirksam geworden." Und an einer anderen Stelle meinte er, daß „dieses Werk verdiente, nicht nur als allgemeines Buch, sondern als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten und gewiß je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung ... von wahrhaft weisen Menschen würde genutzt werden können."

Infolge dieser Stellung verhielt er sich jeder Kritik der Bibel gegenüber völlig ablehnend. Seine eigene Verehrung bekundete er nicht nur darin, daß er das Buch Hiob zum Prolog im Himmel, das Hohe Lied für das rührende Gedicht Gretchens benutzte, sondern daß er in seinen Gedichten, namentlich aber in den Briefen der Frühzeit außerordentlich oft Stellen der Bibel benutzte, ja wörtlich anführte.

An der Glaubensgemeinschaft, die Jahrtausende hindurch als ihr Heiligtum die Bibel gewahrt hatte, ging er nicht acht-



Goethe-Karikatur
Von Daniel Maclise 1832, auf Grund des Bildes von Stieler und einer Skizze von Thackeray

los vorüber. Zwar liebte er die Juden im allgemeinen nicht; ihrer Gleichstellung in Weimar abhold, erklärte er einmal in einer Aufwallung des Unmuts, daß ihm die Erneuerung der alten Vorschrift: in Jena dürfe kein Jude übernachten, ganz recht wäre, und stand auch, als in seiner Vaterstadt Frankfurt (1808) ein eifriger Schriftenwechsel für und wider die Juden stattfand, auf seiten ihrer Gegner. Aber schon seine Verehrung Spinozas, dessen jüdischen Ursprung er nicht vergaß, seine Hochschätzung der edlen Persönlichkeit und des tief eingreifenden Wirkens Moses Mendelssohns, die Neigung, die er manchen schönen Jüdinnen, und die Achtung, die er talentvollen jüdischen Schriftstellern erzeigte, hinderten ihn, Vorurteilen zuzustimmen und böswillige Anklagen zu erheben, die noch zu seiner Zeit vielfach laut wurden. Daß er aber das Judentum in seiner Entwicklung und in seinem Bestande, ja, sogar in seiner Aufgabe für die Zukunft erkannte, zeigte er in zwei merkwürdigen Aussprüchen. Der eine, von Riemer überliefert, lautet so: „Die Deutschen gehen nicht zugrunde, so wenig wie die Juden, weil es lauter Individuen sind." In diesen Worten liegt, da der Altmeister die Menge verachtete und die Einzelpersönlichkeit hochstellte, ein gewichtiges Lob für die Juden. Sie gelten ihm als Individuen, d. h. sie bedeuten wirklich etwas für sich, sie heben sich aus dem Gewöhnlichen heraus und wollen sich und ihrer Anschauung Geltung verschaffen. Die zweite Stelle findet sich in den „Wanderjahren". In diesem Buche kommt freilich die böse, oft angeführte Äußerung vor: „In diesem Sinne, den man vielleicht pedantisch nennen mag, aber als folgerecht anerkennen muß, dulden wir keine Juden unter uns; denn wie sollten wir ihnen den Anteil der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet". Später aber heißt es von der israelitischen Religion, und von den Juden: „Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur, ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher und Propheten tausendmal vorgeworfen haben, es besitzt wenig Tugenden —, die meisten Fehler anderer Völker: aber an Selbständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und, wenn alles das nicht mehr gilt, an Zäheit sucht es seines Gleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde; es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehova durch alle Zeiten zu verherrlichen."

Goethe war Christ und bekannte sich zu allen Zeiten seines Lebens als solcher. Die äußeren Formen beobachtete er wenig, wenn er sie auch bei anderen duldete. Ein eifriger Kirchengänger war er höchstens in seiner Kindheit gewesen und auch damals mehr dem Zwang gehorchend als dem eigenen Triebe. Nicht jeder einzelnen Lehre stimmte er unumwunden

zu. Um nur eins hervorzuheben: er glaubte nicht an die christliche Auferstehung. Er war auch von dem Jenseits nicht fest überzeugt oder wollte nicht davon reden hören: „Ein tüchtiger Mensch läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser." Auch die Fortdauer des einzelnen gab er nicht zu. Wenn er auch in einem sehr berühmten Briefe an Auguste Stolberg (1823) sich äußerte: „vielleicht gelingt alsdann drüben, was uns bis jetzo abging: uns angesichtlich kennen zu lernen und desto gründlicher zu lieben", so war dieser Satz mehr ein noch dazu durch das „vielleicht" eingeschränktes freundliches Eingehen auf die Überzeugung der Freundin als eine Zustimmung zu ihrer Ansicht. Seine wirkliche Meinung sprach er gegenüber einem Engverbundenen, und zwar in demselben Jahre, in dem er jenen Brief schrieb, mit starken Worten aus, die den kleinlichen Müller zu dem Klageruf veranlaßte: „Was er über die Erzählung der Frau Elise v. d. Recke, von ihrer Schwester Tode und persiflierend über ihre Hoffnung des Wiedersehens sprach, kam mir sehr lieblos und gemütlos vor und verwundete mich tief."

Gegenüber dieser christlichen Anschauung von der wirklichen Fortdauer oder der Auferstehung des Fleisches, die Goethe verwarf, hielt er fest an der Ewigkeit des Geistes. Er wollte „nicht das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben." Diesen Glauben hielt er für notwendig, „es ist einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trägt jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich." Aber es ist kennzeichnend für ihn, daß er sich auch in diesem Glauben nicht ein Paradies ausmalt, in dem die Tugendhaften belohnt, in ewiger Glückseligkeit ruhen und der Genüsse teilhaftig werden, die ihnen früher entgangen waren, sondern daß er diese Unsterblichkeit als Entgelt auffaßt für das Geleistete und als Ansporn zu neuer Tätigkeit: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

In dem Urchristentum, der ersten Gemeinschaft der Gläubigen sah Goethe die wirkliche Schar derer, die Lehre und Vorschriften des Meisters rein und unverwischt wahrten und ausübten. Daher bedachte er das Priestertum, das diese ursprüngliche Reinheit zerstörte, mit grimmigem Haß, äußerte sich, wie schon bei der Besprechung der zahmen Xenien gezeigt wurde, lebhaft gegen die Pfaffen und tadelte energisch auch die äußerliche Machtentwicklung und Prachtentfaltung der Geistlichen z. B. in den Worten: „Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reich dotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der

mit seinen Jüngern zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbraust."

Mit solcher Gesinnung war keineswegs eine Verachtung des Katholizismus verbunden, vielmehr bewunderte Goethe dessen Konsequenz und verherrlichte seine Heiligenverehrung am Schlusse der Faustdichtung. Aber eine wahrhafte Hochschätzung gewährte er von Jugend auf nur dem Protestantismus. Sein schon erwähnter Ausspruch:

Wir protestieren alle mit Lust

war gewiß nicht nur ein Zugeständnis seiner Zugehörigkeit zu Luther, sondern ein freudiges Bekenntnis der Freiheit, gegen alle Unbill zu streiten und die freie Überzeugung zu verkünden. In diesem Sinne pries er Luther: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unser fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen." Der Lehre Luthers aber widmete er folgende Schilderung: „Der Hauptbegriff des Luthertums beruht auf dem entschiedenen Gegensatz von Gesetz und Evangelien, sodann auf der Vermittlung solcher Extreme. Setzt man nun, um auf einen höheren Standpunkt zu gelangen, anstatt jener zwei Worte die Ausdrücke „Notwendigkeit und Freiheit", so sieht man deutlich, daß in diesem Kreise alles enthalten ist, was den Menschen interessieren kann und so erblickt denn Luther in dem Alten und Neuen Testament das Symbol des großen, sich immer wiederholenden Weltwesens. Dort das Gesetz, das nach Liebe strebt, hier die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigener Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben, und zwar durch den ausschließlichen Glauben an den allverkündeten und alles bewirkenden Messias."

Wie er es als größten Lebensvorteil von Shakespeare erklärte, daß dieser als Protestant geboren sei, so stellte auch er sich willig in die Reihen des Protestantismus. Deshalb begrüßte er froh die 1817 veranstaltete dreihundertjährige Feier der Reformation, pries sie in Briefen und kleinen Gedichten, erteilte gern seinen Rat zu einer Denkmünze, die zur Erinnerung an diesen Tag geschlagen werden sollte und war bereit zu einer allgemeinen Feier ein größeres dichterisches Werk (Kantate) beizusteuern.

Aber auch in der Religion sollte Freiheit walten, Loslösung von allem Äußerlichen und der Zeit Verfallenen. Wie für den einzelnen Menschen die Tat das Höchste war, so auch für das Christentum: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht heraus-

kommen ... Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen ... auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen."

Ein Mann der Tat war Goethe auch im Leben: ein unermüdlicher Arbeiter, aufrecht, wahrhaft und gut.

Von der Ausdehnung seiner Tätigkeit geben die vorstehenden Darlegungen einen ungefähren Begriff. Aber vollständig wird diese Erkenntnis doch erst dann, wenn man den großen Kreis der amtlichen Obliegenheiten, die Sitzungen, Verhandlungen mit den Untergebenen, und die Reisen



Goethes Hand
Nach dem Gipsabguß im Goethe-Museum zu Frankfurt a. M.

zum Zwecke wissenschaftlicher Beaufsichtigung mit erwägt. In Angelegenheiten der Bibliothek, der Sternwarte, des botanischen Gartens und der übrigen Universitätsinstitute ließ der Meister Tagebücher führen, die er gewissenhaft durchsah. So lange er dem Theater vorstand, leitete er die Proben, gab Unterricht, kümmerte sich um jede Kleinigkeit. Von der Sorgfalt, die er den Briefen, abgehenden und ankommenden, angedeihen ließ, war schon die Rede. Alles Geschäftliche und Private „formierte er" in Akten, d. h. er ließ unter bestimmten Aufschriften die Aktenstücke, die sich auf private und öffentliche Angelegenheiten bezogen, zusammenheften, ordnen, mit Seitenzahlen und Inhaltsverzeichnissen versehen. So vieles von solchen Handarbeiten ihm auch seine Schreiber und Gehilfen abnahmen, es blieb genug übrig zu überlegen, anzuordnen, und wo es nottat, mit einzugreifen.

Dazu kamen aber noch drei zeitraubende Arten der Tätigkeit.

Manchem mag es wunderlich scheinen, wenn man in diesen Bereich die Besuche einschließt. Zeitraubend können sie immer genannt werden, aber keineswegs stets Zeugnisse von Tätigkeit. In diesem Falle jedoch sind die Besuche, sowohl die der Alte machte, als die, die er empfing, Zeugnisse seiner rastlosen Kräfteübung. Nimmt man etwa die Hoffeste aus, obgleich auch bei ihnen er sich oft genug als Dichter oder als Anordner von Feierlichkeiten betätigte, oder die vielen pflichtmäßigen Mahlzeiten, von denen er sich, je älter er wurde, immer mehr fernhielt, so waren solche Besuche geistige Turniere, aber keine Zeiten leeren Müßiggangs. Johanna Schopenhauer weiß anmutig zu berichten, wie er in ihren Gesellschaften nicht nur sprach und hörte, sondern vorlas, und wie er zeichnete, wenn andere plauderten. Namentlich waren die Besuche, die er empfing — und solche waren in der Altersepoche unendlich viel zahlreicher als jene, die er abstattete — Anlässe zu unermüdlichem Spenden. Für die gelehrten Vormittage der weiblichen Hofgesellschaft bedurfte es ernster Vorbereitung. Auch die zahlreichen Empfänge der massenhaft anströmenden Fremden, die Besprechungen mit den Getreuen, die fast täglich ihre bestimmten Stunden hatten, waren nicht ödem Geschwätz gewidmet. Mit Meyer wurden die Sammlungen besehen und erörtert und zu Vorbereitungen für Aufsätze benutzt, mit Müller und Vogel waren es Unterredungen über die öffentlichen Angelegenheiten, über die Vorkommnisse im Geschäftskreise des Ministers, mit Riemer und Eckermann erfolgte die Durchsicht der eigenen Werke, die Feststellung der Grundsätze für deren Herausgabe, die Vorbereitung der Zeitschriften, des täglichen Arbeitsfeldes. Selbst die gelegentlichen Besucher erwirkten Arbeit, ja, Arbeit in Fülle. Nicht etwa, daß der Alte sich auf jedes Gespräch in dem Sinne vorbereitete, daß er einen zur Unterhaltung geeigneten Gegenstand auswählte. Aber da er Besuche nicht empfing, ohne daß sie ihm vorher gemeldet wurden, so dachte er im allgemeinen das Gebiet durch, auf dem der Ankömmling zu Hause war und in der berechtigten Erwägung, daß jeder der Eintreffenden etwas von der Begegnung mitnehmen wollte, gab er mehr als höflichen Empfang und begnügte sich nicht mit der bloßen Entgegennahme von Berichten. Das war nicht etwa die Sucht des vornehmen und geistreichen Mannes, den Fremden mit hochtrabenden Auseinandersetzungen zu überraschen oder ihn mit einem guten Wörtlein zu entlassen. Vielmehr war es das echt menschliche Verlangen, den Schüchternen entgegenzukommen und zugleich der schier unstillbare Wissensdurst des allzeit Empfänglichen, sich belehren zu lassen, Kenntnisse zu sammeln, neue Eindrücke, Einblicke in fremde Gebiete zu gewinnen.

Das zweite Tätigkeit ist die Lektüre. Gewiß las Goethe unendlich

viele Bücher, um sie zu besprechen oder um sie als Quelle für seine Arbeiten zu benutzen. Aber die massenhaften Zusendungen, die Werke seiner Freunde, Bücher, die ihm von Gefährten empfohlen waren, oder die in den Zeitungen, wurden von ihm ohne Nebenabsicht durchgenommen; Zeitungen las er zwar nicht regel- und pflichtgemäß wie ein neuigkeitshungriger Moderner, aber doch ab und zu. Wenn man die Reihe der im Tagebuch aufgezählten Werke überblickt, so wächst das Gefühl der Bewunderung ins Unendliche. In dieser schier endlosen Reihe sind vertreten: Reisebeschreibungen und geschichtliche Werke, Dramen, Gedichtsammlungen, Romane, Arbeiten über Kunst und Handwerk, Religiöses und Naturwissenschaftliches, Deutsches und Ausländisches, Neuerscheinungen



Visitenkarte Goethes

und die alten Prachtstücke der Weltliteratur, von denen einzelnes immer wieder durchgelesen wurde; von den Dramen Molières zum Beispiel nahm Goethe jedes Jahr einige vor.

Und wie man wiederum aus diesen Tagebüchern sehen kann: der Meister hatte nicht nur Muße alle diese Tausende von Bänden zu lesen, sondern er gab sich Rechenschaft über das Aufgenommene; namentlich die Aufzeichnungen der letzten Jahre sind voll von eingehenden Bemerkungen über das, was die angebliche Mußezeit des Rastlosen erfüllt.

Als Drittes muß man aber die Masse von *Bruchstücken, Vorarbeiten, anderen Fassungen der Werke* aufzählen. Jeder Band der großen Weimarer Ausgabe, sowohl der schöngeistigen wie der naturwissenschaftlichen Werke, brachte Grundrisse der Arbeiten,

die im Flusse waren, andere Gestaltungen kleiner Stellen oder großer Abschnitte, die fallen gelassen wurden, Pläne zu neuen Arbeiten, die nicht ausgeführt werden konnten.

Goethe war ein aufrechter Mensch. Diesem Aufrechtstehen scheint eine Eigenart zu widersprechen, die sich so häufig zeigt, daß sie nicht unerwähnt bleiben kann. Das ist das Beugen vor den Großen, selbst wenn ihre Krönchen winzig waren, das demütige Achten des äußeren Scheines. Seinem Herrn, dem Großherzog Karl August, der das trauliche Du bis zum Ende beibehielt, nahte er in Gegenwart anderer und in Briefen stets unter formellster Anrede, mit der vollen Ehrerbietung eines Untertanen, die dem Großherzog, der die Form verachtete, mitunter komisch vorkam. In den Schreiben an geistig minderwertige Fürsten oder an die kleinsten Inhaber weltlicher Gewalt bediente er sich, mochte er etwas erbitten oder für etwas danken, der unterwürfigsten Ausdrücke, die Börne und den Seinen das Schmähwort „Fürstenknecht" entlockten und die auch minder Heftige befremdeten. Erhielt Goethe einen Orden, so verneigte er sich nicht nur dankerfüllt vor dem Spender, sondern unterrichtete viele seiner Korrespondenten von der ihm gewordenen hohen Auszeichnung, als könnte er, der Geistesfürst, wirklich durch solchen Schmuck eine Ehrung erhalten. Er liebte es, mit Orden geschmückt einherzugehen. Wilhelm v. Humboldt berichtete (1809): „ohne das Legionkreuz geht Goethe niemals und von dem, durch den er es hat, pflegt er immer ‚mein Kaiser' zu sagen." Auch Besucher Wiesbadens (1814) verhehlten nicht ihre Empörung darüber, daß in dieser Zeit der Befreiungskriege Goethe sich nicht scheute, das Knechtzeichen zu tragen, wie sie das Kreuz der Ehrenlegion in ihrer vaterländischen Erregung nannten.

Durfte Goethe nun gar Besuche von Fürstlichkeiten in seinem eigenen Heim erwarten, nicht nur eines gewöhnlichen Prinzen, sondern eines regierenden Königs, z. B. des Königs Ludwig von Bayern, da jubelte der Alte wie über ein großes Glück, während der Fürst überzeugt war, mindestens eine ebenso große Ehre zu erlangen als zu erweisen. Diese ganze Art aber, die viele irre führte, entstammt der Ehrfurcht vor der bestehenden Macht; der Meister, den Napoleon einen Mann nannte, krümmte wohl den Rücken und beobachtete höfische Formen, aber er opferte nicht seine Gesinnung. Darum konnte er gelegentlich auch Fürsten gegenüber abweisend sein. Wilhelm v. Humboldt berichtete in einem erst kürzlich bekannt gewordenen Briefe vom 14. September 1810: „Es ist sehr närrisch, daß die Fürstin v. Rudolstadt eine ordentliche Antipathie gegen Goethe hat. Sie hat ihn nur bei Hofe gesehen, läßt sich aber gar nicht abstreiten, daß er nicht auch anderswo dieselbe Starre

und Steinen habe. In ihm ist die Empfindung gegenseitig und so gern er z. B. die Köpfe der Kolosse sähe, so kann er sich nicht überwinden, hinzugehen."

Goethe war ein wahrhafter Mensch. An Eichstädt schrieb er einmal 1814: „Bei strenger Prüfung meines eigenen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im einzelnen und ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann, als neunundneunzig Gerechte. Ja man strebt oft mit Bewußtsein zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu tun ist, gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulegen."

Dieser tiefe Satz enthält ein gut Stück Lebensweisheit. „Durch Irrtum zur Wahrheit", so könnte man den Weg nennen, den unser Weiser selbst oft ging. Er war nicht hochmütig und selbstbewußt genug, um zu meinen, daß seine Auffassung immer die einzig mögliche, der von ihm eingeschlagene Pfad der einzig richtige, allein zum Ziele führende sei. Darum sprach er in manchem kleinen Gedicht von dem nützlichen Irrtum, nützlich, weil durch ihn die Wahrheit sich deutlich offenbare und scheute sich gar nicht im Leben und in der Wissenschaft Irrtümer zu begehen, weil er die Hoffnung hegte, nach Überwindung dieser Stufe zur Wahrheit zu gelangen.

Zur Wahrheit sich durchzuringen, war sein Streben. Er lernte von den Meistern, ohne sich, wenn man Spinoza ausnimmt, einem von ihnen ganz zu eigen zu geben. Was er von Schelling angenommen, wurde in anderem Zusammenhange erwähnt. Kant stellte er ungemein hoch, wurde aber nicht eigentlich ein Kantianer, obgleich er die von jenem verteidigten strengen Moralbegriffe (kategorischer Imperativ) annahm; die persönliche Hochschätzung Fichtes und Hegels hinderte ihn nicht, den ersteren mit seinem Ich und Nicht-Ich zu verspotten und den letzteren abzuweisen, da er sich in seine schwierigen Darlegungen nicht zu finden wußte; Schopenhauer folgte er nur, solange dieser seine naturwissenschaftlichen Anschauungen verteidigte.

Goethe war ein guter Mensch, treu, leutselig, freundschaftlicher Gefühle und Empfindungen stets zugeneigt.

Der wirkliche Kenner von Goethes Leben muß lächeln, wenn auch jetzt noch, nachdem die fast unübersehbare Reihe der Briefe und Gespräche vorliegt, die nur aus dem Mangel an schriftlichen Quellen erklärliche Beschuldigung von Goethes Schroffheit und Unnahbarkeit immer wieder geäußert wird. Es ist vielmehr geradezu einzig, wie dieser fast über alles Maß beschäftigte Mann sich eine oder mehrere Stunden des Tages ab-

30*

ringt, um Fremde zu empfangen, wie er die Schüchternen ermuntert, die Schwachen stärkt, wie er junge Schriftsteller, trotz der oft gebrauchten Wendung, er könne neue Zusendungen nicht mehr lesen, liebevoll und kenntnisreich auf den rechten Weg hinweist. Was Wunder, wenn daher nicht nur junge, schwärmerisch angelegte Naturen in dieser untergehenden Sonne Kraft und Wärme verspürten und in einen förmlichen Taumel des Entzückens gerieten.

Welch unbeschreiblicher Zauber muß in diesen Empfängen und in dem Geplauder, das der Alte mit seinen Besuchern führte, gelegen haben, wenn ein Mann wie Streckfuß, fast fünfzigjährig, in hoher amtlicher Stellung, Geheimer Ober-Regierungsrat, ein hochgeachteter Schriftsteller, nach der ersten Begegnung mit dem Meister schreiben konnte: „Da ich seit der ersten Jugend meines Vaters beraubt, zuerst in meinem Leben das Gefühl des kindlich sich hingebenden Vertrauens in mir empfunden habe."

Freundschaft zu zeigen, war Goethe eigen und stand ihm wohl an. Er hatte ein wahrhaftes Talent, Freunden ein Freund zu sein. Man kann derartige Bündnisse aus der frühesten Jugendzeit hervorheben, aber auch beweisen, daß diese Kraft sich an andere anzuschließen, mit den Jahren nicht aufhörte. Gerade in den letzten Jahrzehnten seines Lebens widerlegte er die vielverbreitete Meinung, daß der Alternde des Anschlusses nicht mehr fähig sei oder höchstens sich solchen zuneige, die in gleichen Jahren mit ihm stünden.

Besonders charakteristisch hierfür sind dafür drei Fälle. Alle drei gehören der Epoche von Goethes Leben an, da er seines Schiller beraubt, nach einem Ersatz suchte, wenn er sich auch wohl sagen mußte, daß die durch den Tod entstandene Lücke niemals ganz würdig ausgefüllt werden konnte.

Im Jahre 1811, als Goethe 62 Jahre alt war, fand er in Schillers Landsmann Reinhard, dessen Züge auch dem Verewigten wunderbar ähnlich waren, einen Kameraden, ja einen Freund, der mit ungemeiner Innigkeit sich in die Werke des Alten vertiefte, selbst in diejenigen, die keine allgemeine Anhängerschaft fanden, nämlich die naturwissenschaftlichen Schriften.

Einige Jahre später ereignete sich ein noch viel merkwürdigerer Fall. Während der eben erwähnte Reinhard nicht nur durch seine Ähnlichkeit mit Schiller, sondern auch durch seine gründlichen Kenntnisse, besonders aber durch seine hervorragende amtliche Stellung — er war französischer Resident, also ein Mann, der auf der Stufenleiter der Beamten eine ziemlich hohe Sprosse erklommen hatte — als ein würdiger Gefährte gelten konnte, auch durch seine Jahre (er war 1761 geboren) Goethe nicht



Sulpiz Boisserée
Zeichnung von P. Cornelius

allzu fern stand, erschien im Jahre 1812 ein ziemlich junger Mann in Weimar, setzte es durch, bei Goethe zugelassen zu werden und erlangte bald seine Freundschaft. Das war Sulpiz Boisserée. Man hätte denken sollen, eine Freundschaft zwischen ihm und dem Altmeister wäre etwas ganz Unmögliches gewesen. Boisserée war noch ziemlich jung (geb. 1783), er war ein zwar unabhängiger Mann, aber durchaus ohne Amt und Würden, hatte sich schriftstellerisch noch kaum hervorgetan und endlich: er vertrat einen Standpunkt, der dem alten Herrn nicht überaus angenehm war. Denn wenn Goethe auch, wie früher gezeigt wurde, in seiner Jugend das Straßburger Münster gerühmt und verherrlicht hatte, so besaß er für die Reste der älteren deutschen Malerei gar keinen Sinn und geringes Verständnis. Boisserées ganzes Streben ging aber nun darauf, außer einer Wiederherstellung des Kölner Doms, worin er vielleicht mit Goethe übereinstimmte, gerade jene Kunstwerke zu sammeln und als wahrhafte Schätze geltend zu machen, die jener nicht achtete oder geradezu verkannte. Und doch brachte es Boisserée durch liebenswürdige Zudringlichkeit und durch den rührenden Eifer, mit dem er seine Sache verteidigte, nicht nur dahin, daß Goethe ihn anhörte, sondern er erwirkte auch eine Umwandlung des alten Herrn, und wie es so oft geschieht, durch die Aufmerksamkeit, die Goethe nun den Bestrebungen Boisserées zuteil werden ließ, entwickelte sich auch menschliches Mitgefühl. Dieser junge Mann, noch vor wenigen Jahren dem Alten gar nicht bekannt, wurde sein Vertrauter, dem er tiefe Einblicke in seine inneren Zustände gewährte. Wenige Jahre später wurde er Unterhändler in der wichtigsten Angelegenheit von Goethes Leben: der abschließenden Ausgabe seiner Werke.

Und wiederum einige Jahre später gesellte sich zu dem französischen Gesandten und dem süddeutschen Privatmann ein Norddeutscher: Rochlitz.

Auch diesen führte gleichsam ein Zufall dem Weimaraner zu. Rochlitz war ein eben nicht sehr bekannter Schriftsteller, Musiker, auch mannigfach als Dichter tätig. Als solcher hatte er mit dem Weimarer Theater zu tun und trat mit Goethe in Verbindung. Aber nicht seine Stücke waren es, die ihm besondere Huld verschafften, sondern die verständige, von übermäßiger Lobhudelei entfernte und doch die wahre Bedeutung erkennende Beurteilung von Goethes Schriften, die Rochlitz teils in Briefen, teils in Aufsätzen niederlegte und nach Weimar übersendete. Dankbarkeit für solch verständnisvolles Eingehen auf die eigenen Absichten knüpfte hier ein festes Band der Freundschaft; denn gerade Rochlitz wurde von dem Meister ganz ungemein geschätzt; selten hat er sich mit solcher Begeisterung über die Briefe und Aufsätze eines anderen ausgesprochen wie über diesen Leipziger Schriftsteller.

In diesen seinen Freundschaftsbündnissen sind drei Momente wesentlich. Sie zeigten sich nicht in überschwänglichen Worten, sondern durch treue Tat; sie wurden lieber einfachen Menschen als Hochgeborenen und erhaben Gestellten gegönnt; sie bekundeten sich am schönsten jungen schüchternen Menschen gegenüber, die unsicher über ihren Lebensweg waren. Es ist geradezu rührend, wie Goethe noch in seinem Alter nicht müde wird, junge Leute, die sich vertrauensvoll an ihn wenden, mit seinem Rate zu unterstützen. Als sich 1819 eine dem Dichter vollkommen Unbekannte, Frau Georgine Weppen, an ihn wandte und ihm die Dichtungen ihres Gatten sandte, der unter dem Namen Timotheus a Lyra dichterisch aufgetreten war, da empfing sie von dem alten Herrn einen zweiseitigen Brief, in dem auf viele Einzelheiten eingegangen war und bemerkenswerte Ratschläge mitgeteilt wurden.

Als vier Jahre später, 1823, ein junger Mann, J. G. Hellmann, gleichfalls ohne jede Empfehlung dem Nestor Gedichte übersandte, da erhielt er als Antwort nicht etwa einen kurzen Dank mit den üblichen Entschuldigungen, wie sie andere stark Überlaufene gebraucht hätten, sondern eine eingehende Beurteilung des Übersandten, Ratschläge, wie er es besser machen solle, bestimmte Aufgaben, deren Lösung seiner Begabung entsprechend sei.

In dieser Weise bezeugte der Meister wahrhafte Menschlichkeit, da ihn weder die Person, noch das Werk zu sonderlicher Teilnahme anspornte. Wenn nun aber gar das Werk ihm gefiel, da konnte er einen geradezu apostolischen Eifer entwickeln. Dieser Eifer bleibt rührend, wenn der Meister dabei auch in seinem Urteil über das Ziel hinausschoß und gelegentlich ein Werk rühmte, das eine solche Lobpreisung gar nicht verdiente. Etwas Derartiges geschah bei A. Hagens schon erwähnter Dichtung „Olfried und Lisena". Viele Monate hindurch suchte er seine Bekannten

und Freunde, Männer und Frauen in verschiedenen Lebenslagen dafür zu gewinnen: Boisserée und Schultz, C. F. v. Leonhardt und Willemer, Nicolovius und Zelter. Einen neugewonnenen Bekannten, den Professor Zauper, wies er ebenso auf das Werk hin, wie die ihm nahestehende Adele Schopenhauer. Er wurde in seinen Bemühungen nicht gestört dadurch, daß viele der Freunde seiner Anregung gar nicht folgten, andere, wie die eben genannte Adele, sich ein bißchen lustig über das Werk machten. Vor allem freute er sich, daß auch der persönliche Eindruck, den der in Weimar vorsprechende Dichter machte, dem günstigen, durch seine Arbeit geweckten Vorurteil, entsprach. „Daß", so schrieb der Meister einmal, „der junge Dichter auch ein Zeugnis guter sittlicher Eigenschaften würde aufzuweisen haben, konnte bei dem flüchtigsten Überblick seiner wohlgesinnten Arbeit vorausgesetzt werden, und mich freut besonders, daß ich meine gute Meinung, einem so schönen Familien- und Freundeskreise unbewußt und ohne äußeren Anlaß bestimmen können." Und einige Monate später fügte er triumphierend hinzu: „Ich habe diesen jungen Mann so innig gegründet und so redlich strebend gefunden, wie sein Gedicht erwarten ließ."

Freundschaft bewährt sich am meisten in den Zeiten schwerer Prüfung. Und doch wird der Satz, daß Goethe ein treuer Freund gewesen, nicht durch die Tatsache erschüttert, daß er in Trauertagen versagte. Er mochte aus ästhetischen Gründen den Toten oder das Tote nicht sehen. „Warum", so sagte er einmal 1813, „soll ich mir die lieblichen Gesichtsausdrücke von den Bildern meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen ... der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Portraitmaler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild als seine Maske von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtnis aufbewahren."

Darum vermied er es, seine Freunde oder die von ihm verehrten Personen im Tode zu sehen: Herder, Schiller, Wieland, die Herzogin Anna Amalia. Aber es war nicht nur das ästhetische Unbehagen, das ihm den Tod anderer schauerlich machte, während er seinem eigenen Abscheiden mutig entgegensah. Die scheinbare Gleichgültigkeit bei dem Tode seiner Schwester und seines Vaters, die geschäftsmäßige Art bei dem Hingang seiner Mutter, die steinerne Ruhe bei dem jähen Hinscheiden seines Sohnes, die viele Zeitgenossen befremdete und manche der Späteren erkältete, geht doch nur hervor aus dem Lebensdrange, dem Pflichtbewußtsein, weiter zu leben und tätig zu sein. Sein Spruch „über Gräber vorwärts", den er im Alter oft brauchte, dessen Inhalt er aber schon in der Jugend betätigte, ist kein Zeugnis der Gefühllosigkeit. Der Schmerz

durchzuckte auch ihn wie jeden Erdgeborenen; die wahrhaft erquickliche Erinnerung an all das Gute, das er von Verstorbenen empfangen hatte, erfüllte auch ihn, aber entgegen dem gefühlsseligen Spruch „Gedenke zu sterben", stand bei ihm der Zuruf „Gedenke zu leben". Dieser frohe Tätigkeitsdrang machte ihn keineswegs unempfindlich: er sorgte für die Hinterbliebenen und weihte den Verstorbenen — man denke nur an die Reden auf Anna Amalia und Wieland und an die Verherrlichung Schillers — die ergreifendsten Totenklagen.

Dieser treue Freund war aber auch ein milder Vorgesetzter. Ein gnädiger Herr gegen Untergeordnete zu sein ist leicht, aber mit Liebe zu herrschen, denen, welchen der Befehl erteilt wird, das Gehorchen angenehm zu machen, weil der Befehl mehr einer Bitte als einer Drohung gleicht, das bleibt immer eine Kunst. Freilich, gegenüber Ungefügigen und Trotzigen, gegenüber Köchinnen, die an den Türen horchten, das Geschirr zerbrachen, bald heuchlerisch, bald selbstherrlich auftraten, Kutschern, die sich betranken, und gegenüber Dienern, die stahlen oder sich durch Übel, die sie sich infolge ihres schlimmen Lebenswandels zugezogen hatten, im Hause unmöglich machten, konnte er den Herrn hervorkehren, die Mitwirkung der Polizei in Anspruch nehmen, durch derbe Zurufe eine augenblickliche Beschämung und durch schlechte Zeugnisse eine dauernde empfindliche Schädigung bereiten. Aber wo er guten Willen empfand und die Lust, die auferlegte Pflicht zu üben, ließ er Nachsicht walten, und wenn er außer echter Treue wirkliche Geschicklichkeit wahrnahm, wußte er Lob mit erquicklicher Freundlichkeit zu vereinen, die dem Befehl die Härte nimmt und dem Diener eher das Gefühl der Zugehörigkeit als das der Unterwürfigkeit bereitet.

Außer den Untergebenen, die dem Geheiß zu folgen haben, gibt es im Leben jedes einzelnen schlichte Wesen, die gelegentlich vorsprechen oder mit denen die Vorkommnisse des Tages zusammenführen: kleine Nachbarn, Gastwirte und Zolleinnehmer, Kaufleute und Zufallsbekannte. Allen solchen ist eine trauliche Begrüßung mehr als ein gnädiger Blick oder eine reiche Gabe. Solche Begrüßung zu spenden, war Goethe Meister. Erst jüngst ist ein Brief mitgeteilt worden, den er an eine schlichte Gärtnersfrau in Tonnendorf schrieb. Sie hatte ihm 1827 eine blaue Hortensia geschickt, und zwei Monate später sandte er der Geberin die verblühte Pflanze zurück, vertraute ihr die fernere Pflege des Bäumchens an und erbat sich im kommenden Jahre die wiedererblühende als „ein Zeichen geneigten Andenkens", wünschte der Frau „in ihrem lebhaften Geschäfte fortzufahren, anderen und sich selbst angenehm und nützlich zu wirken" und übersandte ihr „zu seinem Gedächtnis" eine Jubiläumsmedaille. Das ist von so ausgesuchter erfreulicher Güte, daß es noch

nach 80 Jahren wie ein erwärmender und belebender Sonnenstrahl wirkt.

Gefälligkeiten, freundliche Worte zu spenden, ist Sache des Taktes; Gebeugte zu erheben, Dürftigen wohlzutun, ist eine Eigenschaft des Gemüts. Das schöne Wort, das unser Meister in seiner Jugend einmal aussprach: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" blieb für ihn nicht ein leerer Klang. Nicht nur in seiner Weimarer Frühzeit nahm er sich hochherzig der Bedrängten an, so daß er, wie früher erzählt wurde, einen Schweizer Knaben, Peter in Baumgarten versorgte, und daß er auch gleichfalls in jener Zeit einen rätselhaften Menschen, Krafft, aus seinem Elend hervorriß und in wohlgeordnete Verhältnisse brachte, sondern er übte dieses Vorrecht der Wohlhabenden, wenn er auch die gewöhnliche Bettelei nicht unterstützte, während seines ganzen Lebens.

Diese Lust am Wohltun entsprang nicht nur dem Bewußtsein der Gerechtigkeit, der Erkenntnis der Pflicht: der Ungleichheit in der Verteilung der Schicksalsgaben entgegenzutreten, sondern der Menschlichkeit, dem Verlangen, den Beschenkten wirklich zu erfreuen. In den „Sprüchen in Prosa" heißt es einmal: „Man würde viel Almosen geben, wenn man Augen hätte zu sehen, was eine empfangende Hand für ein schönes Bild macht." Und schon vorher hatte der Dichter in den „Divan", ‚Buch der Betrachtungen' den Spruch aufgenommen:

Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegendränget,
Zierlich dankbar, was du reichst, empfänget!
Welch ein Blick, ein Gruß, ein sprechend Streben!
Schau es recht, und du wirst immer geben!

Ein besonders charakteristisches Beispiel für sein Wohltun ist seine Tätigkeit für die Frau Bürgermeister Bohl in Lobeda, eine Dichterin, die in den achtziger Jahren durch ihre anspruchslosen Poesien und ihr freundliches Wesen die Weimaraner erfreut und gute Beziehungen mit manchen unterhalten hatte. Im Jahre 1785 starb ihr Schwiegersohn Loeber und hinterließ eine Witwe mit sieben Kindern im Alter von 20 Wochen bis 9 Jahren. Da Loeber ohne Vermögen gestorben war, so mußte die Großmutter, die schon Mühe genug hatte, ihren eigenen Haushalt zu bestreiten, auch für die Hinterlassenen eintreten. Das wurde ihr außerordentlich schwer; Goethe bemühte sich daher, Mittel für sie zu erlangen. Er wandte sich z. B. an die Weimar nahestehende Frau Elise v. d. Recke, „denn ich weiß, daß Ihr edles Gemüt keine größere Freude kennt, als würdigen Menschen, die das Glück verläßt, wohlzutun und Wunden, die das Schicksal schlägt, zu heilen."

Als etwa dreißig Jahre später Frau Bohl selbst starb, erstreckte Goethe seine Teilnahme auch auf deren Hinterbliebene. Er verfaßte ein Promemoria, das er an seinen Kollegen Voigt mit der Bitte sandte, es an Ziegesar und an Bertuch gelangen zu lassen sowie ferner die Loge zur Mildtätigkeit aufzufordern. Er gedachte auch den Hof zur Teilnahme zu bewegen und bewies seine geradezu rührende Anteilnahme nicht nur durch die Tat, sondern auch durch die Art, mit der er über die Verstorbene sprach: „Ein sittlicher Charakter, häusliche, treue Tätigkeit zeichneten sie aus, ein zartes, frommes dichterisches Talent, das ihren Pflichten keineswegs Eintrag tat, machte sie bemerkbar. Gastfrei empfing sie jeden in ihrer reinlichen wohlgeordneten Wohnung, gesellig und gesprächig machte sie gern ihren Freunden einen Gegenbesuch. Lange war ihr Haus ein lichter Punkt in dem Saaltale, dessen Schönheit man aus ihren Fenstern übersah."

Auch ein anderes Beispiel bekundet dieses werktätige Eintreten für Fremde. Im Jahre 1799 war Professor Hottinger in Zürich durch den Krieg- und andere Verhältnisse in seinen Einkünften stark geschädigt worden, auch in seinem Vermögen erlitt er eine erhebliche Einbuße. Ohne daß er mit Goethe besonders befreundet war, wandte er sich an ihn, um durch seine Vermittlung einen Ruf nach Deutschland zu erhalten. Goethe gab ihm ein sehr schönes Empfehlungsschreiben, das der Gelehrte beliebig verwenden konnte und machte ihn auf einzelne Stellungen, die gerade frei waren, in Deutschland und Kopenhagen aufmerksam. Glücklicherweise besserten sich die Umstände des Schriftstellers, so daß er von jener Empfehlung keinen Gebrauch zu machen genötigt war.

Gegenüber dieser Liebesfülle, diesem echt menschlichen Hange, Schwächere zu fördern, Dürftigen zu helfen, stehen einzelne Zeugnisse des Zornes, ja, des grimmigen Hasses. Es gibt Zeugnisse genug über die Art, wie Goethe sich als Befehlshaber zeigte. Solche Strenge bewies er z. B. in der Zeit der Revolution. Damals, 1793, dankte er seinen Arbeitsgenossen für ihr festes Auftreten gegen die Räte in Eisenach und bedauerte mit ihnen, daß „Collegia und Subalterne (Untergeordnete), die über dem erhaltenen Befehle mit Ernst und Strenge wachen sollten, sich gleichsam auf die Seite der Renitenten (Widerspenstigen) schlagen und von unangenehmen Auftritten und dergleichen fast bedrohlich zu sprechen sich beigehen lassen."

Namentlich als Theaterdirektor verstand er sehr entschieden aufzutreten gegen die, die es wagten, ein von ihm gebilligtes Stück auszuzischen oder auch nur ihr Mißfallen zu bekunden. Auch brachte er es fertig, ahnungslose Besucher, die ihn quälten, wenn sie entweder eine Brille auf der Nase trugen oder eine mißliebige Meinung äußerten, anzuschreien, ja, er bezeugte seine Abneigung dadurch, daß er ihnen geradezu den Rücken kehrte.

Wie ein Vollmensch konnte er eben aus dem Grund seiner Seele

hassen. Er, der noch 1795 geschrieben hatte: „es scheint mir, als wenn Sie eigentlich gar nicht hassen sollten. Ich würde mir diese Leidenschaft nicht erlauben, wenn ich mich nicht dabei lustig machen könnte“, äußerte wenige Jahre darauf einen grimmigen Haß gegen Böttiger und Kotzebue. Den ersteren, den Goethe beachtete, so lange er ihn brauchte, als Unterhändler bei Verhandlungen wegen Hermann und Dorothea, als Ratgeber bei antiquarischen Dingen, ließ er die ganze Schwere seines Unwillens fühlen, da er sich verletzt glaubte. Gewiß hatte Böttiger durch kleinliche Zuträgereien feinere Naturen verletzt, aber der ingrimmige Haß Goethes gegen ihn ist unbegründet, fast ungerecht. Wenn Böttiger wirklich eine Abschrift von Schillers Wallenstein nach Dänemark überschickte, so verschaffte er sich dadurch keineswegs irgend einen Gewinn, sondern bewies nur einen freilich schwer verzeihlichen Vertrauensbruch gegen Schiller; aber auch diesen nicht etwa aus böser Absicht, sondern ausschließlich von der Sucht getrieben, dem Verlangen jener dänischen, mit Schiller intim befreundeten Kreise, die das Werk gewiß gleich von dem Dichter erhalten hätten, nachzukommen, nämlich dem Verlangen, das Werk zu lesen, solange es ungedruckt war. Wenn Böttiger aber in dem „Journal des Luxus und der Moden“ gegen den armseligen „Jon“ August Wilhelm Schlegels sein verdammendes Urteil aussprach, so tat er damit kaum etwas anderes, als was jeder geschmackvolle Mensch und jeder unabhängige Beurteiler tun darf und soll: nämlich ungeschminkt seine Meinung verkünden. Er hätte nicht verdient, solcher Dinge wegen, die ihm von den Dioskuren als Vergehen, ja, als Verbrechen angerechnet wurden, aus der Stadt Weimar herausgedrängt zu werden, der er als Schriftsteller, Schulleiter und als ein auf den mannigfachsten Gebieten tätiger Mann außerordentliche Dienste geleistet hat. Und gewiß war es völlig ungerecht, wenn er mit Kotzebue und Merkel zu den „gründlichsten Schuften, die Gott erschuf“ gerechnet wurde.

Ja, in Goethes Haß gegen andere, z. B. den Musiker Reichardt und den Kritiker Schlegel, einem Haß, der freilich nicht so ingrimmig war wie der gegen Böttiger, offenbart sich eine gewisse Schwäche, man darf fast sagen eine tadelnswerte Zweideutigkeit. Denn beide waren unserem Dichter lange Zeit von Nutzen gewesen, jener als Vertoner seiner Gedichte, dieser als ein sehr gewiegter Kenner der Versmaße des Altertums, als Verbesserer von Hermann und Dorothea und anderer Werke. Daß Goethe seinem Freunde Schiller zuliebe sich entschloß, gegen diese beiden in heftigen Versen aufzutreten oder die von Schiller geschriebenen Verse in die Xenien aufnehmen zu lassen, wird man ihm nicht verargen können, — denn dies war eine Nachgiebigkeit dem mit Recht erzürnten Freunde gegenüber —, daß Goethe aber kurze Zeit später den Beiden, eben weil

er sie brauchte oder benutzen wollte, wieder den Zugang zu sich gestattete, ja, ihnen recht freundlich begegnete, erscheint wie eine Freundschaftsverletzung gegenüber dem Engverbundenen.

Wie stark Goethe gegen Widersacher auftreten konnte, bewies er weniger in persönlichen als in literarischen Angelegenheiten. Besonders bei drei Tatsachen bekundete er seine übermäßige Strenge. Als er 1802 jene eben erwähnte, ihm und seiner Theaterleitung ungünstige Besprechung Böttigers gelesen hatte, drohte er, zum Herzog zu gehen und durch diesen gewaltsame Maßregeln ergreifen zu lassen, da er Widerspruch gegen die ihm aufgetragene Führung des Theaters unter keinen Umständen dulden wolle. Als J. D. Falk, dem der Meister sonst wohlgesinnt war, in den Tagen der französischen Besitznahme, in seiner Zeitschrift „Elysium und Tartarus“ freie Äußerungen brauchte, von denen zu befürchten war, daß sie dem Staat oder den Behörden Ungelegenheiten bereiten könnten, schrieb er an seinen Amtsgenossen Voigt, „dem Herausgeber soll verboten werden, seine Zeitung fortzusetzen bei Strafe, gleich eingesteckt zu werden. Die Übel sind groß, so ein Narr kann sie noch vermehren.“ Endlich ließ er Herrn von Fariges, den Verfasser einer bösen, gegen die Theaterverwaltung gerichteten Schrift „Saat von Goethe gesät am Tage der Garben zu reifen“, wegen dieser schriftstellerischen Freveltat ohne weiteres über die Grenze bringen.

Auch sonst verstand er in literarischen Dingen keinen Spaß. Als viele Jenaer Professoren die Universität verließen, an der sie lange gewirkt hatten und einige von ihnen die alte Literaturzeitung nach Halle zu verpflanzen suchten, da brauchte er gegen die Überläufer, die doch im Grunde nur das taten, was man ihnen billigerweise nicht verdenken konnte, nämlich sich in ihrer Stellung zu verbessern und einen größeren Wirkungskreis sich zu verschaffen, die stärksten Ausdrücke: „Ich müßte ein Lump sein, wenn ich in dem Augenblicke, da zwanzigjährige M i e t l i n g e ihren Posten verlassen nicht wacker bei denen stehen sollte, die solchen Posten behaupten mögen.“ Statt aber nun in der neuen von ihm begründeten Literaturzeitung Milde zu üben, wurde Goethe rücksichtslos streng, gerade weil er nur das beste geben oder empfehlen wollte. Unerbittlich wies er daher oder ließ durch seinen Trabanten, den Hofrat Eichstädt, alles abweisen, was seinen Ansprüchen nicht genügte. Einmal brauchte er über einen Einsender das gar kräftige Wort: „Herr X. hat uns abermals in den Abgrund seiner Absurdität hineinblicken lassen. Ich bewundere Ihre Geduld, die sich mit einem solchen Schiefkopf einigermaßen ernsthaft benehmen kann. Wenn Sie den Narren nicht ganz loswerden wollen, so riete ich, ihn zum besten zu haben und womöglich noch konfuser zu machen, als er schon ist.“

Sind diese Züge des Ingrimms echt menschlich, so besaß der Meister

auch andere Eigenschaften die weit entfernt davon, sein Bild zu trüben oder sein Andenken zu verkleinern, ihn in die Reihe der Sterblichen setzen und ihn dadurch uns menschlich näher bringen.

Goethe konnte ungeduldig werden und war Stimmungen unterworfen.

Der Lebhafte und Mitteilsame hatte auch Zeiten des Schweigens. Es war nicht nur das Ausruhen des Gelangweilten und Ermüdeten, sondern das absichtliche Verstummen des ernsten Mannes. Ein solches Verstummen konnte befremden, ja beleidigen. Befremden, wenn es bei lebhafter Unterredung mit anderen eintrat, in der die Meinungen hart aufeinander platzten. Denn es war, wie er einmal aussprach, sein Grundsatz: „Wenn sich unter Freunden eine Differenz hervortat, lieber zu schweigen als zu erwidern; denn in solchen Fällen bleibt doch jeder einigermaßen auf seinem Sinn, und so entstehen aus den gewechselten Äußerungen neue Differenzen und die Mißverständnisse verwickeln sich, anstatt sich aufzuklären.“ Ja, geradezu beleidigend konnte dieses Schweigen wirken, sobald es bei schweren Ereignissen eintrat, bei Hiobsposten und bei Todesfällen. Ein solches Verharren in Stummheit hat man Kälte und Gefühllosigkeit genannt, aber es war nur das Aufbäumen eines zu starken Gefühls gegen nichtige Worte, das Bewußtsein des Unvermögens für den größten Schmerz den passenden Ausdruck zu finden.

Er konnte durch seine Steifheit erkälten, wenn ihm die Art mißfiel, wie Fremde ihm entgegentraten.

Ebenso wie er grimmig werden konnte gegen Unbotmäßigkeit, so war er auch empfindlich gegen Geräusche und kleine Unannehmlichkeiten des Lebens, die ihn betrafen. Er rief die Obrigkeit an, wenn Gassenjungen auf der Straße Lärm vollführten oder in kindischem Übermute Steine gegen die Obstbäume seines Gartens warfen, oder wenn er in seinen Arbeiten gestört oder in seinen Mußestunden durch den aus Wirtsstuben, aus Kegelbahnen zu ihm dringenden Lärm belästigt, wenn er durch Nachbarn gestört wurde, die hohe Mauern in der Nähe seines Gartens aufführten oder in ihren Häusern ein Fenster ausbrachen, das auf sein Eigentum sah.

Ein erquicklicher Zug seines Wesens ist es, daß er an Vergnügungen gern teilnahm und an einem gewissen Wohlleben seine Freude fand.

Man hat sich in neuerer Zeit sehr dagegen gewehrt, Goethe einen „Olympier“ zu nennen. Gewiß verdient er diese Bezeichnung nicht, wenn man unter einem Olympier jemanden versteht, der nur in ewig heiterer Ruhe lebt, keine Aufregung kennt und jenes beschauliche Dasein führt, das nur den Leidenschaftslosen bestimmt ist. Wohl aber

darf er auf die Bezeichnung Anspruch machen, wenn man ihn zu jenen seltenen Wesen rechnet, denen alles Menschliche nicht fremd war, die aber doch den peinlichen Erdenrest von sich abschütteln, nach vielen Stürmen und Kämpfen zu himmlischer Klarheit und erhabener Reinheit sich emporrangen.

Von den Göttern des Olymp wissen die alten Dichter zu berichten, daß auch sie schmausten und zechten, daß nur die Kräftigsten der Wirkung starken Getränkes widerstanden, daß die meisten aber ein menschengleiches Behagen an wohlbereitetem Mahle empfanden. Auch in dieser Hinsicht wußte Goethe menschliche Seiten zu offenbaren. Er war kein Kostverächter. Wie sehr er einen guten Tropfen liebte, beweisen seine zahlreichen Weinbestellungen, die sorgfältig erhalten, ja, in treuem Abbilde vervielfältigt sind, beweist das sorgliche Bemühen, den Wein — eben die Sorte, die zu trinken er gewöhnt war — nach Karlsbad oder wo er sonst seinen Aufenthalt wählte, sich nachschicken zu lassen.

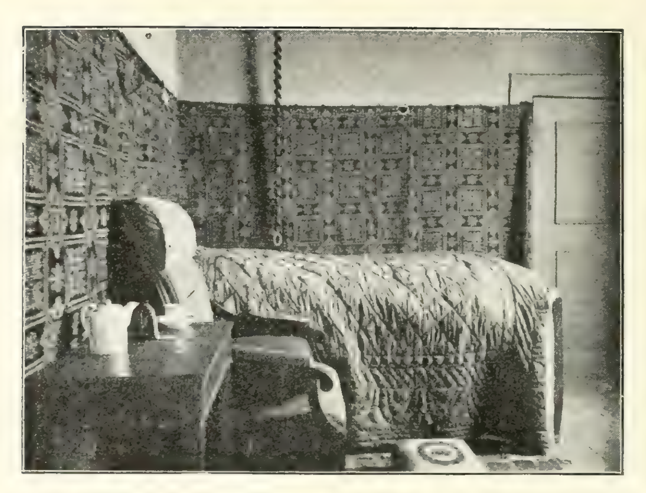
Gar manche Besucher wissen zu berichten wie der Meister, wenn er besonders guter Laune war, treffliche Weine, auch Champagner auftragen ließ, und sich gern an derartigen kleinen Gelagen beteiligte. Aber er muß auch dem, wie es scheint damals verpönten Bier nicht abhold gewesen sein; wenigstens schreibt Wilhelm v. Humboldt (an Ch. G. Körner 1830): „Schiller und Goethe tranken immer Bier, und Goethe tut es noch jetzt ohne alle Scham, wenn auch Leute dabei sind.“

Wie den Keller, so liebte er es auch, die Speisekammer zu füllen. Nicht etwa nur, um seine Christiane zu erfreuen oder später, um seiner Schwiegertochter den höflichen Vater zu zeigen, sondern um seinen eigenen Tisch gut besetzt zu sehen und den Gaumen zu kitzeln. Frau Rat wußte er an Kastanien und Welschkraut zu mahnen, wenn diese angenehme Zukost unregelmäßig geschickt wurde oder einmal ausblieb; die geliebte Marianne erinnerte er an die freiwillig von ihr übernommene Pflicht, für Artischocken und Mirabellen zu sorgen. Fische bestellte er bei dem Bremer Nikolaus Meyer, der solche Aufträge fast besser ausrichtete als die Anfertigung von Gedichten; Teltower Rübchen bei Zelter, Schokolade bei Frau v. Eybenberg, Spargel bei Knebel. An diesen wird einmal ein förmlicher Freudenbrief angestimmt: „Ob ich gleich sonst nicht lecker bin, und das Aufkeimen einer jeden eßbaren Pflanze ganz ruhig abwarte, so ist mir doch diesmal die Langsamkeit der Spargel höchst verdrießlich, denn nach einer so langen Winterkrankheit wissen die Ärzte sich selbst nichts weiter, als daß sie einen auf die nächste Vegetation anweisen. Nun harren wir deren diesmal freilich allzulange. Habe daher den besten Dank für das neulich übersendete Gericht“ — ein Freudenruf, der um so absonderlicher dünkt, als der Brief am 1. Mai geschrieben ist (1805). Die Freunde kannten den feinen Geschmack

des am Wohlleben sich Erfreuenden so gut, daß Wilhelm v. Humboldt gern mit dem Kaviar aufwartete, der ihm aus dem Norden zuteil wurde, und Frau Frommann es sich nicht nehmen ließ, die ersten Jenaer Spargel nach der benachbarten Residenz zu senden.

Gewiß, es ging in Weimar z. B. 1794 recht einfach und einförmig zu; aber die, die den Dichter am liebsten allem Irdischen entrückt sehen möchten, werden es vielleicht unserem Meister übelnehmen, wenn er in jenem Jahre an Jacobi, nachdem er sich aller Schwelgerei abhold erklärt und von sich gemeint hatte, „er könnte sich höchstens an einem guten Schöpsenbraten und einer leidlichen Schlackwurst versündigen“ folgende Bittschrift richtete: „Da sagt uns nun der böse Geist: in jenen Gegenden gäbe es ein Unmaß köstlichen geräucherten Rindfleisches, Rinds- und Schweinszungen, geräucherter Aale und anderer wunderbaren Fische, fremder Käse und ein solches Gedränge von Leckerbissen pp, daß wir danach unglaublich lüstern und folglich zum Verderben völlig reif geworden sind.“ Die aber, die sich der menschlichen Züge selbst des Größten freuen, schmunzeln mit Behagen wie der Poet selbst, wenn er aus Wiesbaden 1815 an seinen Sohn berichtete: „Und nun zum Schluß das Maß der Krebse, wie ich sie heute gespeist, in schwarz-roten Schalen eben im Begriff sie abzuwerfen. Voll und schmackhaft.“ Und wenn er eine kleine Zeichnung dazu gebend, schreibt: „Weimarisch Maß über sieben Zoll.“





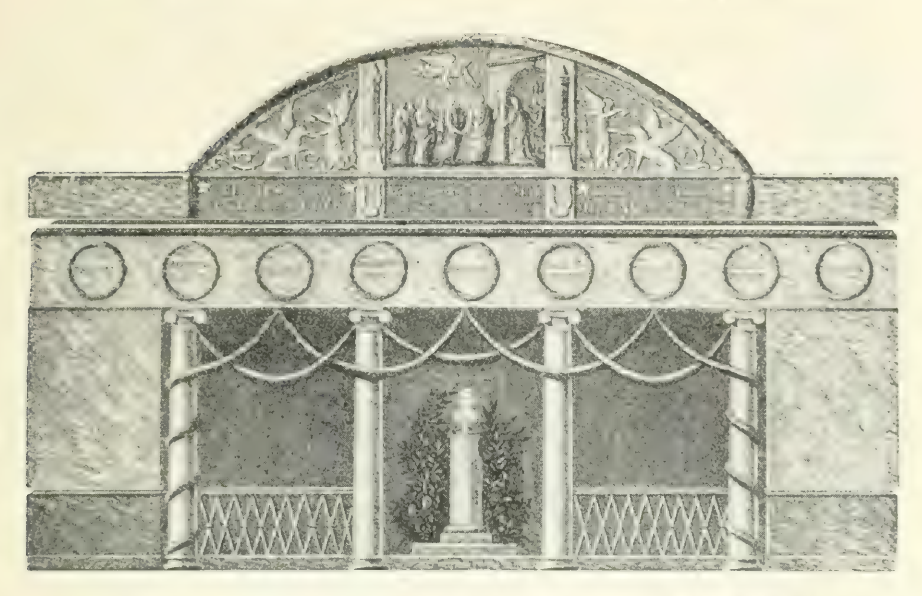
Das Schlaf- und Sterbezimmer Goethes zu Weimar

Dreißigstes Kapitel

Letzte Lebensjahre und Tod

Das Leben des Herrlichen neigte sich seinem Ende zu. Meist weilte er in den letzten Jahren geschäftig in seinem Hause. Seit 1823 unternahm er keine längeren Reisen. Selbst Jena wurde nicht mehr so häufig aufgesucht wie früher; manchmal erschien er jahrelang nicht daselbst und ließ dort, wie auch sonst bei wichtigen und feierlichen Anlässen, z. B. der Beisetzung von Schillers Schädel und der Aufstellung der Büste des Freundes sich durch seinen Sohn vertreten. Nur einmal, 1828, entfernte er sich längere Zeit aus Weimar und hielt sich in Dornburg auf; 1831 besuchte er mit seinen Enkeln das früher so sehr geliebte und so häufig betretene Städtchen Ilmenau. Dort verbrachte er seinen letzten Geburtstag (28. August 1831). Sonst entging er, wenn er es irgend konnte, der lauten Feier seines Geburtstages: nur einmal ließ er, und zwar in Jena, eine wohlgemeinte Huldigung über sich ergehen, die ihm durch Anwesenheit einiger Berliner Freunde angenehm oder wenigstens erträglich gemacht wurde.

Zu manchen derartigen Festen wurden dichterische Gaben dargebracht, besonders zu dreien: dem Geburtstag des Jahres 1827 und dem mit besonderer Pracht gefeierten achtzigsten im Jahre 1829. Die Hausdichter, die hier ihre Gaben auftischten: Riemer, Eckermann, Peucer, Kanzler v. Müller, Stephan Schütze und andere weniger Nahestehende, bemühten sich auch, dem fünfzigjährigen Jubiläum des Eintritts Goethes in Weimar



Festschmuck des Stadthaussaales zu Weimar den 7. November 1825

am 7. November 1825 glanzvolle Weihe zu verschaffen. Das ganze weimarische Land nahm an dieser Huldigung für den ersten Bürger und Beamten teil; die Fakultäten der Universität Jena ernannten den Helden des Tages zum Ehrendoktor, die Mitglieder der fürstlichen Familie, das Theater, die Stadt, die Freunde und Verehrer spendeten reichlich ihre Gaben.

Neben der Freude suchte aber auch der Schmerz den Greis heim, der ja sonst ein Liebling der Götter zu sein schien. Auch an ihm bewahrheitete sich das traurige Wort: „Lange leben, heißt viele überleben.“ Zwar die Freunde, die er allerorten besaß, lebten lange, aber der engste Kreis wurde vermindert durch unersetzliche Verluste.

Am 24. Juni 1828 starb der Großherzog Karl August, am 14. Februar 1830 folgte seine fürstliche Gemahlin, die Großherzogin Luise. Mit diesen beiden sank für den Greis das alte Weimar ins Grab: zwei Lebensgenossen der vornehmsten Art, nicht etwa nur durch ihre Geburt und ihren Stand, sondern durch ihr Wesen. Ein Fürst voll hoher Gaben, dessen weiter Blick, umfassendes Wissen, unendliche Tatkraft, edelste Gerechtigkeit die kleinen Menschlichkeiten weit überwogen, — und eine Fürstin: im Stillen wirksam, eine tapfere Dulderin, eine Heldin in den Zeiten der Not und Gefahr, die jeden Mut kannte, nur nicht den der Freude, die immer die hohe Frau war und blieb und auf die man des Meisters Wort anwenden konnte, daß „wenn auch der Purpur abgelegt worden, noch sehr viel Großes, ja eigentlich das beste übrig bleibe.“

Karl Augusts Nachfolger Karl Friedrich und dessen Gemahlin, die russische Prinzessin Maria Paulowna, taten alles, um dem Manne, der der kostbarste Schmuck ihres Ländchens war, den Verlust zu erleichtern. Sie gestatteten dem Verlassenen gern, in dem fürstlichen Schlosse Dornburg die ersten Wochen und Monate, in denen der Schmerz am grimmigsten tobte, allein zu verleben. Sie beschränkten seine Amtstätigkeit, soweit es nur irgend anging, entbanden ihn von der Verpflichtung, bei Hofe zu erscheinen, und kamen selbst zu bestimmten Zeiten in das Haus des Dichters, teils um sich belehren zu lassen, teils um auch äußerlich den steten Zusammenhang mit dem treuen Freunde zu wahren und zu bekunden. Aber bei aller herzlichen Verehrung, die sie ebenso empfanden wie sie sie äußerten, bei aller zarten Liebenswürdigkeit, die sie erwiesen, — sie waren viel zu jung, um die fürstlichen Lebensgenossen zu ersetzen: ihre Anschauungen, ihre Interessen bewegten sich auf ganz andern Gebieten als auf denen, die dem Meister das eigentliche Element des Daseins gewesen waren und fortdauernd blieben.

Der schmerzlichste Verlust für Goethe war aber der des Sohnes August. 41 Jahre alt, starb er in Rom, in der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober 1830. Er hatte eine Reise nach Italien unternommen, um, wie der Vater später schrieb, „zu genesen". Die Verhältnisse in Weimar waren ihm unleidlich geworden, er sehnte sich nach Befreiung. Der Vater hatte ihm großherzig die Mittel für diese kostspielige Reise zur Verfügung gestellt und ihm Eckermann als Begleiter mitgegeben. Zwischen den beiden Reisegenossen herrschte aber nicht lange Frieden, so daß sich Eckermann von dem Gefährten in Genua trennte. August wurde krank, stürmte, kaum halb wiederhergestellt, in wilder Genußsucht weiter, besuchte Süd-Italien, gelangte nach Rom und fand dort ein frühes Ende. Das Tagebuch meldet vom 10. November 1830: „Gegen Abend Herr Geheimrat v. Müller und Hofrat Vogel mir mit möglichster Schonung das in der Nacht vom 26. bis 27. Oktober erfolgte Ableben meines Sohnes zur Kenntnis zu bringen, worauf denn Nachstehendes teils mitgeteilt, teils überlegt wurde." Aus diesem Zeugnis steinerner Ruhe, aus den Berichten der Nächststehenden, daß der Alte von dem Toten kaum sprach, darf man jedoch nicht auf Gefühllosigkeit schließen. An dem Verwaisten nagte der Verlust furchtbar. Die Art, wie er für das Denkmal des Hingeschiedenen sorgte, wie er den Gefährten der letzten Stunden seines Sohnes dankte, wie er seinen Freunden über das Ereignis Bericht erstattete, bekundet deutlich die furchtbare Qual: auch hier spricht der Weise, der sich selbst zu bezwingen sucht. In einer schweren Krankheit machte sich bald die Natur Luft. Noch einmal aber wurde der Meister dem Leben wiedergeschenkt.

Seitdem ward das Haus am Frauenplan noch stiller. Zwar eine wirk-

liche Lücke hinterließ der in bestem Mannesalter Verstorbene nur insofern, als der Alte sich nun um vieles bekümmern mußte, was August ihm abgenommen hatte. Ottilie blieb seine anmutige Besucherin, bewährte sich auch als Pflegerin, abwechselnd mit ihrer Schwester Ulrike, einer beweglichen liebenswürdigen Dame, deren Geplauder den Altmeister erheiterte.

Einmal wußte Ottilie den Vater auch zu einer Arbeit zu bewegen. Sie, die lieber las, hörte und plauderte als schrieb, vereinigte einheimische und ausländische Freunde zu einer Zeitschrift „Das Chaos“, der auch Goethe



August von Goethe 1830

Relief von B. Thorwaldsen am Grabdenkmal Augusts auf dem Friedhofe zu Rom

zum Dank für die vielfachen Lobpreisungen, die ihm dort zuteil geworden waren, einige dichterische Beiträge zuwies.

Der Tag ward ausgefüllt mit Arbeiten, Besuchen, Briefeschreiben und Gesprächen. Von allem diesen ist schon oben die Rede gewesen.

Nur drei Männer sind noch kurz zu charakterisieren, die die ständige Umgebung des rastlos tätigen Alten bildeten: Riemer, Eckermann, Müller.

Gewiß sprachen auch andere vielfach vor: der dichterisch wohlveranlagte Peucer, ein höherer Beamter des weimarischen Staates; Soret, der Erzieher des Erbprinzen Karl Alexander, ein literarisch bewanderter

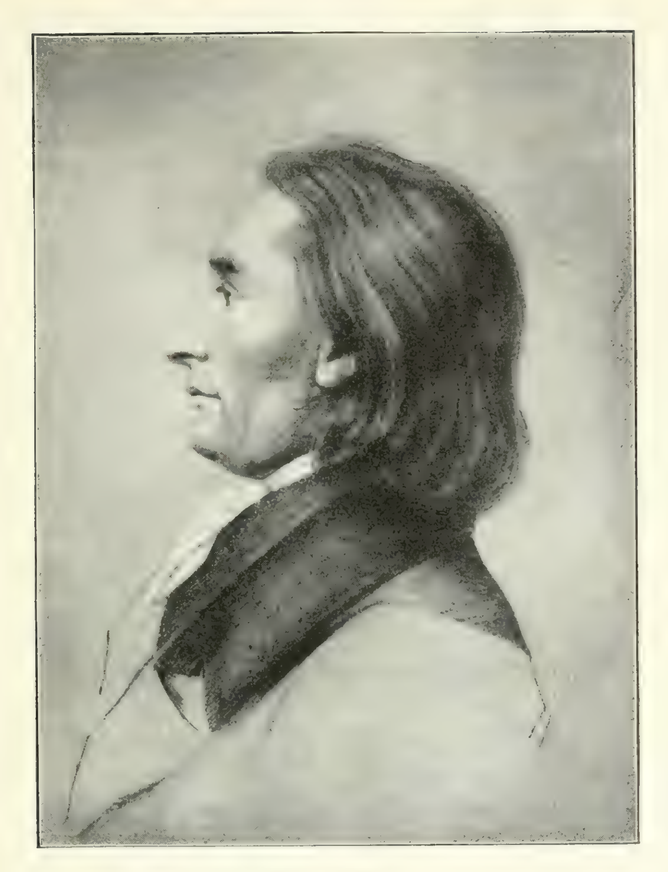
31*

Schweizer, der durch seine französische Übersetzung der Metamorphosen wesentliche Dienste leistete und in schlichter Art viele Bemerkungen aufzeichnete, die er aus dem Munde des Meisters vernommen hatte; der großherzogliche Leibarzt Karl Vogel, in den letzten Jahren der Amtsgenosse Goethes in der Leitung der wissenschaftlichen Institute, ein Mann von weitem Blick, scharfem Urteil, reichen Kenntnissen, von seinem Genossen als „einer der genialsten Menschen" bezeichnet, „die ihm je vorgekommen seien"; der Baumeister W. Coudray, der an den damaligen Bauten Weimars in erster Linie beteiligt war, ein kunstverständiger Mann, von angenehmsten Umgangsformen; vor allem aber der getreue Heinrich Meyer, der freilich in der letzten Zeit seines Lebens durch schwere häusliche Verhältnisse gebeugt und durch Kränklichkeit viel an das Haus gefesselt war.

Doch die wirklich ständigen Genossen sind eben die drei oben genannten Männer. Sie haben sich große Verdienste um den Meister erworben: Riemer und Eckermann als Herausgeber des Nachlasses, als Editoren der späteren Ausgaben. Wenn sie auch diese Aufgabe nicht mit der Umsicht und Peinlichkeit, nicht mit dem lichtvollen Geiste erfüllt haben, den die Vollstrecker eines solchen Amtes hätten besitzen müssen: sie waren jedoch fleißig und gaben sich Mühe in dem ihnen aufgetragenen Geschäfte.

Riemer, der seit 1803 Augusts Erzieher gewesen, dann Gymnasiallehrer, endlich Bibliothekar wurde, war Jahrzehntelang als Vorleser, Schreiber, Mitarbeiter tätig. Mit ihm besprach der Alte jeden Aufsatz, ihm übertrug er jedes Werk zur Durchsicht, manches auch zur selbständigen Bearbeitung. Nach Goethes Tode hat er eifrig Briefe herausgegeben, Sprüche verzeichnet, die er in den Gesprächen gehört hatte, und veröffentlichte endlich (1846) ein großes Werk, in dem er alles zusammentrug, was er aus handschriftlichen Quellen und aus Gesprächen wußte, das fleißige Buch eines Kärrners, ebenso voll von neuen Mitteilungen wie von einseitigen und schiefen Urteilen.

Eckermann trat erst Jahrzehnte später in den weimarischen Kreis ein. Er hatte sich 1823 durch seine „Beiträge zur Poesie", durch sinnige und feine Bemerkungen über die Gedichte und andere Werke des Meisters empfohlen. Auf Grund dieses Buches wurde er zum Mitarbeiter ausgewählt und blieb viele Jahrzehnte in Weimar. Zu dem Geschäft der Herausgabe war er noch weniger geeignet als Riemer, aber er war allgemeiner gebildet als jener Stockphilologe, besaß naturwissenschaftliche Kenntnisse, ein gewisses weltmännisches Betragen, war von mächtiger Lust erfüllt, zu fragen und besaß ein unvergleichliches Geschick, das, was er hörte, zu buchen und zu verwerten. Die von ihm gesammelten und zuerst 1836 herausgegebenen „Gespräche", so ungenau sie auch oft in den Daten sind, so häufig sie Gedächtnisfehler des alten Goethe ver-



Joh. Peter Eckermann
Nach der Zeichnung von J. Schmoller

ewigen, so oft sie auch eigene Ansichten dem Sprechenden unterschieben, so selbstgefällig sie endlich das eigene liebe Persönchen in den Vordergrund stellen, so haben sie außerordentlich viel dazu beigetragen, Goethe auch in solchen Kreisen heimisch zu machen, denen die Werke zu schwer waren und haben vielleicht zuerst gelehrt, in dem großen Dichter auch die mächtige, anziehende herzgewinnende Persönlichkeit zu lieben.

Nicht so verdienstvoll waren die von dem Kanzler Müller schlicht und ohne jeden schriftstellerischen Anspruch aufgezeichneten Gespräche, die übrigens erst Jahrzehnte, nachdem Eckermanns Sammlung veröffentlicht und allgemein verbreitet war, im Druck erschienen. Dieser hohe Beamte, der in seiner amtlichen Tätigkeit seit 1806 sich große und bleibende Verdienste um den weimarischen Staat erwarb, erfreute sich mit seinem durch feinere Umgangsformen geglätteten Wesen, mit seiner Anpassungs-

Bürgerpflicht.

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier,
Ein jeder übe seine Lection,
So wird es gut im Rathe stehn.

Weimar d. 6. März 1832 JWvGoethe

Spruch Goethes Bürgerpflicht
Nach der eigenhändigen Niederschrift Goethes. (Hirzelsche Sammlung, Universitäts-Bibliothek, Leipzig.)

fähigkeit allgemeiner Beliebtheit, so daß ein Zeitgenosse 1827 von ihm sagte: „In diesem rastlosen Geiste steckt eine Legion von Geschäftsmännern und Hofleuten, von Dichtern und Courmachern. Er ist einer der ungewöhnlichsten Menschen, die es gibt und für Weimar wahrhaftig einzig und unschätzbar". Aber er war dem Meister jedenfalls der Unangenehmste. Die beiden anderen fühlten sich als Untergebene, er dagegen spielte den gleichstehenden Genossen; seine Geschwätzigkeit, Empfindlichkeit, sein täppisches Hineinmischen in viele Angelegenheiten, die ihn gar nicht oder wenig angingen, zogen ihm heftigen Tadel zu. Werden bei Riemer und Eckermann die kleinen Charakterfehler und ihre geistige Minderwertigkeit, durch bleibende Verdienste aufgewogen, so wird bei dem großsprecherischen Kanzler, das wenige Gute, das er dem Meister erwies, in den Schatten gestellt durch die sorglose Art, in der er den Nachlaß verwaltete, durch die Unverfrorenheit, mit der er die Schriftstücke des einzigartigen Archivs fast als die seinigen betrachtete und durch den Hang, in sich einen Gleichstehenden, womöglich einen Nachfolger des Unvergleichlichen zu sehen.

Trotz ihres großen Fleißes kann man in diesen drei Helfern würdige Gefährten des Meisters nicht sehen. Selbst unproduktiv, konnten sie den, mit dem ein beneidenswertes Glück sie vereinigte, nicht genugsam fördern,

Gestern Vormittags halb Zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Grofsherzogl. Sächsische wirkliche Geheime-Rath und Staatsminister

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,

nach kurzem Krankseyn, am Stickflufs in Folge eines nervös gewordenen Katharrhalfiebers.

Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 23. März 1832.

OTTILIE, von GOETHE, geb. von POGWISCH, zugleich im Namen meiner drei Kinder, *WALTHER*, *WOLF* und *ALMA* von GOETHE.

Todesanzeige Goethes

sie wußten ihm nur abzugucken, „wie er sich räusperte und spuckte", aber gleichstehende Weggenossen wie Herder und Schiller gewesen, liebevolle Begleiter wie Zelter und Meyer, die sich selbst aufgaben, um dem Großen zu dienen, waren sie in keiner Weise. Darum fühlt der Betrachter ein tiefes Gefühl des Mitleids, wenn er die Altersepoche Goethes überblickt: der große Dichter stand aufrecht und frei, voll Jugendlichkeit und Aufnahmefähigkeit da, aber er stand da, wie ein Riese unter Zwergen.

Bis in den März 1832 fühlte der Meister sich körperlich wohl und geistig völlig frisch. Noch am 11. März schrieb er an Zelter: „Sieh mich dagegen an, der ich hauptsächlich in der Vergangenheit, weniger in der Zukunft und für den Augenblick in der Ferne lebe und denke dabei, daß ich nach meiner Weise ganz wohl zufrieden bin." Am 15. März wurden vier gehaltreiche Briefe abgeschickt, am 17. ein ausführliches, hochbedeutendes, durch eine der wichtigsten Stellen über „Faust" ausgezeichnetes Schriftstück an Wilhelm v. Humboldt gesandt. Am 14. und 15. empfing er die üblichen Besuche des Großherzogs und der Großherzogin, noch in den Tagen vom 10. bis zum 15. war der letzte Gast von auswärts, Siegmund v. Arnim, Bettinens zweiter Sohn, ein häufiger Gast bei ihm; er empfing folgende Verse, eine Art Lebensprogramm, die letzten Verse, die der Greis dichtete:

Ein jeder kehre vor seiner Tür,
Und rein ist jedes Stadtquartier;
Ein jeder übe seine Lektion,
So wird es gut im Rate stohn.

Die Lektion des Unermüdlichen war ausgeübt. Schon am 16. lautet die letzte Eintragung im Tagebuch: „Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht."

In der Nacht vom 15. auf den 16. war der Zweiundachtzigjährige von einer starken Erkältung ergriffen worden. Körperliche Mattigkeit vereinte sich mit resigniertem Wesen, das sich wie in den letzten Jahren schon oft in dem Ausruf kundgab: „Wenn man kein Recht mehr hat zu leben, so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt."

Die nächsten Tage schienen infolge von gutem Schlaf und wohltätigem Schweiß besser zu sein, so daß der treue Arzt Vogel hoffte, die Gefahr sei überwunden. Da trat am 20. eine starke Verschlimmerung ein: der Kranke litt unter Frost und Beklemmungen, der Puls ging ungemein lebhaft. Am 22. März, einem verhängnisvollen Tage — am 22. März 1819 war Voigt gestorben, am 22. März 1825 das Theater abgebrannt — fühlte sich Goethe sehr krank. Er konnte nicht mehr im Bett liegen, sondern mußte im Armstuhl ruhen, aus dem er sich nur selten mit großer Mühe erhob. Als er das Datum erfuhr, dachte er nicht an die schweren Ereignisse, die auf diesen Tag getroffen waren, sondern an den Anfang des Lenzes und rief aus: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns dann um so eher erholen." Bald darauf verwirrte sich sein Geist. Er verlangte zu essen, aber er vermochte nichts mehr bei sich zu behalten. Nur Ottilie war in dem entscheidenden Augenblick bei ihm — am 22. März 11½ Uhr. Er ist nicht mit einer großen Phrase aus der Welt geschieden; die Worte: „Mehr Licht", die ihm von begeisterten Verehrern zugeschrieben wurden, die ihn damit zu erhöhen meinten, wurden nicht von ihm gesprochen; das letzte Vernehmliche, das er äußerte, war an die Schwiegertochter gerichtet, ein liebevoller Dank für die treue Pflege, eine zärtliche Bekundung seiner Liebe: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen."

Dann entschlief er sanft. Die weimarische Zeitung fügte der Trauernachricht hinzu: „Er entschlief; so trug die Welle Odysseus schlummernd an das Ufer seiner Heimat." Die Todesnachricht der Hinterbliebenen schließt mit den Worten: „Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns."

So endete Goethe.

Der getreue Eckermann berichtete: „Am anderen Morgen nach Goethes Tode ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender. Tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhabenen, edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu

hegen: der Körper lag nackend in ein weißes Bettuch gehüllt ... Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Kraft dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir."

Die Zeit seiner Unsterblichkeit hub an. Denn auch auf Goethe kann man das Wort anwenden, das er seinen Faust sprechen läßt:

> Es kann die Spur von meinen Erdetagen
> Nicht in Äonen untergehn.



Goethe im Tode

Namen-Register.









